

FrauenWeisheiten

Wir Frauen der Grossmüttergeneration zeigen, wer wir sind
und äussern uns zu dem, was uns beschäftigt

Der Newsletter «Frauenweis(s)heiten» erscheint zehnmal jährlich
jeweils am 15. des Monats.

In den ersten drei Jahren haben wir:

- Frauen der GrossmütterGeneration mit ihrem Leben, ihren Zielen und Anliegen öffentlich sichtbar gemacht,
- veraltete Bilder der heutigen GrossmütterGeneration aufzubereiten versucht,
- gesellschaftliche und politische Entwicklungen sowie Vorstellungen über das Alter hinterfragt und Veränderungen angeregt.

Dieses Jahr befassen sich die zehn Ausgaben des Newsletters mit dem Thema **50 Jahre Frauenstimmrecht**.

- Wir stellen wie bisher eine Frau der GrossmütterGeneration vor und fragen sie nach ihrem Bezug zu Frauenstimmrecht und Frauenpolitik.
- Wir reflektieren aufgrund unserer persönlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Erfahrungen, was sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre in verschiedenen Sach- und Fachgebieten verändert hat.
- Wir sind im Gespräch mit jüngeren und älteren Frauen und fragen, was sie mit dem Jahr 1971 verbindet und was ihnen in Zukunft wichtig ist.

Wir freuen uns, wenn Sie unseren monatlichen, elektronischen Brief lesen und im Sinne der Vernetzung ihn auch Menschen verschiedener Generationen empfehlen.

Das Team der Frauenweis(s)heiten

Frauenweis(s)heiten im Januar 2018

Neue Post von der GrossmütterRevolution

Mit diesem Newsletter möchten wir Frauen der Grossmütter-Generation ein Gesicht geben. Wir zeigen auf, wie die unterschiedlichen Frauen ihre bewegten Leben bewältigt haben und ihr Älterwerden erfahren. Wir berichten wir über das, was uns beschäftigt und äussern unsere Meinung zu aktuellen Themen. Neben uns Initiantinnen werden auch andere Autorinnen der Grossmütter-Generation zu Worte kommen.

Wir freuen uns, wenn Sie diesen Newsletter auch künftig lesen und im Sinne der Vernetzung an Menschen verschiedener Generationen weiterleiten.

Die Arbeitsgruppe Frauen-Weis(s)heiten

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Weil ich ein Mädchen war



Foto und Text: Bernadette Kurmann

Katharina Graber-Bieri ist 86 Jahre alt. Mit vier Wochen wird sie von ihren Eltern weggegeben. «Weil ich ein Mädchen war», mutmasst sie. Im Gegensatz zu ihr durfte der Bruder bis zur Einschulung daheim bleiben. Der Verdacht erhärtet sich, als Katharina selber Mutter wird. Bei einem Besuch sagt ihre Mutter: «Schade, dass es ein Mädchen ist. «Do hetts mier taget.» Die Aussage der Mutter bohrt sich tief in die Seele ein. Das Kind kommt in die gottergebene, aber bösertige Umgebung ihrer Grossmutter. Von ihm wird erwartet, dass es seinen Lebensunterhalt verdient. Die staatliche Aufsicht fehlt, weil Käthi innerhalb der Familie lebt. Das Kind arbeitet von klein auf hart und erfährt physische und psychische Gewalt. Nach fünfzehn Jahren kommt die Erlösung. Die junge Frau geht in die Fremde und erfährt zum ersten Mal in ihrem Leben Liebe. Dieses Quantum Menschlichkeit befähigt sie, ihren eigenen sieben Kindern eine liebevolle Mutter zu sein.

FrauenWeisheiten

Katharinas Eltern arbeiten und haben ein Auskommen. Es gibt keine existenzielle Not, um das Kind wegzugeben. Dennoch bringen sie es bald nach der Geburt zu den Grosseltern. Dort sitzen zehn bis zwölf Personen am Tisch, und Grossmutter führt das Zepter. Sie verteilt nach dem Morgenessen die Arbeiten. Auch Käthi packt zu, sobald sie gehen kann: wischt den Boden, wäscht Kleider, sucht Tannzapfen im Wald. Wenn sie älter ist, bringt sie die Milch in die Käserei und hilft auf dem Feld. Das Mädchen geht gerne zur Schule, lernt leicht und ist traurig, wenn sie am Mittag wieder daheim ist: «Kaum streckte ich die Nase zur Türe hinein, hatte ich wieder Arbeit am Hals.»

Fromm und lieblos

Die Erwachsenen kiefeln ständig und schimpfen, wenn Käthi zu spät von der Schule kommt, eine Arbeit nicht richtig ausgeführt ist. «Alli hend am mier omedokteret.» Will heissen, alle haben dem Kind Befehle erteilt und es geschlagen. «Schlag sie grad z’Tod, de semmer sie los», hört sie einen Onkel sagen. Einmal liegt das Mädchen wegen einer starken Grippe zwei Wochen im Spital. Wieder zurück, soll es das Tischgebet sprechen. Das Kind erinnert sich nicht mehr an den genauen Wortlaut. Zur Strafe kommt sie in den Saustall und auch das Nachessen fällt aus: «Ich hatte solche Angst und habe geschrien wie am Spiess. Niemand hatte Erbarmen.»

Was Katharina Graber-Bieri bis heute beschäftigt, ist die Doppelmoral ihrer Verwandten. «Die taten so fromm und waren so lieblos. Die ganze Zeit sind sie zu einem Sektenprediger gerannt.» Aus Neugierde geht sie einmal mit. In der Stube ist ein Körbchen aufgestellt. Katharina staunt über die vielen Nötli. «Man muss sich mal vorstellen. Die Leute verdienten kaum etwas und hatten Nötli gespendet.» Die Kollekte ist noch nicht beendet, als der Prediger die Noten zur Sicherheit in seinen Hosensack stopft und den Korb wieder hinstellt.

Alles war ihnen wichtiger als ich

Käthi kennt ihre Eltern; sie wohnen ein paar Kilometer entfernt. Manchmal ist sie dort zu Besuch. Dann behandelt sie die Mutter wie Luft, findet kein liebes Wort für ihre Tochter. Vater arbeitet als Knecht im Nachbardorf und weiss genau, wann auf dem Hof der Grossmutter ein Kalb geboren wird. Dann taucht er auf, spricht mit dem Kälbli, tätschelt es, kratzt seine Nase. Käthi stellt sich zu ihm in der Hoffnung, auch eine Zärtlichkeit zu bekommen. «Ich habe gedacht, dass er vielleicht sali sagt, ja, mir vielleicht ein Müntschi gibt. Das Kalb war ihm wichtiger. Ihm war alles wichtiger als ich.» Als sie die 4. Klasse besucht, zieht auch der Bruder zur Grossmutter. Eine enge Beziehung zwischen den Geschwistern entsteht nie. Er wird von der Grossmutter bevorzugt und

FrauenWeisheiten

muss weniger arbeiten als sie. Katharina wusste damals nicht, dass die Eltern für ihren Bruder ein Kostgeld bezahlen. «Jeden Samstagmittag packte er den Rucksack und durfte heimgehen. Ich blieb zurück.»

Trost in der Welt der Bücher

Trost in dieser rauen Welt bringen Käthi die Bücher. Im Winter, wenn es auf den Höfen weniger Arbeit gibt, verteilt der Lehrer Bücher an Kinder, die gerne lesen. Käthi leiht sich jeden Samstag eines aus. Eine Woche später bringt sie es zurück und nimmt ein Neues mit. Käthi ist eine Leseratte. Ihre Lieblingsautorin ist Elisabeth Müller, Pfarrers-tochter von Langnau und spätere Lehrerin in Lützelflüh. Käthi liest all ihre Bücher: Vreneli, Theresli, Das Schweizerfähnchen, Die sechs Kummerbuben. «Im Sommer war das Ausleihen verboten, weil die Kinder arbeiten sollten. Ich verstehe nicht, warum mir der Lehrer nicht trotzdem ab und zu ein Buch zugesteckt hat. Er wusste doch, wie gerne ich las.»

Ausbildung, Heirat und sieben Kinder

Schneiderin sollte Käthi werden, das hatten Grossmutter und die Tanten längst entschieden. Die junge Frau ist bis heute dankbar für diesen Entscheid. Ihre Lehrmeisterin ist gut zu Katharina. Zum ersten Mal in ihrem Leben erfährt sie Liebe und fühlt sich geschätzt und aufgehoben. «Dank ihr war ich später in der Lage, Liebe an meine Kinder weiterzugeben.» Ihr Ehemann ist 15 Jahre älter, von Beruf Schmid, gutmütig, aber streng und nach alter Väter Sitte. Katharina ist glücklich in der Ehe. In zehn Jahren kommen sieben Kinder zur Welt. Obwohl die Familie nicht auf Rosen gebettet ist, gelingt es dem Ehepaar, im Berner Seeland ein Häuschen zu kaufen und später sogar auszubauen. Katharina ist Arbeit gewohnt. Als gelernte Schneiderin näht sie die Kleider für ihre Kinder und eine grosse Kundschaft. Eines Tages klagt sie, dass sie die viele Näharbeit kaum mehr schaffe. Ihr Mann antwortet knapp: «Du weisst, dass wir das Geld brauchen.»

Bald ein Dutzend Kinder?

Nach dem siebten Kind findet Katharina, dass die Familie jetzt komplett sei. Der Frauenarzt meint: «So, wie ich das beurteile, haben sie bald ein Dutzend Kinder. Sagen Sie Ihrem Mann, er soll vorbeikommen.» Der Arzt rät ihm, sich unterbinden zu lassen: Dieser tut sich schwer. An einem Wochenende lässt er sich schliesslich operieren; am Montag erscheint er wieder zur Arbeit. «Wenn das ausgekommen wäre, hätte er sich gedemütigt gefühlt.» Aber er hat es machen lassen, und Katharina war dankbar. Das Ehepaar spricht nie mehr darüber. Mit 78 Jahren stirbt ihr Mann an einem Hirnschlag.

FrauenWeisheiten

Die beste Zeit des Lebens

Ihre traurige Kindheit hat Katharina überwunden. «Später meinte es das Leben gut zu mir.» Sie ist stolz darauf, dass sie trotz ihrer schlechten Startbedingungen eine gute Mutter sein konnte. Aus ihren sieben Kindern sind wunderbare Menschen geworden, und alle haben einen guten Beruf gelernt. Sie freut sich und nimmt regen Anteil an den 13 Grosskindern und zwei Urgrosskindern. Katharina lebt mit Alfred in einer Wohn-gemeinschaft in ihrem Haus. Sie sind alte Bekannte und Freunde und sorgen für-einander. Das Schicksal hat sie zusammengebracht: Alfred wurde wie sie als Kind von den Eltern weggegeben. Beide finden, sie durchleben im Moment die beste Zeit ihres Lebens. Manchmal packt Katharina die Wut, dann möchte sie ihren Eltern die Leviten lesen: «Sie haben mich weggegeben, weil ich ein Mädchen war. Das tut bis heute weh.»

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Aktuell wie vor 50 Jahren: Aufbruch für eine solidarische Welt

Monika Fischer

Eine leise Wehmut erfasst mich, wenn ich von der 68er-Bewegung höre und lese. Vom damaligen Aufbruch vieler jungen Menschen und insbesondere der Frauen verbunden mit der Forderung nach Gleichberechtigung und Freiheit. Vom engagierten Einsatz für eine andere, eine solidarische Welt.

In meinem Leben stand damals ganz anderes im Vordergrund. Für mich war 1968 das Jahr meiner ersten Heirat. Das Zusammenleben mit einem Mann im Konkubinat war damals noch verboten, ja auf dem Land undenkbar. Ich war jung, verliebt, unerfahren, naiv und machte mir keine grossen Gedanken über die Zukunft.

Schon auf dem Standesamt gingen mir die Augen auf. Ich bestand darauf, meinen Familiennamen zu behalten. Der Standesbeamte meinte trocken: «Das kannst du schon, deine Unterschrift ist einfach nicht gültig.» Ich verfolgte die Aufbrüche in den Städten und war entschlossen, aus meinem Leben auf dem Land das Beste zu machen.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich ein gesundes Selbstbewusstsein. Als erste Enkelin nach sechs Enkeln hatte ich in der Familie und insbesondere bei meinem Gross-

FrauenWeisheiten

vater einen besonderen Stellenwert. Ich lernte rasch und war eine gute Schülerin. Zudem hatte ich als Lehrerin die genau gleiche Ausbildung wie mein Mann. Gleichberechtigung war für mich selbstverständlich.

Das Aufwachen in der Realität war hart. Vor meiner Schulklasse stehend konnte ich es nicht fassen, dass alle die unterschiedlich begabten Buben später über mich und die Mädchen bestimmen konnten. Bei Lehrerüberfluss musste ich als Doppelverdienerin zu Hause bleiben. Obwohl ich später wegen häufiger Abwesenheit des Ehemannes allein für den Hausbau zuständig war, wurde ich nicht ernst genommen. Stets wurde nach dem Mann und seiner Unterschrift gefragt. Im engen Familienkreis bekam ich zu hören, ich sei keine normale Frau, weil ich mehr wollte als Hausfrau und Mutter zu sein.

Diese und viele weitere Erfahrungen der fehlenden Gleichberechtigung prägten meinen persönlichen Aufbruch. Oft fühlte ich mich in meiner ländlichen Umgebung unverstanden und einsam. Doch fand ich immer wieder Gleichgesinnte im Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Das Mitmachen in einer unabhängigen Frauengruppe, die Arbeit in einem Frauenverband, die weltweite Frauenbewegung und insbesondere der Kampf der schwarzen Frauen bestätigten und motivierten mich auf meinem Weg.

Bei der GrossmütterRevolution traf ich Frauen aus der ganzen Schweiz, die auf verschiedenen Wegen ähnlich unterwegs waren. Frauen, die auf Umwegen und häufig allein ihren Weg suchen mussten. Frauen, die aktiv die 68er-Bewegung mitgestaltet hatten und sich seither unermüdlich für dieselben Anliegen einsetzen. Denn wohl wurde Vieles erreicht. Anderes, zum Beispiel die Bedeutung und Anerkennung der Care- resp. Sorgearbeit, lässt noch immer auf sich warten.

Nein, wir sind nicht müde geworden, uns seit fünfzig Jahren für eine andere, für eine solidarische Welt einzusetzen! Für eine Gesellschaft, in der nicht nur die Leistung und das Geld zählen. Für Rahmenbedingungen, die allen Menschen unabhängig von Gesundheit und Leistung ein gutes Leben ermöglichen. Für eine Gesellschaft, in der die so oft hochgelobte Sorgearbeit für Kinder, für behinderte, kranke, alte, geflüchtete Menschen den Stellenwert hat, den sie verdient. In der die Menschen, die diese Sorgearbeit ob freiwillig oder bezahlt leisten, die nötige Wertschätzung und Anerkennung erhalten.

Entgegen aller Resignation und Ohnmacht angesichts des aktuellen Weltgeschehens glaube ich fest daran, dass eine anderes, ein solidarisches Zusammenleben möglich ist.

FrauenWeisheiten

Dieser Glaube wird genährt durch Bewegungen wie die GrossmütterRevolution und andere Gruppierungen von Frauen und Männern, die mit ähnlichem Ziel unterwegs sind. Sie zeigen mir: Es bringt nichts, wenn ich meiner verpassten 68er-Bewegung nachtraure. Denn eine neue Bewegung, die den Menschen mit seinen Bedürfnissen ins Zentrum stellt, ist in unserer durch und durch ökonomisierten Gesellschaft nötiger denn je.

Schliessen wir uns zusammen, Alt und Jung, Frauen und Männer und wagen wir wieder neu den Aufbruch!

AKTUELL

Liebe Frauen der GrossmütterRevolution

Bernadette Kurmann

Die Arbeitsgruppe «Frauen-Weis(s)heiten» hat Post erhalten. Vier Frauen machen sich Sorge um die Abstimmung vom März 2018 über die No-Billag Initiative. Auch wir sind alarmiert und nehmen die Anregung auf.

«Wir wenden uns an Sie aus Sorge über die No-Billag-Initiative. Als Grossmütter mit 16 Enkeln wünschen wir uns, dass diese auch in Zukunft in den Medien vielseitig, objektiv und neutral informiert werden. Uns graut vor von Milliardären gesteuerten, nationalen Radio- und Fernsehprogrammen à la Berlusconi. Es wäre wunderbar, wenn sich die Grossmütter-Revolution gegen die No-Billag-Initiative einsetzen würde! Auf dass unsere Enkel in einem Land leben, in dem es weiterhin unabhängige Medienarbeit gibt. Mit den besten Grüssen. Verena Bigler, Christine Hänni, Lydia Salzgeber, Franziska Haldemann-Berger, Toffen»

Helft mit, No-Billag zu verhindern!

Frauen der Grossmütter-Generation sind eine der stärksten Konsumentinnen-Gruppe der SRG-Programme. Wir verlieren viel, sollte die No-Billag-Initiative durchgesetzt werden. Die SRG ist ein urschweizerisches Kunstwerk des demokratischen Zusammenlebens. Schaffen wir sie ab, ist das Kunstwerk unwiederbringlich verloren. Setzen wir uns deshalb gegen No-Billag zur Wehr: Für uns und unsere Kinder und Kindeskinde! Wahlfreiheit und Preissenkungen, wie von den Befürwortern behauptet, bringt diese Initiative nicht. Im Gegenteil: Folge ist ein Wildwuchs an teuren, gleichgeschalteten Kommerz-Medien.

FrauenWeisheiten

Schickt untenstehende Argumente gegen No-Billag (per Mail, Face Book, Twitter, Blog, Briefpost usw.) an eure Freunde, Bekannten, Töchter, und Söhne, Enkelinnen und Enkel im Abstimmungsalter. Bittet sie, in ihrem Umfeld das Gleiche zu tun.

Wichtige Argumente von unserer Seite

No-Billag – Angriff auf die Demokratie

Die Abstimmungsdemokratie in der Schweiz bedingt, dass sich Bürgerinnen und Bürger informieren. Die SRG garantiert die unabhängige und ausgewogene Informationsvielfalt: eine unverzichtbare Grundlage für unsere Demokratie. In Zeiten von Fake-News brauchen wir sie mehr denn je!

No-Billag – Angriff auf unseren Zusammenhalt

Die schweizerische Demokratie baut auf Zusammenhalt: zwischen Stadt und Land, den Regionen, Sprachen, Minderheiten usw. Die SRG verfolgt das Ziel des Zusammenhalts und ist damit urschweizerisch.

No-Billag – Angriff auf Unabhängigkeit

Kapital, Medienmacht und Politik in einer Hand bedrohen jede Demokratie. Die Schweiz braucht keine Medien der Millionäre, die einseitige politische und populistische Inhalte verbreiten. Die SRG ist eine öffentlich-rechtliche Institution mit einer Trägerschaft von 24 000 Mitgliedern. Sie ist in der Bevölkerung tief verankert, schafft Informationsvielfalt und unabhängige Meinungsbildung.

No-Billag – Angriff auf unser Portemonnaie

Radio und Fernsehen DRS kosten 1 Franken pro Tag; 1 Franken für eine qualitativ hochstehende, unabhängige Medienlandschaft. Schaffen wir sie am 4. März 2018 ab, sind kommerzorientierte Medien à la Pay-TV die Folge. Diese sind mit Sicherheit teurer.

Frauenweis(s)heiten im Februar 2018

Neue Post von der GrossmütterRevolution.

Bereits zum zweiten Mal erhalten Sie diesen Newsletter. Darin stellen wir wiederum eine Frau der Grossmütter-Generation vor. Wir schildern, was uns im Zusammenhang mit unserem alternden Körper beschäftigt und berichten über die Erfahrungen in einer aktuellen Ausstellung.

Unser Newsletter wird zehnmal jährlich um die Monatsmitte bei Ihnen eintreffen. Wir freuen uns, wenn Sie ihn auch künftig lesen und im Sinne der Vernetzung an Menschen verschiedener Generationen weiterleiten.

Die Arbeitsgruppe Frauen-Weis(s)heiten

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Der Newsletter Frauenweis(s)heiten wird von einer Arbeitsgruppe der Grossmütter-Revolution erstellt, die auch die Inhalte definiert und veröffentlicht. Frauenweis(s)heiten erscheint zusätzlich und unabhängig vom Newsletter der GrossmütterRevolution.

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Wenn das Ende nicht das Ende ist



Foto und Text: Monika Fischer

In der gemütlichen, mit Bildern und Büchern gefüllten Wohnstube in Basel erzählt Sylvia Frey Werlen (1945) von ihrem Leben. Am Rand der Stadt ist sie aufgewachsen. Ein Ereignis ist ihr besonders in Erinnerung geblieben. Als Jugendliche von ungefähr dreizehn Jahren durfte sie endlich in die Mansarde hinaufziehen und gewann so etwas Abstand von den Eltern. Im Schaukelstuhl sitzend liebte sie die Sicht aus dem Fenster auf ein riesiges Kornfeld. Daran denkt sie, wenn sie heute im Senegal auf dem Balkon ihres einfachen Rundhauses sitzt und ihren Blick über ein weites Feld schweifen lässt. «Es ist spannend, was sich da alles entwickeln wird. Es ist wunderbar, wenn sich die Kreise im Alter schliessen.» Sie erzählt von Badou, ihrem zweiten Mann. «Nun bin ich schon seit 15 Jahren mit einem Afrikaner verheiratet. Wir staunen beide, wie gut wir es so lange miteinander haben. Es ist beides, schwierig und bereichernd. Oft streiten wir heftig miteinander. Das ist gut. So können wir die Gefühle des andern besser spüren und miteinander Frieden machen.»

Leben mit allen Facetten

Das Interesse an anderen Kulturen begleitet Sylvia Frey Werlen seit ihrer Jugend. Aber das Studium der Soziologie und Ethnologie war ihr zu abstrakt. «Ich brauche zu den Theorien die ganz praktischen Erfahrungen im Alltag. Dieses erfahre ich nun in allen Facetten, 24 Stunden am Tag! Es tut uns beiden gut, dass mein Mann regelmässig ein paar Wochen zuerst allein in seiner alten Heimat weilt. Dann bin ich gerne allein – und doch vermisse ich ihn ganz rasch wieder.»

Viele unterschiedliche Erfahrungen haben ihr Leben geprägt und geformt. Nach dem zweiten Studium der Geschichte und Sprachen war sie einige Jahre Lehrerin. Mit besonderer Freude unterrichtete sie Kinder mit Behinderungen. «Die Direktheit und Spontanität der Kinder mit einem Down Syndrom berührten mich.» Ein weiteres Wirkungsfeld fand sie in der Erwachsenenbildung. Bei der Migros war sie ein paar Jahre für die Koordination der Kurse zur Lebenshilfe verantwortlich und baute danach die erste betriebliche Frauenförderungsstelle der Schweiz auf. «Mein Motto dabei war, nicht für, sondern mit den Frauen zu arbeiten. Ich hielt nicht einfach Vorträge. Vielmehr beschäftigten wir uns in Gruppen intensiv mit den Fragen und Anliegen der Frauen. Daraus entstanden zum Beispiel Redekurse und Projekte für den Wiedereinstieg.»

Wenn das Ende nicht das Ende ist

«Eine Karriere kannst du nachholen, die Zeit mit kleinen Kindern nicht.» Diesen Satz beherzigte sie nach der Geburt der Tochter und des Sohnes. Sie machte sich als Seminarleiterin und Supervisorin selbständig, um ihre Zeit freier einteilen zu können. Bei der Trennung von ihrem ersten Partner lernte sie, nicht bei Schwierigem stehen zu bleiben, sondern vorwärts zu schauen. Sie ist überzeugt: «In Engpässen des Lebens kann sich Neues entwickeln.» Ihre Erfahrungen reflektiert sie schreibend. Daraus entstand das Buch «Das Haus im Haus. Von Trennung und Scheidung und einer neuen Geborgenheit unter zwei Dächern». Dieses gab sie im Eigenverlag unter dem Motto «Wenn das Ende nicht das Ende ist» heraus. Auf ähnliche Weise verarbeitete sie im schmalen Band «Seelenfenster» das Sterben ihrer Eltern verbunden mit der Chance ihnen dabei neu zu begegnen. Neben Liebesgedichten veröffentlichte sie Gedanken über die Zeit ihrer Erschöpfung.

Eine schicksalshafte Begegnung

Denn irgendwann wurde ihr alles zu viel: die Familie, die Beratungen von Menschen und Gruppen, die Seminare mit ganz unterschiedlichen Teilnehmenden, die Mitarbeit bei Radiosendungen und daneben die persönlichen Erfahrungen mit Grenzsituationen. «Sechs Monate war ich weg vom Fenster.» So beschreibt sie ihren damaligen Zustand.

«Wege aus der Überlastung» hiess der Titel ihres ersten Seminars nach der Auszeit. Damals setzte sie sich auf eine Bank am nahen Fluss. Sie liebt Flüsse sehr. Dort begegnete ihr Badou das erste Mal. Der Kunstmaler aus Senegal war zu einer Ausstellung in St. Imier eingeladen worden und blieb danach länger in der Schweiz. Auch er liebt Flüsse. Er setzte sich neben sie auf die Bank und fragte sie vor dem Weggehen nach ihrer Telefonnummer. Auf ihre abweisende Antwort, sie habe genug Freunde, meinte er: «Aber nicht mich.» Das war der Anfang ihrer intensiven Beziehung. «Badou ist zwölf Jahre jünger als ich. Und doch wurde er vor mir Grossvater. Gemeinsam haben wir in unserer Patchwork-Familie drei schwarze und vier weisse Enkelkinder. Ich liebe Patchworkstoffe auch beim Nähen. Dabei wird Unterschiedliches zu einem Ganzen zusammengefügt.»

Natürliche Alltagsmedizin

Vor zweieinhalb Jahren war die Diagnose «Magenkrebs» für Sylvia Frey Werlen eine weitere Herausforderung. Nach der erfolgreichen Operation verzichtete sie auf die angeratene Chemotherapie. «Seither mache ich gute Erfahrungen mit meiner Alltagsmedizin. Ich achte sorgsam auf meinen Körper und auf das, was ihm guttut. Dazu gehören die regelmässigen Begegnungen mit meinen Enkelkindern, die Pflege der Pflanzen auf dem Balkon, das Nähen und Schreiben, die Bewegung beim Schwimmen, Velofahren und Ping-Pong-Spielen. Wenn ich müde bin, was häufig der Fall ist, lege ich mich hin und gönne mir die nötige Ruhepause.» Im Bewusstsein über die Unberechenbarkeit der Krebskrankheit ist sie zuversichtlich. Dabei hilft ihr der Glaube, der für sie immer wichtiger wird. «Es ist die Gewissheit, dass etwas da ist, was mein Leben weiter macht, etwas Wohlwollendes. In unserer Kultur nennen wir es Gott, mit dem wir eine persönliche Beziehung pflegen können.»

Leben und Erfahrungen teilen

Sylvia Frey Werlen ist überzeugt: «Es kann eine schwierigere Zeit auf uns zukommen. Da tut es gut zu lernen, auch mit weniger zu leben. Für mich führt ein möglicher Weg in Richtung Share-Ökonomie». Sie pflegt diese im Quartier seit Jahrzehnten. Mit einer Nachbarin teilt sie das Auto, einer anderen hütet sie regelmässig das Kind, mit einer weiteren wechselt sie ab beim Kochen des Mittagessens. Seit vielen Jahren teilt sie ihre Wohnküche mit zwei jungen Mitbewohnenden in den vermieteten Mansarden. Ihre Erfahrungen als Schlummermutter im Zusammenleben mit Menschen aus 13 Nationen teilte sie in 77 Kolumnen des Migros-Magazins mit einer grossen Leserschaft. Kreativ entwickelt sie mit ihrem Mann ein Projekt in Afrika. Mit einheimischen Handwerkern bauten sie ohne Einsatz von Maschinen in der Nähe des Meeres und eines traditio-

nellen Fischerdorfes ein einfaches rundes Haus. Dort möchten sie Interessierten aus Europa eine Mitwohn-Gelegenheit für einige Tage anbieten: ein Fenster zu Afrika.

Ein weiterer Kreis, der sich schliesst

«Ich bin gerne alt und bin dankbar, nicht mehr in der Berufsmühle zu stecken. Wie ich mich früher für und mit jungen Frauen einsetzte, mache ich nun bei der Grossmütter-Revolution mit und engagiere mich als alt gewordene Frau mit reifen Frauen. Wieder ein Kreis, der sich schliesst», lacht sie zufrieden. Sylvia Frey Werlen ist Mitglied der Kolumnengruppe und wird auch im neuen Newsletter schreiben. Sie denkt viel über die fragileren Seiten des Alters nach: Wenn unsere Kreise enger, aber auch durchsichtiger werden. Wie auch dann kostbares Neues wachsen kann.

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Hinschauen!

Bernadette Kurmann

Ich mag meine Fitnessstunden nicht. Ich gehe hin, weil ich etwas für meinen alternden Körper tun muss. Bei meinen stereotypen Übungen beobachte ich die Menschen an den Geräten. Sie lassen sich in grobe Gruppen einteilen: Da sind jene mit dem perfekten Body. Sie kommen, weil sie sich den schönen Körper erhalten möchten. Manchmal beneide ich sie. Da sind die Muskelmänner. Sie plagen sich ab und stöhnen beim Heben der Gewichte. Sie trinken Eiweissshakes und tragen hautenge Shirts. Ihr Ziel ist ein perfekter, muskulöser Body. Manchmal belächle ich sie. Dann gibt es diejenigen Fitnessbesucher, die viel zu viel Gewicht mit sich herumtragen. Sie brauchen Bewegung, und sie möchten Gewicht verlieren. Ich sehe sie oft nur ein paar Mal kommen. Sie tun mir irgendwie leid. Dann gibt es die sehr vielen alten Menschen, vor allem Frauen. Sie wissen, dass sie für ihre Beweglichkeit und ihre Muskelkraft etwas tun sollten. Es sind die fleissigsten und treuesten Besucherinnen des Zentrums. Ich fühle mich als eine von ihnen.

Der Anblick beelendet mich

Beim Umziehen in der Kabine begegne ich einer älteren Frau, vielleicht zehn, fünfzehn Jahre älter als ich. Sie kommt direkt aus der Dusche, ist splitternackt und wirkt selbstbewusst. Sie lacht mich an, grüsst freundlich und zieht an mir vorbei. Mein Blick streift

an ihrem Körper hinunter. Spontan wende ich den Blick ab. Nein, nicht aus Scham oder Pietät. Ich muss wegsehen, weil ich, was ich sehe, nicht aushalte. Der Körper der Frau ist alt geworden. Ihre Haut hängt an den Beinen hinunter wie ein viel zu grosser Strumpf. Der Anblick beelendet mich; der Grund für mein Wegschauen.

Ein unangenehmes Gefühl

«Schau hin», sagt meine innere Stimme. «Halte diesen Blick aus, er zeigt dir nicht weniger als deine eigene Vergänglichkeit.» Ich kenne das unangenehme Gefühl nur zu gut. Es befällt mich auch, wenn ich meine Schwester beobachte, wie sie sich mit ihrem havarierten Knie mühsam vorwärtsbewegt; wenn mein Bruder schreit, weil er nicht mehr gut hört. Es befällt mich, wenn Menschen – auch ich – nach Wörtern suchen, nach Namen, die ihnen nicht mehr einfallen wollen. Das Gefühl befällt mich, wenn ich bei Familienfesten erkenne, dass meine Schwägerinnen und Schwager immer älter und komplizierter werden. Auch dann, wenn die Gespräche mit Freunden sich nur noch um Krankheit und Gebrechen drehen.

Nichts für Feiglinge

«Altwerden ist nichts für Feiglinge», so der Titel eines Buches. Es ist tatsächlich feige, wenn ich den Blick abwende beim Anblick von Gebrechlichkeit. Wenn ich nicht wahrhaben will, was wir alle täglich sehen: Das Leben ist endlich. «Es ist noch nie jemand übrig geblieben», scherzte kürzlich eine Bekannte. Ich fand diese Aussage befreiend. Millionen von Menschen sind den Weg der Vergänglichkeit vor uns gegangen. Wir sehen Heerscharen von Menschen, die ihn täglich gehen. Und immer noch schreckt uns der Gedanke an unser Ende. Und dieses Ende kommt bestimmt, meist nicht auf einen Schlag. Es vollzieht sich langsam und leise und will bis zuletzt gelebt werden. Hinsehen braucht Mut, weil wir direkt betroffen sind. Schauen wir aber hin, dann lernen wir, unsere Vergänglichkeit allmählich zu akzeptieren. Das Ende wird selbstverständlich; es gehört zum Leben.

1968 – der Anfang vom Ende?

Bernadette Kurmann

1968: Nach 50 Jahren fragen wir uns, was die Bewegung gebracht hat: Für die einen war sie ein Aufbruch in eine neue Zeit, eine Befreiung von Autoritäten und sexuellen Vorschriften. Für die anderen war sie der Anfang vom Ende, die Auflösung von gesellschaftlich zentralen Werten. Wo sich einordnen? Die Ausstellung «1968» im Historischen Museum Bern bringt Orientierung. Sie zeigt ohne Lehrfinger, was die jungen Menschen von damals in Amerika und überall in Europa, ja auch in Zürich bei den Globuskravallen, bewegt hat. Für die ältere Generation ist es spannend, diese kurze Zeit zwischen 1965 und 1975 in Erinnerung zu rufen. Sie treffen auf viele «Déjà vu». Die junge Generation wird beim Hinausgehen ihre Eltern besser verstehen. Unbedingt hingehen!

Miefig und stickig

Ich stehe in einem Wohnzimmer, es ist eng, miefig und stickig: dunkle Tapeten, dunkles Holz, dunkle Teppiche am Boden, General Guisan an der Wand. Eine Enge umfasst mich. Ich ringe nach Atem, fühle mich wie in einem Schraubenzwinger und möchte den Raum fluchtartig verlassen. Unsere Begleiterin lässt die Gruppe in diejenigen einteilen, die sich in diesem Raum wohl fühlen und in die anderen, denen es hier nicht gefällt. Die Aufteilung ist interessant: Ein Drittel fühlt sich wohl – allesamt Männer; zwei Drittel – eine gemischte Gruppe – ist froh, den Raum wieder zu verlassen. Mein Mann war in der Männergruppe. «Was um alles in der Welt hat dich bewegt, dich für diese Seite zu entscheiden?» frage ich: «Ich fühlte mich wie früher zu Hause. Das war gut.» Ihm erging es wie vielen Jugendlichen. Auch sie reihen sich in der Regel in der Wohlfühlgruppe ein, weiss unsere Führungsperson: «Sie fühlen sich im Wohnzimmer wie bei Omi und Opa, und daran haben sie nur gute Erinnerungen.»

Sie wollten die Welt verändern

Zum Mitmachen lockt der Tanz der die jungen Menschen von damals. Auf den grossen Bildschirmen wirken sie glücklich, befreit, ekstatisch. Aber sie sind auch aufmüpfig: Sie demonstrieren, tragen Transparente, fordern Befreiung vom gesellschaftlichen Mief, von Autoritäten und sexueller Bevormundung. Sie wollen die Welt verändern, fordern Gerechtigkeit für alle, kämpfen gegen AKW und eine intakte Umwelt. Mit spektakulären

Ideen machen sie auf sich aufmerksam. Auf einem grossen Bild befestigt ein junger Mann die Vietnamfahne zuoberst auf den Münsterturm. Bunte, gestrickte «Peniswärmer» in Klein- und Grossformat sprechen vom witzigen, provozierenden Protest der Frauen gegen die sexuelle Bevormundung von damals. Am Woodstock-Konzert propagieren nackte Frauen- und Männerkörper gegen überkommene Familientraditionen und freie Liebe. Die Errungenschaft der Pille hatte einiges möglich gemacht.

Ein Segen für die Frauen

Was waren sie nun, die 68er-Jahre: Segen oder Fluch? Die Antwort ist – wie gesagt – Ansichtssache. An der Ausstellung wurde mir klar: Für die Frauen meiner Generation waren die 68er-Jahre ein Segen. Wir haben die Bewegung genutzt, um gleiche Rechte der Geschlechter und politische Mitsprache zu erkämpfen. Diese Forderungen hatten Frauen vor uns schon mehrmals gestellt und waren immer wieder zurückgedrängt worden. Dieses Mal konnten wir uns durchsetzen: Das Frauenstimmrecht wurde 1971 eingeführt, 1988 die Gleichstellung in der Ehe. Die Folgen waren signifikant, auch das zeigt die Ausstellung «1968» in Bern. Die Geburtenrate sank in den kommenden Jahren rasant, und entsprechend stark stieg die Scheidungsrate an. Der Anfang von allem Übel? Nicht für die Frauen: Den 68ern ist es zu verdanken, dass Frauen heute ein einigermaßen selbstbestimmtes Leben führen können. Eine wahre Errungenschaft!

Frauenweis(s)heiten im März 2018

Liebe Leserinnen und Leser

Bereits zum dritten Mal bekommen Sie unseren neuen Newsletter. Das Porträt erzählt von Weisheit und Lebensfreude in einem nicht ganz einfachen Frauenleben. Wie schaffen wir mit Würde den Schritt ins fragile Alter? Mit dieser Frage beschäftigt sich die Kolumne. Sind Kinder wirklich nur ein Ego-Projekt, für das der Staat nicht unbedingt aufkommen muss? «Aktuell» geht der Haltung hinter solchen Äusserungen nach. Unser Newsletter wird zehnmal jährlich um die Monatsmitte bei Ihnen eintreffen. Wir freuen uns, wenn Sie ihn auch künftig lesen und im Sinne der Vernetzung an Menschen verschiedener Generationen weiterleiten.

Die Arbeitsgruppe Frauen-Weis(s)heiten

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Der Newsletter Frauenweis(s)heiten wird von einer Arbeitsgruppe der Grossmütter-Revolution erstellt, die auch die Inhalte definiert und veröffentlicht. Frauenweis(s)heiten erscheint zusätzlich und unabhängig vom Newsletter der GrossmütterRevolution.

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«Die Zufriedenheit ist mir in die Wiege gelegt worden»



Foto und Text: Bernadette Kurmann

Gritli Schärer-Gamma (1946) erlebt eine lieblose Kindheit voller Arbeit im Kanton Uri. Sie ist der Sündenbock für alles. In der Haushaltungslehre findet sie vorübergehend Geborgenheit: Zum ersten Mal ist jemand lieb mit ihr. Ganz anders ist Tante Hedi vom Hotel Hirschen, wo sie bis zur Erschöpfung arbeitet und Schikanen erfährt. Gritli bricht aus und heiratet einen um zwölf Jahre älteren, bald kranken Mann. Ein paar Wochen später zieht die kranke und verbitterte Schwiegermutter in die Wohnung. Die junge Frau betreut nun zwei kranke Menschen und bekommt zwei wunderbare Kinder. Mit 35 Jahren ist Gritli Witwe. Sie will eigenständig bleiben und nie mehr heiraten. Sie putzt und wäscht, haushaltet für andere. Sie lernt die Liebe ihres Lebens kennen und verliert den Mann nach zehn Jahren. Kürzlich hat sie auch ihren Freund fürs Alter bis zum Tod betreut. Trotz allem hat die Frau ihren Lebensmut nie verloren. Wie sie das macht? «Du musst nicht auf andere schießen und mit dem zufrieden sein, was du bekommen hast.»

«Heute würde das Sozialamt den Eltern die Kinderwegnehmen», sagt Gritli Schärer-Gamma, wenn sie von ihrer Kindheit spricht. Die Grossfamilie mit Grossmutter, einem Onkel, den Eltern und neun Kindern wohnt auf einem Bauernhof auf rund 1000 Meter oberhalb Wassen. Die Familie ist nicht ganz arm, verdient sich aber den Lebensunterhalt mit harter Arbeit. Die Kinder arbeiten, sobald sie gehen können. Auf dem Schulweg tragen sie die Milch ins Tal; auf dem Heimweg den Abfall für die Schweine oder Lebensmittel auf den Berg.

Harte Arbeit und Gewalt

Der Zehnjährigen wird die Verantwortung für die Geissen übertragen. Im Sommer weiden sie am Berg. Gritli geht täglich 2–3 Stunden hoch, bringt die Tiere zurück in den Stall: Bei jedem Wetter, auch wenn's regnet, blitzt und donnert. Das Kind ist mutterseelenallein, meist in viel zu grossen Gummistiefeln unterwegs. Einmal beklagte es sich wegen schmerzender Blasen. Sie solle sich nicht so anstellen, antwortet die Mutter. Wenn die Schule im Herbst wieder beginnt, gibt es keine Entlastung. Bis der Winter einkehrt, steht das Mädchen in aller Frühe auf, geht zur Kirche, dann in die Schule. Am Mittag rennt es heim, isst, und schon wieder geht es zurück zur Schule. Am Abend sucht sie die Ziegen am Berg. Schlimmer als die viele Arbeit ist die Lieblosigkeit der Eltern. «Von Wärme, Fürsorge oder Liebe haben wir nichts gespürt.» Mutter ist böse zu Gritli, ausschliesslich zu ihr: Egal, ob das Kind etwas angestellt hat oder nicht, Mutter schlägt zu. Manchmal wird es der Grossmutter zu viel; sie stellt sich schützend vor das Kind. «Sie war so lieb zu uns.» Von Grossmutter erfährt sie jene Liebe und Wärme, die sie bei Mutter und Vater nie bekommt.

In der Fremde

Obwohl Gritli eine gute Schülerin ist, darf sie die Sekundarschule nicht besuchen. Sie hat Glück im Unglück und macht eine Haushaltungslehre in Wassen. Die junge Frau lernt alle Arbeiten eines Haushalts kennen: «Die Lehrmeisterin hat mir viel gezeigt und ich durfte wirklich viel lernen.» Dann schicken sie die Eltern zu Tante Hedi ins Restaurant Hirschen. Gritli soll jetzt Geld verdienen. Die Tante ist böse und fordert viel von ihren Angestellten. Im Sommer arbeitet die junge Frau von morgens sechs Uhr bis um Mitternacht. Die Tante schikaniert und beschimpft sie lautstark wegen jeder Kleinigkeit. Eines Tages hat Gritli genug und läuft davon. Der Vater befiehlt ihr, umzukehren und zur Arbeit zu gehen.

Heirat mit 21

Mit 18 lernt sie Hans kennen. «Ich glaube, das war aus Trotz. Ich wollte unbedingt wegkommen vom Hirschen.» Hans ist zwölf Jahre älter als Gritli, aber das stört nicht.

«Es war das erste Mal, dass ein Mensch mich in die Arme genommen hat.» Gritli ist 21-jährig, als sie sich verloben, und dann liegt Hans plötzlich krank im Spital. Der behandelnde Arzt beschwichtigt: «Das ist nicht schlimm, das kommt wieder.» Sechs Monate nach der Heirat ist Hans wieder im Spital, die junge Ehefrau im dritten Monat schwanger. Nun kommt die Wahrheit an den Tag: Hans wird nie mehr gesund. «Vor einem Jahr sprachen sie ganz anders», entgegnet Gritli. «Nun ist ihr Mann gut betreut und erhält Pflege.» Der Arzt hat bewusst gelogen.

Es wird zu viel

Drei Wochen nach der Heirat zieht die Schwiegermutter in die 4-Zimmerwohnung. Sie ist 75 Jahre alt und pflegebedürftig. Gefragt hat Gritli niemand. Sie nimmt sie auf und umsorgt sie. Die alte Frau ist unzufrieden und anspruchsvoll. Die Familie wächst: 1968 und 1970 kommen Sohn und Tochter zur Welt. Die Familie zieht um. Nun lebt die junge Frau an einem fremden Ort, betreut den kranken Ehemann, die pflegebedürftige, unzufriedene Schwiegermutter und zwei Kinder. Hans sondert sich ab, zieht sich immer mehr zurück und ist oft ungerecht. Ein halbes Jahr vor dem Tod bleibt er ganz zu Hause. Gritli spürt ihre Kräfte schwinden. Endlich wehrt sie sich: «Entweder geht deine Mutter oder ich.» Die Schwiegermutter akzeptiert den Entscheid. Gritli besucht sie wöchentlich im Altersheim, bis sie ein halbes Jahr nach ihrem Ehemann stirbt.

Geldsorgen und Verzweiflung

Gritli ist 35 Jahre alt und Witwe. Etwas über 3000 Franken hat sie auf ihrem Spargbuch, eigenes Geld von früher. Hans' Geld muss sie auf einer Bank für die Kinder anlegen und der Gemeinde Belege vorweisen. Die Renten für sie und die Kinder reichen gerade so zum Leben. Gritli findet eine Arbeit in einer Chemischen Reinigung und entscheidet, nie mehr zu heiraten. «Meine Eigenständigkeit war mir wichtig. Ich wollte nie wieder bevormundet werden.» Bald nach dem Tod des Ehemanns erhält die junge Frau zu allen Tages- und Nachtzeiten anonyme Telefonanrufe. Die Nerven rebellieren. Schliesslich ist sie völlig am Ende: Auf der Autobahn gibt sie Gas und steuert auf den Lastwagen zu. Im letzten Moment tauchen Bilder ihrer Kinder auf. Sie macht eine Vollbremsung. Nach zwei Jahren hört der Spuk auf. Sie erfährt nie, wer ihr das angetan hat.

Liebe des Lebens

Max ist die Liebe in Gritlis Leben. Er ist 37 Jahre älter als sie. «Das störte mich nicht. Er war sehr lieb und hat mich verwöhnt.» Irgendwann zieht er bei ihr ein. Geht sie arbeiten, kocht er. Für die Kinder ist er ein Vater. Gemeinsam gehen sie in die Ferien. Nach zehn Jahren stirbt Max mit 80 Jahren an einem Herzversagen. Für Gritli ein enormer Verlust. «Es ist jetzt 26 Jahre her, und ich vermisse ihn immer noch.»

Die Kinder haben die Ausbildung abgeschlossen. In den folgenden Jahren hat Gritli einige Bekanntschaften, doch nichts Ernstes. Sie wird Grossmutter, hütet wieder Kinder, und sie macht das gerne. Dann lernt sie Kobi kennen. Sie wollen im Alter füreinander sorgen. Beide bleiben in ihren eigenen Wohnungen. Dann wird Kobi krank. Gritli betreut nun zwei Haushalte und pflegt den Freund, bis auch er vor einem Jahr gestorben ist.

Einfach zufrieden

Gritli Schärer-Gamma hat fast ihr ganzes Leben lang für andere gesorgt, in anderen Haushalten geputzt. Den meisten bleibt sie Jahrzehnte lang treu. Sie ist zur Stelle, wenn sie gebraucht wird. Sie hat einen grünen Daumen. Mit Begeisterung sammelt sie Pilze, pflegt ihren Garten und verschenkt das Gemüse an Freunde und Bekannte. 72 Jahre ist sie inzwischen alt; und noch immer arbeitet sie. «Mir wäre sonst langweilig.» Das mühsam verdiente Geld gibt sie sorgfältig aus. Aber immer reicht es, um auch anderen eine Freude zu bereiten. Gritli Schärer-Gamma ist keine Frau, die hohe Erwartungen ans Leben stellt. «Ich bin einfach zufrieden, mit dem was ich habe. Ich habe nie etwas anderes gekannt. Die Zufriedenheit ist mir in die Wiege gelegt worden.» Gritli strahlt.

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Die Revolution nach innen oder Entdeckungen hinter der Müdigkeit

Wer sich nichts schenken lässt hat nichts zu lachen.

Sylvia Frey Werlen

Eine Nachbarin hat mir erzählt, dass Marco, ihr Mann, und sie sich so gefreut hätten, als sie endlich wieder einmal zusammen an ein Jazzkonzert gehen konnten. Mama wollte an dem Abend kommen und die Kinder hüten. Die beiden freuten sich auch darauf, nach dem Konzert noch einen Moment zusammen zu sitzen und einen Martini zu trinken. Ein Martini hatte sie doch vor so vielen Jahren in einer Jazzbar zusammengeführt. Marco würde dann Mama mit dem Auto nach Hause bringen.

Kaum war nach dem wunderbaren Konzert der Applaus verklungen und kaum waren sie aufgestanden, da klingelte das Handy. Es war Mama. Wann sie endlich kommen würden. Sie gehe jetzt aufs Tram.

Aber..., sie hatten doch... Mama hatte schon aufgehängt.

Als sie den Martini Martini sein liessen und nach Hause kamen, stand Mama schon im Mantel da.» Ich bring dich jetzt mit dem Auto nach Hause», sagte Marco.» Nein, nein, nicht nötig,» sagte sie mit schmalen Lippen. Und schon war sie verschwunden.

Er hatte keine Chance, ihr etwas auf seine Art zu schenken, das Heimbringen mit dem Auto.

Dazu hat mir auch mein Sohn etwas beigebracht:

Mein Sohn und ich machen zweidreimal pro Jahr ein Sofaessen. Ich habe dann einige feine Sachen gekocht, die auf dem Stubentisch stehen. Wir zwei liegen wie die alten Römer je auf einem Sofa und haben endlich Zeit uns zu erzählen, wo wir gerade stehen, was uns beschäftigt. Das sind für mich kostbare Abende.

«Weisst du», sagt Andri, «manchmal ist es in der letzten Zeit mit dir so entspannt und herzlich. Aber manchmal kommst du so in etwas Angestregtes hinein. Du bisch denn so am umefuerwärke. Du gibst dann so durch, was ich und auch meine Schwester jetzt alles machen müssen und auch noch wie. Das stellt mir dann ab. Ich schaue ja gerne zu dir, aber ich will es auf meine Art machen können. Sag doch einfach, was Sache ist, dann suchen wir zusammen eine Lösung. So wie letzten Donnerstag, als du wegen den Hustenanfällen nicht schlafen konntest. Da hast du unsere Kleine nicht geholt mit dem Tram, weil du jeweils zweimal umsteigen musst. Yasmine (meine Schwiegertochter) hat sie dir gebracht.»

Sag doch einfach was ist. Wie wenn das einfach wäre! Dazu stehen, dass meine Kräfte langsam abnehmen, dass ich fragiler werde, eine gwagglige alte Frau?

Da kommt bei mir rasch die Angst: Dann organisieren sich die Jungen anders, mit mehr Krippentagen. Und ich verliere etwas vom Kostbarsten, die Stunden mit den Kleinen, die Entdeckungen mit meinen Enkelkindern. «Tu nicht so», sag ich dann zu mir, «du musst es eben bringen. Beiss die Lippen zusammen. Und los!»

Werden wir kämpferischen Grossmütter zu einer Generation von alten Frauen mit

schmalen Lippen? Frauen, denen nicht zu helfen ist? Wie schaffen wir mit Würde den Schritt ins letzte fragile Lebensalter?

Im Wort Würde steckt lat. *vertere* = umdrehen. Und im Wort Revolution steckt etwas Ähnliches lat. *volvere* = drehen. Wenn es uns gelingt, zu unserer Fragilität ja zu sagen, dann kann sich in uns etwas umdrehen. Dann kann daraus etwas Neues wachsen. Etwas, was uns eine stille Kraft gibt auf unserem letzten Wegstück nach Hause.

Würde kommt von umdrehen, aus Schwierigem wird Würde. Es gibt neben der Revolution nach aussen, auch eine (R)evolution nach innen...

AKTUELL

Wahlmonat März: Drehen an Ort

Bernadette Kurmann

Die Welt dreht sich um die eigene Achse. Diese Erkenntnis habe ich fast jedes Jahr im März, wenn der Wahlmonat vor der Türe steht. Immer wieder das gleiche Prozedere: Frauen werden vor der Wahl in Frage gestellt und persönlich verunglimpft. Männer werden gewählt, weil sie für politische Aufgaben wie ein Naturgesetz prädestiniert sind.

Empörung vor 25 Jahren

Im Radio höre ich von Christiane Brunner. Vor fünfundzwanzig Jahren war sie als Kämpferin für die Sache der Frau zur Bundesratswahl angetreten. Sie provozierte, war angriffig und hielt mit kecken Sprüchen nicht zurück. In den Wochen vor der Bundesratswahl begann eine eigentliche Schlammschlacht gegen sie. Von Nacktfotos war die Rede. Nicht die bewährte Gewerkschaftsführerin und Nationalrätin stand im Zentrum der Debatte, sondern ihre einfache Herkunft, ihre Patchwork-Familie und ihr äusseres Erscheinungsbild. Schliesslich wählte die bürgerliche Mehrheit nicht die vorgeschlagene Kandidatur der SP, Christiane Brunner, sondern eine Person nach ihrem Gusto: Wen wundert's, einen Mann. Ein Aufschrei der Empörung ging durch die Schweiz. Unter Druck erklärte der gewählte Mann, die Wahl nicht anzunehmen. In aller Eile wurde Ruth Dreyfuss neben Christiane Brunner, die sogenannte Zwillingsschwester, aufgestellt. Am Wahltag standen 10 000 Männer und Frauen auf dem Bundesplatz: Sie verlangten nach einer Bundesrätin. Diesem Druck der Bevölkerung

musste das Parlament nachgeben. Ruth Dreyfuss wurde gewählt. Die Frauen er-
wachten aus ihrem Dornröschenschlaf und forderten den Zugang zu weiteren öffentli-
chen Ämtern, zu Parteien und Verbänden. In den kommenden Jahren stieg der Frauen-
anteil in Politik und Wirtschaft an.

Déja vu März 2018

Ich lese in den Zeitungen von Barbara Bär, die im Kanton Uri nach dem Anciennitäts-
prinzip zur Frau Landammén gewählt werden soll. Von ihrer Partei, der FDP Uri, wird
sie nur unwillig portiert, was die SVP im Kanton Uri veranlasst, wiederum eine Art
Schlamm-schlacht zu initiieren. Ihre Führungsqualitäten und ihr Kommunikationsver-
mögen werden in Frage gestellt. Dabei hat die Frau ein lange Karriere vorzuweisen:
Jugendrichterin, Sozialvorsteherin, Gemeindepräsidentin von Altdorf. Vor vier Jahren
wurde sie in den Urner Regierungsrat gewählt. Ihr Abstimmungsresultat war denn auch
ernüchternd; in der Folge zog sie sich aus dem Wahlkampf zurück.

Ich kenne die Fähigkeiten von Barbara Bär nicht. Aber die Frage sei erlaubt: Warum
sind es immer wieder Frauen, denen Fähigkeiten abgesprochen werden? Wurde
Bundesrat Schneider-Ammann wegen seiner Kommunikationsschwäche nicht wieder-
gewählt? Oder sind die Führungs- und Kommunikationsfähigkeiten von Ueli Maurer,
Buchhalter mit KV Diplom, oder Guy Parmelin, Landwirt und Winzer, je hinterfragt
worden? Nein, Männer scheinen für solche Aufgaben von Natur aus prädestiniert.

Kaum Protest

Nach dem Rückzug von Barbara Bär gab es wenig Protest. Kaum jemand hatte sich für
sie eingesetzt. Im März wurde bekannt, dass die Zahl der Frauen in Führungspositionen
der Wirtschaft rückgängig ist und der Ständerat die Debatte um «gleiche Arbeit glei-
cher Lohn» auf den Sanktnimmerleinstag verschoben hat. Schade eigentlich, denn
auch im Wahlmonat März wurde Superverdiener Pierin Vincenz, einst Strahlemann der
Banken, in Untersuchungshaft gebracht. Es sind immer wieder Männer wie Vincenz
oder Nationalbank Hildebrand, beides bestechend gute Kommunikatoren, die – ein-
mal an der Macht – den Boden unter den Füßen verlieren und ihre Stellung in unver-
schämter Weise missbrauchen. Den Männern scheint die Gesellschaft solche Fehlritte
immer wieder zu verzeihen. Wie lange wollen wir Frauen uns das noch bieten lassen?
Wir drehen uns nur im Kreis. Frauen, vor allem ihr Junge, wir sollten endlich wieder
aufwachen!

Frauenweis(s)heiten im April 2018

Liebe Leserinnen und Leser

Nicht alle Frauen der GrossmütterGeneration haben leibliche Enkelkinder. Die in diesem Newsletter porträtierte Frau wusste schon früh, dass sie nicht heiraten und eine Familie gründen wollte. Trotzdem fühlt sie sich im Alter als Grossmutter vieler Enkelkinder. Bewusst und überzeugt haben die «Freien Frauen im Alter» ihren Namen gewählt. Sie berichten von den für sie unerwarteten Reaktionen und der Beschäftigung mit einer neuen Namensgebung. Sind Kinder wirklich nur Luxus und ein Ego-Projekt? Wir zeigen auf, wie sich das Gedankengut der Libertären auf alte, schwache, kranke und behinderte Menschen auswirkt.

Unser Newsletter wird zehnmal jährlich um die Monatsmitte bei Ihnen eintreffen. Wir freuen uns, wenn Sie ihn auch künftig lesen und im Sinne der Vernetzung an Menschen verschiedener Generationen weiterleiten.

Die Arbeitsgruppe Frauen-Weis(s)heiten

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Der Newsletter Frauenweis(s)heiten wird von einer Arbeitsgruppe der Grossmütter-Revolution erstellt, die auch die Inhalte definiert und veröffentlicht. Frauenweis(s)heiten erscheint zusätzlich und unabhängig vom Newsletter der GrossmütterRevolution.

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Mutterersatz für schutzbedürftige Kinder



Über den Computer pflegt die 85-jährige Pia Stirnimann den Kontakt mit Peru.

Bild und Text: Monika Fischer

«Ich habe mindestens fünfzig Kinder», antwortet Pia Stirnimann lachend auf die Frage nach ihrer Familie. Noch ein letztes Mal wird sie ihre Grossfamilie besuchen. Sie hat in dem von ihr gegründeten Hilfswerk noch einiges zu erledigen. Trotz gesundheitlicher Probleme könne sie die lange Reise nach Peru verantworten. Dies hat ihr der Arzt zugesichert. Schon früh wusste Pia Stirnimann: Sie wollte weder heiraten noch eigene Kinder haben. «Ich wollte vielmehr Mutter sein für Kinder, die keine haben.» Unbewusst richtete sie ihr Leben ganz auf dieses Ziel aus. Mutig, energisch, beharrlich und engagiert packte sie jede neue Aufgabe an.

Als mittleres Kind mit drei Schwestern und einem Bruder in Horw aufgewachsen, lernte Pia Stirnimann früh, sich zu wehren. «Ich habe mich in meinem Leben immer behauptet.» Musik und eine gute Bildung waren in der Familie wichtig. Die Mädchen sangen im Trachtenchor und jeden Morgen im Gottesdienst auch im Kinderchor. Obwohl

sie leicht lernte, hatte sie nach der obligatorischen Schulzeit genug vom Unterricht. Eigenständig ging sie ihren Weg. Je ein halbes Jahr arbeitete sie als Dienstmädchen in der Westschweiz und in Chiasso, lernte Französisch und Italienisch. Unterdessen hatte sich ihr Berufswunsch herangebildet. Lehrerin wollte sie werden, nicht in einer Regelschule, sondern für junge Mädchen in einer schwierigen Lebensphase. Deshalb liess sie sich zur Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerin sowie zur Erwachsenenbildnerin ausbilden. Auf einer Beobachtungsstation für pubertierende Mädchen aus schwierigen Verhältnissen unterrichtete sie die Fächer Gartenbau und Hauswirtschaft. Durch gute Beobachtung und intuitives Handeln habe sie wohl manches richtig gemacht, denkt sie rückblickend.

Hinsehen und Zuhören

Sie spürte, wenn eine Arbeit für sie nicht mehr stimmte und sie weitergehen musste. Nach einigen Jahren Unterricht studierte sie Heilpädagogik in Zürich und unterrichtete dort lernbehinderte Mädchen in Hauswirtschaft. Erschöpft durch die zusätzliche Pflege einer an MS erkrankten Freundin fuhr sie nach Madrid. Mit dem Spanischdiplom in der Tasche machte sie in Wien eine Ausbildung zur Entwicklungshelferin und fuhr mit dem Schiff nach Ecuador. Bei ihrem ersten Einsatz leitete sie ein SOS-Dorf in Quito. Sie packte ihre Aufgabe mit Respekt vor der Situation der Menschen vor Ort an. Es war ihr wichtig, gut hinzusehen und zuzuhören. Immer wieder musste sie sich wehren gegen Europäer, «die sich wie Kolonialherren benahmen und alles besser wussten». Deshalb erneuerte sie den Vertrag nicht und kehrte in die Schweiz zurück.

Andere motivieren und stärken

Sie wurde Leiterin einer Schule, die im Auftrag der IV lernbehinderte Mädchen in der Hauswirtschaft auf die Eingliederung vorbereitete. Als Vorstandsmitglied des Schweizerischen Werkstättenverbandes organisierte sie zudem Ausbildungen in der ganzen Schweiz, hielt Referate und führte Ausbildungen für das Personal an IV-Berufsschulen durch. Bei ihrer Führungsarbeit war ihr neben Transparenz und Bereitschaft zur Kritik auch wichtig, anderen den Rücken zu stärken, Verantwortung zu übergeben und die Menschen für ihre Arbeit zu motivieren. Die vielseitige Tätigkeit gefiel ihr; sie wurde mit ihrer Klarheit, Fachkompetenz und ihrem Durchsetzungsvermögen respektiert und geschätzt. Doch war die Arbeitsbelastung enorm. Deshalb suchte sie nach zehn Jahren wieder eine Aufgabe in Südamerika und fand diese in Peru.

«Ich hatte meine Aufgabe gefunden»

Bei ihrer Arbeit in einem SOS-Dorf konnte sie ein Frauengefängnis besuchen. «Was ich antraf, war unbeschreiblich. In dem für 400 Personen gebauten Gefängnis lebten 1200

Frauen, viele davon mit ihren Kindern. Das Elend war enorm.» Die Frauen im Gefängnis waren für Pia Stirnimann keine Delinquentinnen. «Oft konnten sie keine Ausbildung machen und wurden vom Mann und Vater der Kinder im Stich gelassen. Sie hatten keine andere Wahl, als mit Drogen zu handeln, um die Familie durchzubringen.» Intuitiv wusste sie: «Hier muss ich etwas tun. Ich habe meine Aufgabe gefunden.» Mit einem peruanischen Fachmann erarbeitete sie das Konzept für ein alters- und geschlechterdurchmischtes Haus für Kinder, deren Eltern im Gefängnis sind. Unter einem schützenden Dach sollten sie Fürsorge, Liebe und Erziehung erhalten und auch eine Ausbildung machen können. Wichtig war ihr auch, dass Geschwister zusammenbleiben konnten. Als Trägerschaft gründete sie den Schweizer Verein «Fraternitas Humana» und zur lokalen Verankerung einen zweiten Verein vor Ort. Sie schrieb Gesuche und sammelte Geld durch Vorträge und Predigten. Sie wollte für immer gehen, löste ihre Wohnung auf und übersiedelte im Frühling 1984 nach Peru.

Patin für viele Kinder

Dort kaufte sie einen nicht mehr bewirtschafteten Bauernhof in einem relativ fruchtbaren Gebiet und baute ihr Projekt auf. Mit Genehmigung der Behörden zogen bald die ersten Kinder bei ihr ein. Anfänglich wurden sie von «Gotte» Pia betreut. Bald fand sie peruanische Hausmütter, die sie für ihre Aufgabe ausbildete. Durch schlimme Erfahrungen waren viele Kinder traumatisiert. Der Umgang mit ihnen war eine grosse Herausforderung. Das Zusammensein mit anderen Kindern mit ähnlichen Schicksalen wirkte oft heilend. Pia erzählt von einem kleinen Buben, der vergebens auf den Besuch der erneut verhafteten Mutter wartete und sehr traurig war. Ein anderer Bub legte ihm die Hand auf die Schulter und tröstete ihn mit den Worten: «Du hast doch uns». Einige Kinder kehren nach der Entlassung der Eltern aus dem Gefängnis auf deren Wunsch wieder zu Ihren Müttern zurück. Andere weigern sich, weil sie etwas lernen wollen. Pia Stirnimann freut sich, dass ein Grossteil «ihrer» bereits erwachsenen Kinder eine Ausbildung gemacht hat und das Leben selbstständig meistert.

Schwieriger Neuanfang

Als anfangs der 90er Jahre wegen Unruhen und Terrorismus soziale Einrichtungen und Ausländer gefährdet waren, wurde auch Pia bedroht. Nachdem in der nahegelegenen Stadt der Pfarrer niedergeschossen worden war, verliess sie das Land, um ihr Werk nicht zu gefährden. Mit 57 Jahren zurück in der Schweiz war das Einleben schwierig. Erst nach längerem Suchen fand sie eine Arbeit in einer geschützten Werkstatt für Erwachsene mit einer Behinderung. Seither begleitet sie ihr Sozialwerk aus der Distanz und reist jährlich für ein paar Wochen nach Peru. Dort macht sie Supervision, bildet neue Mitarbeiterinnen aus und bespricht sich mit dem Vorstand des lokalen Vereins.

Daneben engagiert sie sich für das Fundraising für ihr Werk. Dieses hat sich alles in allem gut entwickelt und bietet heute Platz für 20 bis 25 Kinder.

Kraft aus dem Glauben

Was gab Pia Stirnimann die Kraft, immer wieder neu anzufangen, Rückschläge und Enttäuschungen auszuhalten und angesichts all der traurigen Schicksale nicht zu verzweifeln? «Wir sind da, um etwas recht zu machen. Die Aufgaben habe ich nicht gesucht. Sie wurden mir vor die Füsse gelegt. Doch kann ein Mensch ein solches Leben nicht bestehen, wenn er nicht gläubig ist.» Der Glaube im Sinn eines Urvertrauens gab ihr immer wieder die nötige Kraft. «Ich konnte mich fallen lassen und wurde getragen.» Dankbar für viele unvergessliche Erlebnisse ist sie zufrieden mit ihrem Leben. «Nicht alles ist gelungen. Und doch konnten wir vielen Kindern ein besseres und glücklicheres Leben mit einer Zukunft ermöglichen.»

Nun ist Pia Stirnimann müde geworden. «Geistig fühle ich mich überhaupt nicht alt, doch habe ich physisch keine Energie mehr.» Ein letztes Mal wird sie die lange Reise nach Peru antreten und dort mit ihrer Grossfamilie ihren 85. Geburtstag feiern. «Es gibt vor Ort einiges zu besprechen. Wenn alles wieder gut aufgegleist ist, ist meine Zeit als Pionierin vorbei, und ich kann in Ruhe sterben. Ich bin zuversichtlich: Alles wird gut gehen.»

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Wenn ein Name falsche Assoziationen weckt

Kathrin Keller

Für viele Frauen der heutigen Grossmütter-Generation gehört der Umgang mit Laptop, Tablet und Handy zur Selbstverständlichkeit. Auch ich bin regelmässig im Internet aktiv, unter anderem als Gründungsmitglied der «Freien Frauen im Alter». Unter diesem Namen publiziert eine Gruppe Berner Frauen auf der Homepage der GrossmütterRevolution ihre Informationen und Einladungen zu den Diskussions-Nachmittagen in der Berner Länggasse. Wir Gründerinnen haben die Bezeichnung «Freie Frauen im Alter» im Frühjahr 2015 bewusst gewählt. Wir sind überzeugt, dass der heutigen Grossmütter-Generation vielfältige Wege mit neuen Freiheiten offenstehen, Freiheiten, von denen unsere Mütter und Grossmütter höchstens träumen konnten.

Unter dem Motto «Wie geht Frau im Alter mit der neuen Freiheit um?» wollen wir uns selber und andern Frauen Mut machen, selbstbewusst aufzutreten und nach neuen Leitbildern zu suchen. Unsere Veranstaltungen in Bern sind gut besucht, die Themen kommen an, die Diskussionen sind lebhaft.

Diskussionen um die «Freien Frauen im Alter»

Allerdings haben einige der interessierten Berner Frauen zu Beginn wenig Freude an uns «Freien Frauen im Alter». Mit den Inhalten und der Form der Veranstaltungen sind sie zwar zufrieden, stossen sich aber an der Wahl unseres Namens. Sie empfehlen uns dringend, den Begriff «Freie Frauen» zu googeln, und sprechen von zweideutigen Inhalten, die sie mit unserer Gruppenbezeichnung in Verbindung bringen.

Ich nehme die Kritik nicht allzu ernst. Im Gegenteil: Mir gefällt sogar, dass unser Name zu Diskussionen Anlass gibt. Wie war es doch zu Beginn mit der GrossmütterRevolution? Auch dieser Name wurde beinahe an jeder Tagung kontrovers diskutiert und immer wieder in Frage gestellt. Aussagekräftige Namen geben eben zu reden, regen das Gespräch an. Das ist gut so, sogar sehr gut! Das denke auch ich als eine der «Freien Frauen im Alter» – bis letzten Herbst wenigstens.

Von einem Tag auf den andern ist mein Spamordner voller Nachrichten eindeutig zweideutigen Inhalts. Warum diese anzüglichen Mails und wie sind sie abzustellen? Als ein Team-Mitglied von ähnlichen Attacken erzählt, sehe ich die Ursache der unerwünschten Mailflut bald bei den «Freien Frauen im Alter». Haben die Berner Kritikerinnen am Ende doch Recht? Für mich wird deutlich: So kann es nicht weitergehen! Ein neuer Name muss her! Aber wie und woher?

Der neue Name

Eine Kollegin unserer Arbeitsgruppe sucht nicht lange. «Vielleicht sind die Zeiten der «Freien Frauen im Alter» vorbei», gibt sie zu bedenken und erinnert an die Gespräche mit vielen Frauen der GrossmütterRevolution an Tagung, Forum und Retraiten im vergangenen Jahr. Ja, vielleicht drängt sich ein Namenswechsel auf, weniger wegen der Mailangriffe, sondern ganz grundsätzlich. Die Projektleitung und das Matronat der GrossmütterRevolution lancieren nämlich 2018 mit den RegioForen ein neues Veranstaltungs-Gefäss. Hier können und sollen wir Bernerinnen mit unserer dreijährigen Erfahrung eine Vorreiterinnen-Rolle übernehmen.

«Das ist doch der Neubeginn!», geht mir durch den Kopf. Der neue Name ist gefunden! Plötzlich sprudeln die Vorschläge und Ideen für die nächsten Veranstaltungen in Bern.

Ich freue mich, zusammen mit den bisherigen «Freien Frauen im Alter», Katharina Fehr, Evelyne Günzburger, Françoise Gysi-Klaus und Regula Willi, unsere ursprünglichen Anliegen weiterzuentwickeln. Ab Frühling 2018 sind wir fünf Frauen das Team von Regio-Forum Bern der GrossmütterRevolution.

AKTUELL

Kinder – ein Ego-Projekt?

Bernadette Kurmann

Eigentlich ging es um die Frage des Vaterschaftsurlaubs, und was er kosten würde. Aber Claudia Baer von der NZZ ging weiter und stellte die Unterstützung von Kindern durch den Staat grundsätzlich in Frage. «Kinder sind ein Ego-Projekt» lautete der Titel ihres Artikels vom November 2017. «Niemand in der wohlhabenden Schweiz hat Nachwuchs, um der Allgemeinheit etwas Gutes zu tun, vielmehr tut er oder sie sich selber einen Gefallen. Paare haben Kinder, weil sie erwarten, dass diese ihr Leben bereichern und ihnen Lebenssinn und Erfahrung vermitteln...» Und deshalb fragt sie sich, weshalb der Staat für Kinder aufkommen soll. «Nüchtern betrachtet stellt sich die Frage, wie weit man für persönliche Lebenswünsche die finanzielle Unterstützung der Allgemeinheit in Anspruch nehmen kann...».

Kinder kosten vor allem

Im Artikel listet die Autorin akribisch und scheinbar wissenschaftlich auf, dass Kinder die Gesellschaft mehr kosten als sie Nutzen bringen. Kinderzulagen, Gesundheitskosten, Schulen, Kindergärten, Krippen – alles kostet. Aber sie kosten nicht nur, sie belasten auch die Umwelt. Kinder beanspruchen mehr Wohnraum, Energie, Infrastrukturen und Ressourcen aller Art. Zum Schluss wird die Autorin moralisierend, wenn sie rät, die Eltern täten gut daran, Selbstverantwortung zu beweisen und ihren Kinderwunsch kritisch zu hinterfragen. «Dies umso mehr, als gescheiterte Paarbeziehungen mit Kindern nicht nur viel Leid – gerade für die Kinder – bringen, sondern auch hohe Kosten verursachen.» Sie kommt zum Schluss: «Die Leistungen der Eltern für die Allgemeinheit sind vorab ideeller Natur, der Staat übernimmt fast immer hohe Restkosten.» Schon deshalb stehe der Vaterschaftsurlaub quer in der Landschaft.

Für persönliche Freiheit und gegen den Staat

Für solche Haltungen gibt es einen Begriff: Libertarismus. Ihre Anhänger kämpfen gegen einen Staat, der sie in ihrer persönlichen Freiheit einschränkt und Steuern erhebt. Es sind Privilegierte, meist gut Ausgebildete mit einer sicheren Anstellung. Sie sind überzeugt, dass der Markt für alle Probleme die richtige Lösung bereit hat – wenn er denn nur nicht behindert wird. Der Staat soll vielleicht noch Strassen bauen und die Sicherheit garantieren, mehr aber nicht.

Der Sozialstaat ist ihr Feind. Denn nach ihrer Idee ist jeder Mensch für sich selber verantwortlich; er soll für sich selber sorgen. In der Schweiz ist die Gruppe der Libertären noch klein, und trotzdem waren sie kürzlich sehr präsent. Aus ihrem Umfeld stammt die «No Billag-Initiative.» Sie kämpfen gegen Gebühren, wollen ihr Programm frei wählen, den gesellschaftlichen Zusammenhalt aufkündigen. Für ein demokratisches Miteinander fehlt Libertären der Sinn. Sie berechnen, kalkulieren, und wer nicht produktiv ist, gehört zu den Verlierern. In einem kritischen Kommentar zum erwähnten Artikel in der NZZ steht im Internet: «Es waren Humanisten, Marxisten und andere Ideologen, die so dummes Zeug wie Baer in die Welt gesetzt haben und dann kamen Stalins, Maos, Hitlers, die diese Ideen umsetzen.»

Nicht zukunftsfähig

Tatsächlich, Libertäre sind intelligent, eloquent und wollen überzeugen. Wir sollten uns vor ihrer Denkweise in acht nehmen. Denn, was geschieht mit diesen privilegierten, hochqualifizierten und produktiven Menschen, wenn sie alt und krank sind? Pflegen sie sich selber? Falsch, sie können sich die Pflege ja leisten. Und was geschieht mit den weniger Privilegierten, die nicht in einem finanziell abgedeckten Bett liegen? Was ist mit der Idee des Sozialstaats und seinem Gedanken, dass eine Gesellschaft nur so stark ist wie ihr schwächstes Glied – wie Kranke, Ausgesteuerte, Flüchtlinge, Alte und – eben Kinder? Ist eine Welt ohne Kinder überhaupt lebenswert? Ganz sicher kann sie nicht überleben.

Frauenweis(s)heiten im Mai 2018

Liebe Leserinnen und Leser

In unserem Porträt stellen wir eine Frau vor, die trotz hartem Schicksal viel Lebensfreude ausstrahlt. Beide Ehemänner sind ihr aufgrund geistiger Erkrankung allmählich abhanden gekommen. Trotzdem sehnt sie sich wieder nach einer Partnerschaft. – Der Umgang mit den zunehmenden Altersbeschwerden beschäftigt die 87jährige Gross- und Urgrossmutter: Soll sie lachen oder jammern? – Aktuell berichten wir über die Frühlingstagung der GrossmütterRevolution vom April. Die lebhaften Diskussionen zeigten: Der feministische Aufbruch und die Frauenbewegung der 68er haben zwar viel erreicht. Doch ist noch viel zu tun! Dafür engagieren sich die Frauen der Grossmüttergeneration. In Basel trugen sie ihre Anliegen auf die Strasse und deponierten sie bei der Regierungspräsidentin im Rathaus.

Unser Newsletter trifft zehnmal jährlich um die Monatsmitte bei Ihnen ein. Wir freuen uns, wenn Sie ihn lesen und im Sinne der Vernetzung an Menschen verschiedener Generationen weiterleiten.

Die Arbeitsgruppe Frauen-Weis(s)heiten

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Der Newsletter Frauenweis(s)heiten wird von einer Arbeitsgruppe der Grossmütter-Revolution erstellt, die auch die Inhalte definiert und veröffentlicht. Frauenweis(s)heiten erscheint zusätzlich und unabhängig vom Newsletter der GrossmütterRevolution.

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Ich bin nicht fürs Alleinsein geschaffen

Bild und Text: Bernadette Kurmann

Dieses Porträt wurde auf Wunsch der Porträtierten am 12. August 2019 gelöscht.

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Was heisst schon ein Monat danach?

Ruth Schaub

Wir sitzen gemütlich beim Nachtessen um meinen runden Tisch. Meine Gäste, Tochter mit Mann und Sohn, haben ein fertig gekochtes «Pot au feu» von zu Hause mitgebracht. Die deftige Suppe duftet wunderbar. Wir geniessen das feine Essen und haben – wie immer, wenn wir uns treffen – viel zu erzählen.

Mein Schwiegersohn erzählt eine kleine Geschichte:

Der See liegt ruhig, die Enten schnattern und die Schwäne gleiten über das stille Wasser. Es ist herrliches Wetter, die Sonne scheint, eine kühle Brise weht an der Promenade. Die Idylle ist perfekt.

Zwei alte Männer spazieren zusammen am See. Sagt der Eine: «Ich hätte Lust auf ein Glacé. Ich hole mir eines da am Kiosk, willst du auch ein Glacé?» Ja, sagt der: «Ein Vanille wäre prima.» Nach ein paar Schritten ruft er ihm hinterher: «Schreibs auf, sonst weisst du wieder nicht mehr, was du bringen sollst.» «Nein! alles klar, Vanilleglacé.» Er lacht, lüftet kurz die Mütze und geht weiter zum Kiosk. Nach einer Weile kommt er zurück. In der einen Hand hält er eine in Papier eingewickelte Wurst, in der anderen Hand ein Stück Brot. Sagt der Freund: «Siehst du, ich habe doch gesagt, du sollst es aufschreiben! Jetzt hast du den Senf vergessen!»

FrauenWeisheiten

Alle lachen wegen der unerwarteten Pointe. Aber irgendwie quält mich mein eigenes Lachen. Es ist überhaupt nicht lustig, wenn wir mit zunehmendem Alter langsam das Gedächtnis, und den Verstand verlieren und uns nicht dagegen wehren können. Darf man überhaupt darüber Witze machen? Oder ist gerade Lachen die beste Medizin?

Vor drei Monaten bin ich gestürzt. Die Knochenbrüche sind verheilt, aber ich bin nicht mehr so beweglich wie vor dem Unfall. Ich habe alle möglichen Beschwerden und ich habe begriffen, dass es offenbar einfach zum alt sein gehört, wenn man nicht mehr überall dabei sein kann, weil die Kraft fehlt.

Meine Devise: Nicht jammern! es geht nicht besser, wenn du jammerst, ja das gelingt mir immer seltener. Und wenn mir dann meine Freundin das Buch von Joachim Fuchsberger schenkt – das Buch mit dem Titel: Alt werden ist nichts für Feiglinge – ja dann frage ich mich, warum ich darüber nicht lachen kann!

Ruth Schaub, 87, ist seit 40 Jahren Witwe. Sie hat eine riesige Familie mit 5 Kindern, 18 Enkeln und zehn Urenkeln. Sie machte anfänglich bei der GrossmütterRevolution mit und ist Gründungsmitglied bei den «Klimaseniorinnen».

Tagung: Die göttliche Un-Ordnung



Text: Heidi Witzig, Fotos: Kathrin Schulthess

In den 68er Jahren lehnten sich die Frauen in der ersten Frauenbefreiungsbewegung gegen die patriarchale Ordnung auf. Dieser göttlichen Ordnung wurde damals der Kampf angesagt. An der Frühlingstagung der GrossmütterRevolution vom 26. April in Basel zogen die Frauen unter dem Thema «Die göttliche Un-Ordnung» Bilanz. Was haben wir erreicht? Welche Herausforderungen stellen sich uns und der nächsten Generation heute? Die lebhaften Gespräche zeigten: Einiges wurde erreicht. Vieles muss noch getan werden. Der Aufbruch von 68 muss weitergehen.

Lustvoll und angeregt suchten die Frauen nach Themen von damals, die ganz oder teilweise umgesetzt werden konnten. Damit aber gaben sie sich nicht zufrieden, denn einiges steht vielleicht im Gesetz, realisiert sind die Anliegen dennoch nicht, und andere haben sich neu ergeben.

Diese Themen sind nach wie vor aktuell:

Gleichstellung: Die Forderungen sind unterdessen in der Verfassung und gesetzlich verankert, aber nicht durchgesetzt. Absolute Knacknuss ist der gleiche Lohn für gleichwertige Arbeit. Das hängt offensichtlich mit mächtigen Bildern über die geschlechtsspezifisch verschiedene Arbeit «richtiger» Frauen und «richtiger» Männer zusammen.

Egalitäre Arbeitsteilung: Eine öffentliche Unterstützung von Angeboten, die eine egalitäre Arbeitsteilung erleichtern, fehlen: Die gesetzlichen Hürden (Steuerrecht, 2. Säule) sind nicht beseitigt, die öffentlich finanzierten Krippen- und Hortangebote sind beschämend klein und für den Mittelstand kaum finanzierbar usw.

Verfügung über den eigenen Körper: (mein Bauch gehört mir, Frausein ist schön): Faktisch haben wir heute die Fristenlösung und ein gutes medizinisches Angebot.

Gewalt: Die Frauenhäuser geniessen heute Akzeptanz, das Thema innerhäusliche Gewalt ist nicht mehr tabuisiert. Neu wird auch die Gewalt von Frauen, besonders von Müttern gegenüber ihren Kindern, thematisiert.

Leitbilder: Der Kampf gegen patriarchale Ideale hat sich in Theologie, Wissenschaft, Politik und in der Gesetzgebung institutionalisiert (Gleichstellungsbüros, Frauenstadtrundgänge, Feministische Studien usw.). Der Prozess steht immer noch in den Anfängen.

Neue Themen:

Die Auflösung der Geschlechtsidentität als grundlegende Kategorie. Das Bild heisst: Ich bin viele, zum Beispiel eine heterosexuelle Frau aus der weissen Mittelschicht mit einer guten Bildung, die in einem der reichsten Länder der Welt lebt. Andere Menschen haben andere Facetten. Neu hinzugekommen sind LTBG-Identitäten. Heute definiert sich mensch als «ich bin viele». Das heisst, es gibt nur noch Solidaritäten von Fall zu Fall, zum Beispiel auch Koalition mit emanzipierten Männern, Solidaritäten mit Menschen, die via Rasse oder Klasse ausgegrenzt werden. Das gilt auch für die Frauenbewegung.

Medizinische Forschung: Sie macht rasante Fortschritte. Mein Bauch gehört mir muss anders interpretiert werden. Wichtig ist der Schutz der Schwangeren vor den Zugriffen und Zumutungen der Gentechnologie.

Frauenanliegen als selbstverständlich postuliert: Das von der Frauenbewegung Erreichte gilt – vor allem auch bei den jungen Frauen – als selbstverständlich: Das Internet zielt auf junge Frauen als Konsumentinnen. Sie können das Ideal der Superfrau erfüllen, wenn sie das Richtige einkaufen, sich modellieren und im richtigen Schein präsentieren.

Scheidungsrate: Das Scheidungsrisiko liegt heute bei über 50%. Doch das Thema und seine Konsequenzen werden von der Gesellschaft weitgehend tabuisiert. Welche Rolle einer «richtigen Mutter» und einem «richtigen Vater» zugeschrieben wird, ist erschreckend konservativ geblieben – auch auf Frauenseite.

Nach den angeregten Diskussionen schrieben die Teilnehmerinnen ihre Forderungen lustvoll auf Plakate und trugen diese vom Versammlungsort Union durch die Strassen zum Basler Rathaus. Dort wurden sie von der Regierungspräsidentin Elisabeth Ackermann mit den folgenden Worten dankend entgegengenommen: «Dass es schweizweit immer mehr Frauen gibt, die sich politisch engagieren, sich einmischen und nicht nur die Faust im Sack machen, haben wir der heutigen Grossmüttergeneration zu verdanken. Schon jung hat sich diese Generation für Solidarität, Gerechtigkeit, Partizipation der Frauen am gesellschaftlichen und politischen Leben eingesetzt. Und sie tut es heute noch! Ich nehme eure Anliegen gerne entgegen und danke ganz herzlich für eurer grosses Engagement.»

Dr. Heidi Witzig, geboren 1944, ist Gründungsmitglied der GrossmütterRevolution, Historikerin und Autorin zahlreicher Bücher zum Thema Frauen- und Alltagsgeschichte. Sie lebt in Winterthur.

Frauenweis(s)heiten im Juni 2018

Liebe Leserinnen und Leser

Wir porträtieren stets unglaublich tolle Frauen. Dieses Mal geht es in der Tat um eine besonders engagierte, mutige und couragierte Frau. Sie bewältigt ihren Alltag quasi blind und mit Leichtigkeit. Sie ist so aktiv wie wir alle und hat – trotz schwerer Schicksalsschläge – ansteckend humorvoll. Dann beschäftigen uns die vielen jungen Frauen, die trotz neuen Möglichkeiten ihren Namen nach der Heirat wechseln – scheinbar leicht wie ihre Unterwäsche. Sie erkennen nicht, dass dahinter letztlich ein schwerwiegender politischer Entscheid steckt. Ja, und in diesen Tagen wird gehetzt über AHV und Pensionskasse, die nur den Alten zuflüsse und die Jungen einseitig benachteilige. Wir machen ganzheitliche Überlegungen und merken, dass wir nur mit Solidarität und gegenseitigem Respekt weiterkommen.

Unsere Gedanken freuen Sie und regen Sie an.

Dann bitte, leitet den Newsletter an Ihre Bekannten, Freundinnen und Töchter weiter. Danke! Unser Newsletter trifft zehnmal jährlich um die Monatsmitte bei Ihnen ein. Wir freuen uns, wenn Sie ihn lesen und im Sinne der Vernetzung an Menschen verschiedener Generationen weiterleiten.

Die Arbeitsgruppe Frauen-Weis(s)heiten

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Der Newsletter Frauenweis(s)heiten wird von einer Arbeitsgruppe der Grossmütter-Revolution erstellt, die auch die Inhalte definiert und veröffentlicht. Frauenweis(s)heiten erscheint zusätzlich und unabhängig vom Newsletter der GrossmütterRevolution.

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Die StammhalterIN

Bernadette Kurmann

Neulich traf ich beim Einkaufen einen Klassenkameraden. Wir sprachen von alten Zeiten, dann stellte er überrascht fest, dass ich meinen Mädchennamen behalten hatte. «Du bist aber eine taffe Frau», sagte er fasziniert und gleichzeitig vorwurfsvoll. Ich musste lachen. Seit langem hatte mich niemand mehr auf meinen zurückgeholten Mädchennamen angesprochen. Denn das war vor 30 Jahren. Geändert hat sich seither nicht viel.

Mein Mann und ich waren schon vier Jahre verheiratet. Im Januar 1988 trat das neue Eherecht in Kraft. Am nächsten Tag erschien ich auf der Gemeinde und verkündete strahlend, ich wolle meinen Mädchennamen dem Familiennamen voranstellen. Der Gemeindegemeinschafter sah mich entgeistert an. Schon im Vorfeld der Abstimmung 1985 war ich mit dieser Idee auf Ablehnung gestossen. «Ja warum willst du deinen Namen zurück, dein Ehemann trägt doch einen wunderschönen Namen.» Ich konnte diese Aussage nie verstehen. Mir ging es bei der Namensfrage nie um Schönheit, sondern um Identität. Als Emanze wurde ich beschimpft, als eine, die ihr persönliches Wohlergehen vor dasjenige der Familie stelle. Unser Nachbar, ein Landwirt, wettete: «Eine Frau wie Sie hätte ich nie geheiratet.» Ich war perplex, aber auch schlagfertig: «Keine Angst, ich Sie auch nicht», sagte ich. Die Verletzung blieb. Wie kam dieser Mann dazu, mich derart anzurempeln und zu demütigen.

Warum heiraten?

Am liebsten hätte ich gar nicht geheiratet, dann hätten unsere Kinder nach mir geheissen. Ich überlegte, wägte ab und entschied mich vor allem aus rechtlichen Gründen fürs Heiraten. Und um ganz ehrlich zu sein, habe ich es nicht gewagt, meinem Mann den Familiennamen abspenstig zu machen. Es war eine schwierige Entscheidung. Für mich habe ich so argumentiert, dass Kinder irgendeinmal losgelassen werden müssten. «Ein Stück weit tue ich das halt schon jetzt.» Aber ich litt, wenn «Mann und Frau» meine Wahl nicht verstanden und mich deswegen abschätzig behandelten. Ich litt, wenn meine Töchter in ihrem kindlichen Übermut sich voll und ganz mit ihrem Namen identifizierten. Wenn sie ohne böse Absicht meinten, Kurmann möchten sie wirklich nie im Leben heissen. Mein Mann hat vier Brüder und zwei Schwestern. Alle elf Nachkommen

der Familie sind weiblich. Der Druck war so gross, dass ich vor dem Entscheid eines dritten Kindes meinem Mann abrang: «Das dritte Kind haben wir nicht wegen der Hoffnung auf einen Stammhalter.» Mein Mann versprach es hoch und heilig. Der Stammhalter kam dann wirklich nicht. Wir haben drei wundervolle Töchter.

Vorleistung erbracht

Seit 2013 können Paare den Familiennamen frei bestimmen. Ich gebe zu, dass ich es nicht verstehe, dass die allermeisten Frauen weder ihren Namen behalten noch sich dafür einsetzen, dass ihr Name zum Familiennamen wird. Dass sie sich nicht stärker für eine Sache einsetzen, wofür die ältere Generation so sehr gekämpft hat. Ich halte das für rückständig und sogar nachteilig für ein friedvolles Miteinander. Jetzt ist unser erstes Enkelkind geboren. Das Thema Familienname wagte ich nie anzusprechen. Für mich dachte ich: «Du hast mit der Beibehaltung des Namens eine Vorleistung erbracht, jetzt sind deine Töchter an der Reihe.»

Wie war ich überrascht, als mein Schwiegersohn bei einem Essen eröffnete, dass das Kindlein – das Geschlecht war vor der Geburt nicht bekannt – wie seine Mama heissen werde. Er erzählte es ganz leise, atmete tief, und es war zu spüren, wie schwer ihm dieser Entscheid gefallen war. Ich war unglaublich überrascht und gerührt. «Das ist sehr grosszügig von dir», sagte ich zu ihm. «Ich weiss, wie du dich fühlst, und wie hart dieser Verzicht ist. Ich habe es auch erfahren.» Unsere Tochter fügte bei, dass diesem Entscheid eine lange Auseinandersetzung mit pro und contra vorausgegangen war.

Vision der Gleichwertigkeit

Die Stammhalter-Thematik war für mich nie interessant. Aber auf einen Schlag begriff ich, dass meine Tochter nun zur Stammhalterin der Familie meines Mannes geworden ist. Dieser Gedanke macht mich glücklich. Man stelle sich vor, dass es Normalität wäre, dass Paare sich absprechen: Gründe für diesen und jenen Namen auf den Tisch legen und in aller Offenheit entscheiden, welcher Name gewählt werden soll. Ich möchte diesen Gedanken in die Welt hinaustragen, nach Indien und Pakistan zum Beispiel, wo Mädchen keinen Wert haben. Wo weibliche Föten – weil sie wegen der späteren Heirat – vor allem Last sind und massenweise abgetrieben werden. Inzwischen sind in diesen Ländern Frauen im heiratsfähigen Alter zur Rarität geworden. Ich habe die Vision, dass weltweit Mädchen und Buben zu Stammhalterinnen und Stammhaltern ihrer Familie werden können. Dass die Gleichheit der Geschlechter zur Selbstverständlichkeit wird. Wie viel Leid würde der Welt damit erspart.

Generationenbeziehungen: Es geht um mehr als nur um Geld

Ruth Fries

Ich habe mein bisheriges Leben ganz ohne Stundentabellen oder Strichlisten verbracht. Diese waren auch nicht notwendig, denn gefühlsmässig stimmte für mich die Ausgewogenheit von «Geben» und «Nehmen». Seit längerem häufen sich nun aber Schlagzeilen wie «Junge verlieren Milliarden» oder «Die Alten leben auf Kosten der Jungen» bis zu «Rentnerinnen und Rentner verbauen den Jungen die Zukunft». Genau solche Sichtweisen führen zur Spaltung der Generationen.

Anfangs dachte ich, diese einseitigen Aussagen würden sicher durch Beiträge von Fachpersonen oder den Jungen durch ausgleichende Texte oder erweiterte Zahlen ergänzt. Tatsächlich verschärft sich aber die Tonalität. Die Alten werden in vielen Diskussionen und beinahe in allen Medien nur noch als Kostenfaktor wahrgenommen und immer öfters als egoistische Ausbeuter/-innen dargestellt. Diese Aussagen stimmen nicht oder sind zumindest eine einseitige Darstellung des Sachverhalts.

Wer unterstützt wen?

Die finanzielle Umverteilung von Jungen zu Alten stört die junge Generation und wird als unfaire Bürde empfunden. Dies ist eine einseitige Betrachtungsweise, denn Tatsache ist, es gibt auch eine Umverteilung von Alt zu Jung. Die Generation der Grosseltern leistet Betreuungs- und Freiwilligenarbeit in Milliardenhöhe. Das Bundesamt für Statistik hat berechnet: 160 Millionen Stunden jährlich hüten Grosseltern ihre Enkelkinder und schaffen damit einen volkswirtschaftlichen Wert, den es auf 8'146 Milliarden Franken schätzt. Zudem waren die realen, finanziellen Leistungen von den Alten zu den Jungen wie Erbvorbezug, Unterstützung des Haushaltbudgets, Zustupf für Ausbildungen, Ferien, und, und, und... noch nie so hoch wie heute. Die Gesellschaft braucht diese wissenschaftlich fundierten Fakten und Analysen für eine faire Meinungsbildung. Einseitige Informationen helfen dabei nicht, und die bis heute funktionierende Solidarität wird damit untergraben

Verkannte Gesellschaftsstütze

Der Soziologe René Levy nennt die Grosseltern eine «verkannte Gesellschaftsstütze». Sie leisten grosse Dienste, die gesellschaftlich unerlässlich sind, sie müssen also zwingend in die Diskussionen «wer unterstützt wen?» einfliessen. Wir waren und sind aufeinander angewiesen. Auf der familiären Ebene gelingt dies noch im hohen Masse, und wenn wir dazu Sorge tragen, wird dieses gegenseitige Unterstützungssystem auch weiterhin funktionieren.

Rentenreform muss gelingen

Tatsache ist aber auch, dass unsere Lebenserwartung immer höher wird. Aus Fairness gegenüber künftigen Generationen muss darum die Rentenreform unbedingt gelingen, sonst wird das Konfliktpotenzial immer grösser. Aber nur in der Zusammenarbeit von Alten und Jungen können Lösungen gefunden werden, bei denen es keine Verlierer gibt! Dann können wir in gegenseitigem Respekt und gelebter Generationensolidarität den nächsten Abstimmungen mit der nötigen Sachlichkeit entgegensehen.

Frauenweis(s)heiten im Juli & August 2018

Als junge Frau hat Agnes Fuchs-Pfyl zehn Kinder grossgezogen. Das gab es früher oft. Doch sie hat nur ein einziges leibliches Kind. Bei den anderen sind die Mütter kurz vor oder nach der Geburt gestorben, und Agnes ist ganz selbstverständlich in die Bresche gesprungen. Zuerst waren es drei Kinder, denen sie die Mutter ersetzte, später noch einmal sechs. Die Umstände waren beide Male entsetzlich traurig. Sie hat sich aufgeppelt und mit Gottvertrauen das Leben immer wieder neu angepackt.

Wir beschäftigen uns auch mit zwei Freundinnen und ihren unterschiedlichen Lebenschancen. Diese haben Auswirkungen bis ins Alter. Schliesslich haben wir im Juni die GrossmütterRevolution am Marktstand in Luzern vertreten und dabei tolle und auch erstaunliche Begegnungen gemacht.

Wir freuen uns, wenn Sie unseren monatlichen, elektronischen Brief lesen und im Sinne der Vernetzung an Menschen aller Generationen weiterleiten.

Die Arbeitsgruppe Frauen-Weis(s)heiten

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«Ech cha met em Herrgott ned wättere»



Agnes Fuchs-Pfyl erlebt Schreckliches in ihrem Leben und behält trotzdem ihr Gottvertrauen

Text und Foto: Bernadette Kurmann

Agnes Fuchs-Pfyl hat zehn Kinder gross gezogen. Nur eines von ihnen ist ihr eigenes. Sie ist eine gute Schülerin, doch in der Schule gefällt es ihr nicht. Zu oft langweilt sie sich, weil die Buben den Stoff nur langsam begreifen. Sie liebt die Haus- und Handarbeit und will arbeiten wie ihre Mutter. «Sie hat Tag und Nacht geschuftet.» Ihre Vorbilder sind die älteren Schwestern, die in der Fremde «dingen». Mit 17 Jahren sucht sie eine Stelle als Magd und kommt auf einem prächtigen Hof im Kanton Zug zu einer Familie mit drei Mädchen. Agnes heiratet zweimal. Den ersten Ehemann verliert sie nach einem furchtbaren Unglück. Der zweite ist der Mann ihrer Schwester, die während der Schwangerschaft von sechs Kindern wegstirbt. «Ich wusste, das ist mein nächster Auftrag.»

FrauenWeisheiten

Agnes ist das siebte Kind der Grossfamilie Pfyl. Die Kindheit der zehn Geschwister auf dem kleinen Hof in Muotathal ist bescheiden und gleichzeitig mit Zufriedenheit verbunden. Das Essen ist einfach. «Manchmal frage ich mich, wovon wir gelebt haben.» Im Winter, wenn es eisig kalt ist, gefriert in den Schlafzimmern der Urin im Nachttopf. Die Familie hält sich dann in der Stube mit dem Kachelofen auf. Dort beten sie, erzählen vom Erlebten, spielen, und vor allem singen sie miteinander. Die Grossmutter ist eine gute Sängerin und begleitet die Kinderschar bis zu ihrem Tod auf der Gitarre. In der Schule langweilt sich Agnes, deshalb möchte sie die Sekundarschule nicht besuchen. Sie will Geld verdienen wie ihre Schwestern. «Das war für alle Familien ganz normal.» Mit vierzehn führt sie den Haushalt einer Nachbarin, die gerade ein Kind geboren hat. Sie kocht, putzt, wäscht, glättet. «Ich machte alles ganz allein, ich kann es heute fast nicht glauben.»

Die erste Arbeitsstelle

Ihre erste Stelle findet sie 1956 durch ein Inserat in der Bauernzeitung. Die Meisterleute kommen aus dem Kanton Zug und holen Agnes per Auto ab. «Ein Auto war damals eine gewaltige Sache.» Der neue Betrieb ist viel grösser als jener daheim. Neben der Viehzucht gibt es auch einen Obstbau. Die Familie besteht aus Grosseltern, Eltern, zwei Mädchen, Agnes und drei Knechten. «Ich konnte nicht länger drin hocken und lissen.» Bald ist die Meistersfrau zum dritten Mal schwanger und leidet oft an Venenentzündungen. Die Geburt verläuft gut. Nach einer Woche wird angekündigt, dass Mutter und Kind morgen heimkommen. Noch im Spital stirbt die Frau völlig überraschend an einer Embolie – mit 28 Jahren. Ein Schock. Es folgt endlose Trauer bei der Schwiegermutter, den Kindern und beim Ehemann. Agnes ist inzwischen 19 Jahre alt und eine wichtige Stütze für die Familie.

Plötzlich Meistersfrau

Seit dem tragischen Ereignis sind vier Jahre vergangen. «Es kam ganz langsam, doch ich spürte, dass der Meister mich mag.» Auch Agnes ist ein wenig verliebt. Als er sie fragt, ob sie ihn heiraten will, sagt sie spontan zu. Sie ist 23, er 19 Jahre älter. «Mich hat dieser Altersunterschied nie gestört.» Sie äussert den Wunsch, vor der Heirat die Bäuerinnenschule zu besuchen. Sie möchte ihrem Mann intellektuell ebenbürtig sein. Dieser mag nicht länger warten und meint: «Du beherrscht die Arbeiten einer Meistersfrau längst.» Als Kompromiss besucht sie für ein paar Wochen eine Haushaltsschule. Die eigene Familie ist stolz auf Agnes: Die Heirat gilt als gute Partie. Doch die junge Frau fühlt sich in ihrer neuen Rolle nicht ganz wohl. Anfänglich wagt sie ihren einstigen Meister kaum beim Vornamen zu nennen. Die Schwiegermutter hatte

schon früher alle Zügel in der Hand. Das bleibt nach der Heirat unverändert. «Ich stand immer unter ihr.» Agnes hat längst gelernt, sich ins harte Regime einzuordnen.

Das schreckliche Unglück

Die Jahre ziehen ins Feld. Sie liebt ihren Mann und dieser erwidert ihre Liebe. Zum ganz grossen Glück fehlen eigene Kinder. Ein Untersuch beim Arzt ergibt nichts Ungewöhnliches. Agnes denkt, sie könne halt keine Kinder bekommen. Sie arrangiert sich, denn die Jahre sind ausgefüllt mit viel Arbeit und der Liebe zu Mann und Kindern. Bis zu jenem Tag im August 1966 als ein Knecht zu ihr rennt und berichtet, ihr Mann, der Schwiegervater und ein anderer Knecht lägen in der Güllengrube. Als Agnes eintrifft, muss sie zusehen, wie ihr Ehemann stirbt. Ein Knecht war in die Grube gefallen, der Ehemann wollte ihn retten, dann der Schwiegervater. Nun sind alle tot. Agnes ist gelähmt vor Trauer. «Ich dachte, ich könnte nie mehr singen.» Am nächsten Morgen hat die Schwiegermutter neue Pläne. Sie will den Bauernhof behalten. «Wir zwei Frauen schaffen das.» Agnes möchte wegrennen, den Hof verlassen. Sie schweigt und bleibt. Sie tut das den Mädchen zu liebe. Sie kann sie in dieser schweren Situation nicht alleine lassen.

Das Leben geht weiter

Langsam kehrt wieder der Alltag ein. Die Schwiegermutter stellt einen neuen Knecht ein, der seine Arbeit zum Wohlwollen der gesamten Familie erfüllt. Die Mädchen verlassen die Schule, erlernen Berufe. Die Schwiegermutter verlässt den Hof. Sieben Jahre nach dem Tod ihres Mannes tritt Agnes den Bauernhof an den Knecht ab. Sie ist jetzt dreiunddreissig und denkt, irgendwo eine neue Stelle anzunehmen. Sie geht zu Vorstellungsgesprächen. Es ergibt sich nichts Konkretes. An einem Morgen in der Früh ruft der Schwager Martin Fuchs an. «Rosa ist in der Nacht gestorben.» Rosa ist Agnes' Liebblingsschwester, nur gerade zwei Jahre älter als sie. Sie wohnt in Brunnen auf einem Bauernhof, hat sechs Kinder und geht mit dem siebten schwanger. «Ich wusste, dass mich der Herrgott dorthin führt.» Ein Jahr nach dem Tod der Schwester heiraten Agnes und Martin. Es ist Liebe gepaart mit Vernunft. «Er musste jemand für die Kinder und den Haushalt haben.»

Mutter von sieben Kindern

Bei der zweiten Heirat ist Agnes 34 Jahre alt, Bäuerin und Mutter von sechs Kindern im Alter zwischen zwei und dreizehn Jahren. Diese akzeptieren die neue Mutter schnell. Doch die Anfangszeit ist nicht einfach. Die Meinungen des Ehepaars liegen manchmal auseinander. Agnes möchte, dass sich die Kinder höflich bedanken; ihr Mann findet, das sei unnötig. Wieder passt sich die junge Frau an. Dann wird Agnes

FrauenWeisheiten

unerwartet schwanger. «Ich habe nicht gejubelt. Ich dachte, ich hätte genug Kinder.» Nach dem ersten Schock wächst die Freude über das eigene Kind. «Ich hatte so grosse Freude. Jedes Mal, wenn das Baby erwachte, war ich glücklich.» Dann erfüllt sich ein zweiter Traum. Agnes absolviert ihre erste und einzige Ausbildung und erhält das Diplom zur Haushaltsleiterin. Sie darf nun eigene Lehrtöchter ausbilden. «Es ist mir wichtig, dass diese Ausbildung in meiner Geschichte erwähnt wird.»

Innovativ und arbeitsam

Agnes und Martin harmonieren immer besser. Beide sind Chrupfer. Martin ist ein innovativer Bauer mit stets neuen Ideen. Agnes an seiner Seite hilft ihm, diese umzusetzen. Martin ergänzt die Viehzucht mit einer Schweinemast. Seine Frau hat einen grünen Daumen und liebt die Gartenarbeit. Agnes gehört zu den ersten, die ihr Gemüse auf den Markt tragen. Später kultivieren die beiden mit viel Erfolg eine Erdbeerplantage. Der Sohn zeigt Interesse an der Landwirtschaft. Er soll Verantwortung übernehmen, und die Eltern übertragen ihm vorerst die Viehzucht. Die Schweinemast und den Garten behalten sie bis zur Pensionierung.

Der Blick zurück

Im kommenden Jahr wird Agnes Fuchs-Pfyl achtzig Jahre alt. Sie ist zufrieden und freut sich über den Werdegang all ihrer Kinder. Sie hat 31 Grosskinder und 16 Urgrosskinder. Vor bald zehn Jahren ist das Ehepaar Fuchs in eine kleine Wohnung gezogen. Sie unternehmen viel miteinander und geniessen das Leben. Agnes schaut auf ein reiches Leben zurück, in das auch Trauriges verwebt ist. Wenn sie sich zurückerinnert, muss sie manchmal weinen. Dann sagt sie tapfer: «Ech cha met em Herrgott ned wättere.»

Das Leben ist ungerecht

Bernadette Kurmann

Wir hatten uns vor 50 Jahren in Rom kennengelernt, Franca und ich. Ich war 19, sie drei Jahre älter. Als Au-pair-Mädchen wollte ich Italienisch lernen. Sie arbeitete am selben Ort und war für mich der Inbegriff einer schönen Römerin. Wir putzen, wuschen ab, bedienten Rombesucher, alte Bewohnerinnen und Studentinnen. Wir freundeten uns an und mochten uns.

Flugs war das Jahr in Rom vorbei, und ich bereitete mich auf meinen Beruf vor. Nach ein paar Jahren besuchte mich Franca in der Schweiz. Sie war inzwischen verheiratet und hatte einen kleinen Sohn. Danach hörte ich nichts mehr von ihr. Bis im letzten Jahr vor Weihnachten. Eine junge, italienische Frauenstimme war am Telefon. Ich hörte Franca und Rom. Ob ich mich erinnere? Natürlich erinnerte ich mich. Mein Italienisch musste ich sehr weit herholen, aber ich verstand, dass mich Franca sehen möchte. Ich lud sie in die Schweiz ein. Nein, sie möchte nicht reisen. Also versprach ich, sie zu besuchen.

Zwanzig Jahre älter

Im Voraus machte ich mir Gedanken. Ich wusste, dass sie in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen war. Ich hatte alte italienische Menschen kennengelernt: Oft waren sie mit sechzig verbraucht, krank und aus der Form. Ich versuchte, mir Franca vorzustellen, die schöne, schwarzhaarige, hochgewachsene, schlanke Frau. Zu meinem Mann sagte ich: «Ich weiss nicht, wie Franca heute aussieht. Ich muss mich auf alles gefasst machen.»

Franca hatte uns bei sich daheim zum Essen eingeladen. Das Wiedersehen war freudig. Wir umarmten und bestaunten uns. Die Tochter weinte. Sie hatte es geschafft, der Mutter einen grossen Wunsch zu erfüllen. Ja, und Franca hatte sich verändert: enorm. Sie ist inzwischen einen Kopf kleiner als ich (früher war das umgekehrt). Sie hat Diabetes, kommt vornübergebeugt und geht vielleicht 300 Meter, dann muss sie sich setzen. Am Abend im Hotel sagt mein Mann: «Mein Gott, sie sieht zwanzig Jahre älter aus als du.»

Geheiratet, gekocht, Kinder erzogen

Stimmt, dachte ich. Ich war nicht erschrocken, weil ich mich ja vorbereitet hatte. Die Begrüssung war herzerreissend. Immer wieder sprach sie von mir als ihrer Freundin. Sie holte alte Fotos hervor und Briefe, die ich ihr geschickt hatte. Ich wusste nichts mehr von den Briefen, denn beantwortet hat sie diese nie. Erst heute weiss ich warum: Ich vermute, sie schämte sich wegen der Schreibfehler. Franca hat kaum Schulen besucht, im Kloster geputzt, dann geheiratet und Kinder grossgezogen. Im Gegensatz zu ihr habe ich einen Beruf gelernt, später ein Studium gemacht, immer gearbeitet und mit meinem Mann zusammen drei Kinder aufgezogen.

Viel Unglück und kaum Chancen

Franca's Mann ist vor zehn Jahren gestorben, drei Monate später ihr zweiter Sohn mit nur vierzig Jahren. Sie lebt heute mit Sohn und Tochter ausserhalb von Rom in einem kleinen Häuschen mit wunderschönem Garten. Der 1. Stock ist vermietet, im Parterre wohnt die Familie in zwei Zimmern: Das eine ist ein sehr kleines Zimmer; es wird vom Sohn bewohnt, und Mutter und Tochter teilen sich das andere. Ich glaube, Franca's Kinder haben wie die Mutter keinen Beruf gelernt. Die Tochter ist arbeitslos, der Sohn einen halben Tag Aufseher in einer Schulbibliothek. Sie leben von Franca's Rente, dem Arbeitslosengeld der Tochter, dem kleinen Lohn des Sohnes und von den Mieteinnahmen des oberen Stocks. Nicht zu vergessen: Sie verwöhnten uns nach Strich und Faden mit ihrem spärlichen Geld.

Auf der privilegierten Seite

Im Flug zurück war ich nachdenklich. Mit welchen Luxusproblemen beschäftige ich mich im Gegensatz zur Römerfamilie? Das grösste Problem von meinem Mann und mir ist, dass wir uns einig werden, wann wir aus unserem grossen Haus ausziehen und uns verkleinern. Unsere Kinder sind ausgezogen, haben gute Berufe gelernt und sind selbstständig. «Das Leben ist ungerecht», denke ich. Die einen haben alle Möglichkeiten, andere keine. Je nachdem, in welchem Land du lebst, welche Ausbildung du bekommst, geht es dir im Alter gut oder schlecht. Ja, und etwas Glück braucht es auch. Franca hat von all dem nichts bekommen. Ich werde sie wieder besuchen.

Ihr müsst lauter werden, damit ihr gehört werdet!



Engagierte Gespräche am Stand der GrossmütterRevolution am Märtplatz 60plus in Luzern

Text und Foto: Monika Fischer

Im Juni war die GrossmütterRevolution zusammen mit 30 weiteren Organisationen mit einem Stand am Märtplatz 60plus in der Kornschütte in Luzern vertreten. Acht Stunden lang herrschte reges Kommen und Gehen. Neugierig näherten sich insbesondere Frauen dem bunten Stand. «Kenne ich nicht», oder: «Noch nie gehört.» So antworteten die meisten auf die Frage, ob sie die soziale Bewegung kennen. Viele wollten mehr darüber wissen und stimmten den Anliegen der GrossmütterRevolution heftig zu. «Eine gute Sache. Ihr Frauen der GrossmütterGeneration seid das Kapital der Schweiz», lautete eine der von uns gesammelten Rückmeldungen.

FrauenWeisheiten

Kurz vor der Eröffnung stand eine der Organisatorinnen vor dem Stand und freute sich insbesondere über den Namen «GrossmütterRevolution». Dieser drückte viel Kraft aus. Er erinnere sie an die Vereinigung der Grossmütter der Plaza de Mayo in Argentinien. Diese setzen sich dafür ein, Kinder, die während der Militärdiktatur der 1970er Jahre zur Zwangsadoption freigegeben wurden, aufzufinden und zu ihren Ursprungsfamilien zurückzugeben. Eine andere Besucherin verband den Namen mit dem Internationalen Rat der dreizehn Grossmütter aus indigenen Völkern, die sich für eine gute Zukunft der künftigen Generationen einsetzen. So weckte der Name Neugier und fand mehrheitlich Zustimmung. Ein Mann meinte zwar, Revolution töne gar martialisch. Und doch könne er sich damit verbinden und fühle sich mitgemeint. Eine junge Frau äusserte sich begeistert: «Als ich das Programm las, fand ich euren Namen «GrossmütterRevolution» so toll, einfach Klasse. Ich wollte unbedingt sehen, was sich dahinter versteckt. Ich finde es einfach grossartig, was ihr macht.» Daneben gab es allerdings auch Stimmen, die fanden, Frauen ohne Kinder und Enkelkinder würden durch den Namen ausgeschlossen. Andere wiederum verstanden ihn klar als Ausdruck einer Generation.

Es gibt noch viel zu tun

Wohl gab es Besucherinnen und Besucher, die sich nach einem kurzen Blick schnell am Stand vorbeidrückten. Viele blieben interessiert stehen und wollten mehr über die Bewegung erfahren. Die Feststellung, dass das in der Gesellschaft vorherrschende Bild heutiger alter Frauen mit der Wirklichkeit nicht übereinstimme und verändert werden muss, fand heftige Zustimmung. «Super, dass ihr daran arbeitet. Es gibt wirklich noch viel zu tun», meinte eine Frau. Eine andere äusserte sich ähnlich: «Ja ja, wir waren schon vor 50 Jahren auf der Strasse, dann gehen wir im Alter halt noch einmal.»

Der Einsatz der Frauen der Grossmüttergeneration für ein gutes Leben auch im hohen Alter wurde durchwegs begrüsst. Ebenso freute es viele, dass sich die Frauen der GrossmütterRevolution heftig gegen Falschmeldungen, die alte Menschen einseitig als Last für die Gesellschaft bezeichnen, zur Wehr setzen. Eine Besucherin war sehr interessiert und liess sich alles erklären. Nach einiger Zeit kam sie an den Stand zurück und fragte: «Wie geht es denn weiter nach den Tagungen, Studien, Demonstrationen, Homepage, Newsletter? Das reicht doch nicht, es müsste doch auch die politische Ebene erreicht werden!» Wir zeigten ihr auf, dass dies bereits gemacht werde und munterten sie auf, mitzumachen, ihre guten Ideen einzubringen und bei der Umsetzung mitzuhelfen. Denn je mehr wir seien, umso stärker sei das Gewicht! Einzelne Gäste gaben aber auch ihrer Sorgen über die Zunahme der älteren Menschen und die Auswirkungen auf die Gesellschaft Ausdruck.

Gute Gespräche

Manche Besucherinnen wollten auch einfach von sich erzählen: Von ihrem persönlichen Umgang mit dem Älterwerden, von ihrem freiwilligen Engagement oder von der Betreuung der Enkelkinder. Viele erleben diese als Bereicherung. Einzelne klagten über mangelnde Wertschätzung und Überforderung. Ein älteres Ehepaar erzählte von der jahrelangen Betreuung ihres behinderten Enkelkindes. Sie freuen sich, diese Erfahrungen bei einem Anlass auch anderen Grosseltern in ähnlicher Situation weitergeben zu können. Der Hinweis auf die Benachteiligung der Frauen auch im Alter kam nicht immer gut an. Ein Mann meinte: «Wenigstens etwas Gutes haben wir Männer. Wir sterben sieben Jahre früher als Frauen. Es muss mit der stressigen Arbeitswelt der Männer im Zusammenhang stehen, sonst kann ich mir das nicht erklären.» Der Hinweis auf die Doppelbelastung der Frauen von Familie und Beruf sei besonders bei alleinerziehenden Frauen auch nicht ohne, quittierte er genervt.

Frauen zum Mitmachen gewinnen

Der Auftritt am gut besuchten Märtplatz war für Bernadette Kurmann, Silvia Rütter und mich zwar überaus intensiv und anstrengend – aber ebenso bereichernd. Insbesondere freuten wir uns über Begegnungen mit Frauen, die die GrossmütterRevolution bereits kannten. So erklärte eine weltlich gekleidete Ordensfrau: «Aus zeitlichen Gründen konnte ich bisher leider noch nie an einer Veranstaltung teilnehmen. Doch verfolge ich die Bewegung seit Jahren. Es ist eine gute, eine starke Sache.» Eine andere alleinstehende Frau ermunterte uns: «Ihr müsst unbedingt lauter werden, damit man euch auch hört!» Ob sie wohl der Aufforderung, mitzumachen und damit zur Stärke beizuträgt, Folge leisten wird? Es war ja eines der Ziele des Auftritts, Frauen zum Mitmachen in einem künftigen RegioForum Zentralschweiz der GrossmütterRevolution zu gewinnen.

Frauenweis(s)heiten im September 2018

Maria Arnold-Hengartner war ein ungestümes, lebhaftes Mädchen, das vor Lebenslust nur so sprudelte. Sie genoss ihre Kindheit. Was folgte, war ein Leben mit allerhand Herausforderungen: Sie erfuhr heftige Ablehnung durch die Schwiegereltern, lebte in Brasilien, wo ihr Mann schwer verunfallte. Zurück in der Schweiz war sie schliesslich an ihrem Wohnort Jahrzehnte lang freiwillig tätig. Inzwischen ist Maria Arnold 85 Jahre alt und hat – bei allen Schwierigkeiten – ihre Lebensfreude bewahrt.

Zurück von den Ferien landete Renate Mezger hart auf dem Boden der Realität. Die Schlagzeilen über Flüchtlinge waren nicht verebbt. Im Gegenteil, Hilferufe prasselten direkt auf sie ein. Sie fühlt sich überfordert und weiss nicht wohin mit ihrer Ohnmacht. Es geschehen auch in unserem Land sehr viele unverständliche, ja ungerechte Dinge.

Während der Ferienzeit war in den Medien zu lesen, dass die Universität von Tokyo junge Frauen regelrecht beschissen hat. Sie wurden an Prüfungen für das Ärztstudium kategorisch schlechter benotet als die Männer. Wir sind entsetzt, dass dies in einem aufgeklärten Land noch immer möglich ist und meinen, das sei kein Gentleman-Delikt, sondern Betrug.

Wir freuen uns, wenn Sie unseren monatlichen, elektronischen Brief lesen und im Sinne der Vernetzung an Menschen aller Generationen weiterleiten.

Die Arbeitsgruppe Frauen-Weis(s)heiten

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«Du bist keine Schwiegertochter, du bist eine Revolution»



Selbstbestimmung und Lebensfreude begleiten Maria Arnold-Hengartner seit 85 Jahren.

Foto und Text: Monika Fischer

Maria Arnold (1933) geniesst das Leben in ihrem Chalet mit Blick auf den Vierwaldstättersee. Sie schätzt das Quartier, wo sich die Nachbarn gegenseitig helfen. Die vielen Blumen am Haus und im Garten pflegt sie selber und ist auch sonst aktiv. Während sie die von einer Frauengruppe gestrickten Socken, Pullover, Decken für ein Kinderheim in der Ukraine in Kisten verpackt, erzählt sie lebhaft von ihrem bewegten Leben: Von der Kindheit und Jugend in der Grossfamilie an der Schweizergrenze, der Ablehnung durch die Schwiegereltern, den Jahren in Brasilien und vom schweren Unfall ihres Mannes. Immer wieder ertönt ihr helles Lachen. Bei allen Schwierigkeiten hat sie ihre Lebensfreude und ihren Humor bewahrt.

Die Schwestern waren meine Mütter

In Feuerthalen nahe an der Schweizer Grenze ist Maria Arnold als jüngste von acht Mädchen – fünf Schwestern und zwei Kusinen, die zeitweise bei der Familie lebten –

FrauenWeisheiten

aufgewachsen. Sie schwärmt von ihrer Kindheit und Jugend, obwohl sie im Garten viel mithelfen musste, und die Mutter nie Zeit für sie hatte. «Meine Schwestern waren meine Mütter. Sie weckten mich am Morgen, brachten mich am Abend ins Bett und nahmen mich überall hin mit: in den Kindergarten, in die Schule, zu ihren Rendez-vous. Deshalb war es eine Katastrophe für mich, als die Schwestern nach und nach das Elternhaus verliessen.» Sie musste sich neu orientieren und suchte die Nähe zur Mutter. «Obwohl sie mir immer fremd blieb, achte ich sie sehr. Sie hat grossartige Arbeit geleistet, war aber mit der grossen Familie überfordert.»

Früh fürs Frauenstimmrecht demonstriert

Sie bezeichnet sich als ungestümes und lebhaftes Mädchen, das vor Lebenslust fast übersprudelte. Als sie motiviert durch einen Lehrer schon Ende der 40er-Jahre auf der Strasse fürs Frauenstimmrecht demonstrierte und aufmüpfige Texte schrieb, wollte der Vater sie versorgen. Sie wehrte sich erfolgreich. Auch der Druck des katholischen Pfarrers konnte sie nicht beugen. «Er predigte von Gottesliebe, doch spürte ich nichts davon.» Ihren Glauben hat sie trotzdem bewahrt. Gestärkt wurde er durch Seelsorgerinnen und Seelsorger, die lebten, was sie vermittelten.

Krieg und Armut

Geprägt wurde ihre Kindheit auch durch den Krieg. «Wir sahen weit nach Deutschland hinein und sahen in der Nacht die Deserteure ankommen. Bei Fliegeralarm waren wir x-mal im Keller und wussten nie, ob wir am nächsten Tag noch lebten. Oft stellte der Nachbar das Radio aufs Fenstersims und beschallte die halbe Strasse mit den Reden Hitlers. Das war sehr bedrückend. Zudem musste die Mutter wegen des Militärdienstes oft ohne Mann auskommen.»

Durch den Vater, der 39 Jahre das Amt des Armenpflegers versah, lernte Maria Arnold die Armut kennen. «Es gab ja damals noch keine AHV. Oft beobachtete ich im Versteckten die Menschen, die bei meinem Vater Unterstützung suchten. Es war eine tiefe Erfahrung. Ich wusste, dass ich nie arm werden wollte.»

Eigenständig und kreativ

Gerne hätte sie Psychologie studiert. Das passte den Eltern nicht. Deshalb machte sie auf deren Geheiss eine Lehre bei einer Schneiderin und lernte danach in einem Atelier das Schneiderhandwerk. Nach zwei Jahren wollte sie sich selbstständig machen. «Ich probierte kreativ Neues aus: Kleider, die ausser mir niemand tragen wollte.» Lachend erzählt sie vom Kleid aus Zeitungspapier, das am Samstag beim Tanzen riss. Die Eltern litten an ihr. Sie empfanden die Reaktionen der Menschen auf die Arbeit ihrer Tochter

als persönliche Kränkung. «Auch sonst war ich für sie eine Provokation. Zum Beispiel, als ich die langen Zöpfe für eine Frisur aus Simpelfransen und einen Rossschwanz abschneiden liess.» Da es nicht rentierte, gab sie das eigene Geschäft bald auf und bekam einen tollen Job in der Konfektion. Rückblickend wurde der von den Eltern aufgezwungene Beruf für sie zur Erfüllung. Sie näht sich die Kleider selber und blättert bis heute gerne in Modezeitschriften.

Ablehnung

Drei Jahre war sie mit ihrem Freund verlobt. Den ehemaligen stillen Schulkollegen hatte sie an einer Rock'n Roll-Party wieder getroffen. Sie hatte Angst vor der Ehe, fürchtete sie doch den Verlust ihrer Unabhängigkeit, bis sie spürte: «Ich kann diesen Mann nicht gehenlassen.» Seine Eltern jedoch wehrten sich gegen die Heirat, was ihr Verlobter mit den Worten begründete: «Du bist für sie keine Schwiegertochter, du bist für sie eine Revolution.» Als sich die Gelegenheit zur Übernahme einer Arbeitsstelle in Rio de Janeiro bot, sagte das Ehepaar kurzentschlossen zu. Maria Arnold spürte die Erleichterung, als das Schiff Richtung Brasilien ablegte. Das neue Leben war zur Zeit der Militärdiktatur nicht einfach. Doch war es für die Familie mit der kleinen Tochter ein gutes Jahr, zumal der Mann bereits als Nachfolger des Direktors vorgesehen war.

Krankenpflegerin

Maria Arnold schildert, wie ein schweres Unglück jäh alle Hoffnungen zerstörte. Ihr Mann geriet auf dem Arbeitsweg unter die Räder des offenen Trams und wurde mitgeschleppt. Sein Zustand mit zahlreichen Brüchen galt als hoffnungslos. Bei seinem Anblick packte sie das nackte Grauen. «Gott, wenn es dich gibt, dann hilf mir jetzt. Sonst will ich nichts mehr von dir wissen», haderte sie und machte ein Gelübde. Durch die Intervention des Botschafters und des Direktors übernahmen zwei junge, in den USA ausgebildete Ärzte, den Fall. Diese baten nach der ersten Notoperation die junge Mutter, die Pflege zu Hause mit ihrer Unterstützung zu übernehmen. Es sei die einzige Überlebenschance für ihren Mann. Drei Wochen später war in der Wohnung ein Zimmer mit Krankenbett und Sterilisierapparat eingerichtet. Maria Arnold pflegte ihren Mann zwischen den Operationen wie ein kleines Kind.

Trotzdem eine gute Zeit

Sie wusste: «Für diesen Mann kämpfe ich. Er ist es wert. Er klagte nie. Ihm war es am wichtigsten, dass es uns gut geht.» Unterstützung bekam sie durch den Arbeitgeber. Sobald möglich, arbeitete ihr Mann wieder. Zuerst im Bett, später im Rollstuhl in der Firma. Mit der Karriere war es allerdings vorbei. Trotz allem waren es für Maria Arnold

gute Jahre. «Wir hatten viel Zeit miteinander, lasen viel und hörten klassische Musik. Nie mehr haben wir so viel gelacht wie in jenen Monaten.»

Wegen der Schulbildung der Tochter kehrte die Familie nach zehn Jahren in die Schweiz zurück. Der Mann hatte Arbeit in derselben Firma und wurde erneut mehrmals operiert. Mit der Zeit konnte er mit der Familie, zu der sich ein Sohn und eine zweite Tochter gesellt hatten, sogar wieder Wanderungen unternehmen.

Offen für das, was kommt

Bei der Anmeldung im Pfarramt des neuen Wohnortes meinte der Pfarrer, es sei obligatorisch, dass Maria Arnold im Mütterverein mitmache. «Das kommt gar nicht in Frage», war ihre erste Reaktion. Doch überwand sie ihren Widerstand und leitete später den von ihr neu organisierten Verein 20 Jahre als Präsidentin. Ebenso lange vermittelte sie die Familienhilfe. Seit vielen Jahren organisiert sie das Stricken für Menschen, denen es nicht so gut geht. Es ist für sie ein wichtiges Zeichen der Solidarität. Um ihr früher gegebenes Gelübde einzulösen, hielt sie 650 Nachtwachen im Altersheim.

Geblichen ist die Ablehnung durch die Schwiegerfamilie. Doch konnte sie damit leben. «Ich konnte zu mir und zu allem stehen, was ich gemacht hatte. Zudem hatte ich ja meinen Mann, der die Liebenswürdigkeit selber war.» Umso schwerer traf sie sein Tod an einem Herzschlag nach 54-jähriger Ehe. Gleichzeitig ist sie dankbar, dass ihm vieles erspart geblieben ist.

Sie pflegt den Kontakt mit Nachbarn, Freunden und der Familie mit den sieben Enkelkindern und dem kleinen Urenkel. Im monatlichen Lesezirkel lernte sie, andere Meinungen zu respektieren und zu akzeptieren. Gerne reist sie mit dem GA durch die Schweiz und hat keine Mühe mit dem Älterwerden. «Ich nehme es, wie es kommt und passe mich an. Dazu gehört, dass ich der Sicherheit wegen nicht mehr so hohe Absätze trage wie früher.» Sie sagt dies mit ihrem hellen Lachen, das sie durchs Leben begleitet.

Abseits ...

Renate Mezger

Zwei Wochen meiner Ferien verbrachte ich auf einer Hütte im Tessin, oberhalb von Brissago. Ich bewirtete Gäste, freute mich über das schöne Wetter, verwünschte den zwischendurch auftauchenden Nebel, genoss den Sonnenaufgang, den Blick aufs Alpenpanorama, die frische Luft, die Ruhe am Abend. Kochen und backen mit dem Holzofen, warmes Wasser nur aus dem grossen Topf über dem Feuer, kein Mixer, kein TV, kein Radio. Und keine Fussballweltmeisterschaft. Kein Wimbledon. Keine täglichen Hiobsbotschaften über ertrunkene Flüchtlinge, gescheiterte Hilfsmissionen, über Fehlentscheide in Wirtschaft und Politik, über Nationalismus, Fundamentalismus und Korruption. Schnell sind sie vergangen, die beiden Wochen. Der Flug hinunter ins Tal war atemberaubend, die Landung sanft. Das Ankommen aber ist ernüchternd.

Schlagzeilen und Hilferufe prasseln gleichzeitig auf mich ein. Ich fühle mich überfordert, weiss nicht wohin mit meiner Ohnmacht. Die syrische Familie ist verzweifelt, die afghanische Mutter erschüttert, die bosnische Frau stellt lakonisch fest, immerhin dürfe sie ja hier bleiben. Hier in der Schweiz, wo ihre Töchter, ihr Schwiegersohn und ihre Enkelkinder leben. Hier in der Schweiz, wo vor 16 Jahren für sie und ihre Kinder ein neues Leben begonnen hat. Ein solides, ein gutes Leben sei es jetzt, sagt sie. Natürlich ist sie viel krank, natürlich muss sie jedes Jahr ihre Bewilligung verlängern und dafür auch bezahlen, natürlich hat sie ein posttraumatisches Belastungssyndrom. Eigentlich sei sie zu mindestens 50 Prozent arbeitsunfähig, eigentlich müsste sie IV erhalten, sagt der Psychiater. Das sei nicht möglich, sagt die Schweiz – weil ihre «Behinderung» ja schliesslich nicht hier entstanden ist, sondern im Bosnienkrieg, damals, Anfang der 90er-Jahre, in und um Srebrenica...

«Kopf kaputt»

So schlägt sich Amina (die natürlich anders heisst) durch, putzt in Büros, Privathaushalten und Betrieben, freut sich über die Enkelkinder und darüber, dass ihre Aufenthaltsbewilligung im Mai 2015 (nach 14 Jahren in der Schweiz) in ein B verwandelt worden ist. Immerhin. Das allerdings mit der Auflage, dass sie ihre Deutschkenntnisse verbessern müsse. «Kopf kaputt», sagt Amina, wenn sie sich deutsche Ausdrücke merken soll, sie lächelt entschuldigend, es ist ihr peinlich, aber sie kann es nicht ändern:

Sie wird diese Sprache nicht besser erlernen, es geht nicht, warum auch immer. Die paar wenigen Schuljahre haben nicht gereicht, der Krieg hat das Wenige weggeblasen, das vorhanden war. Bei wichtigen Themen übersetzt die Tochter für Amina. Sie geht auch mit zum Sprachtest. Ob sie das Niveau endlich erreicht hat, will die Behörde wissen. «Hat sie nicht», sagt die Sprachschule.

Das Sprachzeugnis muss her

Schlimm! Schreibt der Kanton. Verwarnungsverfügung! Noch einmal wird die Bewilligung verlängert. Ausnahmsweise. Aber es wird «ausdrücklich darauf hingewiesen», dass der «Entzug bzw. die Nichtverlängerung» erneut geprüft werden, sollte Amina das geforderte Sprachniveau nicht erreichen, straffällig oder betriebs- oder sozialhilfeabhängig werden. Diese Verwarnung kostet, klar, ist ja auch ein Dokument. 150 Franken. 103 Franken kostete der Antrag auf Verlängerung der Bewilligung. Amt für Justiz, Abteilung Migration. Bar bezahlt. «Es bediente Sie CHEF». Typisch CHEF, denke ich. Einer, der nicht merkt, dass diese Frau absolut willig, fleissig, unauffällig und herzensgut ist, dass sie seit 16 Jahren alles macht, was man von ihr verlangt, ihr Leben organisiert und selbst bezahlt. «Leider reicht das nicht», sagt der CHEF, in zwei Jahren müsse sie dann wirklich das geforderte Zeugnis bringen. Dann ist Amina 18 Jahre in der Schweiz und 54 Jahre alt. Und dann? «Wir werden sehen», sagt der CHEF. Davon, dass er ein Auge zudrücken werde, hat er nichts gesagt...

AKTUELL

Eine Welt für Männer

Bernadette Kurmann

Während der Sommerferien ging eine Meldung aus Japan durch die Medien. Dort wurden Frauen an der Aufnahmeprüfung für ein Medizinstudium systematisch diskriminiert, ja regelrecht beschissen. Die Verantwortlichen der Tokyo Medical University stufte die weiblichen Prüflinge durchgängig schlechter ein, ihren männlichen Kollegen erhöhten sie die Punktezahl. Grund: Das Land brauche Vollzeit arbeitende Männer. Das geschah unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Ihr spielten sie vor, die Prüfung sei neutral und verlaufe gerecht. Mich traf diese Meldung tief ins Mark. Ich war überrascht, wie mich diese weibliche Diskriminierung – eine unter Tausenden – erschütterte. Warum nur?

FrauenWeisheiten

Ich weiss es längst, dass weibliche Föten weltweit zu 100 000en abgetrieben werden, Mädchen von Ausbildungen ausgeschlossen und Frauen auf der ganzen Welt Gewalt ertragen müssen. Ich weiss, dass Frauen in der katholischen Kirche keine Priesterinnen sein können, und ich weiss, dass bei uns Frauen wegen ihrem Geschlecht schlechter bezahlt werden und auf Chefetage noch immer kaum anzutreffen sind. Ich habe mich an vieles gewöhnt und trage in der Zwischenzeit diese Ungerechtigkeiten resigniert-pragmatisch: «Nichts zu ändern, ich weiss.» Nun trifft mich diese Schlagzeile einmal mehr tief. Japan ist eine so genannt zivilisierte, demokratische Nation. In diesem aufgeklärten Land sollen junge Frauen während Jahren systematisch ausgetrickst worden sein? Die Medien schrieben, eine Quote wäre in Japan durchaus denkbar gewesen. Die Verantwortlichen aber wählten den scheinbar einfacheren Weg, den der Täuschung der Öffentlichkeit und des Betrugs.

Vorbilder prägen

Wie hatte ich als Mädchen oft das Gefühl, dass Männer gescheiter seien als Frauen. Ich hörte von Nobelpreisträgern und einer oder zwei Nobelpreisträgerinnen. In den Medien las ich von hochgepriesenen Dirigenten, Musikersolisten, Malern, Professoren. Frauen fehlten meist. Von der Kirche wurde ein dreifaltiger Gott vermittelt, der aus lauter Männern besteht. Als Kind vermisste ich die Frau in dieser «Familie». Die hoch gehaltene Frau in der Kirche war Maria, die reine Dienerin und Magd. In der Familie war der Vater das Oberhaupt und die Mutter auch irgendwie eine Magd. Vater brachte das Geld heim und Mutter kochte und putzte. Und das war nicht nur in meiner Familie so.

Strukturelle Gewalt

Es ging lange, bis ich merkte, dass diese Unterschiede nicht an den Fähigkeiten der Frauen liegen, sondern hausgemacht sind. Dass es die patriarchalen Gesellschaften sind, die Frauen klein machen und klein halten wollen. Strukturelle Gewalt heisst dieses Phänomen, und wir Frauen haben die Lektion gelernt und die Diskriminierung verinnerlicht. Frauen trauen sich weniger zu als Männer, sie verlangen weniger Lohn, wagen sich am Arbeitsplatz kaum zu wehren, fühlen sich weniger gut und stark. Oft wird das ihnen zum Vorwurf gemacht. Es ist ein Teufelskreis. Denn Frauen sind und waren vorwiegend Mütter und geben bis heute – meist unbewusst – diese verinnerlichte Gefühle an ihre Töchter und Söhne weiter.

Japan nur ein Beispiel

In Japan sind Ärzte erwünscht, die rund um die Uhr zur Verfügung stehen. Ärztinnen und alle anderen Frauen können hier in der Regel nicht mithalten. Von japanischen Frauen wird erwartet, dass sie nach der Heirat aus der Arbeitswelt verschwinden und

sich nur noch um Haushalt und Kinder kümmern. Die japanische Arbeitswelt ist auf Männer ausgerichtet, und ihr täglicher Kampf enorm. Japaner arbeiten fast bis zum Umfallen. Die Frauen sollen ihnen deshalb den Rücken frei halten. Langsam wächst die Idee, diese lebensfeindliche Arbeitswelt zu verändern. Nicht etwa, um den Frauen die Chance für ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Nein, Japan ist überaltert, das Land braucht zusätzliche Arbeitskräfte. Nun werden Frauen plötzlich von der Politik umgarnt, und Kinderkrippen werden aus dem Boden gestampft. Eine Chance trotzdem.

Fehlende Sensibilität gegenüber Unrecht

Ich möchte nicht nur auf Japan schauen. Lange Zeit war die Situation in der Schweiz ähnlich. Dank der Frauenbewegung hat sich Vieles zum Besseren gewandelt. Dass in der Schweiz nach wie vor nicht alles zum Besten steht, zeigen Kommentare auf den Japan-Artikel im Internet am Tag danach. Ausschliesslich Männer haben sich gemeldet. Hat es den Frauen – wie mir – die Sprache verschlagen? Die meisten reagierten hämisch und machten aus dem Problem des Unrechts eine Frage der Quoten. Ein Beispiel von Daniel Fuchs: «Tja... So ist das halt mit den Quoten. Schon lustig, wie alle, die meist dafür sind, jetzt Skandal schreien.» Ich weiss, wie schnell und undifferenziert im Internet Meinungen abgegeben werden. Doch das fehlende Unrechtsbewusstsein gegenüber eines Betrugs an japanischen Frauen, befremdet mich.

Kein Gentleman-Delikt

Ich weigere mich, uns Frauen als Opfer zu erfahren. Ich habe mich ein Leben lang gegen weibliche Diskriminierung eingesetzt – und damit böse Reaktionen in Kauf genommen. Trotzdem empören und verletzen mich Machenschaften, wie sie nun in Japan offenkundig geworden sind. Ich kann mich nicht daran gewöhnen, dass Frauen überall auf der Welt benachteiligt und so in ihrer persönlichen Entwicklung behindert werden. Das auch in so genannt aufgeklärten Gesellschaften. Was in Japan geschehen ist, ist keine Gentleman-Delikt. Es ist Betrug und gehört bestraft.

Frauenweis(s)heiten im Oktober 2018

Mona Kurmann ist gebürtige Dänin und spricht perfekt Schweizerdeutsch. Ein Leben lang Kinder hat sie betreut. Ihre eigenen hat sie weitgehend allein erzogen, und sie war eine Arbeitsleben lang Erziehungsperson in Kinderheimen. Auch heute noch gibt sie jungen Personen in schwierigen Situationen bei sich ein Daheim. Sie findet, die Jugendlichen seien alle in Ordnung. «Es sind die Umstände, labile oder gewalttätige Eltern, die es ihnen schwermachen.» Ihnen möchte Mona eine Chance geben.

Wo wird die Eigenständigkeit alter Menschen gewahrt, wo fängt die Bevormundung an? Dieser Frage geht Monika Fischer nach. Wie gehen wir als Gesellschaft mit der Eigenständigkeit Betagter um, wo liegt deren persönliche Verantwortung, wo diejenige der Angehörigen, der Pflegefachpersonen und von uns allen?

Ein Glücksgefühl durchströmte Bernadette Kurmann, als sie diese Woche von der Vergabe des Friedensnobelpreises hörte. Nadia Murad und Denis Mukwege, heissen die beiden Nobelpreisträger, ein Arzt, der sich in seiner Heimat Vergewaltigungsopfern annimmt und eine junge Jesidin, die öffentlich das an ihr verübte Kriegsverbrechen anklagt.

Wir freuen uns, wenn Sie unseren monatlichen, elektronischen Brief lesen und im Sinne der Vernetzung an Menschen aller Generationen weiterleiten.

Die Arbeitsgruppe Frauen-Weis(s)heiten

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«Sie ist mein Engel, sie hat mich gerettet»



«Ich hatte in meinem Leben stets Glück»

Foto und Text: Bernadette Kurmann

Ein Leben lang hat Mona Kurmann (1949) Kinder betreut. Da sind ihre eigenen vier Kinder, dort die fremden Kinder in schwierigen Familiensituationen, für die sie als Sozialpädagogin sorgt. Ihr erstes Kind ist sehbehindert und braucht besonders intensive Betreuung. Es wird geboren, als eine kurze Freundschaft längst aufgelöst ist. Mona übernimmt die volle Verantwortung. Zweimal heiratet Mona. Zweimal scheitert die Ehe, weil sich die Partner in unterschiedliche Richtungen entwickeln. Sie macht sich Vorwürfe: «Du hast es schon wieder nicht geschafft.» Schliesslich zieht sie vier Kinder alleine auf. Daneben betreut sie Kinder im Heim. Selbst heute noch unterstützt sie junge Menschen in schwierigen Situationen. Weil sie alle gute Menschen sind und im Leben einfach Pech gehabt haben. «Sie ist mein Engel. Sie hat mich gerettet», sagt eine junge Frau, die im Moment bei ihr lebt. Irgendwie ist sie das wirklich!

FrauenWeisheiten

Mona Kurmann ist Dänin und wächst in einfachen Verhältnissen auf dem Land auf. Ihren Vater verliert sie mit drei Jahren. Bald heiratet die Mutter wieder. Die Familie lebt nun auf dem Bauernhof bei Verwandten. «Wir haben nur gearbeitet, immer nur gearbeitet.» Im Haushalt, auf dem Feld, im Stall. Die kleine Mona muss Traktorfahren, weil sie das gut kann. Aber wehe, wenn sie die Linie nicht einhält, dann ist die Hölle los. Ihr Stiefvater ist jähzornig und missbraucht sie sexuell während Jahren. «Ich habe das bis ich 18 war, niemanden erzählen können.» Nicht einmal ihrer älteren Schwester, mit der sie wie Pech und Schwefel zusammenhält. Die Stiefschwester wird geboren und auch der kleine Bruder, der bald an einem Herzfehler stirbt. Mona weint, wenn Vater ihr wieder nachstellt. Erbarmen hat er keines. Er droht: «Wehe, du redest, dann kommt ihr alle ins Heim.» Sie wünscht sich nichts sehnlicher, als dass der Stiefvater stirbt. Die Mutter erlebt sie als schwach, ständig ist sie krank. Dann lastet noch mehr Arbeit auf den Kindern.

Als Au pair in der Schweiz

Erlösung vom Vater gibt es erst, als Mona in die Schule kommt. Die Familie wechselt einmal mehr den Wohnort; sie leben jetzt mitten in einem kleinen Dorf. Bald macht die Schwester eine Lehre als Malerin und geht weg. Mona hat einen Freund und träumt von einem Engländeraufenthalt. Dort will sie Englisch lernen. Dann schreibt ihr ein Mädchen aus dem Dorf, ob sie ihre Au-pair-Stelle in der Schweiz übernehmen wolle. Mona will und kommt nach Kilchberg. Sie bleibt zwei Jahre, danach plant sie in Dänemark die Ausbildung zur Sozialpädagogin zu machen.

Im zweiten Lehrjahr wird sie schwanger, just nachdem sie mit ihrem Jugendfreund Schluss gemacht hat. Sie ist verzweifelt, macht sich Vorwürfe, nicht besser verhütet zu haben. Doch ob sie das Kind behalten will oder nicht, ist für die 19-Jährige keine Frage. «Ich war stolz und hätte den Kindsvater nie um Unterstützung gebeten. Heute frage ich mich manchmal warum.» Monas Sohn Jörn* wird geboren, bald zeigt sich eine Behinderung. Seine Augen sind ständig in Bewegung. Der kleine Bub ist stark sehbehindert und auf intensive Betreuung angewiesen.

Viel Unterstützung

Der Staat Dänemark kennt ein grosszügiges Unterstützungsangebot für unverheiratete Mütter. Mona wird der Lehrlingslohn ausbezahlt, und sie bekommt nach der Geburt ein halbes Jahr lang bezahlten Urlaub. In dieser Zeit besucht sie ein alter Freund aus der Schweiz. Erik* hatte sein Studium abgebrochen. Die Eltern wollten, dass er sich im väterlichen Baugeschäft etabliere. Ihm blieb nur die Flucht. In Dänemark arbeitet er als Hochbauzeichner. In seiner Freizeit ist er ihr eine grosse Hilfe. Er

mag ihren Sohn, schaut zu ihm, liebt ihn, spielt mit ihm. Mona ist dankbar, denn sie ist im Begriff, die Lehre abzuschliessen und fühlt sich an allen Ecken und Enden gefordert. «Ich hatte in meinem Leben stets Glück. Immer wenn ich Hilfe brauchte, erhielt ich sie auch.» Die Beiden kommen sich näher und werden eine kleine Familie.

Zurück in der Schweiz

Dann melden sich die Eltern aus der Schweiz und fordern: «Entweder du kommst zurück und steigst in die Firma ein, oder wir verkaufen.» Mona und Erik beraten und beschliessen, für ein Jahr in die Schweiz zu ziehen. Zuerst aber müssen sie heiraten, denn das Zusammenleben im Konkubinat ist in der Schweiz 1971 verboten. Der Sohn ist zwei Jahre alt. Die Schwiegermutter besteht darauf, dass Mona zuhause bleibt und den Sohn betreut. «Sie war sehr lieb zu mir und Jörn und meinte es gut.»

Das Kind wird eingeschult und besucht wegen seiner Sehbehinderung eine Tages-
schule in Zürich. Mona Kurmann gewinnt Freiraum und sucht sich eine Arbeit im nahe
gelegenen Kinderheim. Sie betreut jetzt eine Gruppe von Kleinkindern: spielt und isst
mit ihnen, kleidet, wäscht und tröstet sie, macht mit ihnen Ausflüge. Kurz: Sie ist jetzt
Mutter für sechs kleine Kinder. Mit John* kommt sie nicht zurecht. Er trotzt und ist
kratzbürstig. Seine Mutter verspricht ihm ständig, dass sie ihn besucht und kommt
am Ende nie. Mona hat Erbarmen, schlägt vor, dass er übers Wochenende zu ihr nach
Hause kommen darf. John taut auf, wandelt sich zu einem liebenswürdigen, charman-
ten Kind. Die zweiwöchigen Besuche werden bis ins Jugendlichenalter fortgesetzt.

Die Ehe zerbricht

Mona ist nun Berufsfrau und finanziell unabhängig. Ihr Selbstwertgefühl wächst. Auch
ihr Mann verändert sich. Er ist ein tüchtiger Geschäftsmann, führt das Baugeschäft zu
einer erfolgreichen Firma. Mona erkennt ihren sorgsam, sozialen Partner bald nicht
mehr. Sie entgleiten einander. Sie versuchen mit einer Paartherapie zu retten, was zu
retten ist. Doch die Scheidung ist unvermeidbar – und Mona ist wieder schwanger, wie-
der nicht geplant. «Erik wollte keine Kinder.» Er bleibt fair und sorgt finanziell für sie
und den kleinen Sohn. Für die Erziehung ist Mona jetzt wieder alleine zuständig.

Neuanfang in Italien

Privat sorgt Mona für ihre eigenen zwei Kinder, beruflich betreut sie weiterhin Kinder
aus zerrütteten Familienverhältnissen. Bei ihrer Arbeit lernt sie ihren zweiten Ehemann
Sven* kennen. Ein liebenswürdiger Mann, ein toller Familienvater mit einer Leichtigkeit
versehen, die Mona bei sich nicht kennt. Die beiden heiraten und wünschen sich Kin-
der. Ein Sohn und eine Tochter werden geboren. Schon lange wächst in ihnen die Idee,

FrauenWeisheiten

eine Grossfamilie mit eigenen und fremden Kindern zu gründen. Das geeignete Objekt finden sie in Italien, aber der Plan der Grossfamilie ist dort nicht umsetzbar. Zu fünft – Jörn* bleibt in der Schweiz – ziehen sie 1989 auf einen Bauernhof im Piemont. Dort wollen sie Weinbau betreiben. Die Arbeit ist hart, die Fertigstellung des Hauses dauert. Ihr Mann Sven hat plötzlich neue Interessen, er ist mit einer Musikerband unterwegs. Die beiden entfremden sich. Mona will die Ehe retten, versucht erneut, ihren Mann zu einer Therapie zu bewegen. Dieser lehnt ab. Nach rund sechs Jahren kehrt sie mit ihren Kindern in die Schweiz zurück. «Ich habe es schon wieder nicht geschafft», wirft sie sich vor. Wieder trägt sie die die Arbeit für die Kinder ganz alleine.

Berufstätig und alleinerziehend

Zurück in der Schweiz findet sie eine Arbeit im Behindertenbereich. Die eigenen Kinder betreut vor und nach der Schule eine Nachbarin. «Schon wieder bekam ich Hilfe.» Die Jahre ziehen ins Feld. Ihre Kinder werden erwachsen, lernen Berufe, werden selbstständig, pflegen Freundschaften. Mona wird pensioniert, hätte endlich die Möglichkeit, nur zu sich zu schauen. Aber nein, eine Freundin von ihr arbeitet in einer Einrichtung für Kriseninterventionen. «Du wärst doch eine ideale Person, die junge Erwachsene aufnehmen könnte. Mona stellt sich zur Verfügung. Sie betreut an den Wochenenden eine junge Frau, deren Mutter gestorben ist. Dann kommt Ingrid* zu ihr ins Haus, weil es mit der Mutter Schwierigkeiten gibt. Langsam entwickelt sich Vertrauen. Sie geht zurück zur Mutter, doch das klappt nicht. Sie möchte die Lehrzeit bei Mona verbringen. Am Ende bleibt sie, bis die Lehre abgeschlossen ist. Ingrid sagt über Mona: «Sie ist mein Engel. Sie hat mich gerettet.»

Es sind die Umstände

Warum macht Mona all das? «Die Jugendlichen faszinieren mich: ihre Unbeschwertheit, ihr Freiheitsdrang. Vielleicht weil ich selber nichts davon hatte.» Mona findet, die Jugendlichen seien alle in Ordnung. «Es sind die Umstände, labile oder gewalttätige Eltern, die es ihnen schwermachen.» Nächste Woche wird sie einen jungen Mann für zwei Wochen beherbergen. Nein, lange will sie nicht mehr so viel Verantwortung übernehmen. «Bald werde ich siebzig, dann höre ich auf.» Demnächst wird sie Grossmutter, ob sie das Kinderhüten übernimmt? «Nein», sagt sie: «Ich möchte, dass sich meine Kinder selber arrangieren.»

** alle Vornamen wurden geändert*

Selbstbestimmung: Im Alter eine Gratwanderung?

Monika Fischer

Sie ging selbstbestimmt durchs Leben. Sie arbeitete in einem anspruchsvollen Beruf, führte ein Geschäft und gehörte nach Einführung des Frauenstimmrechts zu den ersten Politikerinnen. Energisch vertrat sie ihre eigenständige Meinung auch gegen aussen.

Nach dem Tod ihres Mannes verkaufte sie vor zehn Jahren das Haus und zog in eine Zweieinhalbzimmer-Wohnung mit Dienstleistungen. Kochen hatte sie nie gelernt. 35 Jahre hatte dieselbe Köchin die Hauswirtschaft im Geschäftshaushalt besorgt. Deshalb geht die Seniorin jeden Mittag zum Essen ins benachbarte Alterszentrum. Sie sitzt am Tisch mit einem verwitweten Rentner aus dem gleichen Haus. Angeregt diskutieren die beiden über dies und jenes und über die Gemeinschaftsanlässe, die sie für die Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses organisieren. Offen sprechen sie über das selbstbestimmte Leben, über den Glauben, das Alter und die Endlichkeit. Wach beobachtet die Seniorin die Entwicklung in Heim und Spitex und spricht kritische Punkte direkt an. «Sie hören es nicht gern, wenn ich meinen Mund aufmache, und ich bin deswegen nicht beliebt», sagt sie lachend.

Sie fühle sich nicht alt, meint die bald 95-jährige auf die entsprechende Frage. Sie möchte gerne noch ein wenig leben, sei nicht bereit zum Gehen.

Wegen einer Lungenentzündung war sie im Frühling ein paar Tage im Spital. Danach fühlte sie sich zu schwach, um in ihre Wohnung zurückzukehren. Dankbar für jede Unterstützung wünschte sie nichts anderes, als umsorgt und gepflegt zu werden. Der Aufenthalt im Ferienbett des Pflegeheims konnte Dank der Flexibilität der Verantwortlichen rasch organisiert werden. Nachdem sie sich etwas erholt hatte, wurde sie zunehmend apathischer und verlor ihre Lebensfreude. Ihr fehlte die vertraute Umgebung, und sie konnte sich nicht an den vorgegebenen Rhythmus der Institution gewöhnen. «Ich bin nicht mehr richtig bei mir», meinte sie immer wieder und wünschte sich nichts sehnlicher, als in ihre eigenen vier Wände zurückzukehren. Die Aussicht auf die Heimkehr setzte neue körperliche Kräfte frei. Und doch meinte sie: «Ich spüre, dass

es mit mir bergab geht. Für alles brauche ich viel, viel mehr Zeit. Manchmal mag ich gar nichts unternehmen, sondern sitze einfach nur still da.»

Die erwachsenen Kinder nahmen die Veränderungen besorgt wahr. An einem gemeinsamen Treffen besprachen sie die neue Situation. Einer der Söhne fand, die Mutter brauche unbedingt tägliche Betreuung durch die Spitex. Auch war er unsicher bezüglich ihrem Umgang mit dem Geld. Als die Mutter von dem Treffen erfuhr, wehrte sie sich erbost: «Warum habt ihr eure Sorgen nicht mit mir besprochen, sondern über meinen Kopf über mich verfügt?» Sie könne sehr wohl mit ihren Finanzen umgehen und wolle selber darüber verfügen. Die tägliche Spitex bestellte sie wieder ab. Die Körperpflege könne sie nach wie vor selber besorgen, wenn auch etwas umständlich und langsam.

In der gleichen Zeit wurde sie im Vorbeigehen von der Pflegedienstleiterin gefragt, wie lange sie eigentlich noch in der Wohnung bleiben wolle. «So eine Frechheit! Sind diese Leute nicht geschult, einfühlsamer mit den alten Menschen umzugehen und nicht einfach mit der Türe ins Haus zu fallen», meinte sie verletzt.

Diese Vorfälle lösten in der Familie ein Nachdenken aus: Es war ein Fehler, ohne die eben gar eigenwillige Mutter zusammensitzten. Muss ein hochbetagter Mensch wirklich immer gut organisiert, perfekt und sauber sein? Hat die Mutter nicht das Recht, ihren Alltag auch im hohen Alter ihren Bedürfnissen und ihrem Tempo entsprechend zu gestalten? Der Philosoph und Publizist Ludwig Hasler plädiert sogar für eine Lizenz zum Vertrotteln, was er wie folgt erklärt: «Der alte Mensch spielt nicht mehr mit in unserer Leistungsgesellschaft. Er spielt sein eigenes Spiel, er weiss, dass er unnützlich ist, er lässt sich gehen, er verplempert seine Tage. Er hat begriffen, er hat keinen Zweck mehr, er ist Selbstzweck, zu nichts gut ausser vielleicht zum höchst persönlichen Leben.»

Doch wie steht es mit der Verantwortung? Der Eigenverantwortung und der Verantwortung der Angehörigen, der Pflegefachpersonen, der Gesellschaft? In der Spitex und den Heimen steht die Qualität der Pflege und Betreuung an vorderster Stelle. Beim kleinsten Vorfall, wenn etwas nicht der Norm entspricht, werden die Verantwortlichen von Angehörigen und von den Medien an den Pranger gestellt.

Dieser Zwiespalt zeigte sich auch in der Familie der 95jährigen. Wo liegt die Grenze? Wann ist es angezeigt, von aussen einzugreifen? Wer bestimmt, ob ein hochbetagter Mensch die Verantwortung für sich noch wahrnehmen kann? Diese Fragen lösten auch

in der hochbetagten Seniorin einiges aus. Sie will mit ihren erwachsenen Kindern offen im Gespräch bleiben und ist sich bewusst: Der Tag kann kommen, an dem sie ihre Selbstbestimmung zumindest teilweise abgeben muss. Sie ist bereit, sich vertrauensvoll auf diesen Weg einzulassen.

Die Diskussionen in der Familie sind das eine. Doch ist es nicht so, dass heute in bester Absicht über das Leben der pflegebedürftigen hochbetagten Menschen in der letzten Lebensphase verfügt wird? Politik und Fachpersonen bestimmen nach wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Kriterien, was gut ist in der Langzeitpflege. Wo bleiben da die Wünsche und Bedürfnisse der auf Hilfe und Unterstützung angewiesenen alten Menschen, die ihr langes Leben selbstständig gemeistert haben?

Warum wollen die Menschen so lange wie möglich in den eigenen vier Wänden bleiben, obwohl die Pflegeheime alles unternehmen, um ihren Bewohnerinnen und Bewohnern ein gutes Leben bis zuletzt zu bieten? Ist das Bedürfnis nach Selbstbestimmung eines Menschen nun einmal mit den Bedingungen einer Institution nicht zu vereinbaren?

Die Erfahrung zeigt: Wie in der Familie müssen die Gespräche auch in der Gesellschaft mit Einbezug der Fachpersonen und mit den Betroffenen offen geführt werden, damit die Selbstbestimmung und Integrität auch im Alter gewahrt bleiben können.

AKTUELL

Es gibt noch viel zu tun

Bernadette Kurmann

Ein Glücksgefühl durchströmte mich, als ich diese Woche von der Vergabe des Friedensnobelpreises hörte. Nadia Murad und Denis Mukwege, heissen die beiden Nobelpreisträger, ein Arzt, der sich in seiner Heimat Vergewaltigungsopfern annimmt und eine junge Jesidin, die öffentlich das an ihr verübte Kriegsverbrechen anklagt.

Vergewaltigungen sind uralte Kriegsverbrechen und die schrecklichsten, die ich mir vorstellen kann. Hier werden Frauen zur Waffe entfremdet, um den Gegner zu bekämpfen, zu bestrafen und zu erniedrigen. Es gibt nichts Schlimmeres, als wenn die eigene Frau, die eigene Tochter oder Mutter vom Gegner geschnappt und vergewaltigt

FrauenWeisheiten

wird. Die Verletzung sitzt tiefer als jede Wunde, die mit einer anderen Waffe zugefügt werden kann. Die Frauen werden entmenschlicht, geschunden und an Leib und Seele verletzt. Ihre Wunden bleiben ein Leben lang. Die Opfer bleiben in der Regel stumm und werden kaum sichtbar.

Trauer im Blickfeld

Dank Friedensnobelpreis tritt nun diese junge Frau Nadia ins Blickfeld. Sie spricht von den Greueln, vom Tod zahlreicher Verwandten, von ihrer Zeit als Sexsklavin, von der grössten Erniedrigung in ihrem noch jungen Leben. Und plötzlich hat diese systematische Kriegsführung, die an tausenden von Frauen vollzogen wird, ein Gesicht: ein leidendes, tieftrauriges, weibliches. Sie klagt an, benennt die Ungeheuerlichkeit, die im Namen von Nationen und ihren Kriegen passieren.

Ein Mann klagt an

Da ist dieser Mann im Pensionsalter, charismatisch blickt auch er aus den Zeitungen. Wie die junge Frau trägt auch er einen Schatten von Trauer um die Augen. Der Gynäkologe, der das Leid der Frauen hautnah zu spüren bekam. Er, der ihnen half, sie operierte, ihre zerstörten Becken wieder einigermaßen instand stellte und ihnen Mut zum Weiterleben machte. Nachdem er sich bei der Regierung gegen die Massenvergewaltigungen zur Wehr setzte, wurde auch er an Leib und Leben bedroht und musste fliehen. Er kam zurück, weil er die Frauen nicht sich selber überlassen konnte. Als Mann klagt er nun die begangenen Greueln an Frauen an.

Kein Erbarmen

Das sind die wahren Heldinnen und Helden unserer Zeit. Das hat das Nobelpreis-komitee richtig erkannt. Sie verdienen unsere Bewunderung. Leider lese ich auf der nächsten Seite, dass Brett Kavanaugh eine weitere Hürde in Richtung höchstes Richteramt der USA genommen hat. Die Vorwürfe und Tränen der Professorin Christine Blasey Ford und ihrer Mitanklägerinnen waren machtlos gegen das Gezeter des angeklagten Mannes. «Es gibt noch viel zu tun», denke ich traurig.

Frauenweis(s)heiten im November & Dezember 2018

Mit 87 Jahren blickt Ruth Schaub auf ein bewegtes Leben zurück: Kindheit als Jüdin, zwei Ehen, Berufsfrau und alleinerziehende Mutter... Heute ist sie körperlich angeschlagen, aber das hindert sie nicht am Aktivsein. Die politisch Interessierte schrieb kürzlich einen persönlichen Brief an Bundesrat Schneider-Ammann gegen den Waffenausport in Bürgerkriegsländer – mit Erfolg. Aus Sorge um die Umwelt wurde sie Mitinitiantin der KlimaSeniorinnen und hat beim Bund eine Einzelklage eingereicht.

«Selbstbestimmung und Abhängigkeit. Erwartungen von Frauen ans hohe Alter» heisst die Neue Studie der GrossmütterRevolution. Darin zeigt sich: Für die meisten Menschen steht die Selbstbestimmung im Zentrum. Sie haben grosse Mühe mit Abhängigkeit, obwohl sie eine Alltagserfahrung ist. «Im Austausch miteinander sollten wir deshalb eine Haltung gegenüber den Zumutungen des Lebens entwickeln», hiess es am Herbstforum der GrossmütterRevolution im November. Diese Haltung übten die Teilnehmerinnen direkt in Gruppen anhand der Frage: «Welche Hilfe kann ich annehmen und von wem?» Auch hier zeigte sich: Viele Frauen haben Mühe, Hilfe aus dem nahen Umfeld anzunehmen. Im Gegensatz dazu fällt die Annahme von professioneller und bezahlter Hilfe (z.B. Spitex) leichter.

Die Frauenikone Christiane Brunner und einstige Bundesratskandidatin tritt gegen Barbara Gysi als Nachfolgerin von Paul Rechsteiner für das Präsidium des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes ein. Sie gewichtet regionale Interessen höher als diejenigen der Frauen. Ein Trauerspiel, findet Bernadette Kurmann.

Wir freuen uns, wenn Sie unseren monatlichen, elektronischen Brief lesen und im Sinne der Vernetzung an Menschen aller Generationen weiterleiten.

Die Arbeitsgruppe Frauen-Weis(s)heiten

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Kämpferin für den Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen



Ruth Schaub (87) ist dankbar über ihr gutes Netz, an dem sie zeitlebens geknüpft hat.

Foto und Text: Monika Fischer

Aufgewachsen ist Ruth Schaub als Einzelkind in einer jüdischen Familie. Der Grossvater väterlicherseits war aus der Ukraine eingewandert und hatte automatisch den Schweizerpass erhalten. Die Mutter kam aus einer streng orthodoxen Familie aus Basel. «Wir lebten säkular, pflegten jedoch Kontakte zur jüdischen Gesellschaft und Kultur. Die judenfeindliche Stimmung während des Zweiten Weltkriegs erfuhren wir hautnah und lebten in ständiger Angst. Wir hörten den ganzen Tag Nachrichten am Radio und bekamen regelmässig Berichte von Verwandten, wenn wieder jemand in die Ferien abgefahren war.»

In der fünften Primarklasse wurde sie von ihrem Lehrer, der in der deutschen Burschenherrlichkeit aktiv war, als «Saujude» beschimpft. Der Vater hatte als Solo-

cellist an der Tonhalle Zürich zwar gute Kollegen, die ihn präventiv beschützten. Und doch begegnete er immer wieder auch Leuten, die ihn verbal und gar körperlich angriffen. Von der jüdischen Flüchtlingshilfe vermittelt, nahm die Familie regelmässig Gäste zum Mittagessen auf. Bedingt durch den nicht koscheren Haushalt waren es vor allem Künstler, darunter die Schauspielerin Therese Giehse und der Musiker Felix Mahler, ein Neffe von Gustav Mahler.

Gut erinnert sich Ruth Schaub an den 8. Mai 1945, den Tag des Waffenstillstandes. Mit ihrem Schulschatz stieg sie hinauf zum Vrenelisgärtli und beobachtete, wie erstmals nach der jahrelangen Verdunkelung während dem Krieg in Zürich wieder die Lichter brannten. «Es war wunderbar.»

Keine Chance als alleinerziehende Mutter

Ihre Kindheit war auch durch die Musik geprägt. Die Mutter war als Handelsreisende für Damenkleider die Woche über meistens unterwegs. Deshalb war sie mit ihrem Vater oft allein. Dieser pflegte ein intensives Musikleben und nahm sie zu Veranstaltungen überall hin mit. Sie begleitete ihn zuhause und an privaten Anlässen auf dem Klavier, trat aber nie öffentlich auf.

Da sie als junges Mädchen wenig Lust zum Lernen hatte, verpasste sie die Matura. In einer Buchhandlung lernte sie ihren ersten Mann kennen. Schon mit 20 bekam sie ihr erstes Kind. Um die angeschlagene Ehe zu retten, wanderte die junge Familie in einen Kibbuz nach Israel aus. Nach wenigen Monaten brach dort eine Gelbsucht aus. Deshalb kehrte sie mit den zwei Buben und schwanger mit dem dritten Kind in die Schweiz zurück.

Die Zeit nach der Scheidung war für sie als alleinerziehende Mutter mit drei Kindern sehr schwierig. Sie hatte nichts gelernt und zu wenig Geld, um für sich und die Kinder sorgen zu können. Deshalb wuchsen diese beim Vater auf. «Es war für sie und für mich enorm schwierig. Umso mehr freut es mich, dass wir einen guten Draht zueinander haben.»

Erfüllte Jahre

Beim Schweizer Fernsehen machte Ruth Schaub eine Ausbildung zur Cutterin. Sie lebte bescheiden in einer Mansarde. Auf dem Spritkocher bereitete sie vollwertige Menüs zu. Nach ihrer zweiten Heirat 1959 wurde sie Mutter von zwei weiteren Töchtern. «Wir hatten ein glückliches Leben. Ich arbeitete mit meinem Mann, er war Regisseur, zusammen. Ich lernte auch Tonbandaufnahmen zu machen und war oft mit dem

schweren Gerät unterwegs. Gemeinsam machten wir Tonbildschauen, zum Beispiel für Pro Juventute und für die reformierte Kirche Zürich.»

In Stammheim kauften sie ein sehr altes, unter Denkmalschutz stehendes Haus. Sie renovierten das Gebäude und richteten darin ein professionelles Studio für Film, Ton und Fotografie ein. Dank Subventionen des Kantons konnten Studenten und andere Gruppen die Arbeitsgeräte unter Anleitung auch für eigene Arbeiten nutzen. Nach sieben Jahren starb ihr Mann nach kurzer Krankheit. Ruth Schaub verkaufte das Haus, zog zurück nach Zürich und nahm ihre Arbeit beim Fernsehen wieder auf. Sie liebte ihre Arbeit, bei der sie in verschiedenste Bereiche hineinschauen und viele interessante Leute kennen lernen konnte.

Gute Wohnsituation

«Eigentlich bin ich gar nicht pensioniert, bekomme ich doch keine Rente. Bei der Aufnahme meiner Arbeit beim Fernsehen war ich für den Eintritt in die Pensionskasse zu alt», lacht sie. Eine Zeitlang reichten die als Kapital ausbezahlte obligatorische Kapitalversicherung und der Erlös aus dem Verkauf des kleinen Häuschens ihrer Mutter zum Leben. Jetzt bekommt sie einen Zusatz zur AHV vom entsprechenden Amt der Stadt Zürich. «Es ist für mich kein Problem. Ich bin es gewöhnt, mit wenig zu leben.» Vor allem schätzt sie die günstige Zweieinhalbzimmerwohnung in der Regina-Kägi-Siedlung, wo sie seit 15 Jahren wohnt. «Der Architekt wollte mit dem Bau beweisen, dass mit wenig Geld eine gute Architektur möglich ist. Das ist ihm voll gelungen.»

Einschränkungen im Alter

Nach guten Jahren beginnt ihr das Alter zuzusetzen. Bei einem Sturz an der Tramhaltestelle hatte sie eine Hand und beide Füsse gebrochen und war nach dem Spitalaufenthalt auf die Unterstützung der Spitex angewiesen. Danach erlitt sie einen Hirnschlag, von dem sie sich recht gut erholt hat. Auch ihr Sehvermögen hat abgenommen. «Ich bin gesundheitlich angeschlagen. Zwar finde ich es mühsam, wenn die Leute nur über ihre Krankheiten sprechen und jammern. Jetzt mache ich es selber auch. Das geht gegen mein Temperament. Ich habe mit dem Alter eine andere Empfindlichkeit entwickelt und manchmal eine Wut auf alles Mögliche.»

Es beschäftigt sie, dass der Freundeskreis immer kleiner wird. «25 Jahre hatten wir einmal im Monat einen Mittagstisch. Von den anfänglich 12 Frauen sind wir jetzt noch zu dritt.» Aus der früher regelmässig besuchten Schreibwerkstatt ist ein lockerer Schreibtreff im privaten Rahmen entstanden. Die eingeschränkte Mobilität bereitet ihr

grosse Mühe. Es fällt ihr zunehmend schwerer, die geliebten Hauskonzerte von Berufsmusikern mit hohem Niveau zu besuchen.

Ein gutes Netz

Umso mehr freut sich Ruth Schaub über Ereignisse wie Familien- und Geburtstagsfeste, die ihrem Seelenheil wohl tun und ihr neue Energie geben. Gut informiert über das aktuelle Geschehen hält sie mit ihrer klaren Meinung auch heute nicht zurück und mischt sich mit Leserbriefen und persönlichen Schreiben ein. Zum Beispiel mit einem Brief an Bundesrat Schneider-Ammann gegen den Waffenexport in Bürgerkriegsländer. Dass sie keine Antwort erhalten hat, macht ihr nichts aus. «Ich musste meine Empörung einfach herauslassen, das tat mir gut.» Wichtig ist ihr das Mitmachen bei den Klima Seniorinnen*, das von ihrer Familie voll unterstützt wird. «Allerdings müssten wir angesichts der rasanten Klimaveränderung viel lauter und heftiger werden und mehr tun, um gehört zu werden», fordert sie energisch.

Wegen der zunehmend eingeschränkten Mobilität ist Ruth Schaub oft daheim. «Zu viel», wie sie festhält. Umso mehr schätzt sie die Kontakte in der Frauengruppe der Siedlung, wo sie bei der Organisation, an Frauenabenden oder beim Kaffeetreff Menschen mit gleichen Interessen trifft. Sie ist froh, dass sie nach wie vor Musik hören und problemlos mit dem Computer umgehen kann. Auch freut sie sich über die Postkarten aus aller Welt als Zeichen der Verbundenheit mit Familie und Freunden.

Was Frauen sich fürs hohe Alter wünschen



Frauen in Auseinandersetzung mit Hochaltrigkeit am Forum der GrossmütterRevolution

Text: Monika Fischer, Foto: Kathrin Schulthess

Viele Frauen im dritten Lebensalter haben grosse Mühe mit der Abhängigkeit. Sie möchten im hohen Alter nicht von den Angehörigen gepflegt werden. Neben der Spitex brauche es deshalb gut ausgebaute Betreuungsangebote. Dies zeigt die dritte, im Auftrag der Manifestgruppe der GrossmütterRevolution verfasste Studie «Selbstbestimmung und Abhängigkeit. Erwartungen von Frauen an das hohe Alter.» Die Verfasserinnen Marie-Louise Barben und Elisabeth Ryter präsentierten sie anfangs November am ausgebuchten Herbstforum der GrossmütterRevolution. Basierend auf neun Fokusgesprächen mit 68 Frauen im Alter zwischen 55 und 75 Jahren möchte sie die Stimmen der heutigen GrossmütterGeneration sicht- und hörbar machen und zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Alter anregen. Jessica Schnelle, Projektleiterin Generationen beim Migros-Genossenschafts-Bund, freute sich über die spürbare Ener-

FrauenWeisheiten

gie der rund 100 anwesenden Frauen. Diese sei nötig für den Dialog, wie wir in Zukunft in unserer Gesellschaft mit Fragen der Hochaltrigkeit umgehen, wenn nicht die Kosten, sondern die Lebensqualität der Menschen im Zentrum stehen soll.

Bedürfnisse der Betroffenen im Zentrum

Eine hohe Lebensqualität sei besonders wichtig, wenn im vierten Lebensalter Menschen im Alltag auf fremde Hilfe angewiesen sind, betonten Marie-Louise Barben und Elisabeth Ryter im Gespräch mit Jessica Schnelle. Studien von Politik oder Fachorganisationen befassten sich vor allem mit den Kosten, der Anzahl Pflegebetten, mit medizinische und technischen Problemen usw.. Die neue Studie der GrossmütterRevolution stelle dagegen die künftigen Betroffenen mit ihren Bedürfnissen ins Zentrum. Die Verfasserinnen berichteten von den Fokusgesprächen als Basis für die Studie. Diese gingen von den Erfahrungen der Teilnehmerinnen mit hochaltrigen Angehörigen aus, weil diese die Wünsche fürs eigene hohe Alter prägen. Die Gespräche entwickelten sich aus den drei Szenarien Wohnen, Betreuung und Pflege, Demenz.

Balance als Haltung

Im Hinblick auf die Wohnsituation wünschten alle, möglichst lange in den eigenen vier Wänden zu bleiben, was nicht ohne Unterstützung gehe. Einig waren sich die Gesprächsteilnehmerinnen, dass sie nicht von Angehörigen, sondern von Fachpersonen gepflegt werden möchten. Sie wollen die Angehörigen nicht belasten und den erwachsenen Kindern weiterhin auf Augenhöhe begegnen. Es fehlten vielfach Vorstellungen, wer Betreuungsarbeiten wie Einkaufen, Gartenarbeiten, Begleitung zum Arzt usw. übernehmen könnte. Deshalb wurde gewünscht, dass künftig noch vermehrt in professionelle Dienste und weitere Angebote zum Beispiel der Nachbarschaftshilfe investiert wird.

Schwieriger fiel es den meisten, Wünsche zu einer allfälligen Demenzerkrankung zum Lebensende zu formulieren. Hier entzieht sich den meisten die Vorstellungskraft. Der Verlust der Entscheidungsfähigkeit macht Angst. Die Frauen wollen auch in dieser Situation als individueller Mensch wahr- und ernstgenommen, nicht vernachlässigt und alleingelassen zu werden.

Gemäss Marie-Louise Barben zeigte sich eindrücklich: «Für die meisten Menschen steht die Selbstbestimmung im Zentrum. Sie haben grosse Mühe mit Abhängigkeit, obwohl sie eine Alltagserfahrung ist.» Deshalb gelte es, eine Balance zwischen Selbstbestimmung und Abhängigkeit zu finden: «Im Austausch miteinander sollten wir eine Haltung gegenüber den Zumutungen des Lebens entwickeln.»

Unterstützung zwischen Nachbarinnen und Nachbarn

Wie Menschen im Alltag zuhause unterstützt werden können, zeigte Simone Stirnimann, Leiterin des Projekts «Nachbarschaft Bern. Unterstützung im Quartier» auf. Das vom Kompetenzzentrum Alter der Stadt Bern lancierte Projekt leistet Unterstützung für Aktivitäten am internationalen Tag der Nachbarschaft, an dem sich Menschen begegnen und kennenlernen können. Vor allem bringt es Freiwillige mit Menschen zusammen, die im Alltag Unterstützung brauchen. Es zeigt sich allerdings auch dort, dass viele Menschen Mühe haben, um Unterstützung nachzufragen. Wichtig seien deshalb die Öffentlichkeitsarbeit und die Vernetzung mit den lokalen Organisationen.

www.nachbarschaft-bern.ch

Welche Hilfe kann ich annehmen und von wem?

Mit dieser Frage setzten sich die Teilnehmerinnen in Gruppengesprächen auseinander. Ausgangspunkt war ein Unfall mit vorübergehenden Einschränkungen im Alltag. Die Konfrontation mit einer jederzeit möglichen Abhängigkeit löste bei den meisten Abwehr, Schock, Frust und Angst aus. Sie fürchteten sich vor dem Wegfall der Wahlmöglichkeit und möchten keine Zumutung für andere sein. Viele Frauen äusserten ihre Mühe, Hilfe anzunehmen, sei es doch ein Zeichen eigener Schwäche. Einfacher sei dies bei professioneller und bezahlter Hilfe der Spitex oder bei Angeboten, die auf andere Weise abgegolten werden. Im Alltag zuhause brauche es Unterstützung von verschiedenen Personen: Partner, Freunden, Familie, Nachbarschaft, ein Management sei gefordert. Neben vielen anderen Vorschlägen wurde angeregt, sich durch die Wohnsituation, die Pflege von Beziehungen und den Aufbau eines guten persönlichen Netzwerkes rechtzeitig auf eine solche Situation vorzubereiten.

Auseinandersetzung in guten Zeiten

Projektleiterin Anette Stade betonte die Bedeutung von Gesprächen zu Wünschen und Erwartungen im hohen Alter zwischen Selbstbestimmung und Abhängigkeit. So könne ein Bewusstsein geschaffen werden für eine Situation, von der wir selber noch nicht betroffen sind. Deshalb biete die GrossmütterRevolution Unterstützung für Personen an, die ein ähnliches Fokusgespräch organisieren oder daran teilnehmen möchten.

Nach der intensiven Auseinandersetzung mit der Hochaltrigkeit holte die Rockband «Crème brûlée», die Anwesenden mit ihren beschwingten Melodien und Rhythmen zurück in die Gegenwart. Manche Frauen hielt es nun nicht mehr auf ihren Stühlen. Sie genossen das Tanzen und freuten sich nach dem Nachdenken über eine mögliche Zukunft am Heute.

Strapazierte Frauensolidarität

Bernadette Kurmann

Barbara Gysi aus dem Kanton St. Gallen stellt sich als Nachfolgerin von Paul Rechsteiner für das Präsidium der SGB zur Verfügung. Sie hat einen Hochschulabschluss, ist seit 13 Jahren Stadträtin in Wil, war Kantonsrätin, seit 2011 sitzt sie im Nationalrat, ist Präsidentin des Bundespersonalverbandes und Mitglied von UNIA und SGB. Sie tritt klar für Frauenanliegen am Arbeitsplatz ein, und die Gewerkschaften würden endlich gerne eine Frau an ihrer Spitze haben. Eigentlich ist alles klar. Wäre da nicht die Frauenikone Christiane Brunner. Sie tritt klar für Gysis Kontrahenten ins Feld und bevorzugt damit die Region gegenüber der Frauenfrage. Das bewirkt bei manch einer Frau Unverständnis, ja Entsetzen.

Barbara Gysi ist 54 Jahre alt und eine Frauenpolitikerin unserer Zeit. Sie will die Frauenquote in der Gewerkschaft erhöhen und sich für Frauenthemen im Arbeitsbereich einsetzen. Ihre Themen: Lohngleichheit, Rentenalter, Mindestlöhne, Vereinbarkeit von Berufsleben und Familie, flexible Arbeitszeiten usw. Wunderbar, sollte frau meinen.

Ihr stärkster Gegenkandidat ist Pierre-Yves Maillard, Regierungsrat des Kantons Waadt, Gewerkschaftsmitglied, studierter Sekundarlehrer, ehemaliger Bundesratskandidat usw. Maillard ist charismatisch und hat in der Waadt die Unternehmenssteuerreform umgesetzt, obwohl diese national stark umstritten ist. Er gilt als Mann der Tat.

Zeit für eine Frau?

«Frauenfrage im Test», titelte die LZ in einem Kommentar Mitte Oktober. «Nach 20 Jahren Männerherrschaft wäre die Zeit reif für eine Frau, denken viele. Das wäre durchaus konsequent, weil die Linke die Gleichstellungsforderungen am stärksten vertritt», schreibt Doris Kleck. Die junge Bundeshausredaktorin der LZ meint, es sei zwar ein guter Leitsatz, bei gleicher Qualifikation die Frau vorzuziehen, kommt dann aber zu einem ganz anderen Schluss: «Der Waadtländer Staatsrat Maillard ist nun halt aber der bessere Kandidat: er ist strategisch sowie rhetorisch stark und eine prägende Figur der Linken.»

Eine prägende Figur der Linken ist auch Christiane Brunner. Wie Maillard kommt sie aus der Westschweiz und war selber 1994 – 98 Co-Präsidentin des SGB. 1991 war sie Bundesratskandidatin und wurde nicht gewählt. Sie war als Person für die bürgerlichen Männer nicht tragbar. Hunderttausende von Frauen streikten, setzten sich für sie ein und verlangten den Rücktritt des gewählten Francois Matthey. Bundesrätin wurde schliesslich Ruth Dreyfuss, ihre «Zwillingschwester». Wir alle erinnern uns.

Unsolidarische Frauenikone

Ausgerechnet diese Christiane Brunner, eine Ikone für die Frauenrechte, tritt nun gegen die Frauenkandidatur für das SGB-Präsidium an und redet die Frauenfrage klein. «Wir haben zwei gute Kandidaturen, beide bringen sie politische Erfahrung, Engagement und den Willen mit, sich für die Arbeitnehmenden in der Schweiz einzusetzen. Gysi hat zudem den Frauenbonus. Die Ausgangslage ist also völlig transparent und muss sich nicht auf die Geschlechterfrage beschränken.» Das schmerzt.

Würde sie doch einfach schweigen

Es ist anzunehmen, dass Christiane Brunner Pierre Yves Maillard persönlich kennt, ihn mag und für geeignet hält. Es scheint auch, dass die Romande der Meinung ist, dass nach zwanzig Jahren eines SGB-Präsidenten aus der Ostschweiz einer aus der Westschweiz an der Reihe wäre. So weit, so gut. Es steht Christiane Brunner zu, für die Kandidatur ihrer Präferenz zu stimmen. Persönlich war ich auch schon hin und her gerissen zwischen Männer- und Frauenkandidaturen und entschied mich schliesslich für den Mann, weil er mir für das entsprechende Amt geeigneter schien. Nur, ich bin nicht Christiane Brunner, und ich gehe mit meiner Meinung nicht an die Medien. Mit ihrem Vorgehen schadet diese hochverdiente Frau der Frauenfrage. Wieder einmal erweisen sich Frauen als nicht solidarisch, wieder einmal erscheinen sie zerstritten und uneinig. Wer hier lacht, sind die Männer. Wetten, dass Maillard es schaffen wird? Das finde ich zutiefst schade für uns Frauen. Hätte Christiane Brunner doch die Grösse gehabt, einfach zu schweigen.

Frauenweis(s)heiten im Januar 2019

Liebe Leserinnen und Leser

Ruth Jurt hat eine der traurigsten Geschichten überhaupt zu erzählen. Ihre beiden Söhne bekamen bald nach der Geburt die Diagnose Mukoviscidose, eine Erbkrankheit. Lebenserwartung 20 Jahre. Zuerst war sie am Boden zerstört, dann entschied sie, mit den Söhnen zusammen ein so normales Leben wie möglich zu führen. Die Söhne hatten eine wunderbare Kindheit. Mit der Pubertät begann für Ruth und die Söhne der Kampf ums Überleben. Sie haben ihn alle verloren. Trotzdem hat Ruth nie die Freude am Leben verloren. Ruth ist eine tapfere und bewundernswerte Frau.

Zum neuen Jahr empfiehlt Monika Fischer, unser Augenmerk nicht nur auf die «bad news» zu richten. Dabei würden wir nur ohnmächtig und unfähig zum Handeln. Sie empfiehlt, trotz allem Schweren Visionen zu entwickeln für eine Welt, in der wir leben möchten. Das ermögliche ungeahnte Kräfte und die Fähigkeit zum Engagement. Gelernt hat sie das in einer AG der Grossmütter Revolution.

Schliesslich freut sich Bernadette Kurmann mit sehr vielen Frauen über die gelungene Bundesrätinnen-Wahl. Sie warnt aber davor, dass frau sich jetzt ausruht. Denn im Oktober 2019 stehen die Wahlen auf Bundesebene an, und dort droht den Frauen ein Desaster. Es sei denn, sie stehen – wie bei der Bundesratswahl – zusammen und wählen vor allem Frauen.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Geben aus innerer Selbstverständlichkeit



«Andere haben euch keine Grosskinder», sagt Ruth Jurt tapfer. Sie hat zwei Söhne verloren.

Foto und Text: Bernadette Kurmann

Es ist eine der traurigsten Mutter-Kind-Geschichten, die ich mir vorstellen kann. Ruth Jurt-Allemann hatte zwei Söhne, die an der Erbkrankheit Mukoviszidose erkrankt sind. Ihre Lebensprognose lautete damals: 20 Jahre. Sie hat sich dieser Aufgabe tapfer gestellt: «Es ist jetzt, wie es ist», sagte sie sich nach dem ersten Schock. Die Söhne starben schliesslich mit rund vierzig Jahren. Ruth hat sich Jahrzehnte lang auf sie eingestellt. «Ich habe gegeben, was ich konnte: ständige Präsenz, Mitleiden, Hadern und Hoffen», ja selbst eine ihrer Nieren gab sie her. Dass sie das Möglichste für ihre Söhne getan hat, gibt ihr heute ein gutes Gefühl. Nur manchmal spürt sie einen Herzstich. Dann, wenn ihre Kolleginnen von ihren Grosskindern erzählen. Tapfer denkt sie dann: «Andere haben auch keine Grosskinder.»

FrauenWeisheiten

Ruth sitzt in ihrem Auto in der Tiefgarage. Im Fonds liegt ihr eben erst geborener Sohn Roger. «Mukoviszidose – Erbkrankheit – Lebenserwartung zwanzig Jahre» – hämmert es in ihrem Kopf. Es sind Begriffe, die sie vor ein paar Minuten beim Arzt gehört hat. Sie kann sie noch nicht richtig einordnen, weiss nicht genau, was sie bedeuten. Sie ahnt, dass ihr Leben in diesem Moment eine völlig neue Wendung genommen hat.

Alles hatte so gut angefangen: Heirat mit ihrem geselligen, lebensfreudigen Mann Michael, Geburt des ersten Sohnes Marco, dann diejenige von Roger. Dieser trinkt nicht gut, nach fünf Wochen hält er noch immer sein Geburtsgewicht. Irgendetwas stimmt nicht. Ruth geht zum Arzt und erhält die Diagnose Mukoviscidose*. Weil es eine Erbkrankheit ist, wird auch Marco untersucht: Auch er hat die Krankheit, wenn auch in einer weniger schlimmen Form.

Das Beste daraus machen

Nach dem ersten Schock sagt sich Ruth: «Es ist wie es ist. Wir machen das Beste daraus.» In ihrer Kindheit sind die beiden Söhne unauffällig. Sie wurden in eine sportbegeisterte Familie hineingeboren: Mutter, Vater, Bruder, einfach alle, sind sportlich. Auch Ruth. Sie spielt leidenschaftlich Tennis und bringt es bis ins Junioren-Nationalkader. Sport lieben auch ihre beiden kleinen Söhne, und Ruth hält sie nicht zurück. Sie sollen leben, ausprobieren, was ihnen Freude macht. Deshalb spricht Ruth im Kindergarten und in der Primarschule nicht viel von deren Krankheit, informiert aber zur Sicherheit. Wie die Mutter begeistern sich auch die Söhne für Tennis und Fussball. Roger wird Goali und bringt es in die Talentauswahl des FCL. Die Familie geht zusammen in die Skiferien und fliegt in der kalten Jahreszeit – wegen der Lungen – in warme Länder. In dieser Phase sind sie eine ganz normale, glückliche Familie.

Ausbruch der Krankheit bei Roger

Die Krankheit bricht bei Roger in der Pubertät aus. Mit 16 beginnt er eine KV-Lehre auf einer Bank. Er bekommt Atembeschwerden und spuckt bald Blut. Er versucht, die Krankheit am Arbeitsplatz zu verstecken. Die Lunge reisst, Roger bekommt keine Luft und wird ins Spital eingeliefert. Was jetzt beginnt, ist ein ständiges Auf und Ab. Der Alltag wird strapaziös. Im Spital wird dem Sohn ein Port-a-Cat**, ein Schlauch, eingeführt, durch den er sich seine Medikamente selber zuführen kann. Roger – und mit ihm Ruth – steht um sechs Uhr auf, macht seine Therapie und geht zur Arbeit. Am Mittag kommt er heim, therapiert sich, legt sich hin und geht wieder zur Arbeit. Am Abend besucht er das Schwimmbad, und es folgt die dritte Therapie am Tag. Trotz dieser Strapazen kann der Sohn die Lehre abschliessen. Aber bald muss er seine Arbeit reduzieren.

FrauenWeisheiten

Roger erhält eine neue Lunge

Mit 19 Jahren spitzt sich die Situation zu. Roger bricht daheim zusammen. Er kann nicht mehr sprechen und ist gelähmt. Ursache ist ein Lungeninfekt. Er muss von Grund auf wieder gehen lernen. Ruth fährt in dieser Zeit täglich ins Spital und bleibt bis zum Abend. Sie ist Gesprächsperson, Mutmacherin, Chauffeurin; daneben kocht und putzt sie, macht die Wäsche... Wie kann sie diese Hochs und Tief, die dauernde Hochspannung bei erneuten Zwischenfällen aushalten? Ruth schüttelt den Kopf und findet erst allmählich Worte: «Man funktioniert und macht das Beste daraus. Wenn du siehst, wie dein Kind leidet und um sein Leben kämpft, dann machst du mit.» Es folgen schwierige Jahre. Es ist eine Art ständiger Hochalarm über Jahre hinweg.

Eine neue Lunge ist der Traum jedes an Zystischer Fibrose erkrankten Menschen. Mit einer gesunden Lunge könnte Roger wieder ein normales Leben führen: arbeiten, Sport treiben, eine Freundin kennenlernen, heiraten...? Doch die Operation birgt Risiken, eine fremde Lunge kann abgestossen werden. Roger entscheidet sich für die Operation. Sie ist kein Sonntagsspaziergang, doch am Schluss kommt alles gut. Roger hat ein neues Leben erhalten und genießt es. Er zieht von zuhause aus.

Auch Marco bekommt Probleme

Kaum hat die Familie etwas Ruhe, bekommt Marco Probleme. Der Ausbruch der Krankheit beginnt bei ihm mit 25 Jahren. Die Krankheit nimmt einen ähnlichen Verlauf wie bei Roger: Atemnot, Infekte, Aufenthalte im Spital, Therapien... Mit 31 Jahren kann er kaum noch atmen. Auch er braucht eine neue Lunge. Ruth realisiert schnell, dass Marco nach der Operation schlechter atmet als Roger damals. Marcos Körper akzeptiert die neue Lunge schlecht. Der Sohn arrangiert sich mit seinem eingeschränkten Leben. Er zieht aus, ist aber weder das Alleinsein noch das Haushalten gewohnt. Mutter springt in die Bresche. Sie putzt jetzt zwei Wohnungen. Aber Marco geht es immer schlechter. Immer öfter lebt er daheim. Die Mutter wehrt sich: «Wenn du hier lebst, dann macht es keinen Sinn, wenn wir zwei Wohnungen unterhalten.» Marco schlüpft wieder bei den Eltern unter. Bald geht es Marco sehr schlecht. Er hat Kopfschmerzen, einen hohen Blutdruck, die Nieren streiken. Die vielen Medikamente fordern ihren Tribut. Marco braucht eine neue Niere. Vater kommt als Spender nicht in Frage, aber seine Mutter Ruth. Diese zögert keinen Moment. Nach der Operation hat Marco eine gute Zeit. Seine Beschwerden verschwinden. Was bleibt, ist die Abstossung der Lunge. Eine Zeitbombe.

FrauenWeisheiten

Auch Roger braucht eine neue Niere

Drei Jahre nach der Nierentransplantation bei Marco zeigen sich nun auch bei Roger neue Schwierigkeiten. Er hat unerträgliche Schmerzen in den Extremitäten, was bedeutet, dass auch seine Nieren versagen. Er muss an die Dialyse und wartet auf eine Niere, und Mutter kann dieses Mal nicht helfen. Die Schmerzen bleiben unerträglich, und Marco erhält Morphium. Und wieder sind die Eltern gefordert: Fast ein Jahr lang fahren sie abwechselnd täglich nach Zürich ins Spital: Sie mit dem Zug, ihr Mann mit dem Auto. Sie bringt ihren Sohn aufs WC, fährt ihn mit dem Rollstuhl ins Freie, bringt das Essen von daheim, weil er die Spalkost nicht mehr mag. «Ich dachte: «Das nimmt kein Ende». Aber ich konnte ihm ja nicht sagen, dass das kein Leben ist. Roger wollte leben.»

Roger stirbt...

Dann, im September 2013, will Roger nicht mehr. Bei ihm funktionieren die Lungen tadellos, es sind die kranken Nieren, die ihm diese unerträglichen Schmerzen verursachen. Roger lässt alle seine Kollegen kommen, seine Gotte und den Götti, die Eltern, seinen Bruder. Alle kommen, und Roger verabschiedet sich von jedem einzelnen. «Es war so schrecklich.» Ruth weint beim Erzählen. Am nächsten Tag werden Dialyse und Antibiotika abgesetzt. «Roger wusste, was das bedeutet. Er sagte, er habe ein gutes Leben gehabt. Jetzt möge er nicht mehr.» Die Todesphase dauert drei Tage. Michael und Ruth sind abwechselnd beim Sohn. «Roger wirkte gefasst. Er wollte nicht, dass wir traurig sind. Er war aber auch dankbar, dass wir den Weg mit ihm gehen.» In Gegenwart seines Vaters schläft er in der Nacht friedlich ein. «Als ich am nächsten Tag ins Zimmer kam, lag ein Lächeln in seinem Gesicht. Ich konnte ihn loslassen, weil ich sah, dass für ihn dieser Zustand nicht länger erträglich war.»

... zwei Jahre später auch Marco

Zwei Jahre später wacht Ruth in der Nacht auf und hört Marco röcheln. Sie alarmiert die Nummer 144. Als die Eltern ihn besuchen, hängt der Sohn an Maschinen und Apparaturen. Sie hoffen, dass es noch einmal besser kommt. Die nächsten Tage hinterlassen bei Ruth grosse Zweifel. Sie befürchtet, Marcos Körper könnte derart geschädigt sein, dass seine Beweglichkeit für immer eingeschränkt ist und er auf den Rollstuhl angewiesen sein würde. «Marco war ein Mensch, der frei sein wollte. Er hatte Mühe, Hilfe anzunehmen, wollte immer alles selber machen. Wir konnten gar nichts tun, nur darsitzen.» Über Nacht überstürzen sich die Ereignisse. Die Ärzte telefonieren und sagen, die Eltern sollen kommen, ihr Sohn werde eine dritte Reanimation nicht überstehen. Als sie eintreffen, realisieren sie, dass es mit dem Leben des Sohnes zu Ende geht. Sie entscheiden, die Maschinen abzuschalten. «Für mich war diese Entscheidung richtig.

FrauenWeisheiten

Ich war mir sicher, dass auch Marco es so gewollt hätte.» Schliesslich schläft Marco ruhig ein. Ruth fühlt sich erschöpft, am Ende ihrer Kräfte. «Ich wusste nicht, wie lange ich noch die Kraft gehabt hätte, weiterzukämpfen.»

Wenn die Zeit gekommen ist, ist es sehr schwer

Ruth erzählt die Geschichte ihrer beiden Söhne gefasst und ruhig. Immer wieder schaut sie zu den Fotos ihrer lachenden Söhne auf dem Regal. Gibt es wirklich keine Ressentiments, kein Gefühl der Ungerechtigkeit, wenn eine Familie beide Söhne verliert? Besteht keine Wut über die Strapazen, denen die Söhne, die Mutter und der Vater fast dreissig Jahre lang ausgesetzt waren? «Wir wussten ja, dass die Krankheit irgendwann zum Ende führt. Wenn die Zeit gekommen ist, ist es sehr schwer.» Gleichwohl bejaht Ruth ihr Schicksal. «Ich habe gegeben, was ich konnte. Das hinterlässt ein gutes Gefühl. Mein Glück war, dass ich all das aus einer inneren Selbstverständlichkeit heraus tun konnte.» Ruth schätzt ihr neues Leben und geniesst ruhigere Tage mit ihrem Mann. Gemeinsam holen sie nach, was in den vergangenen Jahren kaum Platz hatte: Reisen, Spaziergänge, Konzertbesuche... Die Kontakte zu ihren Kolleginnen pflegt sie bis heute. Wenn Ruth diese manchmal von ihren Grosskindern erzählen hört, zieht sich ihr Herz zusammen. «Dann denke ich. Es ist jetzt halt so, wie es ist. Andere haben auch keine Grosskinder.»

* *Die Mukoviszidose oder Zystische Fibrose ist eine vererbare Stoffwechselstörung. Die Unterfunktion der Bauchspeicheldrüse verursacht die Verdickung der Sekrete in Lungen, Darm und anderen Organen. Die Folge sind chronische Entzündungen der Atemwege und Verdauungsstörungen.*

** *Der Port-a-Cat ist ein Eingang im oberen Brustbereich. Ein Schlauch führt direkt in die dickere und robustere Halsvene. Das schont die feinen, sensiblen Venen am Unterarm.*

Der andere Blick

Monika Fischer

Ein neues Jahr hat begonnen. Doch, wird das Leben ähnlich weitergehen wie bisher? Auch in diesem Jahr werden News aus aller Welt über Konflikte, Krisen, Naturkatastrophen, über Hunger und Not leidende Menschen berichten. Wir werden uns wiederum ohnmächtig fühlen angesichts von politischen Beschlüssen, die im Zuge des Neoliberalismus in erster Linie der Mehrung von Macht und Geld dienen und auf die Bedürfnisse der Menschen und die Natur wenig Rücksicht nehmen.

Wir können uns von all den negativen Ereignissen lähmen lassen. Wir können jedoch unseren Blick auch auf das richten, was uns wichtig ist und Visionen für eine Welt entwickeln, in der wir leben möchten. Wenn wir uns mit anderen dafür engagieren, wachsen ungeahnte Kräfte. So, wie wir es in einer Arbeitsgruppe der GrossmütterRevolution erfahren haben.

Care first

Dort beschäftigen wir uns mit der Frage, wie das Alter in einer Gesellschaft aussehen würde, in der die Sorge füreinander im Zentrum stehen würde. Care first! Ausgehend von dieser Vision diskutieren wir offen und ohne Schere im Kopf. Lustvoll und nachdenklich. Es gibt kein Richtig oder Falsch. Jede Meinung der unterschiedlichen Frauen wird gehört und hat ihren Platz. Mit diesen Gesprächen verändert sich unser Bild vom Alter. Wir sehen es als natürliche Phase im Kreislauf der Natur. Das Bewusstsein um die Endlichkeit gibt unserem Leben eine andere Bedeutung.

Lebensphase Alter

Neben dem Abbau der körperlichen Fähigkeiten sehen wir die mit vielfältigen Lebenserfahrungen verbundene Reife als Gewinn. Das Sowohl als Auch steht anstelle des Entweder Oder im Vordergrund unseres Denkens und Handelns. Dazu gehört die Erkenntnis, wie sehr wir Menschen voneinander und von der Natur abhängig sind. Was immer wir tun oder lassen, hat seine Auswirkungen. Diese Einsichten stärken unser Selbstwertgefühl als alte Frauen. Dahinter verlieren Schlagzeilen, die das Alter einseitig als Kostenfaktor und als Last für die Gesellschaft bezeichnen, ihre Bedeutung.

FrauenWeisheiten

Bei den auf unsere Vision ausgerichteten Diskussionen spüren wir neue Energie. Wir fühlen uns nicht mehr ohnmächtig, sondern stark und kraftvoll im Bemühen um einen anderen Stellenwert des Alters. Daraus erwächst wie selbstverständlich das Anliegen, dass jeder Mensch bis an sein Lebensende als vollwertig betrachtet und mit dem entsprechenden Respekt und der nötigen Unterstützung behandelt werden muss. Eben: Care first!

Für das, was uns wichtig ist

Die Erfahrungen in unserer Arbeitsgruppe haben uns den Blick auf andere Menschen und Gruppen geöffnet, die ihre Energie für ein gutes Leben und für eine lebenswerte Zukunft für alle einsetzen. Sie tun es im Engagement für vergessene, arme, behinderte oder geflüchtete Menschen, zum Schutz der Natur, für eine nachhaltige Landwirtschaft usw.usw. Sie lassen sich von geltenden Hierarchien und Strukturen nicht beirren und suchen kreativ nach Nischen im Einsatz für das, was ihnen wichtig ist. Sie leisten das ihnen Mögliche im Kleinen, anstatt am Grossen zu verzweifeln. Auf diese Weise entstehen Bewegungen, die dank der digitalen Medien die ganze Zivilgesellschaft erfassen und beeinflussen. Dazu gehört die Sammlung von Unterschriften für eine Eidgenössische Volksinitiative gegen Waffenexporte in Bürgerkriegsländer.

Dieses Beispiel macht deutlich, wie sehr heute weltweit alles zusammenhängt.

Bleiben wir dran, auch in diesem neuen Jahr! Lassen wir uns nicht entmutigen! Verschwenden wir unsere Energie nicht für Dinge, die wir ohnehin nicht ändern können! Richten wir den Blick auf das, was uns wichtig ist und setzen wir unsere ganze Kraft dafür ein!

AKTUELL

Wählt Frauen!

Bernadette Kurmann

Ja, es waren Glücksmomente, die Bundesrätinnenwahlen im Dezember 2018. Drei kompetente, hoch professionelle Frauen, die sich zur Wahl stellten. Eine Frau war gar derart gut, dass sich kaum jemand finden liess, der sich neben sie zur Wahl stellte. Dann die historische Wahl: Zwei Kandidatinnen wurden im ersten Wahlgang mit über-

FrauenWeisheiten

zeugenden Resultaten gewählt. Einfach wunderbar. Balsam für die Frauenseele der Schweiz. Und doch, nach der Wahl folgt die Besinnung: Wir können uns nicht ausruhen. Mit dem Frauenanteil im Stände- und Nationalrat steht es schon heute schlecht, und im Oktober 2019 stehen eidgenössische Wahlen an. Auf Kantons- und Gemeindeebene fehlt den Frauen gar der Nachwuchs. Politik scheint ihnen zu wenig attraktiv. Was tun?

«Frau, Frau, Frau, Frau», reklamierte der scheidende SVP-Nationalrat Toni Brunner im Club vor den Bundesratswahlen. So sympathisch und wohlüberlegt sein Rückzug aus der Politik mit 44 Jahren erscheint, so sehr liegt er falsch, wenn er meint, dass die Frage des Geschlechts in der Politik Nebensache sei. Diversity hat in der Wirtschaft längst Einzug gehalten, weil erkannt worden ist, dass gemischte Gremien besser arbeiten und sie bei der Problemlösung optimalere Resultate erzielen. Bei der Politik kommt hinzu, dass die grössere Hälfte der Menschen in der Schweiz Frauen sind. Sie wollen ihre Sicht der Dinge vertreten haben, wenn es um die Gestaltung ihres Landes, ihres Kantons, ihrer Gemeinde geht. Aber ihre Ausgangslage ist schlecht.

Frauen machten Druck

Dass die Bundesrätinnenwahl so erfolgreich war, ist dem Lobbying der Frauen zu verdanken. Frauen aller Parteien und diverser Frauenverbände spannten zusammen und machten Druck. Sie forderten von den Parteien CVP und FDP weibliche Doppelkandidaturen. Eindrücklich hat das der Film von Vanessa Nikisch über die Nationalrätin Maya Graf «Die Feministin im Bundeshaus» gezeigt. Das Beispiel zeigt, die Frauen hatten Erfolg. Es ist zum Nachahmen empfohlen.

Schlechte Ausgangslage

Im Moment sind im Nationalrat 64 von 200 Personen Frauen (das sind 32,6%), im Ständerat sind es 7 Frauen von insgesamt 46 Ständeräten (15,2%). Seit 1983 wächst der Frauenanteil im Nationalrat um ca. 3 Prozent pro Legislatur. Wenn das in diesem Tempo weitergeht, dann hat die Schweiz im Jahr 2040 einen paritätischen Nationalrat. Wollen wir Frauen so lange warten? Im Ständerat treten alle sieben Frauen zurück. Es dürfte schwer sein, sie durch neue Frauen zu ersetzen. Denn überall in den Kantonen lauern die Männer. Achtung, wählen wir Frauen!

In den Kantonen sieht das Geschlechterverhältnis leicht besser aus. Rund 24 Prozent aller Kantonsregierungs-Mitglieder sind Frauen. Dennoch schaffen es die Kantone Appenzell Ausserrhoden, Luzern und Tessin, keine einzige Frau in der Regierung zu haben. Fast 30 Prozent Frauen sind in den kantonalen Parlamenten vertreten. In allen

FrauenWeisheiten

Gremien sind wir in der Schweiz von der paritätischen Verteilung der Geschlechter in den politischen Gremien meilenweit entfernt. Im europäischen Vergleich liegen wir nach wie vor auf den hinteren Rängen.

Bundesrätinnen sind meist kinderlos

Bisher hatten wir sieben Bundesrätinnen und 110 Bundesräte. Was dabei auffällt, Bundesrätinnen sind mehrheitlich entweder ledig oder haben keine Kinder. Ausnahme bilden Elisabeth Kopp (1 Kind) und Micheline Calmy-Rey (2 Kinder). Auch das muss nachdenklich stimmen. Die Schweizer Politik ist eine Männerdomäne seit der Staatsgründung 1948 und nicht auf Frau und Familie ausgerichtet. Nationalrats- und Ständeratssitzungen finden an unregelmässigen Tagen statt und dauern nicht selten bis abends um 22 Uhr. Das ist nicht familientauglich.

Es liegt an uns Frauen

Das grösste Problem liegt bei den Frauen selbst. Es melden sich viel zu wenige von ihnen für ein politisches Amt: in der Gemeinde, im Kanton und auf Bundesebene. Entscheiden sich Frauen für eine politische Laufbahn, dann werden sie schlechter gewählt. Man traut ihnen weniger zu. Also: Wählt Frauen! Nehmen wir uns Maya Graf zum Vorbild. Machen wir Druck, damit auf den Wahllisten in unseren Kantonen gleich viele Frauen wie Männer platziert werden – und Frauen oben auf der Liste.

Aber Frauen können nicht gewählt werden, wenn sie sich nicht für ein politisches Amt zur Verfügung stellen. Oft entscheiden sich Frauen mit Kindern für eine Teilzeitstelle. Daneben bleibt keine Zeit zum Politisieren. Die Frage sei erlaubt: Weshalb schaffen es die Familienmänner? Massenweise hüten Grossmütter ihre Enkelinnen und Enkel, damit ihre Töchter berufstätig bleiben können. Wie wäre es, wenn wir unseren Töchtern anbieten würden, ihre Kinder zu hüten oder sie bei der Finanzierung der Kitas unterstützen, damit sie die Politik in der Schweiz mitgestalten? Und wir alle wählen sie!

Frauenweis(s)heiten im Februar 2019

Es gibt kaum etwas, das Frieda Lüscher nicht gemacht hat. Wo sie hin stand, packte sie zu: bei Freiwilligeneinsätzen nach dem Krieg in Deutschland, bei Einsätzen für Rassenverfolgte in den USA oder für die Jugendlichen beim Ökumenischen Rat der Kirchen. Mit 42 Jahren machte sie sich selbstständig, zog nach Bern und organisierte Kulturprojekte: Ausstellungen, Konzerte, Vorträge, Theater. Im Tessin, wo sie heute noch lebt, übernahm sie die Leitung eines Bildungszentrums des Bundes. Ihre Lebensdevise: «Ich reisse Dinge an, die mich reizen und bleibe dran. Ich gebe nicht auf.»

Marie-Louise Barben ärgert sich über die Werbung eines Fitness-Anbieters: Älter werden ist ok. Schwächer werden nicht! Sie ärgert sich über den Imperativ, immer fit bleiben zu müssen bis ins hohe Alter. Ihrer Meinung nach bedeutet das: Älter werden ist ok, solange ihr gesund bleibt und keine Kosten verursacht. Das stellen sich all jene vor, bei denen die Kostenfrage an oberster Stelle steht. Alte Menschen haben aber oft ganz andere Bedürfnisse.

Mit Interesse verfolgt Monika Fischer die Streiktage der Schülerinnen und Schüler für einen besseren Klimaschutz. Dann sieht sie ein Foto in der Zeitung: Mittendrin eine ihrer Enkelinnen. Die Grossmutter will verstehen. Es entstehen Gespräche und Solidarisierung.

Arbeitsgruppe Frauen-Weis(s)heiten

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Erfolgreich auch ohne akademische Titel



Trotz Sorgen über die Zukunft geniesst Frieda Lüscher täglich die wunderschöne Lage ihrer Wohnung über dem Langensee.

Foto und Text: Monika Fischer

Sie war eine gute Schülerin, wollte studieren, wollte wissen und verstehen. Seit sie lesen konnte, waren Bücher ihre liebsten Begleiter. Rückenprobleme machten den Lebenstraum von Frieda Lüscher (1941) zunichte. Freiwillige Einsätze konfrontierten sie mit dem Zweiten Weltkrieg, mit dem Holocaust, mit Rassismus und Fremdenfeindlichkeit. Das hat ihr Leben, ihre berufliche Laufbahn und ihr ehrenamtliches Engagement geprägt. Zufälle führten sie zur richtigen Zeit an die passenden Arbeitsstellen. Engagiert packte sie an, wo sie gefragt war und zog ihre Projekte durch. Konsequenz und hartnäckig. Unabhängig gegenüber Männermacht und meint: «Ich bin stolz auf das, was ich erreicht habe.»

Als älteste von vier Kindern ist Frieda Lüscher in einer Milchzentrale in einem Dorf im Aargau aufgewachsen. Die aus der Stadt Bern stammende Mutter war auf dem Land

unglücklich. Deshalb packte Frieda von klein auf an, was zu tun war. «Ich verkaufte im Laden, verpackte Buttermödeli, machte Bestellungen. Es fiel mir leicht, da ich die Schule mit links erledigte.» Die Kantonsschule musste sie aus gesundheitlichen Gründen aufgeben und hatte nur ein Ziel: «Weg von der Mutter mit ihren Problemen! Weg von dieser Familie, in der nie geredet und vieles auf mich abgeladen wurde, wo ich mit allem allein war!»

Zupacken, wo Hilfe nötig ist

Nach drei Monaten im Welschland musste sie nach Hause zurückkehren. Beim Vater zeigten sich erste Anzeichen von Alzheimer. Wieder packte sie an und entlastete ihn von jenen Arbeiten, die er nicht mehr zuverlässig erledigen konnte. Als eine Art Notlösung absolvierte sie eine einjährige Postlehre. Neben der Arbeit auf verschiedenen Poststellen half sie in den nächsten zwei Jahren zuhause. Doch die Arbeit auf der Post gefiel ihr von Anfang an nicht. «Ich wollte mehr, ich wollte ins Ausland. Ich hatte inzwischen gelernt, mit meinen Rückenproblemen zu leben.»

Prägende Erfahrungen

In einem Projekt der Jungen Kirche leistete sie kurz nach dem Mauerbau einen Freiwilligeneinsatz in Westberlin in einem «Altersheim für ehemals Rasseverfolgte». Damals funktionierten weder Telefon- noch Postdienste zwischen Ost und West. Neben ihrer Arbeit im Altersheim erledigte sie inoffiziell Botengänge und brachte Sonntagspredigten, Medikamente und Geld nach Ostberlin. «Es war abenteuerlich. Die Beschäftigung mit dem Zweiten Weltkrieg, dem Holocaust und der Mauer zwischen Ost und West beeinflusste mein weiteres Leben.» Bei der Arbeit als Sekretärin beim HEKS sparte sie Geld für einen einjährigen freiwilligen Einsatz in den USA. In Washington DC erlebte sie die Rassenunruhen im Zusammenhang mit den Bürgerrechtsproblemen. Auch bei ihrer Arbeit in einer reformierten Kirche musste sie sich täglich mit Rassismus auseinandersetzen. Von Montag bis Freitag gab es eine Krippe und Beschäftigungsprogramme für schwarze Kinder und Jugendliche. Den Gottesdienst am Sonntag besuchten jedoch nur Weisse. «Es war ein Schock für mich zu sehen, dass die schwarzen Menschen der Nachbarschaft nicht als gleichwertig galten.»

Von der «Tippmamsell» ins Leitungsgremium

In Genf fand sie Arbeit als Büroangestellte in der Jugendabteilung des Ökumenischen Rates der Kirchen, dem heute weltweiten Zusammenschluss von 348 Mitgliedskirchen. Bald schon durfte sie ihren Chef an die 4. Vollversammlung nach Schweden begleiten. Es war Juni 1968, und der afroamerikanische Schriftsteller James Baldwin sollte statt des im April ermordeten Martin Luther King die Eröffnungsrede halten. «Ich

traf ihn hinter der Bühne, wo er hin und her tigerte und meinte, er wisse gar nicht, was er diesen Leuten erzählen solle. Aus dem Stegreif hielt er eine historische Rede über Rassismus. Das hat mich zutiefst beeindruckt.» Eine Neuorganisation der Jugendarbeit brachte einen Personalabbau mit sich. Frieda Lüscher übernahm immer mehr Leitungsaufgaben und schaffte es als beigeordnete Jugendkoordinatorin bis ins oberste Gremium. Gleichzeitig engagierte sie sich im Aufbau eines Personalrates. Mit der Begründung, sie sei zu politisch und nicht spirituell genug, wurde ihr nach neun Jahren gekündigt. «Es überraschte mich nicht. Immer wieder hatte es Probleme mit Theologen gegeben. Sie ertrugen es nicht, mit einer Nichtakademikerin, die erst noch eine Frau war, zusammenzuarbeiten.» Die Erfahrungen mit der Kirche «als männlich geprägte Machtinstitution» führten zu ihrem Kirchenaustritt. «Der Grundsatz der Nächstenliebe gegenüber Mensch und Mitwelt sind mein Lebensprogramm. Dazu brauche ich weder Gott noch die Kirche.»

Rucksack gefüllt

Der Zufall führte sie ans Universitätsinstitut für Entwicklungsstudien in Genf. «Ich begann als Aushilfe und war schon nach zwei Jahren Chefin des Studentendienstes und Studienberaterin.» Auch diesen Aufstieg führt sie auf ihre schnelle Auffassungsgabe und ihr überdurchschnittliches Engagement zurück. «Ich gab mein Bestes. Die Erfolge stärkten mein Selbstvertrauen. Und doch nagte ich daran, nicht studiert zu haben.» Deshalb packte sie die Gelegenheit und absolvierte neben ihrem 75-Prozent-Pensum ein zweijähriges Nachdiplomstudium in Entwicklungsfragen. Sie schätzte die spannende Arbeit mit Kontakten zu Studentinnen und Studenten vor allem aus Afrika und Lateinamerika. Als das Institut die Aufnahmebedingungen einschränken wollte, stimmte es für sie nicht mehr. Sie kündigte und ermöglichte sich mit dem Geld der Pensionskasse eine einjährige Auszeit.

Ihre eigene Chefin

Sie zog nach Bern und machte sich mit 42 Jahren selbstständig. Mit Angeboten in den Bereichen Administration, Sprache und Organisation von Kulturprojekten erhielt sie erste Aufträge. Grosse und kleine, mehr oder weniger spannende und herausfordernde folgten. Eine Konstante war ihre Arbeit als Übersetzerin, die sie bis heute sporadisch weiterführt. Ein grosser Auftrag war ihre Mitarbeit am Pilotprojekt Nord-Süd-Dialog von Pro Helvetia. Das «Atelier Afrique» in der Stadt Biel mit Ausstellungen, Konzerten, Vorträgen, Theater wurde ein Grosse Erfolg. Ebenso das nachfolgende «Atelier Kuba».

Nach der Übernahme der Leitung eines Bildungszentrums des Bundes im Maggiasal zog sie ins Tessin. Ihren interessantesten Auftrag fand sie als Mitglied und Vize-

präsidentin der Zulassungskommission für den Zivildienst. «Ich hatte das Privileg, über 1200 junge Männer zu ihrem Gewissenskonflikt in Bezug auf den Militärdienst zu befragen und diese schwierige Aufgabe der Kommission mitzuprägen.»

Rückblickend erkennt Frieda Lüscher den roten Faden, der sich durch ihr bewegtes Leben zieht. «Ich reisse Dinge an, die mich reizen und bleibe dran. Ich gebe nicht auf, gibt es doch bei Schwierigkeiten immer eine Lösung, manchmal halt über Umwege. Es funktionierte. Das gab mir Mut und Kraft, immer wieder Neues anzufangen. Zudem bildete ich mich ständig weiter. Beruflich und privat reise ich viel und lernte andere Länder und Kulturen kennen.»

Im Tessin zuhause

Seit 30 Jahren ist Frieda Lüscher im Tessin zuhause. Dort lernte sie AvaEva kennen. Die Bewegung ist aus der GrossmütterRevolution entstanden und seit bald zwei Jahren als Verein organisiert. «Das erste Convegno in Bellinzona mit 120 aufgestellten Frauen war ein enormes Erlebnis. Sofort wusste ich: Hier mache ich mit.» Sie ist Mitglied des Vorstandes, nimmt teil am Erzählcafé und stellte ein Projekt zum Alleinleben im Alter auf die Beine.

Erst seit einigen Jahren kann sie das Leben gelassener nehmen: «Einfach sein, lesen, einen Kaffee trinken gehen und mir zugestehen, auch einmal nichts zu tun.» Sie geniesst ihre Wohnung mit weitem Blick über den Lago Maggiore und meint: «Ich hatte wohl einige Beziehungen. Doch wusste ich schon früh, dass eine Heirat und Kinder für mich nichts ist.»

Mit dem Älterwerden hatte sie bisher keine Mühe und ist dankbar für ihre gute Gesundheit, auch wenn sie feststellen muss, dass nicht mehr alles so läuft, wie sie es gerne möchte. Dazu gehört neuerdings ein privater Konflikt. «Es macht mich wütend und verletzt mich, dass ich angelogen und meine Hilfsbereitschaft missbraucht wurde. Es ist eine neue Erfahrung für mich. Immer hatte ich alles selber in der Hand. Nun brauche ich die Hilfe einer Fachperson.»

Sorgen bereitet ihr die Lage ihrer Wohnung am Hang, die nur über eine lange Treppe erreichbar ist. «Ich kann mir aber einen Wegzug nicht vorstellen. So verdränge ich das Thema und hoffe, dass ich einmal mit den Füßen voran aus der Wohnung getragen werde.»

Schwächer werden ist auch ok

Marie-Louise Barben

In diesen Tagen ärgere ich mich jedes Mal, wenn ich das Haus verlasse, über eine Werbung des Fitness-Anbieters Kieser: «Älter werden ist ok. Schwächer werden nicht!» Genau, denke ich, so stellt sich das der Fitness-Pionier der Schweiz vor. Mit den SeniorInnen lässt sich schliesslich gutes Geld verdienen. Noch mehr ärgert mich aber der Imperativ, der uns älteren und alten Menschen entgegengeschleudert wird. Älter werden ist ok, so lange ihr gesund bleibt und nicht zu viele Kosten verursacht. Also tut gefälligst etwas dafür. Älter werden, gesund bleiben und dann wenn möglich kostengünstig sterben – das ist am vorteilhaftesten für die Krankenkassen und die Sozialversicherungen. So stellen sich das im Prinzip alle vor, bei denen die Kostenfrage an oberster Stelle steht.

Das Leben ist aber nicht so. Es ist des Lebens Lauf und die normalste Sache der Welt, dass die Kräfte mit der Zeit abnehmen. Bei den einen früher, bei den anderen später. Nicht jeder und jede kann und will den Druck der Leistungsgesellschaft im Alter in Form von Selbstoptimierung fortsetzen. Schwächer werden ist auch ok.

Ich nehme als Beispiel meine ältere Schwester, ich nenne sie hier Lena.

Lena ist bald dreiundachtzig. Sie lebt allein. Sie ist in den letzten Jahren schwächer geworden. Der Imperativ des Fitness-Anbieters kümmert sie nicht. Wenn sie das Haus verlässt, geht sie zu ihrer Sicherheit an Stöcken. Sie kann aber nicht lange gehen, denn sie hat starke Nacken- und Rückenschmerzen. Lena hat auch Probleme mit den Augen. Sie, deren ganze Wohnung von Büchern überbordert, kann nicht mehr lange lesen. Lena kocht nicht, isst unregelmässig und wohl auch nicht sehr gesund. Sie sagt, sie habe eigentlich nie Hunger. Entsprechend ist ihr Energiepegel.

Lena wohnt nicht in derselben Stadt wie ich, meine Geschwister und unsere Kinder, Lenas Nichten und Neffen. An ihrem Wohnort ist sie sozial nicht sehr gut eingebettet. Sie hat nur wenige Bekannte, die sie regelmässig sieht.

Lange Zeit war Lena ein Vorbild für mich. Sie wusste schon als Kind, was sie später einmal werden wollte – Dolmetscherin! Sie ist früh von zuhause weggegangen, und bereits als Jugendliche hat sie entschieden, keine Kinder zu haben. Als junge Frau arbeitete sie einige Jahre in den USA. Nach der Dolmetscherschule hat sie ein zweites Studium angehängt. Später arbeitete sie in einer internationalen Organisation und war auf Konferenzen und Tagungen auf der ganzen Welt. Uns verband das Interesse an Kultur, Literatur, Politik und die feministische Lebensperspektive. Nach unseren Scheidungen waren wir oft zusammen auf Ferien-, Städte- und Kulturreisen. Ich war ihr sehr verbunden, bin es noch immer, aber die Qualität unserer Beziehung hat sich verändert.

Selbstbestimmung über den Lebensverlauf

Lena beansprucht die Selbstbestimmung über den Verlauf ihres weiteren Lebens. Sie hat sich verschiedentlich dezidiert geäußert, dass sie so lange wie möglich in ihrer Wohnung, in ihrer Stadt bleiben will. Damit nimmt sie dieselbe Haltung ein, wie alle unsere Gesprächspartnerinnen, die wir im Laufe unseres Projektes «Selbstbestimmung und Abhängigkeit» befragt haben (Download Bericht www.grossmuetter.ch). Den Umzug in unsere Nähe, den sie früher in Erwägung gezogen hat, lehnt sie jetzt heftig ab. Sie will nicht unter unserer Kontrolle sein, wie sie sagt. Wir, vor allem meine jüngere Schwester und ich, machen uns oft Sorgen: Was ist, wenn Lena noch schwächer wird und Hilfe braucht?

Hilfe leisten, Hilfe annehmen...

In den erwähnten Gesprächen haben wir festgestellt, dass es vielen von uns schwer fällt, Hilfe anzunehmen. In allen sozialen Austauschprojekten gibt es mehr Menschen, die ein Angebot machen (vorlesen, spazieren gehen, gemeinsam einkaufen, Kaffee trinken, Administratives erledigen etc. etc.) als solche, die auf ein Angebot eingehen. Lieber bezahlen wir für professionelle Dienstleistungen, für diejenigen der Spitex beispielsweise. Mit unseren Nächsten – den Geschwistern, Kindern, FreundInnen – wollen wir auf Augenhöhe verkehren. Wir schieben die Vorstellung auf die Seite, dass das einmal nicht mehr möglich sein könnte.

Bei wem liegt die Verantwortung

Fassen wir zusammen: Selbstbestimmung ist ein hohes Gut. Abhängigkeit ist verpönt. Hilfe annehmen ist schwierig. Aber wie steht es eigentlich mit der Verantwortung? Uns selber gegenüber? Unseren Nächsten gegenüber?

Kommen wir auf Lena zurück: Es liegt im Rahmen ihrer Selbstbestimmung, allein und (in meinen Augen) sozial eher schlecht als recht eingebettet zu leben, sich suboptimal

zu ernähren, recht viel Medikamente zu schlucken, Diskussionsangebote auszuschlagen. Es ist Lenas Selbstbestimmung, keine Vorsorgemassnahmen (Patientenverfügung, Vorsorgeauftrag, Testament) zu treffen, die Dinge auf sich zukommen zu lassen.

Wie sieht es aus meiner Perspektive aus? Welches ist meine Rolle Lena gegenüber? Soll ich, muss ich Verantwortung ihr gegenüber übernehmen? Oder wäre das eine Anmassung und würde gegen ihre Selbstbestimmung verstossen? Mein Gefühl ist, dass ich verpflichtet bin, mich zu kümmern. Aber wie weit geht kümmern? Mein Kümmern kann auch als (unzulässige) Einmischung verstanden werden, mein Nicht-Kümmern jedoch als Vernachlässigung. Was erwartet Lena von mir? Was bin ich bereit und in der Lage zu tun? Oder ganz konkret: Was ist das Schlimmste, das geschehen könnte und wie könnte dies verhindert werden? Wo liegt ihre Verantwortung? Wo liegt meine?

Meinen jetzigen Stand der Unwissenheit fasse ich so zusammen: achtsam leben, im Gespräch bleiben, die veränderten Bedingungen bei mir und bei anderen wahrnehmen, wach und neugierig sein – so lange wie möglich. Lena werde ich in den nächsten Tagen den Bericht «Selbstbestimmung und Abhängigkeit» schicken und sie dann fragen, was sie davon hält. Vielleicht ist er ein Anstoss, unsere gegenseitigen Erwartungen zu klären.

AKTUELL

Warum kaufen wir dann Bananen?

Monika Fischer

Interessiert las ich den Bericht über den Klimastreik der Schülerinnen und Schüler. Mit Slogans wie «Wir sind hier, wir sind laut, weil man uns die Zukunft klaut» und «Met eusem grosse CO²-Usstoss semmer eusi Erde ganz schnell los» hatten am Freitag 20'000 Schülerinnen und Schüler in verschiedenen grossen Städten der Schweiz demonstriert. Manche nahmen dafür unentschuldigte Absenzen in Kauf. Plötzlich stutzte ich bei der Foto in der Zeitung. War das wirklich eine meiner Enkelinnen? Mit erstem Gesicht, den Mund so weit offen, dass ihr Schreien ohne Worte hörbar wird? «Üsi Zuekunft» heisst es auf dem Plakat, das die Zwölfjährige mit ihrer Freundin trägt.

Der Anruf zeigte: Sie war's. Doch was hatte sie zum Mitmachen an der Demo bewogen? Die Enkelin erzählt von der 16-jährigen Schwedin Greta Thurnberg. Keineswegs angetrieben durch «irre Erwachsene», wie ein Weltwoche-Redaktor geschrieben hat, sondern aus persönlicher Sorge um die Klimaentwicklung, blieb sie im letzten heissen Sommer drei Wochen der Schule fern und streikt seither jeden Freitag vor dem schwedischen Parlament. Sie will bleiben, bis Schweden die Ziele des Pariser Abkommens erfüllt. Sie trat unter anderem an der UNO-Klimakonferenz im polnischen Katowice auf und redete den Politikerinnen und Politikern ins Gewissen. Das Video davon verbreitete sich rasant im Netz. Unter dem Motto #FridaysForFuture motivierte sie Jugendliche in der ganzen Welt für Aktionen.

Es geht um unsere Zukunft

Von der Schülerorganisation der Kantonsschule gelangte der Aufruf in die Klasse meiner Enkelin. Die Jugendlichen diskutierten untereinander über die im Netz verbreiteten Infos und die Bedeutung eines besseren Klimaschutzes. Mit sechs Mitschülerinnen und Mitschülern entschloss sie sich, an der geplanten Demo mitzumachen. «Es geht um uns junge Menschen und um unsere Zukunft. Wie Greta verlangen wir von der Schweiz eine massive Drosselung des CO²-Ausstosses und die Einhaltung der Pariser Klimaziele.» Sie berichtete vom Gespräch mit dem Prorektor. Dieser meinte, persönlich unterstütze er ihr Vorhaben wohl. Als Prorektor müsse er ihnen jedoch zwei unentschuldigte Absenzen geben. Sonst jedoch hätte ihre Teilnahme an der Demo keine weiteren Konsequenzen.

Viele kleine Schritte

Ich wollte von der Enkelin wissen, was ihr öffentliches Auftreten für sie persönlich bedeute. «Wir können nicht alles verändern und doch im Alltag einiges tun», meinte sie. Sie achte zum Beispiel besser darauf, wie und wo sie Energie sparen könne. Auch gehe sie mit dem ÖV oder mit dem Velo zur Schule und an andere Anlässe, anstatt sich von den Eltern chauffieren zu lassen. Es seien die vielen kleinen Schritte, die etwas bringen. Ich erinnerte sie an unsere frühere Diskussion am Mittagstisch, als ich die Enkelinnen regelmässig hütete. Im Winter hatten sie sich Tomatensalat zum Essen gewünscht. Ich hatte ihnen erklärt, dass diese in der kalten Jahreszeit bei uns nicht wachsen und ihre Produktion im geheizten Treibhaus oder durch den Transport aus dem Süden mit viel Energie verbunden sei. Deshalb würde ich beim Einkaufen wann immer möglich auf saisonale und lokale Produkte achten und im Winter keine Tomaten kaufen. «Warum essen wir dann Bananen?», meinte die damals Sechsjährige. Ihre Antwort verschlug mir für einen Moment die Sprache.

Politisches Erwachen

Mit den Jugendlichen freute ich mich, dass ihre Aktionen in den Medien ein beachtliches Echo gefunden hatten. Und doch stimmten mich einige Reaktionen nachdenklich. Die Kinder sollen nur Radau machen und trötzele, sie würden sich rasch wieder beruhigen, war da zu hören. Oder in Leserbriefen hiess es, die Jugendlichen sollen doch bei sich selbst anfangen. Es seien doch alles verwöhnte Wohlstandsgofen, die sich im Alltag alles andere als klimafreundlich verhalten. – Warum diese negative Sicht auf die Jugend? Ist es das eigene schlechte Gewissen? Sind es Bequemlichkeit und Angst, selber etwas verändern zu müssen? Neben solchen negativen Äusserungen überwiegt jedoch die Freude darüber, dass sich die scheinbar so bequeme Wohlstandsjugend nicht nur um sich selber kümmert. Dass sie sich, angeregt durch ihr grosses Vorbild Greta, mit politischen Entscheiden und ihren Hintergründen auseinandersetzt. Dass sie aufsteht, auf die Strasse geht, aktiv wird und laut.

Gemeinsam sind wir stark

Was heisst das für uns Erwachsene, für uns Grossmütter und Grossväter dieser streikenden und demonstrierenden Jugendlichen? Sensibilisiert für die Bedeutung und den Schutz des Klimas, werden sie auch uns herausfordern. So, wie die Eltern von Greta, sagte doch ihr Vater in einem Interview, dass punkto Ökologie die Tochter eher die Eltern erzogen hätte als umgekehrt. So konsequent wie die junge Schwedin werden wohl die wenigsten sein. Manche Kinder und Jugendliche werden die Unterstützung von uns Erwachsenen brauchen, um dranzubleiben. Ich erzählte meiner Enkelin von uns Klimaseniorinnen mit über 1000 Vereinsmitgliedern und mehr als 700 Unterstützenden. Da alte Frauen von der mit der Klimaerwärmung verbundenen Hitze im Sommer besonders betroffen und gefährdet sind, haben wir beim Bund eine Klimaklage eingereicht. Damit möchten wir das Grundrecht auf Gesundheit durchsetzen, für uns und für künftige Generationen. Ich habe zwar die Klage unterschrieben, war aber bisher nicht besonders aktiv. Die demonstrierenden und streikenden Jugendlichen motivieren mich neu für den Klimaschutz. Ich freue mich auf die künftigen Diskussionen mit den jungen Menschen und habe den Enkelinnen versichert, dass sie auf uns zählen können: Wir alle sind herausgefordert! Wir bleiben gemeinsam dran! Gemeinsam sind wir stärker und werden etwas erreichen.

Nachtrag

Schon zwei Wochen nach dem Schülerstreik zog ich gemeinsam mit meiner Enkelin und 2000 Menschen aller Generationen in einem langen Demonstrationszug durch die Strassen der Stadt Luzern.

Frauenweis(s)heiten im März 2019

Silvia ist eine Stehauf-Frau. Sie lässt sich auch in ausweglosen Situationen nicht unterkriegen. Sie heiratet jung und bekommt innert kurzer Zeit drei Kinder. Ihr Mann ist im Beruf sehr erfolgreich. Privat hat er psychische Probleme, entwickelt verschiedene Phobien und wird deswegen immer mehr zum vierten Kind. Nach 22 Ehejahren entdeckt Silvia, dass er seit langem Bordelle besucht. «Ich habe das gebraucht», sagt er. Es folgen Jahre der Egetherapie und ein gehässiger Scheidungskrieg. Mit 47 verlässt Silvia ihren Mann und steht ohne Arbeit und Geld auf der Strasse. In dieser Zeit übernimmt sie jede Arbeit. Schliesslich findet sie eine Anstellung und auch eine neue Liebe.

Früher behandelten die Banken ihre Kundinnen und Kunden wie Könige. Ihr Service war gratis. Inzwischen sind sie knausriger geworden. Seit der Krise mit Lehman Brothers brauchten die Banken neue Einnahmequellen – und fanden sie bei ihren treuesten Kundinnen und Kunden. Diese bezahlen für den Service in der Zwischenzeit immer mehr, oder sie erledigen ihre Geschäfte am bankeigenen Computer. Aber nicht alle alten Menschen kommen damit zurecht. Bernadette Kurmann nennt dieses Verhalten der Banken skandalös.

Seit Jahrzehnten blieben Angehörige, die ihre Männer und Kinder pflegten, von der Politik unbeachtet. Sie arbeiteten bis an die Grenzen ihrer Belastung und hatten dafür kaum Anerkennung. Der Wert ihrer Arbeit wird auf jährlich an die 10 Milliarden Franken geschätzt. Nun kommt Bewegung auf. Pflegende Angehörige sollen einen Steuerabzug bekommen, und sie werden für ihre Arbeit sogar gefeiert. Das weckt bei Monika Fischer zwiespältige Gefühle.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Ich bin eine hoffnungslose Optimistin



«Ich hätte bis ans Ende meiner Tage zum ihm gehalten, wenn...»

Foto und Text: Bernadette Kurmann

Silvia Sticher* ist eine Stehauf-Frau. Sie lässt sich auch in ausweglosen Situationen nicht unterkriegen. Sie heiratet jung und bekommt innert kurzer Zeit drei Kinder. Ihr Mann ist im Beruf sehr erfolgreich. Privat hat er psychische Probleme, entwickelt verschiedene Phobien und wird deswegen immer mehr zum vierten Kind. «Ich hätte ans Ende meiner Tage zu ihm gehalten.» Nach 22 Ehejahren entdeckt sie, dass er seit langem Bordelle besucht. «Dies ist ein heftiger Schlag in die Magengrube!» «Ich habe das gebraucht», sagt er. Es folgen Jahre der Egetherapie und ein gehässiger Scheidungskrieg. Mit 47 verlässt Silvia ihren Mann und steht ohne Arbeit und Geld auf der Strasse. In dieser Zeit übernimmt sie jede Arbeit. «Es gab keine, die ich nicht gemacht hätte.» Silvia ist energiegeladen und ideenreich. Schliesslich findet sie eine Anstellung bei einem guten Chef und auch eine neue Liebe.

Silvia wächst in einer Familie mit zwei sehr viel älteren Brüdern auf. «Ich war sozusagen ein Einzelkind.» Der Vater ist gesellschaftlich anerkannt. Daheim ist er cholerisch und schlägt Frau und Tochter. Ihre Bezugsperson ist die Mutter, eine gute Mutter. «Leider hat sie mir vorgelebt, dass Frau kuscht und der Mann der Chef ist.» Mutter hätte sich gerne scheiden lassen, was damals aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich war. Als Vater mit über 80 Jahren stirbt, ist niemand traurig, am wenigsten die Mutter.

Eine rebellische Schülerin

Silvia ist eine gute Schülerin, aber eine Minimalistin. Sie ist laut und vorwitzig. «Das tut mir heute leid, denn ich wurde oft falsch eingeschätzt. Ich lebte im Kampfmodus, habe aber durchaus eine sensible Seite.» Der Vater entscheidet, dass sie Hochbauzeichnerin werden soll. Mit dem Lehrmeister hat sie Pech. Er ist ein anerkannter Kirchen-Renovator. Sie zeichnet nichts als Kirchenbänke, Kirchenfenster und Chorstühle. Sie, die dem Pfarrer schon in der 2. Klasse erklärt hatte, dass sie von all dem, was er erzähle, nichts glaube. Es war eine schwierige Zeit.

Als der Vater hört, dass der Chef seine Tochter unziemlich anfasst, darf Silvia den Lehrbetrieb wechseln. Dieses Mal hat sie Glück. Sie schliesst ihre Lehre mit einer guten Note ab. Noch während der Lehre spart sie von ihrem kleinen Lohn monatlich 100 Franken für ein Flugbillet nach Amerika. Sie will weg von Zuhause, eigenständig werden, selbst entscheiden können und Englisch lernen.

Reise nach Amerika

Im letzten Lehrjahr lernt sie ihren späteren Ehemann Victor kennen. Er ist alles andere als begeistert von Silvias Plänen. Sie bleibt hart und lässt sich nicht davon abbringen. In Kalifornien findet sie eine nette Familie. Da deren Kinder schon fast erwachsen sind, hütet Silvia vor allem das Haus, kocht, putzt, mäht den Rasen und belegt Englischstunden am College. Zum ersten Mal in ihrem Leben ist die Welt für sie in Ordnung. Nach einem halben Jahr taucht Viktor auf. Gemeinsam besuchen sie in Los Angeles Bekannte aus der Schweiz. Silvia erlebt seine erste Panikattacke. Es sollte die erste von hunderten sein. Ihr Freund drängt sie, mit ihm zurück in die Schweiz zu gehen. Silvia willigt ein. «Das war mein erster grosser Fehler. Es folgten noch viele.»

Heirat und drei Kinder

Silvia ist zwanzig. Daheim sucht sich das Paar eine Wohnung. Beide arbeiten in ihren Berufen, doch bald ist Silvia schwanger. Sie heiraten und haben in wenigen Jahren drei Kinder. Viktors Panikattacken häufen sich. Eine Phobie löst die andere ab. «Es gab

Zeiten, da habe ich ihm jede Nacht zur Beruhigung die Füsse massiert und Orangentee gekocht. Ich habe zugehört und Verständnis gehabt. Meine Geduld war grenzenlos. Das war mein zweiter grosser Fehler.»

Viktor ist in seinem Beruf sehr erfolgreich und angesehen. Daheim hält ihm Silvia den Rücken frei, erzieht drei kleine Kinder, macht den Haushalt, bewirbt Gäste, ist immer für alle da. Viktor hat gesellschaftliche Verpflichtungen. Meist erscheint er im letzten Moment, gerade noch rechtzeitig, um die Flasche zu entkorken. «Alles andere habe ich gemacht. Ich habe einfach alles akzeptiert. Mein Fehler.» Es kommt immer wieder vor, dass Viktor sie aus wichtigen Sitzungen von der Toilette aus anruft: «Ich schaffe das nicht mehr.» Silvia beruhigt ihn, fordert ihn auf, durchzuatmen und sagt, dass er es schaffe. Viktor kehrt zur Sitzung zurück und beendet sie erfolgreich.

Die Familie leidet mit

Die Kinder werden grösser, Viktors Zustand wird schlimmer. Silvia drängt ihren Mann, einen Psychiater aufzusuchen. Dafür hat Viktor kein Gehör. Auch die Familie leidet. Viktor kann keinen Lift betreten. Ausflüge auf den nahen Berg entfallen, weil Papi nicht mit der Luftseilbahn fahren kann. Die Familie verzichtet aufs Skifahren, weil Papi Angst hat. Auswärts essen ist nur möglich, wenn der Tische nahe am Ausgang liegt – wegen des Fluchtweges. Auf der Fahrt ins Tessin, müssen die Kinder im Tunnel den Papi ablenken, damit er nicht durchdreht. «Ich hätte all das ausgehalten, wäre bis ans Ende meiner Tage bei ihm geblieben, denn Aufgeben ist für mich keine Option», erklärt Silvia.

Seitensprünge im Bordell

Nach über zwanzig Ehejahren entdeckt Silvia, dass ihr Mann fremd geht, ins Bordell. Sie glaubt, sein Geständnis sei ein Scherz. Der Kinder wegen willigt Silvia in eine Egetherapie ein. Zuerst fühlt sie sich schuldig und sucht den Fehler bei sich. «Es war schwierig geworden zwischen mir und Victor. Die vielen Phobien, die ständigen Attacken, drei Kinder, Haus und Garten, Job, Gäste... Es war äusserst anstrengend. Ich hatte nicht mehr ständig Lust auf Sex.» Sie müsse aufschauen können zu einem Mann. Er sei für sie jedoch immer mehr wie ein Kind gewesen.

Nach drei Jahren Egetherapie realisiert sie, dass seine Besuche schon bald nach der Heirat begonnen hatten. «Aber das tun doch alle», so seine Antwort. «Nicht mein Mann», erwidert sie und reicht die Scheidung ein. Er bettelt, droht, sich umzubringen. Silvia bleibt hart. Sie hat den Respekt vor ihrem Mann verloren und muss ihn verlassen.

Ohne Arbeit und Geld

Kaum ist Silvia ausgezogen, sperrt Viktor das gemeinsame Konto. Silvia ist ohne Arbeit und ohne Geld. «Ich habe all die Jahre so gut zu ihm geschaut. Eine solche Behandlung habe ich einfach nicht verdient.» Um zu überleben, muss sie ihre Mutter um einen Vorschuss bitten. Mit Silvia geht auch die mittlere Tochter. Die Älteste war schon beim Freund, und der Sohn bleibt wegen der nahen Schule beim Vater. «Klar, hatte ich Existenzängste, aber tief in meinem Innern war ich überzeugt: «Das kommt schon gut. Ich bin eine hoffnungslose Optimistin.» Sie verlässt das reiche Anwesen, sucht sich eine kleine Wohnung und nimmt jede nur erdenkliche Arbeit an. Es gibt nichts, für das sie sich zu schade wäre: Sie putzt, pflegt, fährt Kinder mit Beeinträchtigung zur Schule, und mittags kocht sie für ihre drei Kinder.

Auf Jobsuche

Sie war 25 Jahre lang Hausfrau und schwer vermittelbar. Sie besucht Computerkurse, um überhaupt eine Chance zu haben. Sie hat Glück. In Zug findet sie bei einer Ölfirma eine wirklich gut bezahlte Arbeit. Eine Arbeit, die ihr liegt: Sie telefoniert mit der ganzen Welt und kann ihre Englischkenntnisse einsetzen. Sie organisiert und vermittelt Flüge und Hotels für die Traders, ist deren Ansprechperson an der Rezeption. Silvia ist in ihrem Element. Nach einem Jahr kündigt sie. «Es waren alles junge Männer, die mit dreissig bereits Millionen verdient hatten. Sie waren eingebildet, arrogant, behandelten mich wie Luft und hatten keine Skrupel, mit ihrer Arbeit Menschen in Afrika auszubeuten. Ich ertrug es nicht länger.»

Eine gute Stelle und ein guter Chef

Wieder ist Silvia ohne Arbeit, und der Scheidungsprozess zieht sich in die Länge. Viktor ergreift jedes Mittel, um seiner Ehefrau kein Geld überlassen zu müssen. Aber sie ist eine Frau, die sich nie unterkriegen lässt. Fällt sie hin, steht sie wieder auf und macht weiter. Es sind Rückenbeschwerden, die sie zu einem Chiropraktiker führen. Vom Wartezimmer aus beobachtet sie die Frau an der Rezeption. «Das wäre eine Arbeit für mich», denkt Silvia. Sie druckt alle Adressen von Chiropraktikern der Stadt aus dem Internet aus und telefoniert die Liste durch. Bei Nummer 24 ist sie erfolgreich. Sie darf ihre Unterlagen einschicken. Es folgt das Gespräch mit dem Chef und die Anstellung. «Ich war der glücklichste Mensch auf Erden.» Am neuen Arbeitsort bleibt sie, bis ihr Chef die Praxis altershalber aufgibt.

Neue Liebe

Ihre neue Liebe kannte sie von früher. Branco besitzt ein Putzgeschäft und hatte jährlich einmal in Silvias Haus die Fenster geputzt. Sie offerierte ihm einen Kaffee. Im

Gespräch sagte Branco: «Nicht wahr, dein Mann mag Ausländer nicht.» Silvia war überrascht und auch nicht sicher, ob das stimmte. «Doch, doch, dein Mann ist ganz anders als du. Du magst Menschen, auch Ausländer.»

Nach der Scheidung laufen sich Silvia und Branco zufällig über den Weg. Sie erzählt von ihrer Scheidung, er bedauert. Einige Wochen später ruft er an, lädt sie zum Nachtessen ein. Ein paar Wochen später erneut und so fort. Silvia und Branco werden ein Paar. Viktor reagiert geschockt. «Hätte ich einen Arzt oder einen Advokaten gewählt, wäre alles gut gewesen. So habe ich Viktor wegen eines Kosovaren verlassen. Eine Schmach für ihn.» Silvia muss erkennen, dass viele Freunde und Bekannte sich wegen des Ausländers, eines «Putzlappens», von Silvia abwenden. «Das war zu viel für viele.» Silvia nimmt das in Kauf: «Er ist ein guter Typ, feinfühlig, grosszügig, ehrlich. Ein Mann zum Hinaufschauen.»

NB. Lange fünf Jahre dauerte das Scheidungsverfahren. Der erfolgreiche und wohlhabende Ehemann musste schliesslich die Hälfte des Geldes an Silvia auszahlen, das er während der vielen Ehejahre verdient hatte. Sie hat das Geld sorgfältig angelegt, ihre Sicherheit fürs Alter. Nachdem Silvia ihren Mann verlassen hatte, suchte er einen Psychotherapeuten auf. Es geht ihm heute gut.

** Der Name wurde aus Persönlichkeitsschutz-Gründen geändert.*

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Unanständig und skandalös

Bernadette Kurmann

Das waren noch Zeiten, als die Banken ihre Kundinnen und Kunden wie Könige behandelten. Früher, man höre und staune, wurden Kontobesitzerinnen geradezu umworben, ihre Einzahlungen über die Bank zu tätigen – gratis. Mit den Jahren wurden die Banken knausriger. Hier wurde eine Zusatzgebühr verlangt, dort kostete eine Dienstleistung plötzlich etwas. Besonders schlimm kam es vor zehn Jahren, als Lehman Brothers die Bankenkrise einleiteten und Geldanlagen fast zum Verlustgeschäft wurden. Neue Einnahmequellen waren gesucht. Dabei entdeckten die Banken ihre

Kundinnen und Kunden wieder. Ihre treue Kundschaft, die sie vor lauter Börsen- und Investmentgeschäften vorher ganz vergessen hatte. Doch der Umgang der Banken mit ihnen ist in der Zwischenzeit oft unfreundlich, unanständig und skandalös geworden.

Meine Bekannte, nennen wir sie Franziska, war einst eine bestandene Berufsperson im pädagogischen Beratungsbereich. Leider musste sie dabei wenig die Computertechnik anwenden. Seit über zehn Jahren ist sie pensioniert, ihre Computerkenntnisse versucht sie, mit viel Aufwand zu verbessern. Mit mässigem Erfolg. Bei ihren Versuchen, ihre Zahlungen unlängst per E-Banking zu absolvieren, bezahlte sie die Steuern gleich dreimal ein. Sie war bestürzt und sehr demotiviert.

Immer mehr Gebühren

Kürzlich beklagte sich Franziska über die Banken (ich erwähne bewusst alle, denn das Vorgehen ist überall ähnlich). Früher sei sie sehr umworben worden, ihre Zahlungen doch durch die Bank zu erledigen. Sie fand den kostenlosen Service toll. Vor zehn Jahren dann hiess es, für die Einzahlungen würden monatlich 10 Franken berechnet. Wessen Konto mehr als Fr 10 000.- enthielt, bekam einen Rabatt. Ein paar Jahre später wurde der Service auf 20 Franken erhöht, minus Rabatt. 2018 informierte die Bank – wie immer in wunderbar blumigen Worten –, dass nun für jede Bankeinzahlung 70 Rappen verrechnet würden; zusätzlich zu den monatlichen Gebühren, versteht sich, und weniger Rabatt als 50 Prozent. Man könne die Einzahlungen auch selber, bei ihnen am bankeigenen Apparat, vornehmen. Ihre Mitarbeitenden würden gerne mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Weniger Dienstleistung

70 Rappen für eine Einzahlung fand Franziska zu viel. Sie wollte unter Anleitung lernen, ihre Einzahlung bei der Bank zu tätigen. «Die jungen Leute dort sind ja so nett und haben so viel Geduld», meinte sie kürzlich. In Bezug auf sie gäbe es nichts zu beanstanden. Aber, die Bank hatte in der gleichen Zeit von vier besetzten Schaltern auf zwei reduziert. Es entspreche einem Kundenbedürfnis, schrieb die Bank und verwies auf das E-Banking. Meine Bekannte nahm das erstaunlich gelassen hin und meinte: «Ja, die Digitalisierung! So ist der Zeiten Lauf.»

Warteschlangen an den Schaltern

Die Folge für Franziska im Alltag war Schlangestehen, zusammen mit Heerscharen von oft älteren Personen, die fürs Einzahlen gekommen waren. In Sommer 2018 war es unerträglich heiss in den ehrwürdigen Hallen. Franziska mit ihrem kürzlich operierten Knie suchte nach einer Sitzgelegenheit. «Keine probaten Stühle standen zur

Verfügung», empörte sie sich. Franziska macht nun Einzahlungen nicht mehr einmal Ende Monat. Nein, sie geht fast wöchentlich zur Bank, damit sie Übung bekommt. Wie eine Detektivin sucht sie den idealen Zeitpunkt, weil je nach dem die Warteschlangen kürzer oder länger sind. Die einzelnen Schritte, die der Apparat abverlangt, hat sie sich von der Bankangestellten fein säuberlich aufschreiben lassen. So hofft sie, beim nächsten Mal zu ihrem Ziel zu kommen.

Eine Marktlücke

Sie werde es in absehbarer Zeit ohne Unterstützung schaffen, sagt sie voller Mut und fügt hinzu: «Ich träume von einer Bank, die diese Marktlücke erkennt und sich gezielt auf die Bedürfnisse der alten Leute einstellt.» Franziska ist überzeugt, dass es ein gutes Geschäft wäre. «Stell dir vor, wenn alle alten Menschen ihre Guthaben zu einer Bank transferierten, die ihre Bedürfnisse ernst nimmt!» Bei dieser Vorstellung lacht sie schelmisch. Ich staune über ihren Humor und ihre Gelassenheit. Oder ist es die Demütigung, das Gefühl wirklich zum alten Eisen zu gehören?

Mich empört das Vorgehen der Banken. Die ältere Generation sollte sich gegen solche Machenschaften vermehrt zur Wehr setzen. Wir sind langjährige Bankkundinnen und -kunden. Wir haben unser Geld Jahrzehnte lang auf den Banken deponiert, und jetzt werden wir derart unschön abserviert. Das Verhalten ist unanständig und skandalös!

AKTUELL

Wertschätzung für pflegende Angehörige

Monika Fischer

Seit Jahrzehnten engagiere ich mich in Arbeitsgruppen und als Journalistin für die pflegenden Angehörigen. Für jene Menschen, vorwiegend Frauen, die sich zu Hause freiwillig für ihre kranken oder behinderten Familienmitglieder einsetzen. Die sich oft bis an die Grenzen belasten und für ihre im Stillen geleistete Arbeit meistens wenig Anerkennung und Wertschätzung bekommen. Nach langem hat die Politik die Bedeutung dieser für die Gesellschaft unverzichtbare Arbeit erkannt. Ihr Wert wird in der Schweiz auf jährlich rund 9,5 Milliarden Franken geschätzt. Am Valentinstag fand in Luzern erstmals ein Dankes Anlass für die pflegenden Angehörigen des Kantons

statt. Der zuständige Regierungsrat sprach den Anwesenden seine Anerkennung und Wertschätzung aus und forderte von der Politik bessere Rahmenbedingungen für die pflegenden Angehörigen.

Seit Jahresbeginn lag die Einladung zum Dankes Anlass «Für sich und andere sorgen» überall auf. Auf der Karte mit dem Logo des Kantons war zu lesen:

«Als Angehörige sind Sie stark gefordert, wenn Sie ein Familienmitglied betreuen und pflegen, das erkrankt oder behindert ist. Was Sie oft im Verborgenen und ganz selbstverständlich leisten, ist von unschätzbarem Wert und verdient meine grösste Anerkennung. Sie sind eine tragende Stütze unseres Gesellschaftswesens und leisten einen wichtigen Beitrag zum sozialen Zusammenhalt unserer Gesellschaft. Gemeinsam mit verschiedenen Partnerorganisationen möchte ich Ihnen herzlich für Ihr Engagement danken und Sie als Zeichen unserer Wertschätzung zu einem Anlass einladen.»

Unterzeichnet war die Einladung mit persönlicher Unterschrift vom zuständigen Regierungsrat.

Stetes Tropfen höhlt den Stein

Zum einen freuten mich diese Worte. Doch sollte ich die Einladung annehmen und in den Lokalzeitungen darüber berichten? Ging es da nicht einfach um eine geschickt getarnte Wahlwerbung? Wollte man sich die pflegenden Angehörigen angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung mit der Zunahme an alten Menschen weiterhin als günstige Arbeitskräfte erhalten? Ich dachte daran, was wir in den letzten 25 Jahren in verschiedenen Arbeitsgruppen alles unternommen hatten, um dieses Thema an die Öffentlichkeit zu bringen. Wir hatten Seminare organisiert, Zeitungsartikel geschrieben, Politikerinnen und Politiker für die Thematik sensibilisiert. Lange schien sich wenig zu bewegen. Doch mit den Jahren zeigten sich erste Früchte. Entlastungs- und Ferienbetten, Angebote für Tagesstrukturen waren entstanden. Durch die Öffentlichkeitsarbeit ermuntert, wagten mehr und mehr Angehörige, professionelle Hilfe zu suchen und anzunehmen.

Politik ist gefordert

Auf Bundesebene wurde ein Gesetzesentwurf für die bessere Vereinbarung von Erwerbstätigkeit und Angehörigenpflege erarbeitet. Im Kanton Luzern fordert die kantonale Pflege- und Betreuungsinitiative der CVP aktuell einen Steuerabzug von 5000 Franken für pflegende Angehörige. Die Manifestgruppe der GrossmütterRevolution verlangte in ihrem Manifest von 2016 den Ausbau der Entlastungs- und Beratungs-

möglichkeiten für pflegende Angehörige. Wie wichtig solche Vorstösse und regelmässige Öffentlichkeitsarbeit für diese Thematik sind, zeigte mir kürzlich die Aussage eines Sozialberaters der Pro Senectute. Pflegende Angehörige seien nach wie vor eines der zentralen Themen bei rat- und hilfeschuchenden Menschen.

So wollte auch ich weiterhin dranbleiben und entschied mich zum Besuch des aus- gebuchten Anlasses. Dabei bezeichnete der Sozialdirektor die pflegenden An- gehörigen als sein Herzensanliegen. Mit den Worten «Hilfe annehmen ist eine Stärke. Schaffen Sie sich Atempausen, in denen Sie Kraft tanken können!» ermunterte er die Anwesenden, zu sich Sorge zu tragen. Er betonte gleichzeitig, Entlastungsangebote müssten finanziell für alle möglich sein. Die Politik sei gefordert, entsprechende Rahmenbedingungen zu setzen.

Weiterhin dranbleiben

Die Bedeutung der politischen Massnahmen hob ebenfalls Referentin Elsmarie Stricker hervor. Gemäss der Dozentin am Institut Alter der Berner Fachhochschule müssten zwei Bedingungen erfüllt sein, damit die für viele selbstverständliche Aufgabe be- friedigend geleistet werden könne: Es brauche Wertschätzung von den Angehörigen sowie von der Politik, die sich «irgendwann auch im Portemonnaie zeige». Zudem brauche es Sicherheit, Unterstützung zu bekommen, wenn alles zu viel werde.

Der Dankes Anlass für pflegende Angehörige soll auch in den nächsten beiden Jahren durchgeführt werden: Ein öffentliches Zeichen der Anerkennung und Wertschätzung der freiwilligen Arbeit der pflegenden Angehörigen.

Veränderungen zeichnen sich ab

Infolge der kleineren Familien, der Distanz zu den Angehörigen und der Berufstätigkeit der Frauen werden weniger von ihnen bereit sein, die Angehörigenpflege zu über- nehmen. Ob die Männer in diesem Bereich wirklich aufholen werden, wie prognostiziert wird?

Verändern werden sich jedenfalls die Ansprüche der betagten Menschen. Dies zeigten die von der Manifestgruppe der GrossmütterRevolution initiierten Fokusgespräche. Frauen im Alter zwischen 55 und 75 Jahren wurden zu ihren Erwartungen und Wün- schen ans hohe Alter befragt. Die Ergebnisse zeigten: Die befragten Frauen wollen im Alter explizit nicht von Angehörigen gepflegt werden. Sie wünschen sich so lange wie möglich professionelle ambulante Unterstützung zu Hause.

FrauenWeisheiten

Die 2018 herausgekommene Studie mit dem Titel «Selbstbestimmung und Abhängigkeit. Erwartungen von Frauen ans hohe Alter» kann hier bestellt oder heruntergeladen werden: www.grossmuetter.ch.

Frauenweis(s)heiten im April 2019

Ottilia Bütler geht gegen die Achtzig. Wegen ihrer Hörbehinderung galt sie als dumm und arbeitete schon früh wie ein «Knecht» in der Landwirtschaft. Sie heiratete, hatte sieben Kinder und einen Mann, der sie schlug. Sie verliess ihn und kämpfte für die Ausbildungen ihrer Kinder. In zweiter Ehe hatte sie mehr Glück. Dann erlitt ihr Mann einen Hirnschlag. Ottilia Bütler pflegte ihn bis zur eigenen Erschöpfung – und rappelte sich wieder auf. Heute freut sie sich an ihrer Familie und sagt: «Ich hatte immer wieder Glück in meinem Leben.»

Nach der Pensionierung geniesst Bernadette Kurmann das Zusammensein mit ihrem Mann. Doch immer wieder trifft sie auf Frauen, die ihren Partner verloren haben. Sie leiden, sind traurig, zum Teil werden sie depressiv und fallen in ein tiefes Loch. Wie werde ich das bewerkstelligen, wenn das Schicksal es von mir verlangt, lautet die bange Frage. Manchmal gerät sie in Panik, weil sie weiss, wie fragil die Zweisamkeit ist. Was tun?

Der Film in der Tagesschau ist unvergesslich. Jacinda Ardern, die neuseeländische Premierministerin besucht Angehörige der Opfer des Massakers in Christchurch. Sie trägt ein Kopftuch, und das Ausmass der Tragödie widerspiegelt sich in ihrem Gesicht. Sie umarmt eine muslimische Frau, die ein kleines Kind auf ihrer Hüfte trägt. Keine PR-Abteilung kann diesen Auftritt geplant haben. Hier steht ein Mensch, eine Frau, eine Mutter und teilt das unfassbare Leid mit den Betroffenen. Sie wird zum Vorbild für die ganze Welt.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Mein Leben ist wie eine Perlenkette



Das Leben hat Otilia Bütler für Notsituationen anderer Menschen sensibilisiert.

Foto und Text: Monika Fischer

Otilia Bütler (1940) wuchs in einfachsten Verhältnissen mit sieben Geschwistern auf. Weil sie nicht gut hörte, wurde sie in der Schule als dumm abgestempelt. Eine Abklärung gab es damals nicht. Als «billiger Knecht» verrichtete sie in der Jugend harte Arbeit in der Landwirtschaft. Später kämpfte die siebenfache Mutter für die Ausbildung ihrer Kinder. Als ihr Mann gewalttätig wurde, entschloss sie sich, zu gehen: ohne Geld und ohne Sicherheit. Selbstständig baute sie sich ein neues Leben auf. Mit ihrem zweiten Mann hatte sie es besser. Nach seinem Hirnschlag pflegte sie ihn mehrere Jahre. Vergebens suchte sie nach Unterstützung und wurde selber krank. Sie rappelte sich wieder auf und schätzt den guten Kontakt zu ihrer Grossfamilie mit den 14 Enkelkindern. Zufrieden hält sie fest: «Ich hatte immer wieder Glück in meinem Leben.»

Ottilia Bütler schildert ihre Kindheit am schattigen Hang. «Wir hatten zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.» Die grosse Familie hatte mit der Grossmutter im kleinen Häuschen nicht genug Platz. Sie musste in zwei Etappen essen. Mit der Schwiegermutter verstand sich der Vater, er hatte eingehiratet, nie gut. «Es herrschte immer dicke Luft und fehlte an Liebe und Zuwendung.»

Als dumm abgestempelt

Eigentlich wäre sie gerne zur Schule gegangen. Da sie nicht gut hörte, bekam sie im Unterricht nicht alles mit und musste die 2. Klasse wiederholen. «Ich wurde nie abgeklärt. Es hiess einfach, ich sei dumm.» Trotzdem bestand sie dank der Unterstützung der Mutter die Prüfung für die Sekundarschule knapp. Schon früh wurde sie zur Einzelgängerin. «Ich las sehr viel. Mit den Büchern lebte ich in einer anderen Welt.» Einen guten Kontakt hatte sie zu ihrem ältesten, behinderten Bruder. «Er konnte sich nicht ausdrücken und hatte epileptische Anfälle. Wahrscheinlich war er Autist. Als er zuhause nicht mehr tragbar war, wurde er in einer Klinik versorgt. Ich habe ihn nie mehr gesehen und erst nachträglich von seinem Tod erfahren. Das tat mir weh.»

Ein billiger «Knecht»

Gerne hätte Ottilia einen Beruf erlernt. Im Gegensatz zu den Brüdern war dies nicht möglich. Als Haushalthilfe einer Tante erfuhr sie vor allem, «was frau machen durfte und was nicht.» Bei andern Stellen in der Landwirtschaft musste sie draussen harte Arbeit verrichten. «Ich wurde als ‚billiger Knecht‘ gebraucht, weil man mir weniger Lohn bezahlen musste als einem Mann.» Eigenes Geld hatte sie nicht. Den Lohn musste sie zuhause abgeben. Eine Bäuerin ermunterte sie, aus ihrem Lohn von einem Hausierer ein Kleid zu kaufen. Eine andere Bäuerin hatte ihr ein Aufklärungsbuch hingelegt. «Es zeigte die körperlichen Vorgänge. Doch war eine gelingende Beziehung kein Thema.»

Im Freiamt lernte sie ihren Mann kennen. «Ich verliebte mich in die Landschaft und traf meinen Mann.» Sie heiratete «obwohl ich nicht sicher war, ob wir zusammenpassten.» Der Mann half zuhause in der kleinen Landwirtschaft und machte Gelegenheitsarbeiten. Auch er hatte kein eigenes Geld. Für eine misslungene Operation des Daumens erhielt Ottilia 2000 Franken. «Damit kaufte ich die Aussteuer. Es war mir wichtig, im eigenen Bett zu schlafen.» Dieses stand in einem kalten Zimmer im Haus der Schwiegermutter, wo das junge Paar vier Jahre lebte. «Es war nicht einfach. Die Situation war nicht viel besser als zuhause.»

Grossfamilie

Ein Jahr nach der Heirat gebar Ottilia Bütler trotz Schwangerschaftsvergiftung das erste gesunde Kind. Jedes Jahr kam ein weiteres dazu. «Wenn der Mann will, muss die Frau sich fügen.» So hatte sie es gelernt. Sie liebte ihre Kinder – und war gleichzeitig überfordert und hilflos. Nach sechs Kindern verschrieb ihr der Arzt die Pille. «Das war 1968 von der Kirche erlaubt, um den Zyklus zu regulieren.» Sie ertrug die Pille nicht und gebar nach drei Jahren ihren jüngsten Sohn.

Für die Grossfamilie war es schwierig, eine günstige Wohnung zu finden. Sie musste immer wieder umziehen. «Einmal wohnten wir in einem Haus ohne Bad und mit Plumpsklo. Eine Zeit lang habe ich für fünf Kinder Stoffwindeln ohne Waschmaschine gewaschen. Es war mir egal. Hauptsache, wir wohnten ohne Schwiegereltern.» Ottilia musste für alles kämpfen: gegen die Einmischung der Schwiegermutter, fürs Geld, für die Ausbildung der Kinder. Es war ihr wichtig, dass auch die beiden Töchter eine Lehre machen konnten.

Machen, was gemacht sein musste

Der anfänglich hilfsbereite Mann veränderte sich. «Wahrscheinlich aus Enttäuschung, von seiner Familie ausgenützt worden zu sein. Wichtig war ihm der Eindruck gegen aussen. Für die Kinder baute er einen schönen Spielplatz.» Mit den Jahren wurde er gegenüber seiner Frau gewalttätig. Er schlug sie, vor allem, wenn er getrunken hatte. Das kam sehr häufig vor. Ottilia Bütler suchte Hilfe auf dem Sozialamt der Gemeinde – und wurde enttäuscht: «Sie glaubten meinem Mann mehr als mir, sodass ich am Schluss als die Böse dastand.» Trotzdem pflegte sie bei Bedarf ihren gesundheitlich angeschlagenen Mann. «Ich machte, was gemacht sein musste.»

Die Situation wurde für sie unerträglich. Sie war überzeugt, einmal für sich selber sorgen zu müssen. Deshalb besuchte sie beim Roten Kreuz einen Kurs für Pflegeassistentinnen. «Zum Glück, wie ich später merkte.»

Auf eigenen Füssen

Von einem Tag auf den andern stand ihr Entschluss fest: «Ich gehe.» Zuvor hatte sie sich bei der Frauenzentrale informiert. Sie bekam unentgeltlich Unterstützung durch einen Anwalt. Dieser verfügte eine superprovisorische Trennung.

Sie wohnte zuerst beim ältesten Sohn, später in einer WG mit den zwei jüngsten Söhnen und ihren Freundinnen, bis sie selber eine Wohnung nahm. Arbeit fand sie zuerst als Aushilfe bei der Migros, danach 14 Jahre als Pflegeassistentin in einem Alters- und

Pflegeheim. Bei der Scheidung hatte der Anwalt eine Lösung gefunden, die für beide Partner stimmte. Da der Ex-Mann keine Alimente zahlen konnte, bekam sie nach seinem frühen Tod eine Witwenrente. Das gab ihr Luft, ihr Pensum zu reduzieren.

Überlastung als pflegende Angehörige

Ihr neuer Partner hatte bei einem Unfall ein Bein verloren. Er zog zu ihr, weil es im Haus einen Lift gab. «Er war ehrlich und grosszügig und hat mich verwöhnt. Gemeinsam unternahmen wir vor allem Car- und Flussreisen.» Ottilia Bütler bedauert, dass er eine volle IV-Rente bekommen hatte, obwohl er noch hätte arbeiten können. Er sei halt kein Kämpfer gewesen. Ohne Beschäftigung begann er zu trinken. Das Paar heiratete 2006. «Wir hatten uns gern, und doch war es eher eine Zweckheirat, damit ich später finanziell abgesichert war.» Damals schon ging es dem Mann gesundheitlich nicht gut. Hochprozentiger Alkohol hatte seine Speiseröhre verätzt, was zu einer Schluckhemmung führte. Lange konnte er sich selber pflegen, bis er eine offene Wunde am Stumpf bekam. Nun folgten Wechsel zwischen Spital und Aufenthalt zuhause, wo Ottilia ihn zusammen mit der Spitex pflegte. Nach einem Schlaganfall konnte er nicht mehr sprechen. «Ich war angebunden, an Sonn- und Werktagen, sechs, sieben Jahre lang. Es war ein permanentes Auf und Ab.»

Schon früher hatte sie wahrgenommen, dass der Mann keine Kraft mehr zum Leben hatte. Die Frage, ob sie sich strafbar macht, wenn sie auf seinen Wunsch bei einem medizinischen Zwischenfall keinen Arzt ruft, quälte sie. In ihrer Verzweiflung suchte sie Hilfe auf dem Sozialamt. Doch bekam sie keine befriedigende Antwort. «Ich war total überfordert mit der Situation. Niemand merkte, wie schlecht es mir ging. Ich mied andere Leute und liess alles liegen. Bald zeigten sich auch körperliche Beschwerden.» Ihr Mann hatte sich aufgegeben und ass immer weniger. Als er über die Sonde ernährt wurde, riss er diese selber heraus und konnte endlich sterben.

Immaterielle Werte

Ottilia Bütler bemühte sich, einen Ausweg aus ihrem Tief zu finden. Hilfreich waren dabei alternative Medizin, die Arbeit im Garten und ein Fotokurs. Sie begann wieder zu lesen und schaut im Fernsehen oder im Kino ausgewählte Filme. Regelmässig besucht sie das Ritualsingen und schätzt an den Tagungen der GrossmütterRevolution die Begegnung mit anderen Frauen und ihren Geschichten. Schon mit 50 erstmals Grossmutter geworden, freut sie das Zusammensein mit ihrer Grossfamilie und den 14 Enkelkindern.

«Manchmal fühle ich mich in unserer Gesellschaft wie im falschen Film.» Denn nicht das Geld, sondern immaterielle Werte stehen für sie im Vordergrund. Das ist neben der Sorge für die Natur das Bemühen um ein gutes Zusammenleben. Sie achtet darauf, wie Menschen miteinander umgehen und setzt sich dafür ein, dass es andern nicht so geht wie ihr. Zufrieden hält sie fest: «Ich habe so viel erlebt und auf meinem Weg auch viel Glück erfahren. Mein Leben sehe ich als Perlenkette, die übers Universelle hinaus in eine andere Dimension führt. Immer wieder wurde eine weitere Perle zugefügt. Es begann mit der Taufpatin, die mir schöne, warme Kleider schenkte. Etwas vom Schönsten war eine Woche Einsatz im Bergwald-Projekt mit Menschen aller Altersstufen. Nun ermöglicht mir das GA das Reisen. Wie privilegiert ich doch bin!»

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Von der Trauer der Zurückgebliebenen

Bernadette Kurmann

Manchmal, wenn ich am Morgen erwache und mein Mann mir den Rücken krault, bin ich glücklich. Ich spüre seine Wärme, seinen Atem, nehme den Duft seines Körpers wahr. Es ist das wunderbare Gefühl von Zweisamkeit und Vertrautheit. In solchen Momenten erahne ich, wie wertvoll diese Momente des Zusammenseins sind. Manchmal überfällt mich urplötzlich eine tiefe Traurigkeit. Mir wird bewusst, wie schnell unser Glück ein abruptes Ende finden kann.

Wir sind ein uraltes Paar, seit bald fünf Jahrzehnten zusammen. In unserer Beziehung herrschte nicht immer pure Harmonie. Wir mussten Hörner abstossen. Wie Löwin und Löwe haben wir das eigene Territorium verteidigt. Einmal trennten wir uns und fanden nach ein paar Wochen wieder zusammen. Seither ist klar: Wir sind füreinander geschaffen.

Kinder und Reibungsflächen

Eins, zwei, drei Kinder wurden geboren. Wir waren nun Eltern, und das Zusammenleben verkomplizierte sich. Neue Absprachen wurden nötig, weil beide Familie und Beruf leben wollten. Reibungsflächen boten sich viele. Mit gegenseitigem Respekt gelang es, eine Welt zu schaffen, in der sich alle einigermaßen wohl fühlten. Die Kinder wuchsen heran. Sie bescherten uns wunderbare Jahre. Es war ein Glück, junge Menschen beim

Heranwachsen zu begleiten. Das Familienleben bedeutete aber auch harte Arbeit. Wir brauchten all unsere Energie, um Kindererziehung und zwei Berufsleben unter einen Hut zu bringen.

Wir blieben zurück

Jahre später sind die Kinder zu eigenständigen Menschen geworden, wählten ihre Berufe und machten sich davon. Wir blieben zurück. Zumindest ich war bisweilen traurig über die Leere im grossen Haus. Es fehlten die spannenden Gespräche zu fünft. Vorbei war die Zeit, in denen wir am Mittagstisch debattierten und erfuhren, wie sich die Töchter im Leben bewährten und wie sie über die Welt dachten. Solche Gespräche waren plötzlich auf Wochenenden oder auf einen gemeinsamen Kaffee beschränkt. Kinder müssen ihren eigenen Weg gehen. Das ist allen Eltern klar. Kinder sind ein Geschenk, und sie sind den Eltern zu nichts verpflichtet.

Er nistet sich wie ein Gespenst ein

Uns bleibt im Alter die Aufgabe, mit der neuen Situation zurecht zu kommen. Nach der Pensionierung haben wir angefangen, unser neues Leben zu gestalten: lange Spaziergänge, Reisen, lesen, lahmgelegte Hobbies reaktivieren, Filme anschauen... Wir haben uns eingerichtet im neuen Leben. Wir schätzen die Freiheiten, die wir früher nie hatten, den ruhigeren Rhythmus, die Zeit für uns... Wäre da nicht die Nähe des Todes, der sich wie ein Gespenst dann und wann im Kopf einnistet. Die erwähnte Panik, die sich ab und zu ins Glück einschleicht. Die Angst, den lieben Partner zu verlieren.

Die Tapferkeit der Trauernden

Ein Teil von uns wird früher gehen, der andere wird zurückbleiben. Ich denke, es ist ein Privileg, zuerst gehen zu dürfen. Ich sehe die vielen Frauen (ja, vor allem Frauen) in meiner Umgebung, die ihren Lebenspartner verloren haben. Meine Mutter pflegte zu sagen: «Es gibt keinen Tag, an dem ich nicht an ihn denke.» Wie sie erlebe ich die meisten Trauernden als sehr tapfer. Sie fordern von sich, dass sie mit der neuen Situation zurechtkommen. Sie sagen sich: «Es gibt Millionen von Menschen, die das durchmachen. Auch ich werde es schaffen.»

Ein Auf und Ab über Jahrzehnte

Ich sehe Frauen und Männer, wie sie sich bemühen, das aufgezwungene Einzelleben in den Griff zu bekommen. Ich spüre ihre Verzweiflung, wenn ihnen das nicht gelingen will. Sie entwickeln tausend Ideen, ihre Einsamkeit abzuschütteln. Aber diese verfolgt sie wie der eigene Schatten. Es gibt Tage, an denen gelingt das Vergessen besser. Eine

Erinnerung, ein Gegenstand oder ein vor Jahren gemeinsam besuchter Ort wirft sie urplötzlich wieder aus der Bahn. Unendliche Trauer, Gefühle des Verlassenseins und Depression machen sich breit. Es ist ein Auf und Ab oft über Jahrzehnte hinweg.

Ich rede gerne mit Verlassenen. Wenn ich ihnen zuhöre, frage ich mich manchmal: Wie werde ich das bewerkstelligen, wenn das Schicksal das von mir verlangt? Kann ich mich darauf vorbereiten? Gibt es irgendwo Hilfe, die abgerufen werden kann? Ich weiss es nicht und fühle mich schon heute sehr alleine. Umso mehr will ich den Moment geniessen, das Geschenk unserer Gemeinsamkeit.

AKTUELL

Da sein als Mensch, als Frau, als Mutter

Bernadette Kurmann

Jacinda Ardern ist die Politikerin der Stunde weltweit. Es ist jene Frau, die sich am 15. März 2019 der grössten Tragödie Neuseelands mit Authentizität, Anteilnahme und Empathie entgegengestellt hat. Ein junger Neuseeländer hatte in zwei Moscheen 50 Muslime erschossen und zahlreiche verletzt. Die 34jährige Premierministerin trat hin, tröstete und vereinte die Menschen ihres Landes: als Mensch, als Frau, als Mutter. Mit ihrem Auftritt zog sie die gesamte Welt in ihren Bann.

Der Film in der Tagesschau ist unvergesslich. Jacinda Ardern besucht Angehörige der Opfer des Massakers. Sie trägt ein Kopftuch, und das Ausmass der Tragödie wieder spiegelt sich in ihrem Gesicht. Sie umarmt teilnahmsvoll eine Frau, die ein kleines Kind auf ihrer Hüfte trägt. Kein PR-Chef kann diesen Auftritt geplant haben. Hier steht ein Mensch, eine Frau, eine Mutter und teilt das unfassbare Leid mit den Betroffenen. Zu meinem Mann sage ich: «Ich habe Ähnliches bei einem Mann noch nie gesehen.» «Ich auch nicht», bestätigt er.

Solidarität mit den Opfern

Ihre Rede vor dem Parlament eröffnet sie mit dem arabischen Gruss «Salam aleikum» (Friede sei mit euch). Damit stellt sie sich noch einmal auf die Seite der Opfer. Sie verurteilt die terroristische Tat aufs Schärfste. Neuseeland sei schon immer ein Einwanderungsland gewesen. Hier existierten unterschiedliche Kulturen und Religionen

nebeneinander, und all das habe Platz in diesem Land. Damit trifft sie den Nerv der Bevölkerung und eint das Land. Die Menschen treten mit Sympathiekundgebungen für die Opfer ein und stellen sich gleichzeitig hinter ihre Regierungschefin.

Mutig und entschlossen

Sie stellt sich entschlossen gegen den Attentäter: «Mit seinem Terrorakt wollte er viele Dinge erreichen, eines davon war seinen Bekanntheitsgrad zu erhöhen.» Das will sie verhindern: «Sie werden von mir seinen Namen niemals hören.» Sie appelliert an die Angehörigen und an die Medien, den Namen des Attentäters nicht zu verbreiten, sondern die Namen derer zu nennen, die ihr Leben verloren haben: «Die Namen jener, die er ausgelöscht hat.»

In der Stunde der Trauer kündigt sie die Verschärfung des neuseeländischen Waffengesetzes an und geißelt die sozialen Medien. Sie zeigt sich entschlossen, gegen die Medien vorzugehen, die die Verbreitung des Massakers zugelassen hatten. Der Attentäter hatte seine Horrortat live gefilmt und über das Internet verbreitet und so ein Millionenpublikum gefunden. Eine Woche später wurde vom Parlament ein Waffengesetz verabschiedet, das halbautomatische Waffen, wie sie der Attentäter benutzt hatte, für den Privatbesitz verbietet. Damit wird sie zu einer Art Anti-Trump. (man erinnere sich an die Reaktion des amerikanischen Präsidenten nach dem Anschlag in Sutherland Springs, Texas 2017!)

Frau mit Vorbildfunktion

Jacinda Ardern ist die Tochter eines Polizeibeamten. Sie studierte an der Universität Waikato Kommunikationswissenschaften. Danach arbeitete sie bei Helen Clark, einer früheren neuseeländischen Premierministerin. Später war sie Politikberaterin von Premierminister Tony Blair in England. 2008 wurde sie ins neuseeländische Parlament gewählt, und 2017 zur Premierministerin. Mit 37 Jahren ist sie die jüngste weibliche Regierungschefin der Welt. 2018 wird sie Mutter einer Tochter und nimmt sich sechs Wochen Mutterschaftsurlaub. Kritik tritt ihr entgegen. Sie hatte schon früher verlauten lassen: Ob eine Frau Kinder wolle oder nicht, dürfe nicht ihre Chancen im Job bestimmen. Jacinda Ardern ist mit ihrem Mitgefühl und ihrer Entschlossenheit nicht nur ein Vorbild für ein Neuseeland in Trauer, sondern auch für alle Frauen und Männer dieser Welt.

Frauenweis(s)heiten im Mai 2019

Dass mit der ersten Tochter etwas nicht stimmte, ahnte Katalin Dreyer-IIIés schon länger. Aber erst nachdem der Sohn geboren war, und der sich so ganz anders entwickelte, bekam sie Klarheit. Bisher hatten die Ärzte ihr weisgemacht, dass jedes Kind sich in seiner ganz eigenen Art entwickle. Katalin glaubte das nicht länger. Es folgte die Diagnose Morbus Perthes, eine seltene Erkrankung des Hüftkopfes. Dass Marta eine geistige Beeinträchtigung hat, erkannten die Eltern und die Fachleute erst spät. Für Katalin folgte ein langer Weg an ihrer Seite. Es ereigneten sich menschliche Dramen, die die Tochter aus der Bahn warfen. Die Eltern bleiben auch in dieser schweren Zeit an ihrer Seite. Das Ehepaar ist inzwischen über 70 und macht weiter.

Agnes ist eine selten optimistische Frau, aber kürzlich war sie niedergeschlagen. Sie hatte von ihrem Sohn zum Muttertag ein paar freundliche Worte erwartet, doch diese kamen nicht. Von ihrem Sohn, den sie nach der Scheidung all die Jahre mit kochen putzen, waschen... unterstützt hatte. Sie war enttäuscht und wütend und schrieb per SMS: «Wenn ich dir am Muttertag kein Dankeschön wert bin, musst du von heute an deine Dinge selber erledigen.» Der Sohn blieb stumm. Eine Reaktion kam von der Tochter: «Was fällt dir ein, so mit Armin umzugehen. Man schreibt keine solchen SMS, und obendrein hast du die Arbeit aus freien Stücken erledigt. Und überhaupt: Muttertag ist ein alter Hut. Wer erwartet denn heute an diesem Tag noch Reaktionen?»

Renate Metzger-Breitenfellner findet die Nôtre Dame in Paris atemberaubend, ein einzigartiges Kunstwerk. Sie hat sie im Innersten berührt. Gleichzeitig ist sie schockiert, dass die Superreichen ihre prall gefüllten Schatullen öffnen und sich so am Wiederaufbau beteiligen. Dies zum gleichen Zeitpunkt, an dem in der Nähe Obdachlose skandieren, sie bräuchten ein Dach über dem Kopf, und Politiker den protestierenden Gelbwesten erklären, sie hätten kein Geld für sie.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Solange ich kann, mache ich weiter



«Als Mutter gebe ich mein Kind nie auf.»

Foto und Text: Bernadette Kurmann

Katalin Dreyer-Illés wird in Ungarn geboren. Als sie acht Jahre alt ist, fliehen die Eltern beim Putsch 1956 mit ihren drei Kindern – und einem noch nichtgeborenen – in die Schweiz. Als junge Frau zieht sie mit ihrem Freund nach London und führt ein bewegtes Leben. Sie macht Bekanntschaft mit vielen Berühmtheiten. Katalin und ihr Mann kehren in die Schweiz zurück und bekommen zwei Kinder. Die Tochter entwickelt sich sehr langsam. Die Eltern realisieren ihre geistige Beeinträchtigung spät. Es folgt ein langer Weg an ihrer Seite. Dazu kommen menschliche Dramen, die der Tochter widerfahren. Die Eltern sind auch in dieser schweren Zeit bei ihr. Das Ehepaar ist inzwischen über 70, und sie bleiben dran.

FrauenWeisheiten

«Vater hatte zwei Kriege erlebt, für einen dritten fehlte ihm die Kraft», erzählt Katalin Dreyer. Die Kinder werden im Kanton Aargau eingeschult und lernen rasch Deutsch. «Wir waren arm, hatten es aber gut. Mein Vater fand eine Anstellung in der Sägerei Boswil. Dass wir Flüchtlinge waren, spürte ich kaum», erinnert sich Katalin. Benachteiligungen gab es beim Übertritt in die Oberstufe. Obwohl sie eine gute Schülerin war, meldete sie der Lehrer nicht für die Sekundarschule an.

Katalin wird Dekorateurin und will nach der Lehre nichts wie weg, die Welt erkunden. Sie arbeitet in Lausanne und lernt dort ihren späteren Mann Kurt kennen. Er wollte eigentlich Schauspieler werden, doch der Vater zwang ihn zu einem «richtigen» Beruf. Nach dem KV-Abschluss wurde ihm in Lausanne eine Stelle angeboten. Weil die Schauspielerei in einer fremden Sprache schwierig war, entschied er sich fürs Tanzen. Er ist begabt und bekommt ein Stipendium für die London School of Contemporary Dance The Place. Katalin geht mit ihm nach London und arbeitet. «Jemand musste ja Geld verdienen.» Alle zwei Wochen dekoriert sie mit Kurt die Schaufenster des Italian State Tourist Office in Regent Street. Ein wirklich wunderbarer Auftrag. «Wir arbeiteten während der Nacht. Am Morgen waren wir wieder in der Schule.» Kurt im Studium, und Katalin hatte in der Kantine eine Anstellung bekommen. Sie stellt sich so geschickt an, dass sie nach der Kündigung des Chefs, in dessen Fusstapfen tritt. Die Tanzschule mit eigenem Theater war eine Welt für sich, wo Künstler ein und aus gingen. Katalin lernt spätere Berühmtheiten wie Ben Kingsley, Mia Farrow oder den Tänzer Merce Cunningham kennen. Sie genießt diese Zeit und wird noch lange von ihr zehren.

Familiengründung in der Schweiz

Nach dem Abschluss des Studiums kehrt das Paar in die Schweiz zurück, und Kurt versucht, sich zuerst in Bern, später in Luzern eine Existenz als Tanzlehrer aufzubauen. Die ersten Jahre sind hart. Der moderne Tanz ist in der Schweiz noch nicht sehr bekannt. Nur langsam verbessert sich die Situation. Kurt und Katalin sind jetzt in einem Alter, in dem sie eine Familie gründen möchten.

Tochter Marta kommt 1975 zur Welt. Sie ist klein, keine 2 Kilo schwer. Sie entwickelt sich vorerst unauffällig. Nach 18 Monaten wird Sohn Béla geboren. Der Mutter fällt auf, dass seine Entwicklung in allem schneller vor sich geht. Marta lernt spät gehen und braucht lange, bis sie Sätze redet. «Jedes Kind ist anders», beruhigt die Hausärztin. Marta ist zu dieser Zeit schon fast vierjährig. Es gibt Tage, an denen sie sehr schlecht drauf ist. Niemand weiss warum. Diese Tage häufen sich, bis eine Abklärung unumgänglich wird. Die Diagnose lautet Morbus Perthes, eine seltene Erkrankung des Hüftkopfes mit nachfolgenden Verformungen. Marta muss starke Schmerzen gehabt

haben. Für ein halbes Jahr sind Becken und Beine eingegipst, und sie muss ständig getragen und zu Therapien begleitet werden. Der Grossvater konstruiert als Wägeli ein Brett mit vier Rädern, auf dem sie sich bäuchlings in der Wohnung fortbewegen kann. Mühsam lernt sie wieder gehen.

Nicht wie andere Kinder

Die Hüfte wird wieder gesund, aber Marta bleibt schwierig und sehr klein. Sie ist eigen, ihre Vorstellungen muss die Mutter präzise umsetzen. Die Kleider sollen perfekt sitzen, die Schuhe ganz straff angezogen sein. Sonst geht Marta nicht aus dem Haus. Allmählich erfahren die Eltern, dass ihre Tochter geistig beeinträchtigt ist. «Ich spürte doch schon lange, dass etwas nicht stimmte. Ich verglich ihre Entwicklung mit derjenigen von Béla. Da lagen Welten dazwischen. Aber niemand wollte das wahrhaben.»

Marta besucht einen Kindergarten der Montessorischule. Später den Kindergarten der Steinerschule. Sie ist gerne dort und blüht auf. Sie ist ein zufriedenes, glückliches kleines Mädchen. Danach besucht sie die heilpädagogische Schule in Luzern. Sie lernt, mit dem Bus zur Schule zu gehen. «Unser Ziel für Marta war es von allem Anfang an, dafür zu sorgen, dass sie dereinst ein selbstständiges Leben führen kann.» Nicht immer ist das Leben in der Schule problemlos. Es kommt zu heftigen Konkurrenzkämpfen zwischen den Schülerinnen und Schülern. In Hagendorn lernt sie allerlei praktische Arbeiten für den Haushalt. Dann wechselt sie in ein Heim nach Bern, wo sie zwei Jahre lang herausfinden soll, welche Arbeiten sie gerne macht: Ziel ist eine Anlehre.

Volljährig und eigenständig

Marta kommt zurück nach Luzern und möchte Coiffeuse werden. Über Freunde finden die Eltern einen Platz für ein Praktikum. Bald stellt sich heraus: Marta möchte zwar Coiffeuse werden, kann aber keine Haare anfassen. Der Versuch wird abgebrochen. Die Tochter wird volljährig, und sukzessive selbstständiger. Nicht immer gelingt es ihr, sich an Abmachungen und Termine zu halten. Es ist Katalins Aufgabe, zu vermitteln, neue Termine auszuhandeln, hier zu intervenieren und dort ein Missgeschick auszubügeln.

Erste Liebe

Marta verliebt sich zum ersten Mal. Es stehen Fragen der Verhütung an, die Tochter ist fähig das selber zu regeln. Die Beziehung geht nach ein paar Monaten in die Brüche. Marta war als Kind und junge Frau liebenswürdig und fröhlich, verändert sich aber mit den Jahren zusehends. Sie ist schwierig im Umgang, bisweilen stur und aggressiv. Den Eltern gelingt es immer weniger, sie im Gleichgewicht zu halten. Sie verliebt sich zum

zweiten Mal und zieht bald zum Freund. Katalin und ihrem Mann bringt es Entlastung, auch wenn sie immer wieder für kleinere «Feuerwehrrübungen» einspringen müssen.

Dramatischer Einschnitt ins Leben

Eines Tages kommt es zwischen Marta und ihrem Freund zum Streit. Sie verlässt fluchtartig das Haus und läuft ziellos in der Gegend herum. Sie trifft auf einen Autofahrer, der sie aufnimmt – und vergewaltigt. Die Folgen sind dramatisch. Marta berichtet das Geschehene den Eltern. Sie ziehen den Mann vor Gericht. Ein unendlich langes Verfahren beginnt: Marta muss den Hergang beschreiben, sich immer wieder erklären und bezeugen. Ein schwieriger und demütigender Prozess für die junge Frau. Am Ende wird der Mann freigesprochen. Begründung: Sie sei freiwillig ins Auto eingestiegen, und er kenne die schweizerischen Usancen nicht. Ein Schock.

Als ob dieses eine Erlebnis nicht genug wäre, Marta wird einige Monate später durch den Mann eines befreundeten Ehepaars erneut missbraucht. Über längere Zeit und mit massiven Bedrohungen: Er werde ihre Eltern umbringen, wenn sie irgendetwas erzähle. Die Eltern verstehen ihre Tochter nicht mehr: Sie wirkt unausgeglichen, verstört, zeigt erste Phobien, ist launisch und verunsichert. Eines Tages bricht sie zusammen und berichtet über den Vorfall.

«Wenn du sterben willst, dann darfst du!»

Marta verweigert das Essen. Sie wird dünn und dünner, dann will sie sterben. Katalin begleitet ihre Tochter auf diesem schweren Weg, versucht sie zum Essen zu bewegen, macht ihr Mut, alles werde besser, motiviert sie zu Therapien. Sie möchte ihr Kind ins Leben zurückholen. Marta will nicht. Das geht so lange, bis Katalin eines Tages verzweifelt sagt: «Marta, ich liebe dich und möchte, dass du lebst und ein glückliches Leben führen kannst. Aber es ist dein Leben, wenn du sterben musst, dann begleiten wir dich.» Diese Aussage zeigt Wirkung: Marta akzeptiert eine Therapie: «Sie war 28 Kilo schwer und wollte nicht zunehmen. Die Ärztin und ich haben um Gramme gekämpft.» Auf einem langen Weg erholt sich Marta einigermaßen.

Spätfolgen der Bulimie

Sie lernt einen jungen Mann kennen, der sie sehr liebt und es wirklich gut mit ihr meint. Mit ihm lebt sie seit über zehn Jahren. Als Folgen der Bulimie hat Marta diverse gesundheitliche Probleme, vor allem Magen und Darm haben gelitten. Sie joggt täglich exzessiv. Nur so wagt sie, zu essen und muss nicht befürchten, an Gewicht zuzulegen. Das Essen selbst wird zur Manie: Mal verträgt sie diese Produkte nicht, mal glaubt sie,

andere nicht zu vertragen. Katalin versucht, zu besänftigen. Sie unterstützt ihre Tochter bei der Kommunikation mit Ärzten und offiziellen Stellen, wirkt verbindend, wenn ihr Unverständnis entgegen gebracht wird und kümmert sich um die Administration.

Ausblick

Alle Eltern fragen sich, wie die Zukunft ihrer Kinder aussehen wird, ob sie nun behindert sind oder nicht. Katalin und Kurt sind inzwischen über 70 Jahre alt und ihre Kinder über 40. Sie haben die Aufgabe der Elternschaft mit all ihren Freuden und Sorgen angenommen und verfolgen sie weiter. Für die Zukunft ihrer Tochter haben sie alles organisiert. Im Falle ihres Todes übernimmt Bruder Béla. Eine sogenannte «wohlverdiente Ruhe im Alter» braucht das Ehepaar Dreyer nicht, sie bleiben in Bewegung. «Du musst das annehmen. Du hast keine Wahl, ausser du verlässt die Tochter. Aber ich als Mutter gebe mein Kind nie auf. Also mache ich weiter, solange ich kann.»

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Muttertag

Bernadette Kurmann

Meine Nachbarin ist eine aussergewöhnliche Frau. Agnes* sprüht vor Optimismus, obwohl es ihr das Leben nicht leicht gemacht hat: Ihr Mann ist früh gestorben, ihre beiden Kinder zog sie allein auf. Ihr Geld hat sie vor allem mit Putzen verdient. Stets war sie für andere da: Sie brachte Nachbarn und Bekannten mit Liebe gezogenes Gemüse, kochte Konfitüre für den Bazar, brachte Blumen ins Altersheim. Den Sohn verwöhnte sie nach Strich und Faden.

Nachdem Sohn Armin* von seiner Frau verlassen worden war, führte Agnes ihm den Haushalt: Sie putzte, wusch, glättete, und wenn die Grosskinder an den Wochenenden beim Vater waren, kochte sie für die drei Männer. Ich gebe zu, dass ich für mich dachte, dass sie den Sohn zu sehr verwöhne und sagte ihr das manchmal vorsichtig. Aber davon wollte sie nichts wissen.

Dann war sie verändert

Neulich schien sie verändert. Sie wirkte wie ein welkes Blatt am Herbstbaum. Ich sprach sie darauf an. Auf der Stelle fing sie an zu weinen und erzählte. Vergeblich hatte

sie am Muttertag auf ein anerkennendes Zeichen von Armin gewartet. Zwei, drei Tage lang blieb sie ruhig, weil sie dachte, der Sohn melde sich. Nichts geschah. Vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben wurde sie richtig wütend und schrieb dem Sohn per SMS: «Wenn ich dir am Muttertag kein Dankeschön wert bin, musst du von heute an deine Dinge selber erledigen.» Der Sohn blieb stumm. Eine Reaktion erhielt sie von der Tochter: «Was fällt dir ein, so mit Armin umzugehen», sagte sie am Telefon. «Man schreibt keine solchen SMS, und obendrein hast du diese Arbeit aus freien Stücken erledigt. Und überhaupt: Muttertag ist ein alter Hut. Wer erwartet denn heute an diesem Tag noch Reaktionen?»

Boycott der Liebsten

Sohn und Tochter und auch die Enkelkinder (all ihr Stolz) boykottierten sie und liessen für Wochen nichts mehr von sich hören. «Ich gehe zurück, wo ich hergekommen bin. Ich habe hier nichts mehr verloren», sagte sie trotzig. Sobald sie die Arbeit niederlege, beziehe sie eine Wohnung im Altersheim ihres Geburtsorts. Wie ein verwundetes Tier wehrte sie sich gegen den Undank ihrer Liebsten und wurde zum Schatten ihrer selbst.

Von richtig und falsch

Wie immer bei solchen Streitigkeiten haben alle gleichzeitig ein bisschen recht und unrecht. SMS in Rage zu schreiben, ist problematisch. Der Muttertag hat tatsächlich an Bedeutung verloren in Zeiten, in denen Väter Betreuungsdienste übernehmen und ihre Babies am Bauch mit sich herumtragen. Und trotzdem: Wer einen so grossen Einsatz für den erwachsenen Sohn leistet, hat ab und zu ein Zeichen der Anerkennung und Wertschätzung verdient. Man sollte meinen, das sei das Mindeste.

Wieder zur Stelle

Dann blühte Agnes plötzlich wieder auf und wirkte aktiv. Was war geschehen? Gestern hatte sie sieben Anrufe von ihrem Sohn auf dem Handy. Sie war beim Wandern, und dieser hatte sie den ganzen Tag lang gesucht. Ihr Enkel hatte einen schweren Töff-Unfall gehabt und lag im Spital. Als sie diese Geschichte erzählt, ist der Enkel zum Glück ausser Lebensgefahr. Natürlich fährt sie seither täglich ins Spital, um dem jungen Mann Gesellschaft zu leisten. Und als Armin erzählt, er habe Ferien gebucht just zum Zeitpunkt, wenn der Sohn aus dem Spital entlassen werde, verspricht sie, sich um den Enkel zu kümmern.

Etwas gelernt

Zurück von den Ferien, muss sich Armin am Bein operieren lassen und ist für Wochen hilflos. Natürlich springt die Mutter ein und führt wieder den Haushalt und betreut seit-

her zwei Patienten. «Konntet ihr über euer Problem reden», fragte ich Agnes unlängst. «Nein, und entschuldigt hat er sich auch nicht», sagte sie noch immer spürbar verletzt. Aber sie habe etwas gelernt, fügte sie hinzu: «Sobald die beiden Männer wieder gesund sind, müssen sie selber zurechtkommen.»

NB. Es verging ein ganzes Jahr, bis der Sohn sich endlich aufraffte und sich entschuldigte. «Ich weiss nicht, wo ich heute ohne dich wäre», sagte er.

** Namen geändert*

AKTUELL

Kein Geld ...

Renate Metzger-Breitenfellner

Ich kann mich noch genau erinnern, obschon seit unserer ersten Begegnung Jahrzehnte vergangen sind: Ich stand in dieser wunderbaren, riesigen Kirche und hatte alles um mich herum vergessen. Sie war einfach grossartig. Kein Vergleich mit dem Petersdom, er kann ihr nicht das Wasser reichen, dachte ich. Kein Vergleich mit all den anderen Kirchen, die ich besichtigt und in denen ich Kerzen angezündet hatte. In London und Wien, in Jerusalem und Köln, in Sarajevo und Bethlehem, in Lusaka, Berlin, Salzburg, Marseille, München und Nazareth.

Nôtre Dame ist anders. Hat Atmosphäre. Hat Stil. Hat eine Ausstrahlung. Sie hat mich im Innersten berührt. Und so kann ich verstehen, dass sich jetzt, wo sie beinahe das Zeitliche gesegnet hätte, die Menschen zusammentun und sie retten wollen. Aufbauen. Flicken. In nur fünf Jahren. Und mit sehr viel Geld. Mit unfassbar viel Geld.

Ich bin auch dafür, dass sie gerettet wird. Wirklich.

Trotzdem bin ich schockiert. Es macht mich wütend, dass die Superreichen gerade jetzt ihre prall gefüllten Schatullen öffnen, um sich am Wiederaufbau zu beteiligen, während ganz in der Nähe Obdachlose skandieren, auch sie bräuchten ein Dach über dem Kopf, und während die Politiker den protestierenden Gelbwesten erklären, für ihre Anliegen sei leider kein Geld in der Staatskasse.

FrauenWeisheiten

Kein Geld für Soziales, kein Geld für Randständige, kein Geld für das Welternährungsprogramm, kein Geld für die Menschen in den Flüchtlingslagern. Tut uns leid. Unmöglich. Kein Geld.

Und ein paar Tage später: Milliarden für eine Kirche.

Geld nur dann ausgeben, wenn es dem Image dient. Dem Prestige, um es mit dem «Spiegel» zu sagen. Dann aber bitte richtig: 500 Millionen Euro kommen von DREI französischen Unternehmerfamilien, 100 Millionen vom Mineralölkonzern Total. Und natürlich lässt sich auch die Regierung nicht lumpen – und spricht Geld. Das Geld, das sie den Gelbwesten verweigert, weil es angeblich nicht da ist. Und so kommt eines zum anderen und eine Milliarde zusammen in eineinhalb Tagen.

Jetzt ist sie also gerettet, die Kirche, der Wiederaufbau in Rekordzeit gesichert, die Finanzierung im Trockenen. Schön für Frankreich, schön für Paris. Schön für Nôtre Dame. Wenn sie in fünf Jahren in neuem Glanz erstrahlt, fahre ich hin und zünde eine Kerze an. Für all jene, denen diese Milliarden nichts, aber auch gar nichts nützen – ob schon sie ein wenig Unterstützung bitter nötig hätten.

Frauenweis(s)heiten im Juni 2019

Wendy Peter ist längst eine «Institution» in der Ökobewegung. Sie wächst die ersten Lebensjahre behütet in England auf, verliebt sich in der Schweiz, bleibt und wird Bio-Bäuerin und Mutter im Luzerner Hinterland. Ihr Herzblut: Natürliche Kreisläufe und naturnah produzierte Lebensmittel. Sie engagiert sich in zahlreichen ökologisch orientierten Institutionen der Schweiz, wird Mitglied des beratenden Organs des Bundesrats in Sachen Ernährung und Landwirtschaft. Später kommt sie in Kontakt mit der weltweiten Ökobewegung. Seither informiert sie an Tagungen, Konferenzen und Vorträgen über die Zusammenhänge zwischen Lebensmittelproduktion weltweit und unserem Kaufverhalten.

Bernadette Kurmann hat ein Leben lang für die Gleichstellung von Frau und Mann gekämpft. «Zum Teil mit harten Bandagen», wie sie findet. Im Alter bemerkt sie bei sich eine Veränderung. Sie ist bei ihrem Kernthema milder geworden. Ist das weise oder ein Zeichen von Altersmüdigkeit, fragt sie sich.

Monika Fischer ist geschieden und wiederverheiratet und wird von der katholischen Kirche stigmatisiert. Sie hat erfahren, wie jemand aus ihrem Verwandtenkreis von einem Priester über Jahre hinweg sexuell missbraucht worden ist.

Nach dem Austritt von sechs prominenten Frauen aus der katholischen Kirche fragte sie sich: «Warum bleibe ich?» Hier ihre ganz persönliche Antwort.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«Mein Leben ist eine Kette von Zufällen»



Biobäuerin Wendy Peter-Hodel ist überzeugt: «Wir haben als KonsumentInnen mehr Macht als wir meinen. Entscheidend ist, welche Nahrung, welche Welt wir wollen.»

Foto und Text: Monika Fischer

Mehr als drei Jahrzehnte betrieb Wendy Peter-Hodel (1949) zusammen mit ihrem Mann einen Biohof. Natürliche Kreisläufe und naturnah produzierte Lebensmittel und deren Vermarktung sind ihre zentralen Anliegen. An Tagungen, Konferenzen und Vorträgen zeigte sie die Zusammenhänge zwischen Lebensmittelproduktion weltweit und unserem Kaufverhalten auf. Dieses Engagement ist alles andere als selbstverständlich. Als Tochter einer Engländerin und eines Schweizers wuchs sie die ersten Jahre in England, dann in der Schweiz, privilegiert mit Haushälterin und Gärtner, auf. Später absolvierte sie die Handelsmittelschule, studierte Sprachen und arbeitete als Sprachlehrerin und Reiseleiterin. Zwischen zwei Gruppenreisen wollte sie mit einer Freundin auf einer Wanderung auf einem abgelegenen Hof im Luzerner Hinterland biologisches Gemüse kaufen. Sie verliebte sich in den Bauern – und blieb hängen.

Mit 35 Jahren kam Wendy Peter in eine völlig andere Welt: ein Kulturschock. Als Städterin musste sie zudem vieles lernen. Sie hatte zwar in Amerika kurz als Cowgirl gearbeitet. Sonst aber hatte sie weder von den Arbeiten auf dem Bauernhof noch von der Haushaltsführung eine Ahnung. Deshalb machte sie bei ihrem künftigen Mann ein landwirtschaftliches Praktikum. Sie lernte Traktor fahren, die Maschinen bedienen, eggen, kreiseln, schwadren. Als «Notfall» wurde sie auf ihr Drängen in den offenen Kurs der Bäuerinnenschule aufgenommen. Sie bewunderte die Frauen für das, was sie an Lebenspraktischem wussten und konnten. «Ich hatte zwar viel im Kopf, hätte damit aber nicht überleben können.» Die Schwiegermutter akzeptierte sie von Anfang an und führte sie mit viel Verständnis für ihre Situation in die Arbeit einer Biobäuerin ein.

Engagement für den biologischen Landbau

Die Schwiegermutter hatte Mühe loszulassen. Dies ermöglichte es Wendy Peter auch nach der Geburt der fünf Kinder ausserhouse tätig zu sein. Mit einigen Stunden Englischunterricht konnte sie einen Fuss im Beruf behalten. Sie war eine begeisterte Bäuerin und half auf dem Betrieb überall mit, wo sie gebraucht wurde. Sie fuhr mit dem Traktor, besorgte den Garten, baute Lagergemüse (anfänglich auch für den Direktverkauf) an, konservierte Gemüse und Früchte, stellte Yoghurt und Quark her, buk Brot, wusch, putzte. Überzeugt von der Bedeutung des biologischen Landbaus, engagierte sie sich bald im Vorstand der Luzerner Biobauern. Sie erkannte die Bedeutung von Marketing, Rhetorik und Kenntnissen in Finanzfragen für die Verbandsarbeit. Deshalb absolvierte sie eine zweijährige Ausbildung als Betriebsökonomin. Wissen und Erfahrungen kamen ihr später unter anderem bei der Vorstandsarbeit von BIO SUISSE und dem Bioforum Schweiz (acht Jahre zusätzlich in der Funktion als Geschäftsführerin) zugute. 2001–2014 konnte sie diese ebenfalls als Mitglied des Schweizerischen CNS/FAO Komitees, einem beratenden Organ des Bundesrates in Sachen Ernährung und Landwirtschaft, einbringen.

Selbstbewusstsein als Bäuerin

Wendy Peter schildert, wie sie über zufällige Begegnungen massgebende Einblicke in die Landwirtschaft und Ernährung und damit verbunden in die Bedeutung der Bäuerinnen gewinnen konnte. Eine wichtige Rolle spielte dabei die Ethnologin Corinne Wacker. Diese porträtierte sie für die Ausstellung an der Weltfrauenkonferenz in Peking 1995. Es war der Beginn einer jahrlangen Zusammenarbeit. Die beiden Frauen untersuchten unter anderem in einem Nationalforschungsprojekt, wie die Bäuerinnen in Ghana, Pakistan und der Schweiz zu ihrem Wissen kommen, wie sie dieses weitergeben, wie sie zusammenarbeiten und eingebunden sind. In einem ebenfalls vom Nationalfonds finanzierten Fotoprojekt liessen sie Bäuerinnen in der Schweiz und in Indien ein Jahr

lang die eigene Arbeit dokumentieren, Damit wollten sie die Bedeutung der Frauen in der Landwirtschaft bewusst machen und diese stärken. Das geringe Ansehen der Bäuerinnen und Bauern hatte Wendy Peter am eigenen Leib erfahren. «Du musst schauen, dass du auch deinen Kopf noch brauchst», hatte ihr der Vater bei der Hochzeit mit auf den Weg gegeben. Er änderte seine Meinung gründlich. Später besuchte er sie sogar mit seinen Geschäftsfreunden und stellte diesen stolz den Betrieb vor.

Weltweites Netz zur Stärkung der Bäuerinnen

Ein weiteres prägendes Ereignis war für Wendy Peter die Teilnahme am alternativen Welternährungsgipfel 1996 in Rom. Dort kam sie in Kontakt mit den führenden Frauen der weltweiten Ökobewegung. Wieder erfuhr sie bei der Begegnung mit Bäuerinnen aus Indien, Afrika, Südamerika von gemeinsamen Anliegen: eine gerechte Verteilung der Lebensmittel, der Erhalt vielfältigen Saatguts, die Sensibilisierung der Bevölkerung für eine kritische Sicht der Gentechnologie, das Überleben von kleinen und mittleren Betrieben. Wie sie suchten ihre Kolleginnen nach Vermarktungsstrukturen, in denen Frauen als Produzentinnen und Konsumentinnen mehr Gewicht erhalten. Nach der Tagung fühlte sie zum einen Ohnmacht angesichts der im Gange befindlichen Prozesse, zum andern auch Hoffnung. «Es war eindrücklich, die Kraft vieler Frauen zu spüren, die sich fürs Gleiche einsetzen.» Sie entschloss sich: «In dieses Netzwerk möchte ich mich einklinken, um gemeinsam mit anderen gegen den Strom zu kämpfen.» Mit dem Ziel, weltweit Frauen zu vernetzen, zu fördern und zu stärken, gründete Wendy Peter zusammen mit Corinne Wacker den Verein «Farm women's network». Als dessen Präsidentin stand sie über Briefe und das Internet im Kontakt mit Bäuerinnen aus der ganzen Welt. Sie organisierte Vorträge und wirkte bei weiteren Forschungsprojekten mit.

Aufklärungsarbeit aus innerer Verpflichtung

Auch andere Einblicke haben sie für ihr Engagement motiviert. Auf der Reise mit einer Delegation des Europäischen BürgerInnenforums nach Almeria im Osten Andalusiens war sie schockiert von der menschenunwürdigen Produktion von Erdbeeren und Gemüse in Südspanien. «Wir sahen eine Landschaft von 35'000 Hektaren unter Plastik. Die Sanddünen waren mit dem Bagger abgetragen, der Sand mit chemischem Dünger zu einem Kunstsubstrat gemischt worden. Das Grundwasser muss aus einer Tiefe von 1000 bis 1500 Metern heraufgepumpt werden und wird in wenigen Jahren aufgebraucht sein. Und in dieser kargen Region werden Erdbeeren, Tomaten, Auberginen usw. für die Länder des Nordens angepflanzt. Es ist eine ökologische Todsünde.» Zutiefst berührt war sie auch von der Situation der dort beschäftigten Fremdarbeiter. «Wenn wir die Schweine in der Schweiz so halten würden, hätten wir den Tierschutz auf dem Hals.» Die Aufklärungsarbeit, verbunden mit der Forderung nach einem

Mindest-Sozialstandard für solche Produktionen, wurde für Wendy Peter zur inneren Verpflichtung. Ihre Erfahrungen schilderte sie an Podiumsgesprächen und Vorträgen in der ganzen Schweiz sowie im Radio und im Fernsehen. Immer wieder betonte sie dabei die Bedeutung von saisonalen und regionalen Produkten.

Eindrückliche Erlebnisse

Wie nur hat Wendy Peter die Arbeit für Familie und Betrieb mit dem öffentlichen Engagement und den damit verbundenen Reisen unter einen Hut gebracht? Sie erinnert sich gerne an das Zusammenleben der drei Generationen auf dem Hof. «Es war eine wunderbare Zeit, auch wenn nicht alles einfach war. Die Kinder wurden von den Grosseltern selbstverständlich in kleine Ämtli eingeführt. Zudem wurden sie – auch bedingt durch den langen Schulweg – früh selbstständig.» Ihr Mann unterstützte sie bei ihren Engagements, war jedoch am liebsten Zuhause. Deshalb fuhr sie jeweils allein mit den Kindern in die Ferien, oft nach England. Die praktische Arbeit auf dem Hof war für sie sowohl Boden als auch Ausgleich zum öffentlichen Engagement. Dieses verschaffte ihr bei Reisen und Begegnungen eindrückliche Erlebnisse. Ihre praktischen Erfahrungen als Bäuerin, verbunden mit den perfekten Englischkenntnissen, kamen ihr nicht nur bei Konferenzen zugute. Im November 2000 durfte sie Prinz Charles als Vizepräsidentin von Bio-Suisse auf dem Gang durch einen Bio-Hof im Kandertal begleiten und war gleichzeitig seine persönliche Dolmetscherin.

Zurück zu den Wurzeln

Je näher das AHV-Alter rückte, umso grösser wurde die Sorge um die Zukunft des Hofes. Die Kinder hatten gute Berufe und wohnten auswärts. Diskussionen am Familientisch führten schliesslich zum Entschluss der beiden Söhne, den Betrieb zu übernehmen. Seither ist es im Leben von Wendy Peter ruhiger geworden. Sie besorgt nach wie vor den Hausgarten und setzt sich in der Öffentlichkeit für ihre Anliegen ein. «Doch bin ich radikaler geworden. Wir dürfen nicht weiter von Wirtschaftswachstum reden. Die weltweite Wirtschaft mit dem Welthandel muss sich ändern.» Während ihr Mann nach wie vor auf dem Hof mithilft, fährt sie alle sechs bis acht Wochen in ihre alte Heimat. «Je älter ich werde, umso mehr zieht es mich nach England, wo ich eine Wohnung habe. Ich geniesse es, zu lesen, Musik zu hören, zu wandern.» Ebenso gerne kehrt sie auf den Hof zurück, pflegt die Kontakte mit der Familie und freut sich über ihr erstes Enkelkind.

Altersmüde oder weise?

Bernadette Kurmann

Wir sitzen an einem Tisch, mit einer befreundeten Familie. Wir reden über Gott und die Welt – unter anderem auch über Frauen und deren Namen nach der Heirat. Dann flüstert meine Freundin mir zu: «Weisst du was: Heute würde ich meinen Namen auch behalten.» Ich bin perplex. Vor einem Jahr hat ihre Tochter geheiratet und den Namen ihres Mannes angenommen. So wie meine Freundin das vor vierzig Jahren getan hatte. Ich freute mich ungemein über ihre Aussage. Am liebsten hätte ich sie auf der Stelle umarmt. Es ist so schwer, die eigene Überzeugung zu ändern. Fast undenkbar ist es, dass wir Meinungsänderungen nach aussen mitteilen. Jemandem etwas einzugestehen, der oder die stets auf der anderen Seite dieser Überzeugung gestanden hat, ist enorm stark. Und doch stellt sich mir die Frage: Haben Einsicht und Nachsicht mit Reife zu tun, oder ist es Altersmüdigkeit?

Kürzlich musste ich über mich staunen. Wir waren an einer Taufe. Verschiedenste Familienmitglieder kamen zusammen. Ein junges Ehepaar hatte auch ein Baby bei sich. Wir sprachen über das Familienleben zu dritt. Sie erzählten, wie sie sich die Kinderbetreuung aufteilen. Er arbeitet hundert Prozent, sie 60. Der Vater übernimmt an den Abenden und an Wochenenden. Aus der Schilderung wurde klar, dass sie das Geld beider brauchen. Dann sagte der junge Vater entschuldigend: «Ja, ich weiss, es ist nicht so ideal, dass ich 100 Prozent arbeite.» Ich antwortete spontan: «Ich glaube, das Modell der Kinderbetreuung, das auf alle Situationen passt, ist noch nicht erfunden.» Er war glücklich über meine Aussage.

Es war ein Kampf

Vor wenigen Jahren hätte ich diese Äusserung nicht gemacht. Mein Mann und ich hatten vor 40 Jahren in einem schwierigen Umfeld dafür gekämpft, dass wir beide berufstätig bleiben konnten. Betreuungseinrichtungen gab es damals fast keine. Mit drei Kindern war das viel Arbeit. Mir aber war das enorm wichtig, denn den Lebensentwurf meiner Mutter – KKK Kirche-Kinder-Küche – wollte ich um alles in der Welt umgehen. Und so kämpfte ich – nicht nur für mich – vor allem gegen eine Umwelt, die dafür kein Verständnis aufbrachte. Ich kämpfte so stark, dass ich vielen auf die Nerven ging. Aber das nahm ich in Kauf.

Von Sein und Schein

Neulich sprach ich mit einer nahen Bekannten über deren Lebensweg. Sie, gut ausgebildet, hatte sich für die Rolle als Mutter und Hausfrau entschieden. Sie hatte einen Politiker geheiratet und ihm Jahrzehnte lang den Rücken gestärkt. Ich konnte diese Frau damals nicht verstehen, und habe ihren Entscheid nicht akzeptiert. Für mich war klar: Frauen sollten berufstätig bleiben und sich nicht in die Abhängigkeit begeben. Manchmal aber beneidete ich sie im Geheimen. In meiner Vorstellung hatte sie ein gemüthlicheres Leben als ich. Sie tat vieles, das ich auch gerne gemacht hätte.

Kürzlich erzählt sie mir, dass ihr die Rolle als «Nur-Hausfrau und Mutter» nicht leicht gefallen sei. Aber sie habe es geschafft, die positiven Seiten dieses Lebens zu sehen, und die habe sie entsprechend ausgeschöpft und irgendwie genossen. Zudem liess sie durchblicken, dass ihr Eheleben ohne diese klare Aufteilung der Rollen bis an die Grenzen strapaziert worden wäre. «Du hast das gut gemacht», höre ich mich sagen – und staunte schon wieder über mich.

Altersmüde?

Bin ich altersmüde, frage ich mich. Denn meine Grosszügigkeit befremdet mich alte Kämpferin. Doch es scheint, dass ich mir diese Haltung heute leisten kann. Ich habe meine Lebensziele erreicht und stehe nicht mehr in unmittelbarer Konkurrenz oder unter Druck. Nach wie vor kämpfe ich für meine Überzeugungen. Bei den kantonalen Abstimmungen dieses Jahr habe ich konsequent Frauen gewählt und sie tatkräftig unterstützt. Die Frage der Gleichberechtigung bleibt ein Anliegen, und die Fortschritte sind für mich bescheiden.

Aber heute leiste ich mir den Luxus, etwas milder zu sein, und ich spüre, dass mir das gut tut. Ich habe ein Leben lang für meine Überzeugungen gekämpft, zum Teil mit harten Bandagen. Das war für mich damals überlebenswichtig. Jetzt überlasse ich das Feld anderen, zum Beispiel meinen Töchtern. Diese sollen jetzt für ihre Überzeugungen einstehen. Und ich sehe, es geht weiter ohne mich. Vielleicht nicht in dem Tempo, wie ich mir das wünsche. Aber ich vertraue, dass die jungen Frauen – wie ich damals – das für sie Richtige tun.

Noch bleibe ich

Monika Fischer

Im letzten November hat mich der Austritt von sechs prominenten Frauen aus der römisch-katholischen Kirche aufgerüttelt. Jetzt gehe ich auch! So mein spontaner Gedanke. Die älteste Schwiegertochter und mein Sohn hatten diesen Schritt schon vor Jahren gemacht. Angesichts der unnachgiebigen Haltung des damaligen Papstes in der Aids-Thematik konnten sie die Verantwortung gegenüber den betroffenen Menschen nicht mehr mittragen. Um den Kindern eine christliche Grundlage zu ermöglichen, sind sie später in die reformierte Kirche eingetreten. Ich dachte auch an meine durch die Kirche zugefügten Verletzungen. Ein Verwandter war als Jugendlicher vom Vikar sexuell missbraucht worden. Noch heute fühlt er sich als alter Mann schuldig, weil er sich nicht gewehrt hatte. Mich hatte der Dorfpfarrer kurz nach der Scheidung in seiner Predigt öffentlich an den Pranger gestellt. Seine Begründung: Er habe den Leuten wieder einmal sagen müssen, dass vorehelicher Sex der Grund sei für die zunehmenden Scheidungen. Als geschiedene und wieder verheiratete Frau bin ich in dieser Institution ohnehin kein vollwertiges Mitglied mehr.

Und doch setzte ich damals meinen Entschluss zum Austritt nicht um. Zu sehr war ich in jenen Wochen mit dem Sterben der Schwiegermutter beschäftigt. Jahrelang hatte diese mit der Kirche gehadert und am Glauben gezweifelt. Kurz vor ihrem Tod fragte ich sie, ob sie diese Sorgen immer noch plagten. Sie lachte befreit: Die Kirche kümmert mich nicht mehr, es geht doch um das Wesentliche. Nach ihrem Tod fanden wir auf ihrem Nachttisch eine handgeschriebene Notiz. In wenigen Worten hatte sie ihr Vertrauen in etwas, das über den Menschen steht, festgehalten.

«Und jetzt?» fragte ich mich nach einiger Zeit? Soll ich mein Vorhaben wirklich umsetzen? Ich dachte an das Gespräch mit einer Ordensfrau. Aus christlicher Überzeugung setzt sie sich für notleidende Menschen ein, um die sich sonst niemand kümmert. Längst hat sie es aufgegeben, ihre Energie an die männlichen Machtstrukturen der Kirchenleitung zu verschwenden. «Diese kommt mir vor wie ein Marmorklotz. Alle Bemühungen, dort nur etwas anzuritzen, bringen nichts», meinte sie. Ich dachte auch an eine andere betagte Ordensfrau in Indien. Viele Jahre setzte sie sich für aidskranke

FrauenWeisheiten

Menschen in den Dörfern ein. Auf deren Bitten, ihnen doch die einzige mögliche Freude zu gönnen, verteilte sie Kondome und demonstrierte deren Anwendung. «Rom ist weit weg», erklärte sie verschmitzt, der liebe Gott werde ihr bestimmt verzeihen.

Nachhaltig geprägt haben mich auch andere Erfahrungen: Die Einladung von Seelsorgern, in Gottesdiensten zu predigen. Die bewegenden Tauffeiern der Enkelkinder, wo zum Beispiel die Gemeindeleiterin im Garten die Taufkerze als Zeichen für die Gemeinschaft am Grillfeuer entzündet hat. An die Adventsfeiern und die Kleinkindergottesdienste, bei denen die Kinder Geschichten über ein gutes Leben hören, gemeinsam singen, spielen und beten. An die Begegnungen mit Seelsorgerinnen und Seelsorgern, die die Bedürfnisse der Menschen ernstnehmen und vor die Gesetze stellen. An die verschiedenen Vereine und Gruppierungen im Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Sie alle brauchen Menschen, die dabei bleiben und sie moralisch und finanziell unterstützen.

Es freute mich, zu hören, dass der Austritt der sechs prominenten Frauen einiges ausgelöst hat: Die Theologinnen Jacqueline Keune, Luzern und Monika Hungerbühler, Basel, reagierten sofort mit einer Pressemitteilung, in der sie eine Kirche umfassender Gleichwertigkeit forderten. Zudem verlangten sie ein Gespräch mit dem Basler Bischof Felix Gmür und Generalvikar Martin Thürig. Dieses soll Mitte Juni in einem Kapuzinerinnenkloster, einem Frauenort der Offenheit und Weite, stattfinden. Gemeinsam mit andern TheologInnen haben sie einen Katalog mit Anliegen aufgestellt, die seit Jahrzehnten auf der kirchlichen Traktandenliste stehen. Unter dem Titel «Wir haben es satt» fordern sie eine nicht klerikale Kirche umfassender Gleichwertigkeit und neuer Glaubwürdigkeit mit der folgenden Begründung: «Wir haben das Papier verfasst, weil uns unsere Kirche wichtig ist, weil wir in der Gemeinschaft der Kirche bleiben wollen, aber weil wir nicht länger Kirche sein wollen, die Menschen missbraucht, die Unbescholtene ausgrenzt, die Menschen allein deshalb herabsetzt, weil sie als Frauen geboren wurden.»

Auch kirchliche Organisationen wollen weiterhin dranbleiben, obwohl ihre seit Jahrzehnten geforderten Anliegen bei der Amtskirche wenig Beachtung finden. Dazu gehört der Schweizerische Katholische Frauenbund SKF. Gemeinsam mit dem Evangelischen Frauenbund Schweiz hat er im Anschluss an den nationalen Frauenstreiktag vom 14. Juni, an dem sich die konfessionellen Frauenverbände ebenfalls beteiligen, das Wochenende vom 15./16. Juni zum Frauenkirchenstreik aufgerufen. Ihre Forderung: «**Gleichberechtigung. Punkt. Amen.**» Erkennungszeichen ist der pinke Punkt. Ein

FrauenWeisheiten

mutiges Zeichen in unserer säkularen Gesellschaft, das zeigt: Viele engagieren sich für Aufbrüche und Veränderungen, für eine Kirche in der Nachfolge von Jesu, für eine Kirche, in der die Liebe nicht nur gepredigt, sondern gelebt wird. Diese Bewegung möchte ich unterstützen und habe mich entschieden:

Ich bleibe weiterhin dabei.

Frauenweis(s)heiten im Juli & August 2019

Kathrin Buffon (72) hatte den Wunsch, Pianistin zu werden, doch die Eltern wollten, dass sie Geld verdiene und Kinder gebäre. Das Schicksal hatte mit ihr anderes vor. Mit zwanzig erkrankte sie an Myasthenia gravis (Muskelschwäche). Sie wusste urplötzlich, dass sie nie Kinder haben würde. Kathrin Buffon liess sich davon nicht einschränken und wählte ihren ganz eigenen Weg. Sie machte eine kaufmännische Ausbildung und lebte von der IV. Daneben lernte sie reiten, besuchte Jahrzehnte lang Aikido-Lektionen. Sie züchtete erfolgreich Hunde und wanderte nach Frankreich aus. Vor zehn Jahren kam sie in die Schweiz zurück, entdeckte das Harfenspiel und hat noch immer viele Pläne.

Bernadette Kurmann hat einen Bruder mit geistiger Behinderung. «Er hat mich stark gemacht», erzählt sie, weil er sie gelehrt habe, nicht darauf zu achten, wenn andere Menschen tuscheln und hinschauen. «Sie schauten ohnehin: Wenn wir im Dorf spazierten, später, wenn meine Kinder mit dem grossen Onkel auf dem Spielplatz herumturnten. All das kümmerte mich nicht.» Das sei keine Heldinentat gewesen, meint sie. Denn dank des Bruders habe sie von klein auf ganz selbstverständlich gelernt, ihren Weg zu gehen, und für das einzutreten, was ihr wichtig war. Dann liest sie einen Artikel im NZZ-Folio und kommt noch einmal ins Reflektieren: über das Leben und Menschen mit und ohne Behinderung.

Polarisierungen beherrschen heute Politik und Gesellschaft, findet Monika Fischer, und sie fragt sich: «Warum diese Etikettierungen, verbunden mit gegenseitigem Ausspielen? Hat das in Zeiten von Trump und Co. mit dem zunehmenden Populismus, der damit verbundenen Schlagwortpolitik und den sozialen Medien zu tun?» Wie dem auch sei, Monika Fischer findet, dass Vorurteile und einseitiges Schwarz-Weiss-Denken dem Menschen nicht gerecht würden. In Zeiten weltweiter dringender Fragen fordert sie vorurteilsloses Aufeinander-Hören und offene Diskussionen. «So, wie es uns die beiden neuen Bundesrätinnen Viola Amherd und Karin Keller Suter vormachen.»

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Agil, neugierig, offen bis ins hohe Alter.



«Ich wusste, dass ich nie Kinder haben würde»

Foto und Text: Bernadette Kurmann

Eigentlich wollte Kathrin Buffon (72) Pianistin werden, doch die Eltern hatten dafür kein Geld. Sie sollte verdienen und Kinder gebären. Das Schicksal hatte mit ihr aber ganz anderes vor. Mit zwanzig erkrankte sie an Myasthenia gravis (Muskelschwäche). Sie wusste urplötzlich, dass sie nie Kinder haben würde. Ansonsten liess sie sich nicht einschränken: Sie nahm Abschied von der Ausbildung zur Krankenschwester, liess sich fürs Kaufmännische ausbilden und arbeitete Teilzeit. Den Rest finanzierte eine halbe IV-Rente. Daneben lernte sie reiten, machte Jahrzehnte lang Aikido. Ihre Passion sind Hunde. Sie begann erfolgreich zu züchten und wanderte nach Frankreich aus. Vor zehn Jahren kam sie in die Schweiz zurück, entdeckt das Harfenspiel und hat neue Pläne.

FrauenWeisheiten

Kathrin Buffons Kindheit ist schwierig. Ihr Vater stammt aus Neapel und ist ein Macho durch und durch. Bruder Franz gilt ihm alles und ist sein Liebling. Kathrin ist seiner Meinung nach dazu geschaffen, im Haushalt zu helfen und den Männern zu dienen. Bringt der Bruder seine Freundin heim, ist es Kathrin, die ihr das eigene Zimmer zur Verfügung stellen muss.

Beide Kinder dürfen Klavierstunden besuchen. Der Bruder schmeisst die Lektionen bald hin, Kathrin besucht sie zehn Jahre lang und würde gerne Pianistin werden. Dafür hat der Vater kein Gehör: «Du gehst arbeiten und später wirst du Kinder haben.» Um Geld zu verdienen, macht sie die Ausbildung zur Zahnarztgehilfin (heute Praxisassistentin). Die Krankenschwesternschule, ihr eigentliches Ziel, würde kosten. Vom Lehrlingslohn beim Zahnarzt kann sie sich durchbringen.

Nichts wie weg!

Sobald sie 18 ist, verlässt sie ihr Elternhaus und zieht als Au Pair nach London. Von dort aus meldet sie sich bei der Krankenschwesternschule in Winterthur an. Während der Ausbildung im ersten Lehrjahr überfällt ihren Körper eine endlose Müdigkeit. Sie kann sich kaum für die Arbeit aufraffen. Man wirft ihr vor, sie sei faul, simuliere oder sei hysterisch oder psychisch krank. Das setzt Kathrin so sehr zu, dass sie eines Tages «eine Dummheit macht» und zu Medikamenten greift. Sie wird psychiatrisch abgeklärt, doch alles ist in Ordnung. Sie wird in Zürich einer Generaluntersuchung unterzogen, und heraus stellt sich die Krankheit «Myasthenia gravis pseudoparalytica». Bei dieser Krankheit ist die Übertragung vom Gehirn zu den Muskeln gestört, eine Fehlfunktion des Immunsystems. Die Auswirkungen können mit Medikamenten in Schach gehalten werden. Kathrin Buffon kennt diese Krankheit von der Grossmutter. Sie sass fast ein Leben lang im Rollstuhl. Die Krankheit hatte sich bei ihr auf die Beine ausgewirkt. Kathrin hat Probleme im Halsbereich, kann oft nicht sprechen und schlucken. Die Diagnose ist für Kathrin eine Erlösung. Sie simuliert nicht, ist nicht hysterisch und nicht psychisch krank. Spontan entscheidet sie, keine Kinder zu bekommen. In medizinischen Büchern hat sie gelesen, dass diese oft mit Geburtsfehlern und inneren Krankheiten zur Welt kommen.

Ausbildung nach Ausbildung

Ihre Krankheit ist ein Geburtsgebrechen, ein Fall für die IV. Diese bezahlt ihr die Ausbildung zur Kaufmännischen Angestellten und eine Dolmeterschule in St. Gallen. Kathrin Buffon hätte ihre Sprachen Englisch und Französisch gerne mündlich perfektioniert, doch die IV stoppt das Vorhaben. So muss die stets aktive und neugierige Frau Büroarbeit im Halbpensum übernehmen. «Ich war total unterfordert, denn eine gute

Arbeit in einem Halbpensum gab es nicht.» Sie beginnt zu reiten, macht dreissig Jahre lang Aikido. Ihre grosse Leidenschaft gilt den Hunden. Sie züchtet Hunde. Dieser Tätigkeit bleibt sie ein Leben lang treu. Natürlich lernt sie auch Männer kennen. «Mit meiner Krankheit wollte ich niemanden belasten.» Gleichzeitig hatte sie ihr Elternhaus geprägt: «Ich wollte keinen Chef zuhause.» Der Entschluss, keine Kinder zu haben, bleibt unverändert. Über die Arbeit mit den Hunden lernt sie ihren Freund kennen. Heiraten wollen die beiden nicht, und ihr Freund akzeptiert die Situation ohne Kinder.

Allein nach Frankreich

Kathrin ist um die fünfzig, als sie in der European Alliance of Neuromuscular Disorders Associations (EAMDA) einen Professor kennenlernt, der sich intensiv mit ihrer Krankheit auseinandergesetzt hat. Er verschreibt ihr eine starke Dosis Cortison. Diese Therapie hat wundersame Auswirkungen. Bald fühlt sich Kathrin wie geheilt. Sie ist nun um die Fünfzig und voller Tatendrang, aber Arbeit für sie gibt es immer weniger. Dann sterben ihr langjähriger Freund und die Mutter. Kathrin Buffon wäre nicht Kathrin Buffon, wäre sie nicht in der Lage, aus dieser schwierigen Lage etwas ganz Neues zu schaffen. Kurzerhand entscheidet sie, in Frankreich einen kleinen Hof zu kaufen und dort ganz auf das Züchten von Hunden zu setzen. Den Hof im Burgund finanziert sie mit den Pensionskassengeldern: «Ich versteuerte in der Schweiz, mit der IV-Rente konnte ich in Frankreich relativ gut leben.» Ab 1999 züchtet sie zehn Jahre lang erfolgreich. Bisweilen hält sie zehn Zuchthündinnen. Den Unterhalt der Hunde finanziert sie mit dem Verkauf der Welpen.

Neuanfang in der Schweiz

Immer näher kommt das Pensionsalter. Sie muss sich überlegen, wo sie den Lebensabend verbringen will: «Als alleinstehende Frau ist es in Frankreich schwierig.» Tatsächlich kündigt die Bank der Pensionärin die Hypothek und will den Hof ohne Bezahlung an sich reissen. Das weckt in Kathrin Kämpfergeist. In ihrer Not schreibt sie der damaligen Bundesrätin Micheline Calmy-Rey und bittet um Hilfe. Diese kommt postwendend. Die Schweizerbotschaft in Lyon verhilft Kathrin Buffon zu ihrem Recht. Mit dem bezahlten Geld kann sie den Umzug und den Neuanfang in der Schweiz finanzieren. Der Abschied fällt ihr schwer, nur drei Hunde kann sie mitnehmen. Zurück lässt sie eine Art Heimat mit vielen Freundschaften.

Zurück zur Musik

Seit zehn Jahren ist Kathrin Buffon zurück. Mit neuem Elan züchtet sie wieder Hunde. Oft wird das der Nachbarschaft zu viel, und sie muss umziehen. Wieder hat Kathrin ein neues Hobby: Das Harfenspiel. Obwohl sie auf dem Existenzminimum lebt, leistet sie

sich Harfenunterricht. «Das muss einfach sein.» Kathrin macht keine halben Sachen. Seit Kurzem ist sie im Kanton Luzern heimisch. Dort hat sie ein abgelegenes Bauernhaus gemietet und singt in einem Chor in Luzern. Nein, Angst hat sie keine: «Ich habe ja meine Hunde.» Und doch beschäftigt sie ihre Zukunft, die Frage, wie lange sie es noch alleine im geräumigen Haus und mit den Hunden schafft. Kürzlich musste sie sich einer grossen Operation unterziehen. «Solange ich kann, bleibe ich hier.» Und weil ich spüre, dass Kathrin nie ruhig sitzen kann und immer wieder ein neues Projekt ausgeheckt, frage ich: «Was planst du als Nächstes?» Etwas verlegen sagt sie: «Ich weiss nicht, ob ich eine Kontaktanzeige aufgeben soll.» Das ist Kathrin, wie sie liebt und lebt: agil, neugierig, offen für Neues bis ins hohe Alter.

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Kopie oder Original?

Bernadette Kurmann

Mein jüngster Bruder ist geistig behindert. Er hat mich stark gemacht. Er hat mich gelehrt, nicht darauf zu achten, wenn andere Menschen tuscheln und mich schräg anschauen. Von klein auf lernte ich dank ihm, dass mich das nicht kümmern muss. Sie schauten ohnehin: Wenn wir im Dorf spazierten, später, wenn meine Kinder mit dem grossen Onkel auf dem Spielplatz herumturnten. Die Leute schauten, weil sie es merkwürdig fanden, dass ich diesen eigenartigen Mann (vielleicht sogar mein Ehemann?) an meiner Seite hatte. All das kümmerte mich nicht. Das war keine Heldinntat, denn dank meines Bruders lernte ich von klein auf ganz selbstverständlich, meinen Weg zu gehen, und für das einzutreten, was mir wichtig ist.

Ich bin in einer grossen Familie aufgewachsen. Meine Eltern verstanden es, uns Geschwistern zu vermitteln, dass Bruno genauso zu uns gehört wie alle anderen Kinder. Ich bin zehn Jahre älter als er. Mir wurde die Aufgabe einer «zweiten Mutter» zu teil. Nie hätte ich zugelassen, dass irgendetwas Schlimmes mit ihm passiert. Ich hätte bis aufs Letzte für ihn gekämpft.

Bruno hat ein schweres Los gezogen. Ein eigenständiges Leben kennt er nicht. Er lebte fast sein Leben lang in Heimen. Er musste sich ständig anpassen. Ich hätte nie mit ihm tauschen wollen. Aber nie wäre mir in den Sinn gekommen zu denken, sein Leben sei

wertlos. Ohne viel zu überlegen, war er für mich richtig, wie er war: manchmal mühsam, manchmal schwierig, manchmal komisch oder unglaublich lustig. Übrigens: Mein Bruder ist ein wahrer Künstler. Er malt Bilder in den wunderschönsten Farbkombinationen.

Kleinwuchs als Behinderung

Neulich las ich einen Bericht von Tom Shakespeare im NZZ Folio, meiner Lieblingszeitschrift. Dieser Artikel ging mir unter die Haut. Tom ist kleinwüchsig geboren – mit sogenannter Achondroplasie. Bereits sein Vater William war kleinwüchsig. Der Grossvater konnte William nie akzeptieren. Ganz anders die Grossmutter. «Unsere Beziehung war geprägt von grosser Liebe und Verständnis. Sie kannte meine Probleme und nahm sie ernst, schrieb sein Vater in einem Tagebuch.

Der Grossvater schämte sich für seinen Sohn und riet ihm, mit seiner Behinderung doch keine Kinder zu haben. Er machte ihm Vorwürfe, schalt ihn unverantwortlich, als dieser sich anders entschied. William war Arzt geworden. Die Kinder liebten «den kleinen Doktor» über alles. Er lernte eine wunderbare Frau kennen, und sie entschieden sich für eine Familie. Das Risiko, dass ihr Kind ebenfalls kleinwüchsig werden würde, lag bei 50 Prozent. So kam es: Tom ist kleinwüchsig geboren, seine Schwester nicht.

Von der Mutter geliebt und akzeptiert

Tom wuchs heran, fühlte sich kaum behindert und lernte schnell. Er hatte wunderbare Eltern, vor allem seine normalwüchsige Mutter liebte er. Von ihr erzählt er folgende Anekdote: Er war beim Coiffeur, und sie holte ihn dort ab. Beim Eintreten fragte sie: «Lässt sich hier gerade jemand die Haare schneiden?» «Ja, ein Gentleman Madam», antwortete die Coiffeuse. Meine Mutter: «Ein kleiner Gentleman?» «Ja, Madam.» «Dank diesem Gespräch wusste ich, dass sie vollkommen verstanden hatte, was ich war; ein kleiner Gentleman, nicht mehr und nicht weniger.»

Entscheid für eigene Kinder

Tom Shakespeare studierte Sozialwissenschaften und ist heute ein angesehener Professor an einer Universität in England. Er und seine Frau fanden, dass sich mit Kleinwuchs ein normales, glückliches und erfolgreiches Leben führen lässt. Deshalb sahen sie keinen Grund, auf Kinder zu verzichten. Als seine Frau Susan schwanger war, war inzwischen die Gentherapie entdeckt. Die Medizin testete die Schwangere ständig. Bald stellte sich heraus, dass ihr Kind ebenfalls kleinwüchsig sein würde. Die Ärzte drängten zu einem Abbruch. Das Ehepaar entschied sich dagegen und bekam sogar ein weiteres Kind, eine Tochter. Als der Vater mit dem Buggy eines Tages über den Campus an den Kollegen vorbeifuhr, hörte er einen Freund zu den anderen sagen: «Wie konnte

Tom nur Kinder auf die Welt setzen.» Für ihn war das ein böses Erwachen: «Du glaubst, akzeptiert zu werden für das, was du bist, und dann merkst du, dass die Leute finden, es sollte nicht mehr Menschen auf der Welt geben wie dich.»

Behinderung gleich Mensch?

Tom Shakespeare findet es problematisch, eine Behinderung mit dem Menschen an sich zu verwechseln und zu glauben, sie sei die einzige Eigenschaft, die diese Person ausmacht. Rund 15 Prozent der Bevölkerung oder eine halbe Milliarde Menschen weltweit habe eine ernsthafte Behinderung. «Nicht nur ich habe genetische Mängel. Wir alle haben ganz eigene genetische Mutationen. Jeder könnte Krankheiten vererben.» Geboren zu werden heisse, verletzlich zu sein, und leben bedeute Verfall. Zum Schluss zitiert Tom Shakespeare seinen Freund und Gerontologen Tom Krikwood: «Wir werden als Kopie geboren, aber wir sterben als Original.» Das gilt für alle Menschen, auch für Tom Shakespeare und meinen Bruder.

AKTUELL

Solidaritäten statt Polaritäten

Monika Fischer

«Sollen linke Feministinnen mit bürgerlichen Frauen zusammenarbeiten?» Diese Frage der Journalistin in der WOZ Nr. 20 an die ehemalige Nationalrätin Christiane Brunner im Vorfeld des Frauenstreiks irritierte mich. Umso mehr freute mich die Antwort der Galionsfigur des Frauenstreiks von 1991: «Ich bin um jede Frau froh, die in die Politik geht. Feminismus ist nicht zwangsläufig eine Frage von links oder rechts. Beim Gleichstellungsgesetz etwa hatte ich Hilfe von Vreny Spoerry, einer sehr reichen Freisinnigen aus Zürich. Auch für sie gab es einen Grund, für Gleichstellung zu kämpfen, obwohl sie liberal war. Die meisten Männer hingegen haben sich darum foutiert. Ich habe immer viel Solidarität erfahren von bürgerlichen oder auch apolitischen Frauen, mein ganzes Leben lang.» Warum war 28 Jahre nach dem ersten Frauenstreik ein überparteiliches Zusammengehen der Frauen nicht mehr selbstverständlich? Was hat sich seither in Politik und Gesellschaft verändert?

Denn ähnlich wie Christiane Brunner hatte sich die ehemalige Nationalrätin Cécile Bühlmann über Veränderungen in der parteiübergreifenden Zusammenarbeit der

FrauenWeisheiten

Frauen geäussert: «Wir haben in den 90er Jahren in einem starken und solidarischen Frauennetz auf Bundesebene vieles erkämpft und erreicht, was heute noch gilt. Dazu gehören Rentensplitting, Betreuungsgutschriften, das fortschrittliche Gleichstellungsgesetz.» Leider sei das heute nicht mehr der Fall, meinte sie. Die Frauen definierten sich eher über Parteizugehörigkeit als über das Geschlecht.

Polarisierungen beherrschen heute Politik und Gesellschaft. Dies beobachtete ich auch im Vorfeld der Regierungsratswahlen im Kanton Luzern mit dem beschämenden Ergebnis einer erneut rein bürgerlichen Männerregierung. Über 1000 Frauen und zahlreiche Männer hatten im Komitee öffentlich für die einzige Kandidatin Korinthha Bärtsch mit ihrem eindrücklichen Leistungsausweis geworben. Geradezu erschütternd wirkten auf mich die mündlichen Bemerkungen und die Kommentare in den Leserinnenbriefen von Frauen (und Männern). Sie wählten lieber einen Mann, der sich durch seinen Spardruck «ausgezeichnet» hatte, als eine «extrem linke Frau». Nachfragen zeigten: Die wenigsten hatten sich mit der ausgewiesenen fähigen Kandidatin, der eine intakte Natur und soziale Gerechtigkeit zentrale Anliegen sind, ernsthaft auseinandergesetzt. Links also als Schreckgespenst? Als Schublade für eine bequeme Entsorgung für etwas, das nicht ins eigene Weltbild passt und möglicherweise Angst auslöst?

Warum diese unbesehenen Etikettierungen, verbunden mit gegenseitigem Ausspielen? Hat es in Zeiten von Trump und Co. mit dem zunehmenden Populismus, der damit verbundenen Schlagwortpolitik und den sozialen Medien zu tun? Mit schneller Abwertung und fehlender Bereitschaft, sich wirklich miteinander auseinanderzusetzen? Denn auch der folgende Vorfall im Vorfeld der Wahlen machte mich stutzig. Mit zwei Frauen diskutierte ich über die Möglichkeiten der Unterstützung der jungen Kandidatin auf der Landschaft. Dabei erzählte ich von meiner früher politisch tätig gewesenen Schwiegermutter und ihrem engagierten Einsatz für die Frauen auf dem Land. «Aber die war doch bürgerlich», meinten sie abschätzig.

In Erinnerung geblieben ist mir die Teilnahme an einem Podium über Rollenteilung in Familie und Beruf. Ich wies darauf hin, dass mehr Männer Teilzeitarbeit leisten könnten, wenn sie dies wirklich wollten und einforderten. Der liberale Parteipräsident und Unternehmer pflichtete mir als einziger bei und meinte nach dem Gespräch: «Unsere Meinungen liegen ja gar nicht so weit auseinander! Ich habe sie mir ganz anders vorgestellt.» Welches Bild er sich wohl von mir gemacht hatte?

FrauenWeisheiten

Diese Erfahrungen und Beobachtungen zeigen: Vorurteile und einseitiges Schwarz-Weiss-Denken wird dem Menschen nicht gerecht und fördert Polarisierungen. In unserer Zeit mit ihren drängenden Fragen in Politik und Gesellschaft kommen wir nur weiter, wenn wir mit unseren unterschiedlichen Ansichten zusammenkommen, vorurteilslos aufeinander hören und offen über gesellschaftsfähige Lösungen diskutieren. So, wie es die beiden neuen Bundesrätinnen Viola Amherd und Karin Keller Suter vor-machen.

Ein diesbezügliches Übungsfeld finden wir bei den Tagungen und in den Arbeitsgruppen der GrossmütterRevolution, wo unterschiedliche Frauen zusammenkommen und über gemeinsame Anliegen diskutieren. Unterschiedliche Frauen und Gruppierungen haben sich auch zum Frauenstreik zusammengefunden. Zeichen eines neuen Aufbruchs? So wie die von der Jugend ausgelöste Klimabewegung. Angesichts eines überlebenswichtigen Anliegens wird die Einteilung der Menschen in verschiedene Kategorien nichtig und fordert bei allen Unterschiedlichkeiten den Einsatz aller: von Frauen und Männern, von jungen und alten, reichen und armen, von linken und bürgerlichen Menschen.

Frauenweis(s)heiten im Oktober 2019

Barbara Dobers Leben gleicht einer Fahrt auf der Achterbahn mit vielen Loops und bisweilen harten Landungen. Sie hat gekämpft und immer wieder nach Lösungen gesucht. Manchmal mit Erfolg, manchmal ohne. Barbara ist heute 61 Jahre alt. Geblieben ihr die dreissigjährige Tochter Larissa, die wenige Wochen nach der Geburt ihr Leben auf den Kopf gestellt hat. Ihre älteste Tochter hat die Vernunft eines neunmonatigen Kindes und ist auf umfassende Hilfe angewiesen. Eine erwachsene Frau, die ihre Mutter nie loslässt. Wer nun glaubt, Barbara Dober hätte kapituliert, täuscht sich. Sie ist eine Kämpferin und eine Frau, die trotz allem das Positive im Leben sieht.

Seit Marie-Louise Barben in Pension ist, sind bald 20 Jahre vergangen. Zwei Abstimmungen zum Thema Erhöhung des Frauenrentenalters wurden abgelehnt. Die nächste Abstimmung steht 2021 bevor. Die Vorlage des Bundesrats sieht Rentenalter 65 für Männer und Frauen vor. Marie-Louise Barben kennt Frauen, die sich dafür und dagegen aussprechen. Immer mit guten Gründen. Sie ist sich fast sicher, dass diese Frauen einen fairen Kompromiss finden. Warum? Weil die Diskussion – trotz unterschiedlicher Positionen – getragen ist von Wertschätzung, Sachlichkeit und Fairness. «So kommen Lösungen zustande», ist sie überzeugt.

Frauen werden auf der ganzen Welt umgebracht, weil sie Frauen sind: von Ehemännern, Vätern, Brüdern – auch in der Schweiz. Diesen Sommer waren es allein in Zürich und Umgebung sieben Morde. Und das in der «so sicheren Schweiz». Oft werden solche Morde in den Medien verharmlost. Von einem Familien- oder Beziehungsdrama ist die Rede. Aber es werden Frauen umgebracht. Fast zur Tagesordnung gehören sogenannte Femizide in afrikanischen, südamerikanischen und arabischen Staaten. Wo immer Frauen im familiären Umfeld gewaltvoll zu Tode kommen, ist der Hintergrund eine sexistische Gesellschaftsstruktur. Allmählich macht sie Widerstand breit.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Ein Leben auf der Achterbahn



«Je älter ich werde, desto dünnhäutiger werde ich.»

Foto & Text: Bernadette Kurmann

Barbara Dobers Leben gleicht einer Fahrt auf der Achterbahn. Ein Leben mit Höhen und Tiefen, vielen Loops und bisweilen harten Landungen. Manchmal trifft alles gleichzeitig zusammen. Sie hat gekämpft, versucht Lösungen zu finden. Manchmal mit Erfolg, manchmal ohne. Barbara ist heute 61 Jahre alt. Geblieben ist ihr die dreissigjährige Tochter Larissa, die wenige Wochen nach der Geburt ihren ersten epileptischen Anfall hatte und ihr Leben auf den Kopf gestellt hat. Es folgten viele weitere Anfälle und zwei Hirnschläge. Larissa hat die Vernunft eines neunmonatigen Kindes, sitzt im Rollstuhl und ist auf umfassende Hilfe angewiesen. Eine erwachsene Frau, die ihre Mutter nie loslässt.

Barbara Dober ist in Kriens sehr behütet aufgewachsen. Ihre Schwester war 11 Jahre älter und ganz anders als die kleine Barbara. Sie war eine Rebellin und verliess das Elternhaus früh. Entsprechend war Barbara angehalten, unbedingt brav zu sein. «Das

FrauenWeisheiten

geht wie ein roter Faden durch mein Leben.» Die Familie zügelt nach Dierikon, Barbara absolviert in Rotkreuz die Lehre als medizinische Praxisassistentin MPA. Mit 18 lernt sie ihren späteren Mann an einem Fest kennen. Er war ein Bauernsohn aus Küssnacht. Neben dem Wohnhaus befand sich eine alte Trotte. Die beiden entscheiden, das alte Haus aus eigener Kraft umzubauen. Ihr Freund war Zimmermann, also prädestiniert für die Renovationsarbeiten. Beide arbeiten tagsüber, in der übrigen Zeit stecken sie all ihre Kraft und das verdiente Geld ins Haus. Die Arbeiten werden sie rund 20 Jahre lang beschäftigen: eine «never ending story». Das wunderschöne Haus gehört heute Barbaras geschiedenem Mann.

Heirat und Geburt

Barbara und ihr Mann heiraten katholisch. Sie gehört der reformierten Kirche an und akzeptiert das. Noch Jahre nach der Heirat lebt das Paar bei Barbaras Eltern, damit sie mehr Geld fürs Haus zur Verfügung haben. 1989 wird Larissa geboren, ein süßes kleines Mädchen. Als es drei Monate alt ist, hört Barbara im anderen Zimmer Geräusche. Als sie ans Bettchen tritt, macht das Baby eigenartige Bewegungen. Es zuckt am ganzen Körperchen. Notfallmässig kommt Larissa ins Spital und muss viele Untersuchungen über sich ergehen lassen. Die Diagnose lautet «Grand-Mal» – generalisierter epileptischer Anfall. Die Ärzte sind ratlos, probieren allerhand aus. Barbara wird kritisch: «Mir kam es vor, als wäre meine Tochter ein Versuchskaninchen.» Sie setzt sich durch, und das Kind wird ins Kinderspital Zürich verlegt. Zum ersten Mal fragt dort jemand: «Und wie geht es Ihnen?» Sie war rund um die Uhr mit der kranken Tochter beschäftigt. Ihr Mann musste arbeiten und hatte auch an den Wochenenden keine Zeit, seine Frau abzulösen. «Als Eltern eines schwerkranken Kindes gehst du durch die Hölle.» Die Schwiegereltern in der Nachbarschaft tun sich schwer mit der Behinderung: «In unserer Familie gibt es das nicht.» Mit Unterstützung von dort kann Barbara nicht rechnen. Die Hilfe kommt von den eigenen Eltern.

Ein Haus und drei Kinder

Barbara betreut die kleine Larissa und arbeitet stundenweise. «Wir waren in der Zwischenzeit in unser Haus eingezogen, aber es war noch nicht fertig. Wir brauchten das Geld.» Das Ehepaar wünscht sich weitere Kinder. Die Umgebung reagiert geschockt. «Wie könnt ihr nur!» Aber Barbara und ihr Mann sind nicht blauäugig. Sie haben sich genetisch testen lassen. Weiteren, gesunden Kindern steht nichts im Weg. Florinda und Leandro werden geboren. Beide Kinder sind gesund. Für den Schwiegervater bedeutet Leandro alles. Denn der Familie fehlte bisher der Stammhalter.

Larissa, Larissa, Larissa

Larissa entwickelt sich langsamer als andere Kinder. Mit vier Jahren macht sie die ersten Schritte. Just zu diesem Zeitpunkt erleidet sie einen Schlaganfall und auf den Tag genau 4 Jahre später einen zweiten. Seither ist die Tochter auf den Rollstuhl angewiesen. Sie braucht intensive Förderung, ein Heimeintritt ist unumgänglich. Es folgt der Kampf um IV-Unterstützung. Die Eltern wohnen im Kanton Schwyz, das geeignete Heim befindet sich im Kanton Zug. Die Eltern sollen jährlich 20 000 Franken aus der eigenen Tasche bezahlen. «Heute ist das alles geregelt, wir aber waren Vorreiter und mussten alles erkämpfen.»

Die Familie ist jetzt komplett. Larissa ist tagsüber im Heim. Mama bringt und holt sie, sorgt für die zwei anderen Kinder, arbeitet Teilzeit und versucht auch noch, der Schwägerin und Schwiegermutter gerecht zu werden. Sie haben einen gepflegten Garten und Barbara glaubt, mindestens eine ebenso perfekte Umgebung haben zu müssen. «Du überlegst nicht, du funktionierst nur.»

Kriselnde Ehe

Ein Mann der immer arbeitet, eine Frau, die an vielen Fronten kämpfen muss. «Wir hatten nie Pärliceit.» In der Ehe beginnt es zu kriseln. Barbara versucht zu retten. Vorschläge für eine Egetherapie oder Mediation werden zurückgewiesen: «Werde du wieder normal, dann kommt alles gut.» Sie reicht die Scheidung ein und für Barbara beginnt die schlimmste Zeit ihres Lebens. «Ich hätte nie gedacht, dass ein Mensch sich derart ändern kann. Wir konnten nicht miteinander reden, er explodierte ständig.» Das Gericht entscheidet, dass er das Haus verlassen soll. Er weigert sich, sie lässt es zu. «Ich bin ein Leben lang die brave Tochter.» Er tut ihr zuleide, was er kann, schliesst ihr Auto ein. Sie kann ihre Tochter nicht mehr heimholen. Er wird aggressiv, ja gewalttätig. Der Schwiegervater, ebenfalls cholerisch, bedroht sie eines Tages in Anwesenheit der Polizei. Er wird verurteilt. Sie kann erst nach 6 Jahren ausziehen, denn es folgt ein erbarmungsloser, jahrelanger Krieg ums Haus. «Profitiert haben nur die Anwälte.» In diese Zeit fallen auch die Krankheit und der Tod ihrer Mutter.

Eigene vier Wände und Einsamkeit

Barbara zieht aus und sucht sich eine neue Wohnung. Natürlich muss diese rollstuhlgängig sein und Platz bieten für ihren Sohn. Das gemeinsam umgebaute, rollstuhlgängige Haus überlässt sie ihrem Mann. Sie meidet einen Telefoneintrag, weil sie von ihrem Mann nicht gefunden werden will. Das Ärzte-Ehepaar, bei dem sie all die Jahre gearbeitet hat, stockt ihr Pensum auf zwei Tage auf. Um noch etwas Geld zu verdienen, übernimmt sie bei ihm zusätzlich Putzarbeiten. Larissa besucht sie oft oder nimmt

sie übers Wochenende nach Hause. Manchmal fühlt sich Barbara müde, sich alle paar Jahre vor der IV «fast wegen jeder Schraube am Rollstuhl» zu rechtfertigen. Gewisse Dinge müssten nicht sein, zum Beispiel das Gaffen der Leute. «Je älter ich werde, umso dünnhäutiger werde ich. Ich habe keinen Partner, der einmal übernehmen könnte. Ich bekomme die ganze Ladung ab.»

Schwierigkeiten bei der Arbeit

Noch während der Scheidungsphase gehen Barbaras Arbeitgeber, das Ärztepaar, das sich stets um sie gekümmert hat, in Pension. Die Praxis übernimmt ein Arzt aus Deutschland. Die Praxis wird digitalisiert, das Team macht Überstunden um Überstunden. Gleichzeitig realisieren die Mitarbeiterinnen, dass jetzt ein neuer Wind weht. Der neue Arzt will verdienen, die Rechnungen werden höher. Ist jemand am Sterben, besucht er die Person täglich dreimal, um die Besuche in Rechnung zu stellen. Bei einem Toten wird der Herzschrillmacher entfernt, um eine Operation zu verrechnen. Der Arzt behandelt Drogenabhängige zuhauf, um Medikamente zu verkaufen. Das geht solange, bis das Gesundheitsamt ihm die Medikamentenabgabe verbietet und schliesslich die Praxis schliesst. Barbara und ihre Kolleginnen sind ohne Arbeit.

Herausforderungen mit der Tochter

In dieser Zeit wird Tochter Florinda zwanzig und hat im Internet eine Männerbekanntschaft gemacht. Sie überrascht die Mutter mit der Botschaft, sie werde heiraten. Sie sei in den Maghreb geflogen und habe sich dort verliebt. Ihr Mann komme in die Schweiz. Barbara überlegt: «Entweder ich bin strikt gegen diese Heirat, und ich verliere meine Tochter oder ich akzeptiere.» Sie akzeptiert, die Heirat findet statt. Der Schwiegersohn möchte studieren. Der Wunsch erweist sich als Unmöglichkeit. Barbara finanziert ihm Sprachstunden. Schliesslich erhält er im Geschäft seiner Frau eine einfache Arbeit. Das junge Paar lebt in einer kleinen Wohnung, hat kaum Geld und kann sich kaum etwas leisten. Auch hier unterstützt die Mutter. Bald kriselt die junge Ehe, und das Paar geht auseinander. Die Tochter braucht eine Mutter, die sie wieder aufpäppelt.

«Es ist gut, wie es ist»

Diesen Tumult über Jahre hinweg hat Barbara Dober irgendwie überlebt. Sie wirkt zufrieden. Lachend sitzt sie da und erzählt, dass sie eine neue Stelle gefunden habe, bei der sie sich sehr wohl fühle. Die zweite Tochter lebe in der Zwischenzeit in einer guten Beziehung, der Sohn habe seine zweite Lehre abgeschlossen und sei zur Freundin gezogen. Larissa ist dreissig Jahre alt geworden; ihr Gesundheitszustand ist stabil.

Wie lange ihr das Leben vergönnt ist, ist ungewiss. Für ihre Krankheit gibt es keine klare Diagnose: Mikrocephalus – zu kleines Gehirn – eine Laune der Natur, die Barbaras Leben auf den Kopf gestellt hat. Soweit ist also alles in Ordnung. Barbara ist gute Dinge und hadert nicht. «Es ist gut, wie es ist.»

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Frauen werden ermordet, weil sie Frauen sind

Bernadette Kurmann

Im Raum Zürich schockten über den Sommer 2019 Schlagzeilen wie «Mann tötete seine Frau» in Wädenswil, Affoltern am Albis und Wiedikon usw. Bis Ende August waren es sieben Morde. Immer waren es Frauen, die umgebracht wurden. Die Wahrscheinlichkeit, zuhause Opfer eines Gewaltverbrechens zu werden, ist für Frauen auf der ganzen Welt hoch. 2018 kam es hierzulande fast alle zwei Wochen zu einem Frauenmord. Täter sind fast immer Männer. 2018 war das in 88 Prozent der Fälle. Zwischen 2009 und 2016 fand die Hälfte aller Tötungsdelikte im häuslichen Umfeld statt. Und das in der Schweiz, die als Hort der Sicherheit gilt. Oft werden solche Morde in den Medien verharmlost. Von einem Familien- oder Beziehungsdrama ist die Rede. Aber umgebracht werden Frauen. Fast zur Tagesordnung gehören sogenannte Femizide in afrikanischen, südamerikanischen und arabischen Staaten. Wo immer Frauen im familiären Umfeld gewaltvoll zu Tode kommen, ist der Hintergrund eine sexistische Gesellschaftsstruktur, in der Männer Macht über Frauen ausüben.

Am wenigsten sicher sind Frauen im eigenen Heim. Dies zeigt der Femicide Report 2018 der Uno-Abteilung für Drogen und Verbrechensbekämpfung (UNODC). Laut der Studie werden die meisten Morde an Frauen von Lebenspartnern und Familienmitgliedern begangen. Danach kamen 2017 87 000 Frauen durch die Hand von Dritten ums Leben. Am stärksten gefährdet sind Frauen in afrikanischen, südamerikanischen und asiatischen Ländern. Oft sind Familienmitglieder der Ansicht, dass die Frau Schande über die Familie gebracht habe. Deswegen wird sie aus dem Weg geräumt. Frauen werden von ihren Familien auch ermordet, weil sie schwanger sind oder nach einer Vergewaltigung, weil sie nicht mehr verheiratet werden können. In südasiatischen Ländern treten Morde auch im Zusammenhang mit der Mitgift auf.

FrauenWeisheiten

Frauen in arabischen Ländern leben gefährlich. Der gewaltsame Tod kann sie jederzeit erreichen: Weil ein Mann oder Freund ihrer überdrüssig wird, weil sie sich nicht so benehmen, wie es sich die Familienvorsteher vorstellen, weil sie zu lebenslustig sind, weil sie vermeintlich Familiengeheimnisse ausgeplaudert haben. Frauen haben keinen Wert und werden als Besitz des Mannes angesehen. Eine Redewendung lautet: «Ich habe sechs Brüder und meine Schwester.» Gemeint ist, dass es zwar einige Schwestern gibt, diese aber sind nicht nennenswert.

Das Täterprofil

Hilo Glazer, israelischer Journalist, hat mit Frauenmördern in seinem Land gesprochen (Das Magazin Juni 2019). Die meisten waren zur Tat minderjährig und wurden vom Vater oder einem Bruder zur Tat überredet. «Ich war hauptsächlich frustriert über mein eigenes Leben. Und meiner Schwester gegenüber war ich eher gehemmt. Denn sie besass so viel Lebenslust, hatte Freunde und alles...»

Meist ist es das schwächste oder jüngste Familienmitglied, das für eine Tat ausgesucht wird. Sehr oft sind sie minderjährig und haben mit einer geringeren Strafe zu rechnen. Täterfamilien opfern gerne den Jüngsten. Aber auch diese sitzen nach der Tat Jahrzehnte lang im Gefängnis. Ihr Leben ist nach einer solchen Tat zerstört. Die Sozialarbeiterin Maya Ofgang sagt: «Das sind in der Regel Männer, die in ihrer Kindheit selbst viel Gewalt erlebt haben. Die immer den Mund zu halten hatten und nie gelernt haben, Gefühle auszudrücken.» Ihre Steuerungsfähigkeit ist hoch. Ein Familienmitglied liefert ihnen die passende Story, die Schwester habe das oder jenes verbochen. Der Kleine erhält so die Möglichkeit, in die «Familienelite aufzusteigen». Wird eine Frau eines Familienclans getötet, dann ist von «Familienehre» die Rede. Für Maya Ofgang sind diese Beschreibungen nichts weniger als «der Mülleimer, in den alles hineinkommt, was als Rechtfertigung für Frauenunterdrückung herhalten kann».

Die Schweiz beginnt sich zu wehren

Zurück in die Schweiz. Das Muster für Femizide in der Schweiz ist ähnlich. Männer jeglichen Alters und verschiedenster soziokultureller Herkunft brächten Frauen und ihre Kinder um, weil sie diese als ihren Besitz betrachten würden, schreibt Stefan Schmid im Tages Anzeiger (vom 31.8.2019). Diese Morde wurden lange Zeit hingenommen, ja sogar verharmlost. Hierzulande ist zwar nicht von «Familienehre» die Rede, aber von Familien- oder Beziehungsdramen. Als ob sie sich einfach so ereignen würden. Das Gegenteil ist richtig: Frauen werden gezielt ermordet, weil sie Frauen sind.

Dagegen macht sich nun die oberste Polizistin der Schweiz, Johanna Bundi Ryser, stark. Sie fordert mehr Opferschutz als Täterschutz. Sie fordert mehr Präventionsarbeit, um die Frauen rechtzeitig zu schützen: z.B. mit Präventivhaft und einem besseren Informationsfluss zwischen den Ämtern. Denn sehr oft würden die gewaltvollen Männer bereits im Vorfeld der Tat auffällig.

In der Schweiz gibt es seit Kurzem eine Bewegung, die sich den Frauenmorden annimmt. «Ni una menos» (Nicht eine Frau weniger) ist ihr Slogan. Er stammt aus Südamerika, wo Frauen regelmässig auf die Strasse gehen, wenn im Familienumfeld wieder eine Frau gewaltvoll zu Tode kam. In Zürich hat das feministische Frauenstreikkollektiv einen Aufmarsch organisiert. Der Helvetiaplatz wurde symbolisch in «Ni una menos»-Platz umgetauft. Es soll sichtbar werden, dass die Frauenmorde nichts anderes sind, als der Ausdruck einer sexistischen Gesellschaftsstruktur. Ein Anfang.

AKTUELL

Zankapfel Frauenrentenalter: Eine faire Lösung ist möglich

Marie-Louise Barben

Ich gehöre dem Jahrgang an, der als letzter mit 62 in Rente gehen konnte. Das war im Jahr 2000. Ich fand, das sei nach gut 10 Jahren Gleichstellungsarbeit ein guter Zeitpunkt. Seither wurde das Rentenalter der Frauen auf 63 (2001) und dann auf 64 (2005) erhöht. Seit meiner Pensionierung sind nun fast 20 Jahre vergangen. Zwei Abstimmungen in den Jahren 2010 und 2017, die die Anhebung des Frauenrentenalters auf 65 vorschlugen, wurden abgelehnt. Die nächste Abstimmung steht uns 2021 bevor. Die Vorlage des Bundesrats sieht Rentenalter 65 für Männer und Frauen vor.

Zur neuen AHV-Vorlage haben die Parteien schon vor der Sommerpause Stellung bezogen. Die SVP, die FDP und die CVP sind für die Erhöhung des Rentenalters der Frauen; die SP und die Grünen wollen das heutige unterschiedliche Rentenalter beibehalten, die GLP schlägt vor, das Rentenalter über einen Zeitraum von 6 Jahren für beide Geschlechter auf 66 zu erhöhen. Die BDP will das Rentenalter an die Lebenserwartung koppeln.

FrauenWeisheiten

Die Diskussion über die Erhöhung des Rentenalters ist überlagert von der Diskussion über die Finanzierung der AHV. Das ständige Gejammer nervt. Ich zitiere die WoZ (11.7.2019): Vor jeder AHV- Reform schüren die Bürgerlichen die Rentenhysterie (...). Doch anders als immer wieder beschworen ist das wichtigste Sozialwerk des Landes nicht zusammengebrochen. Und das wird auch auf absehbare Zeit nicht der Fall sein. Die AHV lässt sich mit vergleichsweise moderaten Zusatzfinanzierungen und Übergangshilfen für RentnerInnen stabilisieren. Die reiche Schweiz kann sich das leisten.

Fragen über Fragen

Ist das Frauenrentenalter⁶⁵ tatsächlich nicht verhandelbar? Muss ich als alte Gleichstellungsbeauftragte nicht für die Gleichbehandlung der Geschlechter sein? Soll ich den juristischen Grundsatz in den Vordergrund stellen, dass man Gleiches gleich und Ungleiches ungleich behandeln soll und damit gegen die Erhöhung sein, solange die Lohngleichheit nicht erreicht und die Care-Arbeit ungleich verteilt ist? Soll ich aus meiner persönlichen Erfahrung, dass ich sehr gut bis 70 arbeiten konnte und es mit Freude getan habe, schliessen, dass ein Jahr länger arbeiten problemlos drin liegt? Soll ich pragmatisch der Erhöhung zustimmen, damit wir in dieser AHV-Diskussion endlich mal einen Schritt weiterkommen?

Zwei Fachfrauen

Kürzlich bin ich auf einen Artikel in der «Republik» [1] gestossen, der mein Problem auf den Punkt bringt, aber nicht löst. Mascha Madörin, feministische Ökonomin, und Monika Bütler, Volkswirtschaftsprofessorin an der Hochschule St. Gallen diskutieren. Mascha Madörins Meinung lautet zusammengefasst: Der Skandal, dass Frauen insgesamt 100 Milliarden weniger am Arbeitsmarkt verdienen, kann nicht undiskutiert hingenommen werden. Sie führt aus: Der monetäre Wert unbezahlter Arbeit für die Kinderbetreuung beträgt geschätzte 105 Milliarden Franken pro Jahr; Frauen tragen 70 Milliarden davon. Sie will, dass endlich darüber geredet wird, wie wir in Zukunft jene Arbeit finanzieren, die nie effizient sein wird wie eben Kinderbetreuung oder Altenpflege. Das unterschiedliche Rentenalter sei unsere letzte Chance. Wenn das Frauenrentenalter tatsächlich angehoben wird, wie setzen wir nachher durch, dass die Einkommenslücke tatsächlich angegangen wird?

Monika Bütlers Meinung lautet zusammengefasst: Das tiefere Rentenalter der Frauen ist paternalistisch. Bis 1956 lag das Rentenalter für alle bei 65 Jahren. Weil Ehefrauen typischerweise jünger sind als ihre Ehemänner, wollten die männlichen Parlamentarier, dass ihre im Schnitt drei Jahre jüngeren Frauen gleichzeitig mit ihnen in Pension gehen und so die Ehepaarrente ausgerichtet werden konnte. Mit Wertschätzung für die

unbezahlte Arbeit der Frauen hat das wenig zu tun. Eine Diskussion über die Erhöhung der AHV-Gutschriften für Kinderbetreuung und Angehörigenpflege oder über die Erhöhung der Minimalrenten wäre sinnvoll. Das unterschiedliche Rentenalter sei nicht mehr haltbar.

Eine Lösung möglich?

Bütler hat durchaus Sympathien für den feministischen Kampf, aber sie findet das Frauenrentenalter sei das falsche Objekt. Madörin hingegen ist der Meinung, man dürfe diese wichtige politische Karte nicht aus der Hand geben. Auf die Frage von Bütler, was man ihr bieten müsste, damit sie zur Erhöhung des Rentenalters ja sagen würde, antwortet Madörin: «Nichts. (...) Aber wir verlieren die Chance auf eine extrem wichtige Debatte. (...) Das ist ganz einfach ein schlechter Deal. Ich will, dass wir kämpfen.»

Beide Fachfrauen setzen sich für Frauenanliegen ein, wenn auch an unterschiedlichen Fronten. Ich bin fast sicher: Madörin und Bütler würden einen fairen Kompromiss finden, denn die Diskussion der beiden Fachfrauen war – trotz ihrer unterschiedlichen Positionen – getragen von Wertschätzung, Sachlichkeit und Fairness. So kommen Lösungen zustande.

[1] *«Paternalistisches Überbleibsel oder feministisches Pfand. In: REPUBLIK, 24.7.2019, von Elia Blülle und Olivia Kühni.*

Frauenweis(s)heiten im November & Dezember 2019

Eine Ausbildung war für sie nicht vorgesehen. Ihre Arbeitskraft war nach der Schulzeit im Haushalt und auf dem Bauernhof gefragt. Doch Marietta Kneubühler-Kunz setzte sich durch. Sie besuchte die Bäuerinnenschule, die Kunstgewerbeschule. Sie heiratete, hatte Kinder und teilte mit ihrem Mann die Berufs- und Familienarbeit. Später bildete sie sich zur Kunsttherapeutin aus. Das Kämpfen machte sie müde, aber es setzte auch kreative Kräfte frei. Bis heute hat die 77jährige neue Ideen und Pläne und setzt sie mit Elan um.

Der Wahlsonntag im Oktober 2019 war ein Erfolg für die Frauen. Die Schweiz hat 20 zusätzliche Nationalrätinnen gewonnen. Der Frauenanteil stieg um 10 – von 32 auf 42 – Prozent. Damit darf sich die Schweiz sogar im europäischen Umfeld zeigen. Wie war das möglich? Das Ergebnis ist nicht zufällig. Es ist das Ergebnis einer gezielten Planung und der harten Arbeit ganz vieler Frauen.

Die alte, gebückte Frau im Bus scheint zu schlafen. Bernadette Kurmann macht sich Sorgen, dass sie ihren Zielort verpasst und fragt sich, ob sie ihr helfen soll. Sie lässt es bleiben, weil sie die Frau nicht bevormunden will. Dann aber erlebt sie Erstaunliches und erkennt: «Unterschätzt die hochaltrigen Menschen nicht. Sie schaffen weit mehr, als es nach aussen den Anschein macht.»

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«Zeitlebens musste ich kämpfen»



«Es macht mich zufrieden und glücklich, wenn ich das Gelungene wertschätzen kann»

Foto und Text: Monika Fischer

Eine Ausbildung war für sie nicht vorgesehen. Als zweitältestes von neun Kindern aufgewachsen, war ihre Arbeitskraft nach der obligatorischen Schulzeit im Haushalt und auf dem Bauernhof gefragt. Doch Marietta Kneubühler-Kunz setzte sich durch. Sie besuchte die Bäuerinnenschule, die Kunstgewerbeschule, teilte mit ihrem Mann die Berufs- und Familienarbeit und bildete sich später zur Kunsttherapeutin aus. Das Kämpfen machte sie wohl zeitweise müde, setzte jedoch auch kreative Kräfte frei für das, was sie wollte und ihr wichtig war. Geprägt durch ihre bäuerliche Herkunft setzt sie sich intensiv mit den Prozessen des Lebens, mit dem Werden, Wachsen und Vergehen auseinander. Im Buch «Eine Rose zum Loslassen» verbindet sie ihre Erfahrungen als Sterbebegleiterin mit ihrem Wissen über die Bedeutung der Farben.

FrauenWeisheiten

Mutig und hartnäckig

Schon früh nutzte Marietta Kneubühler jede Gelegenheit zum kreativen Gestalten, und sie setzte ihre eigenen Ideen durch. In der Bäuerinnenschule entwarf und wob sie anstelle eines Tischtuchs im Heimatstil ein modernes Kostüm für ihre Mutter. Sie hat es bis heute aufbewahrt. Im Elternhaus weckten die alten Bauernmöbel ihr Interesse für die Bauernmalerei. Die nötigen Kenntnisse holte sie aus Fachbüchern und bei Kursen am Schweizerischen Heimatwerk. Auf der Suche nach einer soliden Grundlage bewarb sie sich um die Aufnahme an der Kunstgewerbeschule Luzern. Mehrmals stellte sie sich dort mit einer Mappe mit ihren Arbeiten vor. Vergebens. Ohne Matura und Berufsabschluss hatte sie keine Chance. Dank ihrer Hartnäckigkeit konnte sie schliesslich die Fächer freie Malerei, Zeichnen, Holzschneiden und Kunstgeschichte besuchen, jedoch keinen Abschluss machen. Obwohl es nicht einfach war, hielt sie fünf Jahre durch. «Der Professor, der mich abgewiesen hatte, organisierte später meine erste Vernissage», schmunzelt sie rückblickend. Die Ausstellung wurde zum grossen Erfolg. Dies motivierte sie, dranzubleiben und sich an der Internationalen Sommerakademie in Salzburg und bei Studienaufenthalten in Rom und Florenz weiterzubilden. Daneben restaurierte und bemalte sie zuhause alte Bauernmöbel.

Verbindung von Familien- und Berufsarbeit als Wagnis

Diese Arbeit setzte sie nach ihrer Heirat 1969 mit Bruno Kneubühler und der Geburt der fünf Kinder fort. Das Paar suchte nach einem Weg, der die finanziellen Bedürfnisse der Familie abdeckte und gleichzeitig den Neigungen der einzelnen Familienmitglieder so gut wie möglich gerecht wurde. Die Frau und Mutter sollte sich als Malerin entwickeln können, der Vater möglichst viel mit der Familie zusammen sein. Versuchsweise blieb der gelernte Elektrokaufmann an einem Mittwochnachmittag zu Hause. Marietta Kneubühler erteilte während dieser Zeit Kreativkurse. 1981 entschlossen sie sich für ein Wagnis. Bruno Kneubühler gab seine Erwerbsarbeit auf. Sie teilten sich die Kinderbetreuung und restaurierten gemeinsam alte Bauernmöbel im hauseigenen Atelier. Bruno Kneubühler laugte die Möbel ab, reparierte Schlösser und beschädigte Teile, besorgte die Grundbehandlung und war für das Kaufmännische zuständig. Marietta Kneubühler restaurierte alte Malereien oder bemalte die Möbel stilgerecht gemäss alter Vorlagen.

Kraft aus dem Engagement

Obwohl ihr viele Jahre eine Haushaltlehrtochter zur Seite stand, brachte sie die Mehrfachbelastung als Mutter, Hausfrau, Geschäftsfrau, Künstlerin hie und da an ihre Grenzen. «Es gab Stunden der Überlastung mit grosser Müdigkeit und finanziellen

FrauenWeisheiten

Zukunftssorgen, in denen wir uns fragten, wie wir weitermachen können. Doch bin ich rückblickend froh, durchgehalten zu haben. Ich habe gelernt, meine Kräfte einzuteilen und erfahren, dass ich überall dort, wo ich mich engagiere, auch neue Energie schöpfen kann.» Einen Ausgleich zur Berufsarbeit mit der Strenge der Ornamentik in der Bauernmalerei fand sie im freien Gestalten mit verschiedenen Techniken. Sie malte gerne und viel draussen in der Natur, wo sie ihre Motive fand. Dabei entstanden farbenfrohe Bilder mit üppigen Blumengärten und weiten Landschaften. Ihre Werke, die sie an Kunstausstellungen zeigte, strahlen Lebensfreude und Optimismus aus. «Sie gründen in meiner steten Suche nach dem Ursprung, nach der wahren Natur der Dinge und wirken sich wohltuend auf die Betrachtenden aus.»

Teil eines grossen Ganzen

Durch den intensiven Kontakt mit der Natur erfuhr Marietta Kneubühler zunehmend deren Bedrohung durch Umwelteinflüsse. Dies motivierte sie für ihr Engagement für die Umweltarbeit. Sie gründete den «Arbeitskreis Umwelt» und hielt unter dem Motto «Häb Sorg zum Wasser» zahlreiche Vorträge. Die von der Gruppe zu diesem Thema geschaffene Broschüre erschien in sechs Auflagen mit rund 10'000 Exemplaren.

Mit ihren Ideen und ihrem Engagement eckte sie hie und da auch an. Wenn sie von einer Sache überzeugt war, setzt sie sich mit allen Kräften, mit Ausdauer und Beharrlichkeit dafür ein. Dies machte sie für manche unbequem. Warum trotzdem dieses Engagement? «Es hat zu tun mit der Einsicht, dass im Leben alles miteinander verknüpft ist und eines das andere bedingt. Wir sind als Lebewesen Teil eines grossen Ganzen und tragen Verantwortung. So sind auch die Tätigkeiten als Mutter, Partnerin, Hausfrau, Malerin, Umweltfrau eng miteinander verknüpft, wirken gegenseitig anregend und befruchtend.»

Kunsttherapeutin und Sterbebegleiterin

Mit den Jahren verstärkte sich ihr Bedürfnis, mit Menschen statt mit Möbeln zu arbeiten. Dies wurde finanziell erst möglich, als die fünf Kinder selbstständig waren. Nach einem fünfjährigen, berufsbegleitenden Studium erlangte Marietta Kneubühler 2001 das Diplom als Kunsttherapeutin ITP. Bis zu ihrer Pensionierung 2007 arbeitete sie in einem Teilpensum als Kunsttherapeutin an der kantonalen Jugendpsychiatrischen Therapiestation JPS in Kriens, wo sie die Kunsttherapie aufbaute.

Schon im Studium hatte sie sich mit der Begleitung von Menschen in schwierigen Situationen und der Trauerarbeit auseinandergesetzt. Die Prozesse des Lebens mit dem Werden, dem Wachsen und Vergehen hatten sie seit jeher beschäftigt. «Auf unserem Bauernhof und in der Familie gehörten Geburt und Tod zum Lebenszyklus. Ich erlebte

FrauenWeisheiten

die Hausgeburten meiner jüngeren Geschwister mit, begleitete das Sterben der Grosseltern und erlebte mit acht Jahren das Sterben meiner Schwester Irene kurz nach ihrem ersten Geburtstag. Der kleine Sarg stand in unserer Stube, wo wir spielten und assen. Er gehörte ganz einfach dazu.»

Spontan erklärte sich Marietta Kneubühler vor 17 Jahren bereit, eine schwerkranke junge Frau beim Sterben zu begleiten. «Es war für mich eine prägende Erfahrung. Sie machte mir die Wichtigkeit und Dringlichkeit der Begleitung von schwerkranken und sterbenden Menschen bewusst.» Aus dieser Motivation heraus baute sie an ihrem Wohnort Willisau mit gleichgesinnten Frauen eine Begleit- und Sitzwachgruppe auf. Wie häufig in ihrem Leben, setzte sie auch für dieses Anliegen viel Zeit und Kraft ein – mit Erfolg. 2015 wurde sie für ihre Aufbau- und Leitungsarbeit mit dem Anerkennungspreis der Stadt Willisau ausgezeichnet.

Zeit für sich

Nach ihrer Pensionierung wusste Marietta Kneubühler: «Ich kann nicht nur für andere, sondern muss auch für mich sorgen.» Seither nimmt sie sich regelmässig Zeit für sich und die Bewegung, was neben der Berufsarbeit zu kurz kam. Sie turnt im Frauenverein, macht dreimal wöchentlich ein frauenspezifisches Training und ist oft mit dem Velo unterwegs.

Sie malt, gestaltet und werkt gemeinsam mit den sieben Enkelkindern oder strickt Schals, Kinderpullis oder Mützen zum Verschenken. Gerne besucht sie alte Menschen und hört deren Lebensgeschichten an. Unzufriedene ermuntert sie, den Blick auf das Geleistete zu lenken und dieses wertzuschätzen.

Eine Rose zum Loslassen

Im Hinblick auf die beschränkte Lebenszeit steht auf ihrer Pendenzenliste das Aufräumen zuoberst. «Manchmal erfasst mich eine Art Panik, wenn ich an meine vielen Bilder im Atelier denke.» Und doch hat Marietta Kneubühler immer wieder neue Ideen und Pläne, die sie mit dem gewohnten Elan umsetzt. In den letzten Monaten schuf sie mit Texten aus ihrem Notizbuch und eigenen Illustrationen das Buch «Eine Rose zum Loslassen», als Geschenk für sich selber und zum 15-jährigen Bestehen der Begleit- und Sitzwachgruppe. Ausgehend von einer ihrer ersten Sterbebegleitungen beschreibt sie, wie sie eine sterbende Frau mit Rosen in verschiedenen Farben begleitete. «Die Farben der Rosen gaben Impulse für Gespräche. Die auftauchenden Erinnerungen und Erlebnisse konnten sich dadurch wandeln und losgelassen werden.»

Unterschätzt die Hochaltrigen nicht!

Bernadette Kurmann

Ich sehe sie beim Bus, die uralte Frau. Ich schätze sie auf 90 Jahre. Ihr Oberkörper steht im 45-Grad Winkel zum Unterkörper. Sie geht ganz langsam und sorgfältig. Ich denke: «Mein Gott, welche Schmerzen muss sie ausstehen!» Sie will die Bustüre öffnen und drückt ganz vorne auf den grossen, gelben Blinkkopf. Ich zeige ihr den viel kleineren, grünen Knopf, gehe an ihr vorbei und steige an der hinteren Türe ein. Von dort beobachte ich, wie sie mühsam in den Bus einsteigt, wie sie langsam nach hinten kommt und sich in der Nähe von mir hinsetzt. Die Augen 30 Zentimeter von ihren Knien entfernt.

Der Bus nimmt seine Fahrt auf, fährt vier, fünf Stationen. Die alte Frau sitzt unbeweglich. Wo sie wohl hin will: Zur Tochter, zur Enkelin, einkaufen in der Stadt? Ich bewundere sie für ihren Mut, in ihrem Alter und dem offensichtlichen Gebrechen alleine zu Fuss und mit dem Bus unterwegs zu sein. Die simple Papiertasche hält sie auf den Knien und scheint zu schlafen. «Hoffentlich verpasst sie ihre Haltestelle nicht», sage ich zu mir und wäge ab, ob ich sie ansprechen soll. Ich entscheide mich dagegen, weil ich denke, dass sie ja leicht aussteigen und zurückfahren kann.

«Wow, sie kennt den Weg»

Wir erreichen die Stadt und stoppen an einer stark frequentierten Haltestelle. Aus dem Lautsprecher spricht eine Frauenstimme den Namen. Die alte Frau bleibt regungslos. Am Bahnhof muss ich aussteigen und bedauere, die alte Frau verlassen zu müssen. Noch einmal überlege ich, ob ich sie ansprechen soll. Ich lasse es sein. Just bevor ich die Türe erreiche, bewegt sie sich, steht gemächlich auf und drückt den Halteknopf. «Wow», denke ich und bin fasziniert: «Da schläft niemand, die Person weiss sehr wohl, wo sie hin will.» Die gebückte Frau steigt aus und geht ihren Weg. Eine Menschenmenge strömt an ihr vorbei. Auch ich überhole sie und nehme die Rolltreppe in den unteren Bereich des Bahnhofes.

Wohin sie wohl geht?

Ich bin in Eile, doch dann packt mich die Neugier: «Ob die Frau am Ende auch die Rolltreppe benutzt?» Ich warte zehn Sekunden, zwanzig, eine Minute. Dann erscheint sie

mit ihrer weissen Papiertasche in der Hand, vornübergebeugt, als ob sie nur Augen für die Rolltreppe hätte. Problemlos überbrückt sie das Rolltreppene und geht weiter. Wohin sie wohl gehen mag am heutigen, regnerischen Frühlingstag, sinniere ich. Auf den Zug, auf eine Schifffreise, einkaufen, zu ihrer Tochter? Wer weiss es, ich traue ihr in der Zwischenzeit alles zu.

Beschämt und lernfähig

Beschämt, dass ich die Frau derart unterschätzt habe, ziehe ich von dannen. Ich spüre aber auch Stolz über die Selbstständigkeit dieser Frau. «Unterschätzt die hochaltrigen Menschen nicht. Sie schaffen weit mehr, als es nach aussen den Anschein macht», lerne ich am heutigen Tag und gehe glücklich meiner Wege.

AKTUELL

Es braucht die Frauen

Bernadette Kurmann

Seit dem Wahlsonntag am 20. Oktober 2019 hat die Schweiz 20 zusätzliche Nationalrätinnen gewonnen – über alle Parteien hinweg. 84 Frauen politisieren im Nationalrat. Auch in den Ständerat werden höchstwahrscheinlich mehr Frauen als bisher einziehen. Das gab es noch nie: Der Frauenanteil stieg um 10 – von 32 auf 42 – Prozent. Damit haben wir mehr Frauen im nationalen Gremium als Österreich, Deutschland, Frankreich und Dänemark. Wie war das möglich? Das Ergebnis ist alles andere als zufällig. Es ist das Ergebnis einer gezielten Planung und der harten Arbeit ganz vieler Frauen.

«halbe-halbe – Mehr Frauen in die Politik» lancierte im März 2018 die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen EKF den Videospot «halbe-halbe». Sie wollte damit mehr Frauen für politische Ämter gewinnen – und die Parteien auffordern, dass sie die dafür notwendigen Voraussetzungen schaffen. «Wir lassen uns nicht aufhalten», «wir sind da, wo es uns braucht» oder «wir machen Politik, weil Politik unseren Alltag bestimmt»: Aussagen aus dem Video der EFK.

Zum internationalen Tag der Frau 2019 gab es in der ganzen Schweiz Demonstrationen, Diskussionsrunden, Filmvorführungen, Petitionsübergaben, Konzerte und Stadtrundgänge. Das Themenspektrum reichte von Vereinbarkeit von Familie und Beruf,

FrauenWeisheiten

Frauen auf der Flucht über die Beschneidung von Mädchen bis zur «Body Positivity». In Bern hatten die Gewerkschaften zu einer Demonstration für Lohngleichheit aufgerufen. Sie protestierten gegen den Entscheid des Ständerats, die Unternehmen nicht zu Lohnanalysen zu verpflichten. Rund 100 000 Frauen beteiligten sich am Frauenstreik. Er war einer der grössten Streiks in der Schweiz überhaupt und die Frauen spürten, wie stark sie gemeinsam sind.

Helvetia ruft!

Damit nicht genug. Auch die überparteiliche Kampagne der alliance F (politische Stimme der Frauen in der Schweiz) und der Operation Libero forderte die Frauen auf, die Zahl der Entscheidungsträgerinnen in der Schweizer Politik zu erhöhen und damit zu einer Verbesserung der Demokratie beizutragen. Ihre Forderung: ein Parlament, in dem Männer und Frauen gleich stark vertreten sind. Dazu schufen sie die Kampagne «Helvetia ruft!»

Mit ihrer Homepage ermunterten auch sie die Frauen zu Kandidaturen: «Bist du Teil von Helvetias Bewegung der Frauen in die Politik? Möchtest du wissen, was es heisst, zu kandidieren? Hast du Lust, unsere Gesellschaft zu gestalten? (...) Als Politikerin kannst du diese Rahmenbedingungen mitgestalten. Bring deine Sichtweise, deine Schwerpunkte und deine Visionen ein! Die Politik bestimmt die Spielregeln, die deinen Alltag ausmachen: Wie wir in der Gesellschaft zusammenleben, welche Entfaltungsmöglichkeiten du hast, wie sich Arbeitswelt und Familie vereinbaren lassen.»

Es folgten Veranstaltungen, Kundgebungen, aber auch Schulungen, die auf den Wahlkampf vorbereiteten. Erfahrene Politikerinnen verrieten Kandidatinnen Tipps und Tricks, wie frau sich optimal auf den bevorstehenden Wahlkampf und die politische Arbeit vorbereitet. Helvetia hat die Frauen gerufen, gesucht, vernetzt und unterstützt.

Ein grossartiger Erfolg

Der Erfolg dieser Aktionen war schliesslich gross: Eine überparteiliche Bewegung der Frauen wurde lanciert und damit eine Welle ausgelöst. Noch nie hatten sich so viele Frauen zur Wahl gestellt. 1873 Frauen kandidierten für die Nationalratswahlen, 565 Frauen oder 5,8 Prozent mehr als 2015. Fast alle Parteien, Vereine und Frauenverbände jeglicher Couleur hatten sich in der Folge für Frauenkandidaturen eingesetzt. Am Wahlsonntag zeigte sich: Mit Ausnahme der BDP wurde der Frauenanteil in allen Parteien im Nationalrat gesteigert. Das alleine ist grossartig und weckt Hoffnung.

Warum braucht es Frauen?

Warum ist es so wichtig, dass Frauen in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und in der Kirche teilnehmen und teilhaben? «Eigentlich ist diese Frage überflüssig», sagt die Präsidentin der EFK Yvonne Schärli-Gerig: «Frauen machen die Hälfte der Bevölkerung aus. Allein deshalb sollten sie in allen Bereichen der Gesellschaft entsprechend vertreten sein.» Komme hinzu, dass Frauen anders sozialisiert seien als Männer: «Sie sind anders vernetzt und verkehren weniger in den Machtzentren dieser Welt. Sie wählen in ihrem Leben oft andere Schwerpunkte und bringen Erfahrungen aus Familien-, Kinder- und Care-Arbeit ein.» Kurz, Frauen hätten einen anderen Fokus auf diese Welt und politisierten unabhängiger. Yvonne Schärli-Gerig: «Soll diese Welt gerechter werden, braucht es mehr Frauen.»

Ziel noch nicht erreicht

Neu sind über 40 Prozent Frauen im Nationalrat vertreten. Auch im Ständerat wird sich die Frauenquote noch nach oben verschieben. Aber die Frauen werden sich beweisen müssen. In der Arena vom 25. Oktober 2019 mit je zwei Frauen aus dem linken und rechten Spektrum zeigte sich deutlich, dass Frausein noch keine Einigkeit bedeutet. Frauen politisieren nicht einheitlich, nur weil sie Frauen sind. Bei Frauenthemen wie gleiche Rechte und Chancen für Frauen und Männer in Politik und Wirtschaft vertraten die vier Frauen sehr unterschiedliche Positionen. Das darf sein.

Aber: Die Grundlagen in der Schweizerpolitik haben sich mit dem Rutsch zugunsten der Frauen und der Grünen verändert. Um Lösungen zu finden, braucht es nun Kompromisse und Allianzen. Ob die Frauen dazu Hand bieten, muss sich weisen und bleibt zu hoffen. Wenn nicht, werden sie es bei der Wahl in vier Jahren schwer haben. Die Schweizerfrauen haben es mit der Wahl 2019 weit gebracht. Aber am Ziel angekommen sind sie noch nicht. Für halbe-halbe werden sie bis 2023 weiterkämpfen müssen: In den Gemeinden, in den Kantonen und auf Bundesebene.

Frauenweis(s)heiten im Januar 2020

Liebe Leserinnen und Leser

Mit dieser Ausgabe starten die «Frauenweis(s)heiten» ins dritte Jahr. Bereits zum 21. Mal stellen wir eine Frau der GrossmütterGeneration vor. Die Porträts zeigen die Vielfalt der Frauen und wie sie ihr Leben gemeistert haben. Damit setzen wir den Grosi-Klischees die Realität der heutigen alten Frauen entgegen.

In diesem Newsletter lernen wir Agnes Barmettler kennen. Die erfolgreiche Künstlerin fand über Umwege ihre Bestimmung im Malen. Sie ging ganz in der Kunst auf und verzichtete deshalb auf Vieles.

Wann ist ein Mensch alt? Über diese Frage macht sich die im Tessin lebende Frieda Lüscher Gedanken. Dabei stellt sie fest, dass sich Frauen und Männer lieber als älter denn als alt bezeichnen. Ein sprachlicher Selbstbetrug?

Ausgehend vom Unbehagen über die Macht des Geldes und dem geringen Ansehen der Sorgearbeit weisen wir auf die Frauensynode 2020 hin: Mit einem Perspektivenwechsel stellt sie mit dem Thema «Wirtschaft ist Care» die Bedürfnisse der Menschen von der Geburt bis zum Tod ins Zentrum der Ökonomie und fordert ein entsprechendes Umdenken.

Wiederum werden Sie zehnmals jährlich um die Monatsmitte Post von uns erhalten. Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Auf dem Weg durch neue Jahr wünschen wir Ihnen viel Gutes.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«In der Kunst geht es ums Ganze»



«Wenn du nie Geld hast, wirst du gezwungen, kreativ zu sein.»

Foto & Text: Bernadette Kurmann

Die Frau mit den langen, grauen Haaren und der einzigartigen Bekleidung zieht Blicke auf sich und fasziniert. Wer mit Agnes Barmettler ins Gespräch kommt, ist berührt: von ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem Denken ohne Vorurteile und ihrer bodenständigen Art. Sie mag Menschen und liebt die Kunst. Dafür gibt sie alles: «In der Kunst geht es ums Ganze. Ob du gut bist oder nicht, ist unwichtig. Wenn dir ein «Tolgggen» passiert, dann mach etwas draus.» So Agnes Barmettler über ihr Schaffen.

Agnes ist innerhalb der Mauern des Klosters Engelberg mit Angst und viel Anregung aufgewachsen. Ihr Vater war Käser und lebte mit Frau und neun Kindern im Ökonomiegebäude. In den langen, dunklen Gängen, wo noch viele andere Handwerker, Tischler,

FrauenWeisheiten

Schreiner usw. ihre Werkstätten hatten, fürchtete sich die kleine Agnes. Nur mit Singen konnte sie ihre Angst vertreiben. Als sie grösser war, besuchte sie die Menschen in den kleinen Handwerkerstuben und war fasziniert von ihrer Arbeit, den vielen Utensilien und den Materialien. Weil in der kinderreichen Familie oft Papier zum Zeichnen fehlte, stibitzte sie manchmal für ihre Zeichnungen heimlich Fournierplatten-Teile. Oder sie zeichnete auf den schwarzen Schieferboden in den Gängen, manchmal auch auf die weissen Wände. «Das war natürlich verboten.»

Ein liebevolles Elternhaus

Das Klima in der Familie Barmettler-Barmettler war warm. Mutter und Vater waren den Kindern gegenüber wohlwollend und unterstützend. Ihre Zuneigung und hilfsbereite Art bekamen auch andere Menschen zu spüren. Agnes war das mittlere der neun Kinder. Sie war oft krank. Deshalb musste sie immer wieder zum Hausarzt. Ihn bewunderte sie insgeheim, weil er allen Menschen helfen konnte. Sie beschloss, später einmal Ärztin zu werden. Das Lernen fiel Agnes leicht. Mit 14 Jahren verliess sie Dorf und Familie, um in Ingenbohl das Gymnasium zu besuchen. «Das war hart.» Leider stand damals die Engelberger Klosterschule um die Ecke nur den Buben offen. Als die Sekundarschülerin gegenüber der Berufsberaterin ihren Berufswunsch äusserte, hielt sie ihre Wahl für unmöglich: «Das ist teuer, das kannst du deinen Eltern nicht zumuten.»

Berufswunsch Ärztin

Die Eltern waren anderer Meinung und schafften das Unmögliche: Agnes durfte Medizin studieren. Bald realisierte sie, dass das Studium nicht ihre Welt war: zu verkopft und zu theoretisch. Sie brach es nach dem ersten Semester ab und hatte ein schlechtes Gewissen. Die Eltern hatten ja so viel in sie investiert. Was machen? Sie wusste es nicht, bis sie einer früheren Lehrerin begegnete, die ihr zum Kunststudium riet. Das war ein weiser Rat. Sie schrieb sich in Basel an der Gewerbeschule im Fach Zeichenlehrer ein. Es gefiel ihr, die vielen Kunstrichtungen, Malweisen und Techniken kennenzulernen. Ihren ersten Auftrag erhielt sie dank Beziehungen ihres Vaters. Sie durfte eine Fahne für den Engelberger Älplerverein entwerfen. Sie ist bis heute an feierlichen Anlässen in Gebrauch. Ganz bis zum Schluss zog Agnes auch ihr zweites Studium nicht durch. Sie spürte, dass sie anders ans Malen und Zeichnen herangehen musste, und sie wollte nicht Lehrerin werden. Sie wollte vermehrt aus sich selber schöpfen. Das war in den wilden 68erjahren.

Freischaffende Künstlerin

1967 erhält sie den Auftrag, für ein Theaterprojekt in Morschach das Bühnenbild zu schaffen. Dort trifft sie auf den Studenten Martin Disler. «Er war neugierig, wiss-

FrauenWeisheiten

begierig, sehr belesen und an Agnes interessiert.» Anfänglich erwiderte Agnes die Werbungen des Studenten nicht. «Er war vier Jahre jünger als ich.» Auf einer langen Zugreise nach Basel, während der sie über Gott und die Welt diskutierten, kamen sie sich näher. Durch die Beziehung zu Agnes flog Martin Disler aus dem Kollegium Stans und studierte in Solothurn weiter. Um Geld zu verdienen, arbeitete er als Hilfspfleger in der psychiatrischen Klinik Rosegg. Angeregt durch Agnes, beginnt auch Martin zu malen, ungeniert wie ein Kind. «Martin war ein unglaublich begabter Mensch. Er spielte sehr gut Theater, machte Jazzmusik, er zeichnete sehr gut, und er organisierte Veranstaltungen, und fast überall hatte er Erfolg. Er war Reichtum für mich.»

Ab 1970 ist sie freischaffende Künstlerin und bald sehr erfolgreich. Das Künstlerpaar zieht nach Olten. Es entsteht ein starker Austausch mit der Kunst- und Kulturszene. Agnes Barmettler gehört bald zu den wichtigsten Kunstschaaffenden der Schweiz. Auf Anhieb werden fünf ihrer Werke für die Solothurner Weihnachtsausstellung ausgewählt. Eines davon kaufte ihr der Kanton sogar ab. «Das war ausserordentlich, schon ein einziges Werk auszustellen, wäre ein grosser Erfolg gewesen – aber fünf Bilder... Das zog Neid nach sich».

Eines Tages erscheint die Polizei und sucht nach Drogen. Ein Klient aus der Psychiatrie hatte sie angezeigt. «Wir hatten nie Drogen konsumiert und nahmen die Angelegenheit zuerst nicht ernst.» Schliesslich durchsuchten sie die ganze Wohnung, und das Paar verbrachte drei Tage im Untersuchungsgefängnis. Sie wurden wie Verbrecher behandelt. Es war die Zeit, in der die «Linken» unter Generalverdacht standen. Das machte Angst. Nachdem Agnes und Martin freigekommen waren, heirateten sie. Sie wollten sich und der Welt beweisen: Wir gehören zusammen.

Eine intensive Künstlerbeziehung

Martin Disler war ein intensiver Mensch. «Wenn wir daheim gearbeitet haben, rief er mich alle fünf Minuten zu sich. Andauernd wollte er meine Meinung wissen und musste sich an mir reiben.» Sie konnte sich nicht auf ihre Arbeit konzentrieren und kam als Künstlerin nicht zum Schaffen. Sie zog in ein eigenes Atelier. Dann bekam Agnes Barmettler die Gelegenheit, für zwei Monaten nach Paris zu ziehen. Zum ersten Mal realisierte sie, was konzentriertes Arbeiten – getrennt von Martin – für sie bedeutete. «Ich malte innert kurzer Zeit viele Bilder. Ich brauchte immer schon viel Zeit zum Verarbeiten: Wenn ich im Garten bin, wenn ich nachdenke, beim Spazieren, wenn ich mit jemandem rede.» Das sehe man ihren Bildern vielleicht nicht an, aber übersetzt seien solche Prozesse immer darin enthalten. «Du musst so malen, dass den Leuten beim Betrachten etwas Eigenes in den Sinn kommt.»

FrauenWeisheiten

Das Labyrinth und ...

In Paris besuchte sie die Kathedrale von Chartre und fand das, was sie als Künstlerin nachhaltig beeinflusste: das Labyrinth. «Das hat mich gepackt und ich wusste: Dem gehst du auf den Grund.» Von sich sagte sie, dass sie eine Forscherin sei, die den eigentlichen Dingen stets auf den Grund gehen müsse. «Das ist wie beim Verlieben. Du weisst, mit dieser Person will ich weitergehen. Das kennen alle Menschen.» Ein Labyrinth bezeichnet sie als «Bild der Lebensgesetze». Es irritiere die Gewohnheiten: «Es gibt Vieles gleichzeitig und dazwischen. Das Labyrinth ist eine Abstraktion, eine Meditationsaufgabe. Ich male immer auf diese intuitive Weise.» Zuerst drücke sie ein paar Farben auf die Palette, trete zurück, schaue hin. Vielleicht sehe sie eine Hand, die sie zuvor nicht bewusst gemalt habe. «Es ist wie in den Bergen. In den Felsen habe ich Leute gesehen, Tiere und Geister. Diese sah auch mein Vater, alle sahen solche Wesen. So sind Sagen entstanden.»

... das Volk der Hopi

Ähnlich erging es ihr bei der Begegnung mit den Hopi in Arizona, als sie mit ihrem Mann und einem Freund durch Amerika reiste. Die Kunst der Hopi sei so richtig in sie eingefahren. Die Landschaft vor Ort war ihr fremd: «Dann siehst du eine Kunst, die vollständig mit dem Land übereinstimmt». Sie habe noch nie solche Wolken gesehen. Aber die Wolken auf den Bildern waren diejenigen, die sie sah. Sie entdeckte viele Formen, Zeichen, Kunstgegenstände der Hopi: «Als ich heimkam, habe ich nur noch Bilder dieser Landschaft und dieser Formen gemalt.» Eigentlich wollte sie länger in Arizona bleiben, doch ihr Mann drängte zum Weitergehen. Auf dieser Reise realisierte sie, dass sie ihn Mann verlassen musste: «Ich bremste ihn, und er stiess mich ständig vorwärts. Das war falsch. Jeder und jede muss den eigenen Rhythmus leben.» Hinzu kam, dass Agnes gerne Kinder gehabt hätte, und sie war inzwischen über dreissig. Ihr Mann hatte nie Kinder gewollt. 1977 liessen sie sich scheiden.

Von Geld und der Liebe zu Kindern

Wovon hat sie all die Jahre gelebt? Während des Studiums zahlten ihr die Eltern monatlich 300 Franken. Dieses Geld verwendete sie vor allem für Theater, Ballett, Kino..., für all das eben, zu dem sie als Kind weniger Zugang hatte. «Wenn du nie Geld hast, kommst du mit wenig aus. Du wirst gezwungen, kreativ zu sein.» Sie habe ein typisches Frauenleben geführt. Viele Frauen würden viel Kraft, Energie und Kreativität in Aufgaben investieren, und oft würden sie dafür nicht honoriert. Einmal hatte sie die Absicht, eine Arbeit zum Geldverdienen aufzunehmen. Aber Martin war dagegen, er habe gewarnt: «Wir haben einen Beruf, und wir wollen davon leben. Wir müssen uns

FrauenWeisheiten

ganz mit unserer Kunst beschäftigen, sonst entsteht nichts.» Sie findet, er habe recht behalten. In der Kunst gehe es immer ums Ganze – wie im Leben.

«Wir hatten zwar kaum Geld, aber Zeit für Kontakte mit Menschen, und die Menschen sind so gut.» Sie erzählt von der Bäckersfrau, die ihr Brot und im Winter Briketts geschenkt habe, von einer Wohnung, die sie für 40 Franken mieten konnte. «Ich habe immer den direkten Kontakt zu den Menschen gesucht.» Zum Interview kommt sie mit ihrem neuen Buch (siehe Anhang) und einem Säckchen voll Birnen und Nüssen. Agnes Barmettler besitzt nicht viel, aber auch sie schenkt und gibt weiter. Heute lebt sie in einem Haus auf dem Land mit wundervollem Garten, das sie dank ihrer Mutter kaufen konnte. Sie hatte nie viel Geld, aber das Wenige hat gereicht.

Grossmutter wäre Agnes Barmettler gerne geworden. Dieser Wunsch hat sich nicht erfüllt. Eines Tages sagte sie sich: «So, das bringst du jetzt hinter dich.» Wie hat sie das geschafft? «Ich habe einfach alle Kinder gern. Das ist das einfachste der Welt.» Sie geniesse die Kinder der eigenen Familie, von Nachbarn und Freunden: «So kommst du automatisch zu Grosskindern.»

NB. Zum Buch: Agnes Barmettler, Patricia Bieder und Agnes Barmettler (Hrsg), Scheidegger & Spiess 1919.

Vom 25.1. bis 15.3.2020 stellt Agnes Barmettler ihre Bilder in der akku Kunstplattform in Emmen aus.

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Alt werden

Frieda Lüscher, Tessin

Ich habe mich schon oft gefragt, ab wann man eigentlich alt ist. Wer bestimmt, was alt ist, wie und woran man das merkt? Am Gedächtnis, das einen plötzlich im Stich lässt? Am Körper, der sich verändert (graue Haare, Falten, ein paar Kilos mehr)? Dass man nicht mehr so beweglich ist wie früher? Am Geist, der manchmal etwas länger braucht, bis er reagiert? Oder gar am Blick der Anderen?

FrauenWeisheiten

Ich habe mich lange nicht wirklich mit dem Altwerden auseinandergesetzt. Alt waren immer die Anderen, auch als meine Haare längst grau waren, bisher unbekannte Wehwehchen sich bemerkbar machten und die Kilos immer mehr wurden. Namen vergass ich auch schon fleissig, aber das sei noch lange kein Zeichen von beginnendem Alzheimer, tröstete ich mich.

Ein kleiner Schock

Kapiert habe ich es bei einer trivialen Begebenheit. Ich wollte in Grenoble einen guten Freund besuchen. Er sagte mir am Telefon, ich solle beim Kauf des Bahnbillets ja nicht vergessen zu sagen, dass ich 62 Jahre alt sei, damit hätte ich nämlich Anrecht auf eine Senioren-Vergünstigung. Da war es: Ich gehöre zu den Senioren, den Alten! Es war schon ein kleiner Schock einzugestehen, dass ich nun endgültig Teil dieser Altersgruppe war. Ich freute mich zwar über den Rabatt und halte seither fleissig Ausschau nach der Ankündigung solcher Vergünstigungen. Ich weiss inzwischen, dass es sogar bei unserem Gemüse- und Fruchthändler am Mittwoch für AHV-Bezüger 10% Rabatt auf dem gesamten Angebot gibt.

Der schwierige Umgang mit der Sprache

In diesem ganzen Prozess des Akzeptierens, dass ich nun zu den Alten gehöre, ist mir klar geworden, wie schwer wir uns damit auch mit der Sprache tun. Die Rede ist von betagt, höchstbetagt, hochaldrig, von Seniorinnen/Senioren, der älteren Generation, älteren Semestern. Wir sagen «ich werde langsam älter» – nur nicht «alt». Auch die Werbung hat die «Best Agers», die «Generation Gold» als viel versprechendes Zielpublikum entdeckt. Unklar ist bei solchen Begriffen, ob die Zeit der «besten Jahre» erst mit dem Tod oder bereits weit vorher endet!

Im heutigen Sprachgebrauch wird das Adjektiv «älter» meist dann verwendet, wenn man eigentlich «alt» meint, es aber nicht so sagen will. «Alt werden» tönt härter als «älter werden», ältere Menschen sind dem Gefühl nach jünger als alte Menschen.

Alt oder älter?

Doch grammatikalisch gesehen ist dies nichts anderes als ein wunderschöner Selbstbetrug: Wir alle haben gelernt, dass sich Adjektive steigern lassen und dann heisst es: alt, älter, am ältesten. Älter ist die Steigerung, die nächst höhere Stufe von alt, und somit ist ein älterer Mensch älter als ein alter Mensch! Ich muss also erst einmal alt sein, um überhaupt älter werden zu können!

FrauenWeisheiten

Man müsste sich also die Frage stellen, ab wann man alt ist. Wer und was bestimmt diese Schwelle, vor allem auch heute, wo die Menschen immer älter werden. Wenn wir bei der WHO nachschauen, finden wir folgende Definition von Alter:

50–60 Jahre: der alternde Mensch

61–75 Jahre: der ältere Mensch

76–90 Jahre: der alte Mensch

91–100 Jahre: der sehr alte Mensch

älter als 100 Jahre der langlebige Mensch.

Bleibt zu erwähnen, dass sich diese Einteilung der WHO nur auf das kalendarische Alter bezieht, auf die seit der Geburt verstrichene Lebenszeit. Das biologische Alter hingegen bezeichnet den Erhaltungszustand des Körpers, der nicht unbedingt mit dem kalendarischen übereinstimmen muss. Altern beginnt mit der Geburt, vollzieht sich aber individuell unterschiedlich schnell. Das kalendarische Alter einer Person kann sich von ihrem biologischen Alter um bis zu ca. 23 Jahre unterscheiden!

Dies alles hilft vom Sprachlichen her gesehen nicht viel weiter, denn auch für die WHO ist ein älterer Mensch jünger als ein alter Mensch. Sprachpuristen mögen mit Recht einwenden, dass man ein Leben lang mit jedem Atemzug älter wird. Darum geht es hier aber nicht. Hier geht es um die Frage, weshalb wir uns mit dem Begriff «alt» so schwer tun.

Selbst- und Fremdeinschätzung

Damit kommen wir zu einem Spruch, den wir immer wieder hören: «Man ist so alt, wie man sich fühlt.» Demnach ist Alter subjektiv und es bleibt jedem Einzelnen überlassen zu entscheiden, ob und wann sie/er alt ist. Das Dumme daran ist nur, dass ich mich manchmal, wenn es mal wieder überall zwickt und zwackt, sehr alt fühle. Wenn ich aber z.B. eine schwierige Übersetzung gemeistert habe, finde ich, mein Gehirn sei doch noch ganz schön fit (und damit sicher nicht alt)!

Auch der Satz «Es kommt nicht darauf an, wie alt man ist. Es kommt darauf an, wie man alt ist» ist mir zwar sympathischer, trägt aber auch nicht viel zur Klärung des Altersbegriffs bei. Bei beiden Aussagen stellt sich zudem das Problem zwischen Selbst- und Fremdeinschätzung. Wenn ich mein Alter sage und die Reaktion ist «was, ich hätte Sie/dich viel jünger geschätzt», tut das zwar meinem Ego gut, sagt aber nicht viel aus, ob ich mich auch so fühle.

FrauenWeisheiten

Ein Privileg

Eine Altersdefinition, die mir gefällt, habe ich im Internet gefunden: «Alt ist man, wenn man die Pflicht hinter sich gelassen hat und sich ganz der Leidenschaft widmen kann». Auch wenn alt werden oder alt sein nicht immer einfach ist, betrachte ich es doch in erster Linie als ein Privileg, denn ich bin viel freier zu entscheiden, was ich tun muss und was ich tun will.

Ich bin aber auch der Meinung, dass man alt ist, wenn einem die Neugierde und die Lust auf Neues fehlen. Und damit sind wir wieder bei der subjektiven Einschätzung von Alter, denn es gibt Menschen, die gemäss diesem Kriterium schon in jungen Jahren alt sind.

AKTUELL

Frauensynode 2020: Wirtschaft ist Care

Monika Fischer

Der freie Markt beherrscht die Welt. Unser Leben ist vom Geld bestimmt. Alles muss rentieren, immer effizienter und schneller gehen. Unter diesem Druck werden viele Menschen krank. Zudem können Kinder nicht effizienter betreut, kranke und alte Menschen nicht schneller gepflegt werden. Dies zeigt: Es braucht dringend ein Umdenken. Deshalb stellt die Frauen*synode 2020 mit einem Perspektivenwechsel die Sorgearbeit für den Menschen und seine Bedürfnisse ins Zentrum der Ökonomie.

«Angesichts der weltweiten Krisen mache ich mir grosse Sorgen um die Zukunft meines Enkelkindes», berichtete eine Teilnehmerin an der Herbsttagung der GrossmütterRevolution. «Ich habe mich bei Exit angemeldet. Ich möchte der Gesellschaft nicht zur Last fallen, wenn ich nicht mehr selber für mich sorgen kann», erklärte eine hochbetagte, noch rüstige Frau. «Ich wollte nach meinem Burnout die Erwerbs- und Familienarbeit teilen. Doch ist in unserer Firma Teilzeitarbeit nicht möglich», bedauerte der junge Familienvater. «Es ist mir nicht mehr wohl in einer Welt, in der alles vom Geld bestimmt ist. Wie soll das weitergehen?», meinte eine Seniorin angesichts der Tatsache, dass die Reichen immer reicher werden und dabei viele Menschen auf der Strecke bleiben. Sie fühlt sich ohnmächtig in einer Welt, in der das Geld regiert.

FrauenWeisheiten

Umdenken ist angesagt

Viele Frauen und Männer äussern ihr Unbehagen angesichts unserer gesellschaftlichen Entwicklung. Zum Beispiel junge Eltern. Zwar überstrahlt die Freude über die Geburt eines Kindes alles andere. Sie wollen nur das Beste für ihr Kind. Wie aber den damit verbundenen Aufgaben und Bedürfnissen gerecht werden? Unter dem Titel «Das wirtschaftliche Desaster» schrieb Ellen Girod am 9. Oktober im Mamablog des Tagesanzeigers: «Viele Dinge wurden mir erst klar, als ich selbst Mutter war. Und die ich nie verstehen und schon gar nicht akzeptieren will. Eins davon ist die verächtliche Art und Weise, mit der unsere Gesellschaft mit Kindern und Müttern umgeht. Und als Feministin frage ich mich: Wie konnte es dazu kommen, dass eine solch wichtige Aufgabe, wie die nächste Generation grosszuziehen, als dermassen niedrig angeschaut wird. (...) Es ist Zeit, das Ganze neu zu denken. Sich den immensen Wert der Care-Arbeit bewusst zu machen. Müttern und Vätern, Hausfrauen und Hausmännern mehr Anerkennung zu schenken. Nicht zuletzt auch deshalb: Ohne die unbezahlte Care-Arbeit von uns Eltern gäbe es kein Humankapital von morgen. Das wäre doch ein wahres Desaster für die Wirtschaft.»

Der Mensch ist mehr als ein Kostenfaktor

Gleichzeitig zeigen Statistiken die ungleiche Verteilung der Einkommen von Frauen und Männern mit Auswirkungen auf das Pensionsalter. Denn noch immer sind es vorwiegend Frauen, die über Jahre in der Familie unbezahlte Care-Arbeit leisten. Manche sind im Alter ebenso von Armut betroffen wie jene Frauen, die jahrelang kranke Angehörige freiwillig betreut und gepflegt haben. Angesichts der Zunahme der alten Menschen wird breit diskutiert, wer künftig die Pflege- und Betreuungsarbeit leisten wird und wie diese bezahlt werden kann. Alte Frauen und Männer werden vor allem als Kostenfaktor wahrgenommen. Das darf nicht sein. Was ist da falsch gelaufen? Was kann dem Unbehagen vieler Menschen entgegengestellt werden?

Bessere Anerkennung der Care-Arbeit

Weltweit denken Menschen und Gruppierungen über diese drängenden Fragen nach. Die promovierte Theologin Ina Praetorius hat dazu den Ansatz «Wirtschaft ist Care» entwickelt. Dieser basiert auf dem Grundgedanken, dass Wirtschaft alles ist, was menschliche Bedürfnisse in einer gesunden Mitwelt befriedigt, ganz egal, ob Geld dabei eine Rolle spielt oder nicht. Denn alle Menschen sind fürsorgeabhängig, verletzlich und bedürftig. Egal, wie viel Geld, Besitz, Macht und Bildung sie angesammelt haben. Am Anfang und am Ende des Lebens ist dies besonders spürbar. Wir sind davon abhängig, dass Menschen, meist sind es Frauen, ohne finanzielle Anreize für das Notwendige sorgen. Neben besserer Anerkennung ergibt sich daraus unter anderem die

FrauenWeisheiten

Forderung, die Sorgearbeit, auch die unbezahlte, endlich als selbstverständlichen Teil der Ökonomie zu betrachten. Das heisst, sie muss auch in volkswirtschaftliche Kalkulationen einbezogen werden. Ebenso soll bezahlte Care-Arbeit besser entlohnt werden.

Denkprozess anregen und mutig anfangen

Diese Gedanken und Forderungen entstammen der Broschüre «Wirtschaft ist Care». Sie wurde von Ina Praetorius und Projektleiterin Regula Grünenfelder im dreijährigen Vorbereitungsprozess auf die Frauen*synode 2020 vom 5. September in Sursee geschaffen. In drei Care-Frühstücks und einer Denkwerkstatt wurde die komplexe Thematik mit Frauen und einigen Männern aus den verschiedensten Gruppierungen und Organisationen breit diskutiert. Am letzten Anlass vom November in Basel wurde zudem der eindrückliche Kurzfilm «Wirtschaft ist Care» vorgestellt. Er hinterfragt den heutigen Stand der Wirtschaft mit kleinen Gedankenspielen. Mit einem Blick in die Vergangenheit zeigt er, wie es zum jetzigen Wirtschaftsverständnis gekommen ist. Der Link zum Film, zur Broschüre und weitere Infos finden Sie unter www.frauensynode.ch.

Neben der Frauen*synode im September, zu dem 800 Frauen und auch interessierte Männer erwartet werden, möchten die Organisatorinnen dem Unbehagen und den Ohnmachtsgefühlen vieler Menschen einen konkreten neuen Denk- und Handlungsansatz gegenüberzusetzen. Was eine einzige junge Frau weltweit auslösen kann, zeigt die aktuelle Klimabewegung. Der Zusammenhang mit der Care-Bewegung ist unübersehbar. Es gilt, der geldgesteuerten Wirtschaft eine Ökonomie der Sorge entgegenzusetzen: einer umfassenden Sorge um die Lebensgrundlagen für die künftigen Generationen und die Bedürfnisse der Menschen.



Wirtschaft ist Care: Was dies heisst, zeigt der von Kati Rickenbach gestaltete Comic lustvoll und fundiert. Der Comic kann über info@frauensynode.ch kostenlos bestellt werden.

Frauenweis(s)heiten im Februar 2020

Liebe Leserinnen und Leser

Für viele Frauen der aktuellen GrossmütterGeneration war es nicht einfach, den persönlichen Lebensweg zu finden. Die traditionellen Rollenbilder waren gesellschaftlich tief verankert. Die politischen Rahmenbedingungen angepasst an das Familienmodell des Mannes als Ernährer, der Frau als Mutter und Hausfrau. Der öffentliche Raum war dem Mann vorbehalten. Das ist noch heute vielerorts sichtbar.

Je nach Umfeld wagten die Frauen auf unterschiedliche Weise den Aufbruch, die einen früher, die anderen später. Für die Bauerntochter Cécile Malevez-Bründler waren die Geburten der beiden Töchter wegweisend. Sie leistete Pionierarbeit und engagierte sich jahrzehntelang für eine Geburtsvorbereitung, bei der die Bedürfnisse der Frauen im Zentrum stehen. Damit machte sie vielen Frauen Mut, den eigenen Weg zu gehen. Mehr darüber lesen Sie in unserem Porträt.

Telsche Keese schildert ihr spätes Erwachen aus dem Dornröschenschlaf. Mit 82 Jahren möchte sie sich endlich als Individuum erleben. Auf der Suche nach dem Ich helfen ihr Neugier, Engagement und Gespräche.

Bernadette Kurmann freut sich über eine Nachricht aus Genf. Dort sollen künftig auf den öffentlichen Verkehrsschildern neben Männern auch Frauen und Kinder als Symbole vorkommen und zeigen: Der öffentliche Raum gehört allen.

Wiederum werden Sie zehnmals jährlich um die Monatsmitte Post von uns erhalten.

Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Den eigenen Weg als Frau gehen



«Den Rückblick auf meinen Lebensweg erfahre ich als Geschenk»

Foto & Text: Monika Fischer

Als einziges Kind hätte sie den elterlichen Bauernhof übernehmen müssen. Doch fehlte dazu der passende Mann. Später fand Cécile Malevez durch die Erfahrungen bei der Geburt der beiden Töchter ihre Bestimmung. Jahrzehntlang leistete sie Pionierarbeit im Bereich der Geburtsvorbereitung. Das Vertrauen in die eigene Intuition gab ihr immer wieder den Mut zum Wagnis. So auch beim Bau eines Hauses für gemeinschaftliches Wohnen. Eine rheumatische Erkrankung stellt die 76-Jährige vor eine neue Herausforderung.

«Meine Energie schien unerschöpflich. Ich hatte viele Ideen für Projekte und dachte, 100, ja 110 Jahre alt zu werden, weil ich das Leben so interessant und schön finde. Seit der Rheumaerkrankung vor acht Monaten muss ich mich damit auseinandersetzen, dass ich alt bin. Wenn der Körper macht, was er will, kann ich die Selbstbestimmung in den Kamin schreiben.» Cécile Malevez berichtet von ihrem geplanten Filmprojekt,

das sie aufgeben musste. «Jetzt ist wohl fertig mit neuen Projekten. Diese Einsicht ist schwer zu akzeptieren, obwohl ich spüre, dass es nicht mehr geht. Nun bin ich herausgefordert, mich mit persönlichen Themen zu befassen.»

Ihr vom Kummer gezeichnetes Gesicht verändert sich schlagartig, wenn sie von ihren beiden Enkelkindern erzählt, die sie regelmässig hütet. «Diese Abwechslung ist für mich enorm wichtig. Die Kinder bereiten mir eine Riesenfreude und erfüllen mich.» Dankbar ist sie auch für ihre Wohnsituation, kann sie doch bei Bedarf auf Unterstützung zählen.

Vision fürs Wohnen im Alter realisiert

Seit 13 Jahren wohnt sie in einem Mehrfamilienhaus mit Gemeinschaftsraum. Das Projekt entstand auf ihre Initiative. Sie wohnte in einem Reihenhaus auf drei Stockwerken, ihre verwitwete Freundin in einer 5-Zimmer-Wohnung. Die beiden Frauen suchten nach dem Auszug der Kinder nach einer Lösung fürs Alter. Beiläufig erzählte Cécile einem Kollegen von ihrer Vision, im Alter am Hang mit Blick auf den Sarnersee zu wohnen. Dieser erzählte ihr von einem Bauplatz, der von einer Erbgemeinschaft zum Verkauf stehe. «Da fiel mir die Idee eines Mehrfamilienhauses für gemeinschaftliches Wohnen wie selbstverständlich zu.» Sie überlegte nicht lange und packte zu. Die Freundinnen veräusserten ihr Wohneigentum, kauften den Bauplatz, zogen einen Architekten bei und realisierten das Mehrfamilienhaus mit fünf Wohnungen und einem grossen Gemeinschaftsraum. «Das Zusammenleben verändert sich immer wieder und gestaltet sich zyklisch», fasst sie ihre Erfahrungen zusammen. «Anfänglich trafen sich Einzelpersonen und Familien wöchentlich zum gemeinsamen Mittagessen. Die Kinder wurden älter, die Mütter wieder vermehrt berufstätig, die Bedürfnisse änderten sich, so dass wir uns heute spontan in verschiedenen Zusammensetzungen mal zum Essen, zum Apéro, zum Plaudern treffen.»

Suche nach eigenem Weg

«Das Vertrauen in meine Intuition gab mir immer wieder den Mut, etwas zu wagen», freut sich Cécile im Rückblick auf ihre Vergangenheit. Als einziges Kind wuchs sie auf einem Bauernhof auf. Ihr Vater litt darunter, «nur» eine Tochter zu haben, was sie zeitlebens prägte. Wie selbstverständlich besuchte sie die Bäuerinnenschule. Als sich der passende Bauer nicht einfand, sah sie für sich keine Zukunft als Bäuerin. Sie fand Arbeit in verschiedenen Institutionen für suchtbetroffene Menschen und besuchte berufsbegleitend die Schule für Sozialarbeit. Nach der Ausbildung arbeitete sie im Ulmenhof in Ottenbach, einer entwicklungs- und ressourcenorientierte Therapie-

station für substanzabhängige Menschen. Bald wusste sie: «Ich will nicht ein Leben lang Feuerwehrarbeit machen.» Für den Aufbau eines Projektes suchte sie ein grosses Haus, in dem Menschen nach einem Therapieaufenthalt wohnen und arbeiten und so Struktur und Heimat finden können. Im Kanton Obwalden fand sie ein passendes Haus. Doch griff die Idee nicht, die Menschen aus Zürich wollten nicht aufs Land ziehen.

Selbstverwaltete Wohn- und Hausgemeinschaft

Inzwischen verheiratet, gründete sie mit ihrem Mann und anderen Interessierten eine selbstverwaltete gemeinschaftliche Haus- und Arbeitsgemeinschaft. Diese bestand neben Einzelpersonen aus einer Familie mit vier Pflegekindern und ihrer eigenen Familie. Sie lebten sehr bescheiden von Selbstversorgung mit Gemüse aus dem eigenen Garten und stellten für den Lebensunterhalt Boutiqueartikel her. Mit Bilderrahmen aus verschiedenen Hölzern brachten sie ein neues Produkt auf den Markt, das sie an Messen präsentierten. «Das Geschäft lief super. Es gab eine Zeit, wo mein Mann in der ganzen Schweiz herumfuhr, um das passende Holz für die beliebten Bilderrahmen zu finden. Mit der Zeit erweiterten wir das Angebot. Schlussendlich beschäftigten wir bis zu 15 Personen, und das alles selbstverwaltet! Es war abenteuerlich, herausfordernd und lehrreich. Mit unserer ungewohnten Lebensweise waren wir jedoch für das Dorf eine echte Herausforderung.»

Geburt als wegweisende Erfahrung

Nach acht Jahren flatterte die Kündigung ins Haus, und alle Beteiligten gingen ihren eigenen Weg. «Für uns hatte das Leben in der WG ohnehin nicht mehr gestimmt. Wir brauchten nach der Geburt der beiden Töchter mehr intimen Raum für uns als Familie.» Überhaupt waren die beiden Geburten das zentrale Ereignis im Leben von Cécile Malevez. Sie verstand nicht, warum Kurse zur Geburtsvorbereitung bis Ende der 1970er-Jahre nur den werdenden Müttern angeboten wurden. Vor der Geburt der zweiten Tochter 1980 fand sie in Zürich eine einzige Hebamme, die für die Geburtsvorbereitung auch die Väter zuließ. Die einschneidenden Erfahrungen der beiden Geburten veränderten ihr Leben und ihren beruflichen Werdegang. «Eine Geburtsvorbereitung war für mich mehr als richtiges Atmen und Pressen. Wichtig waren dabei auch die psychosozialen Aspekte. Die Frauen sollten wissen, was bei einer Geburt geschieht und im Rhythmus ihres Körpers und gemäss ihren Bedürfnissen gebären können.» Deshalb besuchte sie erneut die Kurse ihrer ehemaligen Hebamme und bat diese, sie von Frau zu Frau in psychosozialer Geburtsvorbereitung auszubilden. «In zahlreichen Gesprächen befähigte sie mich, selber Kurse anzubieten.» Cécile Malevez erarbeitete ein eigenes Konzept und besprach dieses mit Gynäkologen und anderen Fachleuten. Ihre ersten Kurse im Bekanntenkreis stiessen auf ein enormes Bedürfnis. Durch Mund-zu

Mund-Propaganda wurde sie in der ganzen Innerschweiz bekannt. Über 2000 Paare hat sie in drei Jahrzehnten auf die Geburt vorbereitet. Seit der Scheidung verdiente sie damit ihren Lebensunterhalt.

Kursleiterin auch in Bosnien

Bald konnte sie nicht mehr alle Anfragen allein bewältigen. Zusammen mit Fachpersonen und im ständigen Austausch mit Hebammen baute sie einen zweijährigen Kurs für Ausbilderinnen mit Anerkennung in Erwachsenenbildung auf. «Wenn wir eine natürliche Geburt mit einem Haus vergleichen, entwickelten wir dazu einen Baustein nach dem anderen und fügten alles zusammen.» Mit der Befähigung von über 100 Geburtsvorbereiterinnen legte sie den Grundstein für eine Ausbildung, die heute in den Händen der Hebammen liegt. Für diese Pionierarbeit wurde sie 2001 mit dem Lebensraum-Preis ausgezeichnet. Mehr noch als diese Ehrung freuen sie die vielen Echos von Frauen: «Die Kurse haben mich gestärkt, meinen persönlichen Weg als Frau zu gehen.» Im Kontakt mit einer geflüchteten Hebamme aus Bosnien entstand die Idee, auch dort Kurse für Gesundheitsvorbereitung anzubieten. Gemeinsam erarbeiteten die beiden Frauen ein Konzept für ein vierjähriges psychosoziales Projekt zur Betreuung von Schwangeren und Frauen. 1990 wurde der erste von der Deza finanzierte Kurs erfolgreich durchgeführt. Mit Unterstützung durch Cécile Malavez baute die ehemalige Flüchtlingsfrau in Bosnien ein Mütter-Gesundheitszentrum erfolgreich auf.

Kreativ auf Bedürfnisse reagiert

Bei einer Mutterschaftsvertretung bei der Stelle für Gesundheitsförderung im Kanton Obwalden stellte Cécile fest: «Häufig werden Menschen, die es am nötigsten hätten, mit Angeboten nicht erreicht. Daraus folgerte sie: «Um ein Thema unter die Leute zu bringen, muss es mit guten Beispielen visualisiert und in deren Wohnungen gebracht werden.» Bald im Pensionsalter wurde sie erneut aktiv. Auf der Basis des Vereins für Familien- und Frauengesundheit FFG schuf sie als Produzentin in enger Zusammenarbeit mit Fachpersonen und mit Annemarie Friedli, die früher als Regisseurin beim Schweizer Fernsehen gearbeitet hatte, fünf Videofilme zu den Themen Schwangerschaft-Geburt-Elternschaft, Postnatale Erschöpfung und Depression, Pflegenden Angehörige, Angehörige von psychisch kranken Menschen sowie Kinder von psychisch kranken Eltern (www.ffg-video.ch). Die Filme und die damit verbundenen Veranstaltungen fanden sehr guten Anklang. Umso mehr bedauert sie, dass sie ein weiteres geplantes Filmprojekt aufgeben musste. Doch ist sie nicht müde geworden, muss ihre Kräfte jedoch vorläufig vor allem für sich einsetzen. «Ich war im Leben stets auf die Zukunft angelegt. Jetzt erfahre ich den Rückblick auf meinen Lebensweg als echtes Geschenk.»

Wer bin ich, und wer bist du?

Telsche Keese

Heutzutage schreit es aus allen Medien: «Werde du selbst!» Wie das gehen soll, wissen wir eigentlich nicht. Dabei scheint es so einfach, wenn Pestalozzi sagt, «Liebe und Beispiel» seien die Schlüssel dazu. Es heisst nichts anderes als: «Seid lieb zu Kindern und geht mit gutem Beispiel voran.» Ich weiss allerdings auch mit meinen 82 Jahren noch nicht, wer ich bin. Ich wurde in Berlin geboren und war acht Jahre alt, als der Vater tatsächlich aus dem Krieg zurückkehrte. In bester Absicht riss er sofort als Mann, der das Sagen hat, das Ruder wieder an sich.

Was er im Sinne Pestalozzis angestrebt hatte, wurde jäh durch den Krieg unterbrochen. Meine Mutter war während seiner Abwesenheit überfordert, für sie galt es, fünf Mäuler zu stopfen, das musste genügen. Kein Wunder, dass jedes Kind seine eigene Art entwickelte, die kargen, lieblosen und entbehrungsreichen Zeiten zu überstehen. Ich als Jüngste fiel in einen tiefen Dornröschenschlaf, bis ich endlich nach vielen Jahren erwachte und das Dornengestrüpp niedertrat: Da hatte ich tausend Fragen.

Weggefährten auf dem Weg zum ICH

Warum verweigerte mein Vater mir meine Berufswünsche? Warum scheute meine Mutter das stolze Wort «ich»? «Man» war schuld, «die anderen» waren es, nie sie. Warum nannte sie mich «gefallenes Mädchen», als ich nach einer braven 1950er-Jahre-Schülerparty mit offenen Haaren nach Hause kam und sie sah, dass ich plötzlich eine lange Hose trug? Wie war es möglich, dass ich mir ihr kleines ICH zu eigen machte, sah ich nicht, dass sie als «Frau im Laufgitter» gefangen war? Konnte ich nicht erkennen, wie kleinwüchsig ich innerlich blieb und angepasst bis zur Unkenntlichkeit, obwohl ich – nach einem Ausbruch als Schülerin von zuhause – starke, unbekannte Kräfte in mir spürte? Junge Leute von heute entgegenen mir mit einem Achselzucken: «Ach, das war so, das war die Zeit damals.» Ja, damit haben sie recht, es waren Kriegszeiten, Hungerzeiten, ich vergesse es nie.

Verdrängen oder den Geist aus der Flasche befreien

Äusserlich habe ich funktioniert, die innerliche Befindlichkeit immer bis zur Un-erträglichkeit unter dem Deckel gehalten. Meinen Eltern habe ich nach damaligen

Vorstellungen keine «Schande» gemacht, wenn ich mich bei meinem Zukünftigen in der Schweiz aufhielt. Es war so. 1966 habe ich in Zürich geheiratet und die Sicherheit gefunden, die ich brauchte. Die Tür hatte ich hinter mir zugeschlagen, und das setzte ungeheure Lebenslust in mir frei. Es kamen harte Jahre, aber es ging flott voran. Drei Kinder habe ich gross gezogen nach dem traditionellen Muster: Er ist der Ernährer, sie kümmert sich um Kinder und Haushalt.

Sehr spät habe ich mich aufgemacht, mich nicht mehr nur als Mutter, als Teilzeitpensensjägerin, als ausgleichende Ehefrau, als «Beauftragte für soziale Kontakte» und nicht zuletzt nur als Grossmutter zu verstehen. Ich will mich endlich als Individuum erleben, so wie ich vielleicht am Anfang meines Lebens gedacht war.

Das Eigene zu suchen macht zufrieden

Die Frage bleibt: Was ist das Eigene, Unverwechselbare in mir? Ich probiere aktiv, es herauszufinden, bin ruhelos, möchte wissen, was in mir steckt, indem ich mich in Gruppen engagiere, Gedankenaustausch suche und neugierig bleibe. Wenn ich das tue, erlebe ich mich endlich in Harmonie mit mir selbst. Ich bin dann ganz bei mir. Ich verstehe sehr gut, warum Grosseltern so verzückt kleinen Kindern beim unbekümmerten Spielen zusehen. Dann werden wir alten Menschen nachdenklich. Wir vergleichen die heutige mit unserer vergangenen Zeit und hoffen, dass die lieben Kleinen es schaffen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen, wann auch immer.

AKTUELL

Der öffentliche Raum gehört allen

Bernadette Kurmann

Kürzlich ärgerte ich mich an einer Tischrunde darüber: «Die WCs der Frauen befinden sich fast in jedem Lokal zuhinterst oder dann im unteren Stock. Diejenigen der Männer sind meist an vorderster Stelle und leicht erreichbar.» Von den Männern erntete ich nur ein müdes Lächeln – in dem Sinne: «Hat die Probleme, typisch eine Feministin.» Ich war verletzt, denn ich bin überzeugt, dass das Problem tiefer liegt.

Die Anordnung von Frauen- und Männer-WCs in öffentlichen Gebäuden hatte mich schon früher beschäftigt. Ich suchte nach Gründen für das eigenartige Konzept: zuerst

Männer-WCs, dann diejenigen der Frauen. Müssen Männer häufiger? Wahrscheinlich nicht, denn Warteschlangen gibt es vor allem vor Frauen WCs – ich denke nicht nur wegen der Pissoirs. Und befinden sich in den Frauen WCs nicht fast überall die Wickeltische? Also würde es Sinn machen, ihnen einen bevorzugten Ort einzuräumen. Ich fragte meinen Mann, einen Architekten. Er konnte mir keine schlüssige Antwort für diese übliche Anordnung geben. So ziehe ich mein persönliches Fazit: Der Grund ist Gewohnheit. Früher waren vor allem Männer im Ausgang. Die Beizen und Restaurants waren ausschliesslich auf Männer eingerichtet. Als die Frauen sich das Recht nahmen, auch öffentliche Orte aufzusuchen, wurden deren WCs irgendwo dazu gebaut. Schliesslich hatten die Planer diese Anordnung bis in die Neuzeit weitergeführt.

Neulich wartete ich an einer Ampel. Ich sah das rote Männchen und dachte mir: «Warum ist stets das männliche Geschlecht auf Ampeln und Verkehrszeichen abgebildet? Der Mann soll anhalten, der Mann darf bei Grün über die Strasse – und die Frauen und Kinder...?» Ich komme zur gleichen Antwort wie bei den WCs: Anfänglich fuhren nur Männer Autos. Um den zunehmenden Verkehr zu regulieren, erfand man diese männlichen Symbole. Logisch, denn damals waren Männer die Ansprechpartner. Die Symbole sind Relikte aus alter Zeit. Ist es nun lächerlich, wenn mich diese männlichen Symbole ärgern? Nein, finde ich. Denn was sagen uns solche Symbole und die Männer-WCs an vorderster Front? Nichts anderes als: Der öffentliche Raum gehört dem Mann – nach wie vor.

Wie freute ich mich in diesen Tagen über eine Nachricht aus Genf. Die Stadt will die Hälfte all ihrer Verkehrsschilder austauschen. Womit? Mit Symbolen, auf denen auch Frauen zum Halten aufgefordert werden, und Frauen erlaubt wird, über den Fussgängerstreifen zu gehen usw. Ein Detail? Finde ich nicht. Denn damit wird signalisiert, dass der öffentliche Raum allen gehört: Frauen und Männern, Alt und Jung.

Vor Jahrzehnten schon wurde die Frage nach dem öffentlichen Raum diskutiert. Damals ging es vor allem um Räume, die zu wenig ausgeleuchtet waren, um Parkplätze im dritten Untergeschoss, um unübersichtliche Parks, wo sich Frauen fürchten mussten. Hier ist in der Zwischenzeit einiges geschehen: Frauenparkplätze, bessere Beleuchtungen usw. Geht es nach der Genfer Stadtpräsidentin Sandrine Salerno, reicht es aber nicht, nur Angst-Räume für Frauen zu beseitigen. Ihr Anliegen ist umfassender: Ihr geht es um Gleichberechtigung im öffentlichen Raum. Grossartig, dass es immer mehr Politikerinnen mit dem fraulichen Blick gibt. Grossartig auch, dass sie sich um diese Themen kümmern!

Frauenweis(s)heiten im März 2020

Liebe Leserin, lieber Leser

Als erste Generation können viele Seniorinnen und Senioren in der westlichen Welt nach der Berufsphase ein gesundes aktives Alter erleben. Vieles ist für sie möglich. Sie können reisen, Neues lernen, sich für andere engagieren – und sich verlieben. Dies erfahren wir im Porträt.

Ihr Leben lang war Verena Waser auf der Suche nach der Liebe. Nach vielen harten Schicksalsschlägen hat sie im Alter ihre grosse Liebe gefunden und freut sich: «Noch nie ging es mir so gut wie heute.»

Was ist ein genussvolles Leben im Alter? Dazu gibt es die verschiedensten Vorstellungen und Wünsche. Wichtig ist, sich nicht von anderen Meinungen beeinflussen zu lassen, sondern das zu tun, was für den jeweiligen Menschen richtig und stimmig ist.

Manche Frauen schmunzeln insgeheim über das sichtliche Leiden ihrer kranken Männer und Söhne. Nun ist wissenschaftlich erwiesen, dass Männer eine Grippe tatsächlich stärker erfahren als Frauen. Das hat unter anderem mit dem Sexualhormon Östrogen zu tun. So wirkt das Immunsystem der Frauen schneller und aggressiver gegen Krankheitserreger.

Angesichts der aktuellen Epidemie wünschen wir Ihnen Zuversicht und die nötigen Abwehrkräfte gegen das Coronavirus und andere Viren.

Wiederum werden Sie zehnmals jährlich um die Monatsmitte Post von uns erhalten.

Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«Ich danke Gott jeden Tag»



Ein Leben lang hat Verena Waser nach Liebe gesucht. Mit 83 hat sie sie endlich gefunden.

Foto & Text: Bernadette Kurmann

«Ich habe ein Leben lang nach Liebe gesucht, aber ich wusste nicht, was das ist», sagt Verena Waser*. Ihre Mutter war lieblos. Sie missbrauchte ihre Tochter als Magd. Sie war immer krank, also übernahm Vreneli die Mutterrolle. Nach der Schule arbeitete die junge Frau in diversen Familien und wurde ausgenutzt. Sie heiratete zweimal. Liebe gab es in beiden Ehen wenig, aber vier Kinder, die sie später alleine aufzog. Zwei davon starben in jungen Jahren. Sie vertraute stets auf Gott, aber in ihrer Kindheit lernte sie, dass dieser nur kontrolliert und straft. Dreissig Jahre lang lebte sie in einer religiösen Gemeinschaft, bis sie dachte, Gott beinhalte mehr. «Noch nie ging es mir so gut wie heute», sagt die 83jährige und strahlt: «Ich habe die Liebe meines Lebens gefunden.»

Verena Waser* war die einzige Tochter. Sie hatte einen älteren Bruder und bald auch einen jüngeren. Als Mutter wieder schwanger war, wünschte sie sich nichts sehnlicher als eine Schwester. Sie haderte mit Gott, als es noch einmal ein Bruder war. Aber sie

war schlau. Der kleine Bruder hatte Locken und war wunderschön. Mutter war ständig krank, und Verena musste oft die Schule schwänzen und den kleinen Bruder hüten. Wenn sie mit ihm das Haus verliess, zog sie ihm süsse Kleider an und behauptete, es sei ihr Schwesterchen Marili. Das ging lange gut, bis Vater am Mittagstisch sich darüber wunderte, warum die Leute im Dorf ihn andauernd fragten, ob er Zwillinge habe. «Da musste ich Farbe bekennen.»

Vrenelis Familie lebte auf dem Areal einer Sägerei. Vater hatte dort eine Beschäftigung als Lastwagenfahrer. Sie liebte es, mit den Buben auf den Holzbrettern herum zu klettern. Eines Tages bemerkte sie Blut an den Beinen. Sie dachte, sie habe sich an einem Brett verletzt. Dann sah sie Blut in ihren Unterhosen. Sie wechselte die Hose und spielte weiter. Am Abend war die Hose wieder rot. Sie ging zu Mutter und fragte, was das bedeute: «Von heute an spielst du mir nicht mehr mit den Buben.» Das war ihre Aufklärung.

Eine gute Schülerin, gute Arbeiterin

Vreneli war eine gute Schülerin. In die Sekundarschule wollte sie nicht gehen, weil sie wusste, dass sie danach nichts lernen durfte. Es war ein Lehrer, der sich für sie einsetzte. «Von Kindsbeinen an war mir der liebe Gott wichtig.» Als sie im Religionsunterricht aufbekehrte, weil sie herausfand, dass etwas an der Lehre nicht stimme, erhielt sie zur Antwort: «Du würdest besser keine dummen Fragen stellen.» Sie stelle keine mehr.

Wie von ihr vorhergesehen, durfte sie nichts lernen und arbeitete nach der Schule in diversen Familien für fünfzig Franken im Monat. «Ich habe alles gemacht: bedient, gekocht, geputzt.» Eines Tages verbrühte sie sich mit Dampf am gesamten Körper. Der Arzt entschied, sie nicht ins Spital zu bringen, weil sie das Ausmass der Verbrennung nicht überleben würde. Sie hatte unerträgliche Schmerzen, und sie dachte, dass bald alles vorbei sei. «Dann wurde plötzlich alles klarer, und mir wurde immer wohler. Ich war im Licht und wusste, was Liebe ist. Ich habe mich so sehr angenommen gefühlt.» Sie überlebte und war traurig.

Von einem Bekannten erhielt Verena den Tipp, in einer Fabrik in der Nähe ihres Wohnortes Hosen zu nähen. Mit auf den Weg nahm sie seinen Ratschlag: «Wenn du das Tempo nicht schaffst, gehe einfach die Pille holen.» Als sie müde wurde, befolgte sie den Rat und bekam eine Pille, um wieder leistungsfähig zu sein. Das wiederholte sich oft mit der Konsequenz, dass ihre Niere bis heute nur noch zur Hälfte leistungsfähig ist.

Heirat und Scheidung

Verena Waser begegnete ihrem ersten Mann: «Mit zwanzig habe ich ihn kennengelernt, mit 25 geheiratet, und mit dreissig war ich geschieden. «Ein Glück, dass aus dieser Ehe keine Kinder entstanden. Wieder zeigte sich Verenas Klugheit. In einem Schaufenster sah sie das Buch «Liebe ohne Furcht». Sie sparte Geld und kaufte es. Darin erfuhr sie, dass Frauen nur ein paar Tage im Monat schwanger werden können und richtete das Zusammensein mit ihrem Mann danach aus. Bald merkte sie, dass es neben ihr noch viele andere Frauen gab und liess sich scheiden.

Scheidungen waren damals verpönt und von der Kirche nicht zugelassen. Der Entscheid, sich als Frau selber durchzubringen, brauchte Mut. Verena fand eine Arbeit in einer grossen Druckerei. Bald half sie dem Chef bei der Bedienung der Offset-Maschine, dann tat sie diese Arbeit alleine. Eines Tages hörte sie, wie der Vorarbeiter zum Chef sagte: «Sie arbeitet wie ein Mann, gib ihr auch den verdienten Lohn.» Dieser wollte nicht. Sie kündigte den Job und fand einen neuen mit fairer Bezahlung. «800 Franken im Monat, das war ein toller Lohn. Ich blieb dort bis zur Geburt unserer ersten Tochter.»

Zweite Heirat und vier Kinder

Ihren zweiten Mann lernte sie in der religiösen Gemeinschaft kennen. Er suchte eine Frau aus diesem Umfeld. Das war die Grundlage ihrer zweiten Ehe. Liebe fand sie auch darin nicht. Aber sie bekam zwei wunderbare Töchter: «Ich war so glücklich, als ich ein Mädchen, dann ein zweites bekam. Das hatte ich mir immer gewünscht». Für Verena war die Kinderfrage damit abgeschlossen, wurde sie doch demnächst vierzig. Aber ihr Mann wünschte sich einen Stammhalter. Also bekam Verena – eine dritte Tochter. Für sie war das Glück perfekt, aber ihr Ehemann wünschte sich noch immer einen Sohn. «Den musst du adoptieren. Ich werde keine Kinder mehr haben», sagte sie ihm. Tatsächlich machte sich das Paar auf die Suche nach einem Adoptivkind und fand Martin, einen sechsjährigen Buben aus Korea.

Suche nach Gott

In der religiösen Gemeinschaft fühlte sich Verena Waser lange Zeit wohl. Sie durfte sich entfalten, die Gemeinschaft entdeckte ihre Fähigkeiten. Sie gab Unterricht in der Sonntagsschule. Bald wurde ihr diese Welt zu eng: die vielen Vorschriften und die Kontrollen. Nach dem eigenen Willen zu leben, war unmöglich. Auch dieses Gottesbild passte nicht zu ihrer Vorstellung des Göttlichen. «Gott ist die Liebe und hat uns so erschaffen, dass wir Fehler machen. Wir müssen uns entwickeln.»

Es kommt zum Bruch auch mit dem zweiten Ehemann. Wieder ist Verena alleine, doch sie hat vier Kinder zu betreuen. Verena ist sparsam und zieht das Gemüse im eigenen Garten. Sie strickt und näht alle Kleider. Die Kinder werden grösser, und sie verträgt Zeitungen. «Ich war sportlich, und so schaffte ich zwei Runden an einem Morgen.» In Pension ging sie mit 72 Jahren.

Tod von zwei Kindern

Die Kinder wurden erwachsen, hatten gute Berufe gelernt und zogen aus. Martin und die jüngste Tochter bekamen wunderbare Kinder. Dann starb Martin plötzlich mit 41 Jahren an einem Riss der Aorta. Jede Hilfe kam zu spät. Verena konnte es nicht fassen, als sie den jungen Mann tot im Sarg liegen sah: «Ich dachte, er stehe jetzt auf, und habe mit mir nur einen Scherz gemacht.» Leider war es nicht so.

Damit nicht genug. Sieben Jahre später bricht ihre Tochter Nadine im Bad zusammen: Diagnose Hirntumor, eine sehr aggressive Form. Sie ist 41 Jahre alt. Die Tochter wusste, dass sie sterben wird. Einmal sagte sie zur Mutter: «Ich hätte so gerne gesehen, wie meine beiden Töchter gross werden.» Nadine ging es immer schlechter. Verena besuchte sie und ahnte, dass es das letzte Mal sein könnte. Die Tochter lag reglos im Bett und hatte die Augen geschlossen. Verena hätte gerne mit ihr geredet, doch sie schien nicht ansprechbar. Trotzdem sagte sie ihr alles, was ihr auf dem Herzen lag: «Wie habe ich mich gefreut, als du zur Welt kamst. Wie hatten wir es gut zusammen. Weisst du, es fällt mir unsäglich schwer, dich gehen zu lassen. Aber ich lasse dich los, weil ich aus eigener Erfahrung weiss, wie schwer es ist, wenn man nicht gehen kann.» Die Tochter nahm die Arme unter der Decke hervor und umarmte sie. «Das gab mir die Kraft, ihren Tod zu akzeptieren. Das war vor drei Jahren. Ich vermisse sie täglich.»

Die Liebe gefunden

Viele Menschen würden an all den Schicksalsschlägen zerbrechen. Nicht Verena Waser. Obwohl sie eine ganz kleine Rente bezieht und auf Ergänzungsleistungen angewiesen ist, sagt sie: «Mir ist es noch nie so gut gegangen wie heute.» Der Grund dafür ist ihre erste grosse Liebe. Sie haben sich vor zwei Jahren beim Jassen getroffen und fühlten sich auf der Stelle seelenverwandt. Er ist sieben Jahre jünger als sie, und beide leben in ihren Wohnungen. Zweimal pro Woche sehen sie sich: einmal hier, einmal dort. «Er ist so hilfsbereit und liebenswürdig. Ich danke Gott jeden Tag für diese Freundschaft.»

**Name geändert*

Das Leben im Alter geniessen

Monika Fischer

«Warum genieusst du nicht einfach dein Leben?» Oder: «Warum arbeitest du noch so viel? Du könntest es doch so schön haben!» Wie oft höre ich solche Sätze. Die Rezepte für ein genussvolles und schönes Leben im Alter werden gleich mitgeliefert: Ich sollte spazieren, reisen, Kaffee trinken, jassen, Leute treffen. «Ich genieesse doch mein Leben in vollen Zügen. Es gibt für mich nichts Schöneres, als ein aktiver Teil der Gesellschaft zu sein», antworte ich jeweils. Gleichzeitig frage ich mich, warum andere Menschen zu wissen meinen, was für mich gut ist und welche Vorstellungen sie von einem guten Leben im Alter haben.

Als freischaffende Journalistin bin ich gar nie pensioniert worden. Während der Familienzeit konnte ich meinen Beruf nur beschränkt ausüben und hatte einen gewissen Nachholbedarf. Zudem war mein um acht Jahre jüngerer Partner bis vor kurzem voll berufstätig. So konnte ich mich im AHV-Alter neben meinem Grossmutter-Hütetag voll dem Schreiben und meinen Projekten widmen.

Und doch gab es eine Zeit, in der ich mir die gutgemeinten Ratschläge zu Herzen nahm. Ich versuchte, mehr Tage freizuhalten und unternahm längere Spaziergänge. Regelmässig kehrte ich in ein Café ein, las verschiedene Zeitungen – und ass dazu meistens eine Crèmeschnitte. Die Folgen zeigten sich nicht nur auf der Waage. Mehr und mehr fühlte ich mich unausgefüllt, leer – und kehrte rasch zu meinem gewohnten Lebensrhythmus zurück.

Auch ich liebe es, zu wandern, zu reisen, zu jassen, gemütlich einen Kaffee zu trinken. Ich schätze es umso mehr, wenn es nicht allzu häufig vorkommt. Ebenso liebe ich es, aktiv zu sein, mich einzubringen, in Projekten zu engagieren und mit Lust und ungebrochener Schaffenskraft Artikel über Themen zu schreiben, die mich interessieren. Natürlich gibt es den Moment vor dem leeren Blatt, wo ich mich frage: Warum hast du dich auf diese Arbeit eingelassen? Umso grösser ist die Genugtuung, wenn der Text fertig ist. Ähnlich geht es mir manchmal vor freiwilligen Einsätzen. Es kann bei schönem Wetter eine Überwindung brauchen, an den Treff mit Asylsuchenden zu gehen,

anstatt eine Wanderung zu machen. Und doch kehre ich bereichert nach Hause zurück. Dasselbe gilt für die strengen Projektreisen ins Ausland, bei denen ich erfahre: Ich bekomme viel mehr zurück, als ich geben kann. Gerade diese Reisen zeigen mir, wie privilegiert ich bin. Ich kann auch im Alter tun, was mich interessiert und für mich stimmig ist.

Andere Menschen setzen andere Schwerpunkte. In keiner Lebensphase ist die Vielfalt und Bandbreite an Interessen und Möglichkeiten grösser als im Alter. Entsprechend breit sind die Vorstellungen über ein schönes und genussvolles Leben im Alter. Die 90-jährige Künstlerin freut sich an der Vernissage ihrer Ausstellung aufs Weitermalen am nächsten Tag. Die 82-Jährige erzählt begeistert von ihren vielen Reisen und den Tennisferien. Die 66-Jährige geniesst nach einem arbeitsintensiven Berufsleben das Zusammensein mit den Enkelkindern. Die 70-Jährige freut sich nach einem Schlaganfall im Pflegeheim auf jeden Besuch. Die Beispiele könnten endlos weitergeführt werden.

Das Leben im Alter hat sich in der westlichen Welt in den letzten Jahrzehnten massiv verändert. Wir sind die erste Generation, die ein aktives drittes, manchmal sogar viertes Lebensalter, oft bei guter Gesundheit, erleben darf. Denn auch die Aufteilung in ein aktives drittes und abhängiges viertes Lebensalter stimmt nur noch teilweise. Während sich das Alter äusserst vielgestaltig entwickelt, haben sich die traditionellen Vorstellungen und Bilder über alte Menschen hartnäckig gehalten. Noch immer spuken das Grosi mit dem Hupi und einer Strickarbeit und der Grossvater mit Hut und Spazierstock in den Köpfen herum.

Deshalb ist es an uns, die traditionellen Altersbilder mit unserem Leben aufzubrechen und neu zu füllen.

«Männerschnupfen»

Bernadette Kurmann

Ich erinnere mich heute noch daran, wie wenn es gestern gewesen wäre: Wenn mein Vater erkältet war, gab es nichts zu lachen. Er war krank, so richtig krank. Er war kaum ansprechbar, sass herum oder torkelte durchs Haus und trug stets ein Beret. Legte er es ab, war Vater wieder gesund. Die Frauen im Haus schmunzelten hinter versteckter Hand. Ja, wir fanden schon, dass Vater ein zu grosses Aufsehen machte wegen eines «Schnupfers». «Der starke Mann, typisch», hiess es alleweil. Auch ich finde, einen Schnupfen einzufangen, ist unangenehm, und ich spreche jetzt nicht vom Coronavirus. Du fühlst dich immer unwohl, gehörst weder ins Bett noch zur Arbeit. Durch die sieben Tage musst du hindurch, ob du willst oder nicht. Mein Mann gehörte nie zu diesen «starken Männern». Er hielt den Schnupfen alleweil tapfer aus.

Von Schwangeren und Männern

Jetzt habe ich Schwiegersöhne, und neulich tauchte der Begriff «Männerschnupfen» auf. Ei, wie spitzte ich da die Ohren und wollte wissen, was es damit auf sich hat! Meine Töchter erzählten, die Erkältung habe ihre Männer richtiggehend dahingerafft – für mehr als eine Woche. Die eine spöttelte wie ich früher: «Ja, die Männer!» Die andere zeigte eher Verständnis. Sie ist gerade schwanger und hatte eine Erkältung eingefangen: «Es ging mir miserabel, wirklich. Und erholt habe ich mich lange nicht.» Sie frage sich, ob das mit ihrem momentanen Hormonhaushalt zusammenhänge. Damit aber nicht genug: Auch ihr Mann habe so sehr unter dem Schnupfen gelitten, er habe Tage im Bett verbracht. Sie überlege, ob der Hormonhaushalt der Männer daran schuld sei, dass sie einen Schnupfen weniger leicht als Frauen wegstecken. «Das kannst du vergessen», lachte ich: «Die Medizin hätte das schon längst herausgefunden. Ihre Forschung orientiert sich seit jeher vor allem an Männern.» Meine Tochter wirkte unerschlüssig.

Wissenschaftliche Schützenhilfe

Heute habe ich ihr einen Artikel geschickt, der genau ihre Vermutung bestärkt. «Die Männer sind anders krank», lese ich in der «Luzerner Zeitung» vom 19. Februar. Und: «Nun bekommen die verschnupften Männer Schützenhilfe von der Wissenschaft.» Wie

war ich platt. Tatsächlich bekommen Männer nach viralen Infekten häufiger Komplikationen, und sie sterben häufiger an einer Grippe.

Eine breit angelegte kanadische Studie zeigt auf, dass Männer eine Grippe tatsächlich stärker erfahren als Frauen. Der Grund liegt beim genetischen Unterschied. Frauen sind besser gerüstet gegen Grippeviren, weil sie zwei X-Chromosomen besitzen. Aber noch nicht genug. Es gibt auch eine hormonelle Seite. «Das weibliche Sexualhormon Östrogen regt die Vermehrung der spezifischen Abwehrzellen an.» Das Immunsystem der Frauen wirkt schneller und aggressiver gegen Krankheitserreger. Auf der anderen Seite vernachlässigt das Testostern die Immunabwehr. «Je höher der Testosteronspiegel eines Mannes, desto träger wird die Abwehr.»

Optimierung möglich

Der starke Mann leidet also tatsächlich stärker an Grippeerkrankungen als Frauen. Ich kapituliere – fast. Denn da gibt es auch unterschiedliche männliche und frauliche Verhaltensmuster, wenn es um die Gesundheit geht: Frauen waschen ihre Hände dreimal so oft wie Männer. Männer essen weniger Obst und Gemüse, klagen mehr über Stress im Job. Und, das ist leider auch so: Männer gehen oft zu spät zum Arzt. Männer könnten sich also besser rüsten gegen Vireninvasionen. Aber all das ändert nichts daran, die Leiden der Männer während eines Schnupfens ernster zu nehmen. Ich werde in Zukunft nichts mehr zu lachen haben.

Frauenweis(s)heiten im April 2020

Liebe Leserin, lieber Leser

Seit unserem letzten Newsletter hat sich unser Leben schlagartig verändert. Manches scheint zu sein wie vorher – und ist doch ganz anders. Das irritiert, verunsichert und ist schwer zu fassen. Manche ältere Menschen haben Mühe, als Teil einer Risikogruppe mit den einschränkenden Massnahmen zurechtzukommen und von anderen abhängig zu sein. Gleichzeitig freuen sie sich über das rasch entstandene Netz der Verbundenheit und der Solidarität, und sie sind dankbar für die Hilfsbereitschaft vieler Menschen.

Im Porträt stellen wir eine Frau vor, die in ihrer Kindheit von einem Tag auf den andern ohne Erklärungen in eine fremde Realität versetzt wurde. Später brachte ein weiterer Schicksalsschlag grundlegende Veränderungen in ihren Alltag. Trotzdem hat Annemarie Iten ihre Lebensfreude nicht verloren, im Gegenteil. Mit dem Blick auf das weltweite Geschehen ist sie dankbar für das, was sie hat. Mutig setzt sie sich dort gegen Ungerechtigkeiten ein, wo sie etwas verändern kann.

Bernadette Kurmann wurde schon zu Beginn der Corona-Krise von ihren Töchtern auf die Gefährlichkeit von Covid 19 aufmerksam gemacht. Sie ärgert sich über alten Frauen, die zu Beginn der Krise die neue Lage nicht richtig einschätzen konnten. Wütend ist sie über Menschen, die sich über die Regeln des BAG hinwegsetzen und damit das Gesundheitssystem und die Schwächsten unserer Gesellschaft gefährden.

Könnten Robotik und Digitalisierung zu mehr Selbstbestimmung und grösserer Unabhängigkeit führen? Dies fragte sich eine Arbeitsgruppe der GrossmütterRevolution im Hinblick auf einen Workshop am Kongress Reclaim Democracy Ende Februar. Marie-Louise Barben kommt nach intensiver Auseinandersetzung mit der Thematik zum Schluss: «In einer ersten Phase im vierten Lebensalter ist es durchaus möglich, dass smarte Geräte uns das tägliche Leben erleichtern können. Aber sind sie ein Ersatz für menschliche Nähe?»

Was das Fehlen von Berührung, von körperlicher Nähe bedeutet, erfahren viele Menschen in diesen Tagen schmerzlich. Kleinere und grössere Freuden des Alltags, zum Beispiel ein gutes Gespräch oder das Beobachten der im Frühling neu erwachenden Natur mögen uns dafür entschädigen.

FrauenWeisheiten

In diesem Sinn wünschen wir Ihnen in dieser schwierigen Zeit Gesundheit und Zuversicht.

Sie werden auch in dieser Krisenzeit um die Monatsmitte Post von uns erhalten.
Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Unbequem und beharrlich im Einsatz für Gerechtigkeit



«Man muss vieles durchmachen, bis man im Leben spürt, was wichtig und was unwichtig ist», meint Annemarie Iten-Kälin.

Foto & Text Monika Fischer

Trotz vielen Schicksalsschlägen hat Annemarie Iten, 64, ihren Lebensmut nie verloren. Zehn Jahre begleitete sie ihre kranke Tochter bis in den Tod. In jener Zeit hörte sie von der Grabsteininschrift einer Frau in einer ähnlichen Situation: «Ihr Leben war Liebe und Aufopferung.» Sie wusste: «Das darf bei mir nie stehen. Obwohl ich meine Tochter über alles liebe, will ich auch zu mir Sorge tragen.» Wichtig ist ihr seit jeher der Einsatz für Gerechtigkeit. Deshalb engagiert sie sich für die Aufarbeitung der Geschichte der Heimkinder in der Schweiz. Im aktuellen Film «Hexenkinder» von Edwin Beeler erzählt sie von ihrem Leben im Kinderheim.

Der Auslöser für ihr Engagement war ein Brief des ehemaligen Heimleiters vor zwei Jahren. Er schrieb ihr, mit der Rückkehr an seinen ehemaligen Wirkungsort Einsiedeln

habe er dem lokalen Kulturverein eine DVD mit früheren Aufnahmen des Kinderheims übergeben. «Es darf nicht sein, dass der Öffentlichkeit nur die schöne Seite des damaligen Heimlebens präsentiert wird», empörte sie sich. Mit dem Brief und der Rückkehr des ehemaligen Heimleiters stiegen die Erlebnisse ihrer Kinder- und Jugendzeit wieder schmerzlich in ihr hoch.

Als Waise im Kinderheim

Sie erinnert sich noch an das grosse Haus, in dem sie als drittjüngstes von zehn Kindern lebte. Ihre Mutter starb mit 37 Jahren. Annemarie war sieben Jahre alt. Die älteren Geschwister sorgten für die Familie. Der Vater, Hausierer und Alkoholiker, nahm sich ein halbes Jahr darauf das Leben.

Die jüngeren Kinder kamen ohne Erklärungen und psychologische Hilfe in verschiedene Abteilungen des Kinderheims in Einsiedeln. «Die anderen Heimkinder lachten mich aus, weil mein Vater sich umgebracht hatte. Ich weinte und erzählte es einer katholischen Nonne. Sie hat mich abgewiesen. Erst später habe ich verstanden, warum: Selbstmord ist eine Todsünde.» Annemarie weinte oft und frass ihre Gefühle in sich hinein. «Ausgeliefert, wie wir waren, konnte man mit uns machen, was man wollte – an wen hätten wir uns wenden können?»

Das Leben im Heim war streng. Die Kinder von alleinstehenden Müttern, aus zerrütteten Familien oder eben Waisen galten als sittlich verwahrlost. Sie sollten mit zum Teil drastischen Massnahmen von den Sünden ihrer Eltern geheilt und zu Gott geführt werden. Annemarie machte mit den Klosterfrauen unterschiedliche Erfahrungen. «Es gab neben sehr strengen und lieblosen auch eine liebe Schwester, die mich nahm, wie ich war.»

Unterschiedliche Erfahrungen

Später löste ein Heimleiter, den sie «Vati» nennen mussten, die Klosterfrauen ab. Dieser teilte nicht nur Schläge aus. Für Annemarie war die psychische Gewalt ebenso schlimm. «Wenn, Vati' zur Strafe drei Wochen nicht mehr mit mir sprach, ich die Geschwister nicht sehen oder den geliebten Blauring nicht besuchen durfte. Zudem suchten wir Nähe, aber nicht so wie, Vati', der mir und anderen zu nahe kam.»

In jenen Jahren hat Annemarie die Erinnerung an ihre Mutter gehalten. «Ich trug das Bild in mir, wie sie mich stricken lehrte. Dies zeigte mir, dass ich einen Bezug zur Mutter hatte. Das gab mir Boden.» Sie staunt, wie viel ein Mensch erträgt, vielleicht, weil er auch Gutes erfährt. «Ich begegnete immer wieder Menschen, bei denen ich spürte,

dass sie auf meiner Seite waren.» Zudem gab es im Heim auch schöne Erlebnisse wie das Musizieren mit Orff-Instrumenten. Sie liebte es und konnte sich dabei entfalten.

Als Heimkind gebrandmarkt

In der Dorfschule fielen die Heimkinder mit ihren Schürzen und Ellbogenschonern auf. Zudem galten sie unbesehen als dumm. Annemarie war eine gute Schülerin. Trotzdem bestand sie die Prüfung für die Sekundarschule das erste Mal nicht. Da sie darauf beharrte, konnte sie die sechste Klasse wiederholen. Ihre Lehrerin, bei der sie das Schuljahr repetierte, schenkte ihr ein Tagebuch. Das Schreiben in Form eines Tagebuches ist seither ein wichtiger Begleiter. Danach bewältigte sie mühelos die drei Sekundarschulklassen. Gegen Ende der Heimzeit durfte Annemarie zu einer liebevollen Familie nach Sursee in die Ferien. Sie lernte hier auch, dass ein junger Mensch seine Meinung frei äussern darf.

Sie war 16, als die Situation eskalierte. Nachdem «Vati» sie ein letztes Mal auf den Kopf geschlagen hatte, um sie mundtot zu machen, berichtete sie ihrem Onkel von den Vorfällen. Dieser informierte die Behörden. Sie bestimmten eine Aufsichtskommission, die jederzeit unangemeldet das Heim und die Kinder besuchen und befragen durfte. Kurz darauf kündigte der Heimleiter. Die örtliche Presse informierte die Öffentlichkeit mit dem Hinweis «Die eigentlichen Gründe sind den «Eingeweihten» bekannt». Für die Kinder wurden per Inserat Pflegeplätze gesucht.

Annemarie kam für das letzte halbe Jahr der Schulzeit in eine Familie mit einem Restaurant, wo sie auch bei der Kinderbetreuung mithalf. Bei der Suche eines Praktikumsplatzes, der dazumal für die Ausbildung zur Kindergärtnerin notwendig war, wünschte sie sich einen Platz im Tessin. Da sie ein Heimkind war, wurde ihre Bewerbung mit der Begründung «Wir nehmen keine Heimkinder» abgelehnt. Beim Praktikum im Kinderheim Wettingen durfte sie eine neuzeitliche Führung eines Kinderheims erleben. Dies bedeutete für sie viel Arbeit, aber auch einen liebevollen Umgang zwischen den Menzinger-Schwestern, Praktikantinnen und Kindern.

Engagement für Familie und Gesellschaft

Sie besuchte das Kindergärtnerinnenseminars in Menzingen und genoss danach die Arbeit in ihrem Traumberuf. Mit ihrem Mann Christian wünschte sie sich vier Kinder. Das erste Kind verlor sie im dritten Monat. Umso grösser war die Freude über die Geburt von Michael (1981) und von Stefanie (1984). Nachdem sie nochmals zwei Kinder im 5. Monat verloren hatte, musste sie den Wunsch nach einer grossen Familie aufgeben. Stets aktiv packte sie neue Herausforderungen an, wo sie einen Bedarf sah.

Daneben bildete sie sich zur Katechetin aus. Sie stellte eine Spielgruppe auf die Beine, unterrichtete zehn Jahre Migrantinnen und Migranten in der deutschen Sprache. In der Freiwilligentätigkeit der Pfarrei baute sie die Gruppe junger Mütter auf.

Offene Gespräche – auch über den Tod

Die Tochter war sechs Jahre alt – ein lebhaftes Kindergartenkind – als sie die Diagnose einer unheilbaren Stoffwechselkrankheit bekam. Es war ein Schock für die Familie. «Ich musste zuerst Dampf ablassen, wurde krank und wieder aufgepäppelt», erinnert sich Annemarie Iten an die schweren Zeiten. 10 Jahre begleitete sie zusammen mit ihrem Mann die Tochter beim langsamen Abbau, der das ganze Leben umstellte. Eine rollstuhlgängige Wohnung, ein entsprechendes Auto, eine passende Schule und später ein Pflegeplatz mussten gefunden werden. Daneben arbeitete Annemarie Iten, um die Mehraufwendungen bezahlen zu können. Zusätzlich wollten sie ihren Sohn nicht vergessen. Schmerzlich mussten die Eltern miterleben, wie die Tochter eine Fähigkeit nach der andern verlor, nicht mehr gehen, nicht mehr selbständig essen und zeichnen konnte. Eine Kinderpsychologin und einfühlsame Ärzte unterstützte sie in diesen schweren Zeiten. Für sie als Mutter war es wichtig, in der Familie viel und offen zu sprechen, auch über den Tod.

Ein Engel auf Erden

Stefanie war 10, als Annemarie im Fernsehen die Geschichte einer Mutter sah, die alles für ihr Kind gegeben hat. Sie spürte: «Ich liebe mein Kind über alles, muss aber auch noch irgendwie Platz für mich haben.» Sie versuchte, neben allen Verpflichtungen immer auch etwas für sich zu machen. Kurz wegzugehen, um durch zu schnaufen, sich wieder zu finden und zu erden. Auf einen Berg steigen und nach der Anstrengung des Aufstiegs die Weite geniessen.

Nach Stefanies Tod schrieb und gestaltete sie das Erinnerungsbuch «Stefanie, ein Engel auf Erden». Beim Sichten der Fotos für das Buch stellte sie überrascht fest: «Es gab kein einziges Bild, auf dem Stefanie nicht lachte oder lächelte.» Die Gewissheit, dass Stefanie trotz allem ein glückliches Kind war, tröstete sie in ihrer Trauer um den grossen Verlust. In Gedanken an ihre Tochter schrieb sie: «Weisst du, man muss vieles durchmachen, bis man im Leben spürt, was wichtig und was unwichtig ist. Ja, ja, durch dich konnten wir so vieles lernen. Aus der Tiefe leben – aus dem Herzen leben – nicht einfach so oberflächlich etwas in die Welt hinausschreien, um gehört zu werden. Du hast es still getan.»

Es muss etwas geben über uns

Nach dem Tod der Tochter fiel Annemarie Iten in ein Tief. Doch ihre Liebe zum Leben war stärker; sie hat sich wieder aufgerafft. Mit 45 Jahren absolvierte sie an der Pädagogischen Hochschule Zug die berufsbegleitende zweijährige Ausbildung zur Lehrerin für die Unterstufe, was damals wegen des Lehrermangels möglich war. Danach liess sie sich zur Erwachsenenbildnerin ausbilden. «Ich musste immer etwas tun, sonst wäre ich durchgedreht.»

Sie liebt die Kinder und das Unterrichten. Deshalb freut sie sich, dass sie ihren Beruf auch noch ein Jahr über das AHV-Alter ausüben darf. Ihren Schülerinnen und Schülern gibt sie auch Religionsunterricht und bereitet Kinder auf den Weissen Sonntag vor. «Ich bin gläubig, aber kirchenkritisch. Die Kirche und der Herrgott sind für mich zwei Paar Schuhe. Ich denke, es muss etwas geben über uns, ich hätte es sonst nicht geschafft. Stefanie ist jetzt am richtigen Ort. Das gibt mir Kraft.» Viel Freude schenkt ihr auch der siebenjährige Enkel. «Er ist ein Goldschatz. Es ist wunderbar, wie er in der Welt lebt, temperamentvoll und willensstark.»

Unbequem und beharrlich

Die Rückkehr des ehemaligen Heimleiters ins Klosterdorf und die Nachricht von der DVD über die Freizeit im Kinderheim haben Annemarie Iten aufgerüttelt. Auf ihre Initiative verlangten die ehemaligen Heimkinder die Herausgabe der DVD und die Aufarbeitung der Geschehnisse im Kinderheim trotz Verjährung. Ihr Anliegen wurde durch Berichte im «Beobachter» und in der «Rundschau» unterstützt. Dieses Engagement hat das Klosterdorf aufgewühlt. Ein Teil der Bevölkerung möchte lieber ruhen lassen, was vor 40 Jahren geschah. Das bekam Annemarie Iten zu spüren. Sie scheut sich nicht, unbequem zu sein und bleibt beharrlich dran. «Bei allen den Schicksalsschlägen habe ich mich manchmal gefragt, wo der Sinn meines Lebens sei. Jetzt weiss ich, dass ich noch eine Aufgabe habe. Wir stehen in Verhandlungen mit dem Bezirk und wollen eine Aufarbeitung», erklärt sie bestimmt. Um dem Anliegen Nachdruck zu verleihen, berichtet sie auch im Film «Hexenkinder» von ihren Erlebnissen im Kinderheim. «Es gibt so viel Ungerechtigkeit und Missbrauch auf der Welt. Ich möchte etwas dagegen tun – dort, wo es mir möglich ist.»

Kraft dazu gibt ihr der Blick über die Nasenspitze hinaus auf das weltweite Geschehen. «Ich danke Gott, dass ich hier leben kann.»

Der Start zum Film «Hexenkinder» von Edwin Beeler mit Annemarie Iten und vier weiteren ehemaligen Heimkindern wurde vom April auf den September verschoben. www.hexenkinder.ch

Ich bin wütend

Bernadette Kurmann

Die Wut kam ganz langsam. Seit Tagen verkündete das BAG wegen des Coronavirus: Alte Menschen sind besonders gefährdet. Bleiben Sie zu Hause. Halten Sie Abstand zu anderen Menschen und waschen Sie sich oft die Hände! Grosseltern hüten ihre Enkel nicht mehr. Wir hörten aus China von Tausenden Toten, und auch in Italien war die Situation bereits besorgniserregend. Die Airlines hatten ihre Flüge zum Teil eingestellt oder verringert.

Meine Freundin schrieb mir per Mail. Sie werde mit einer andern Frau zu einem Jubiläumsfest nach Slowenien fliegen. Ich traute meinen Augen nicht und reagierte: «Du, ich an deiner Stelle würde auf keinen Fall mehr reisen. Das wäre zu riskant. Ich mache mir Sorgen um dich.»

Ich erklärte noch, dass meine Töchter mir sehr ans Herz gelegt hätten, die Situation ernst zu nehmen. Aber das sei ja nur die eine Seite. Es gehe ja auch um Solidarität mit Schwächeren. Und darum, dass wir unser Gesundheitssystem so weit wie möglich entlasten müssten. Sie meldete ein paar Tage später, dass sie nicht fliege und sie die Lage wohl wirklich falsch eingeschätzt hatte.

Dann hiess es, dass alte und kranke Menschen das Haus nicht mehr verlassen sollten. Mit schwerem Herzen mieden mein Mann und ich das Fitnesscenter, das Yoga, die Chorprobe, ja und wir liessen für uns einkaufen. Am Telefon erzählte meine 76-jährige Schwester ganz nebenbei, dass sie noch in der Stadt war und einen Einkaufsbummel gemacht habe. Ich sagte ihr, dass ich das für falsch hielte und sie nur allernotwendigste Einkäufe tätigen oder Hilfe von aussen in Anspruch nehmen sollte. Auch sie nahm meine Sorge ernst.

Die Tage zogen ins Feld. Die Gefahr rückte immer näher, sie war jetzt hautnah spürbar. Die Appelle des BAG wurden dringlicher: Alte Menschen bleibt zuhause! Alle anderen waren aufgefordert jetzt wirklich Abstand zuhalten, wenn möglich daheim zu arbeiten und sich die Hände fleissig zu waschen. «Es muss ein Ruck durch die Menschen

gehen», sagte Bundespräsidentin Sommaruga. Die Lage war ernst, die Zunahme an Infizierten war in die Höhe geschneilt.

Das hielt zwei alte Frauen aus meinem Bekanntenkreis nicht davon ab, Ferien nach Ägypten zu planen, wo kein Coronavirus herrsche. Ich war platt. Wie sie denn wieder heimkommen wollten, fragte ich. Ja, und ob sie denn keine Angst hätten, das Virus dorthin zu transportieren. «Sie hätten jetzt Ferien und wollten das Leben geniessen», sagten sie. Geflogen sind sie nicht, kein Flugzeug wollte sie mitnehmen.

Meine kleine Enkelin vermisse ich. Ich darf sie aber fast täglich per Telefonvideo sehen. Das ersetzt ihr Lachen und unsere Streicheleinheiten nur mässig. Eine nahe Bekannte, die ihre Enkel von drei Töchtern hütet, frage ich am Telefon, wie es ihr in Corona-Zeiten ergehe. Es sei so traurig, sagte sie: «Nie habe ich so viel Zeit wie jetzt, doch hüten darf ich nicht. Die Enkel, die nur gerade ein Haus nebenan wohnen, können nicht verstehen, weshalb sie nicht zur Groma gehen dürfen.»

Am gleichen Tag unternehmen wir einen Spaziergang. Von weiten sehen wir eine Kollegin von einer meiner Töchter. Sie ist mit ihren zwei kleinen Kindern. Ja, und ganz nah von ihnen spaziert die Grossmutter. «Komm, sage ich zu meinem Mann, wir nehmen einen anderen Weg.» Ich habe mich so geärgert über das nicht Einhalten der Abstand-Regel – und Grosseltern hüten keine Enkel. Ich hätte mich nicht stillhalten können.

Eine alte Freundin hat mich angerufen, weil sie mir zum Geburtstag gratulieren wollte. Und natürlich wollte sie wissen, wie es mir denn in dieser schwierigen Zeit gehe. «Gar nicht so schlecht, abgesehen von all den Einschränkungen, die jetzt eingehalten werden müssen», sagte ich. «Gehst du noch einkaufen?», fragte sie: «Natürlich nicht», für uns kauft jemand ein wie für die meisten alten Menschen. Wir sollen ja nicht mehr unter die Leute gehen.» Sie mache das noch, meinte sie ziemlich selbstbewusst. Ich spürte in ihrer Stimme alle jene Menschen, die sich im Moment – aus was für Gründen auch immer! – für unverletzlich halten, und die überzeugt sind, dass das Virus ihnen nichts anhaben kann. Ich wurde ärgerlich: «Das solltest du lassen.» Sie verstummte, sagte: «Ja, ja.» Ich spürte, dass sie sich nicht an die Regel halten wird. Wir verabschiedeten uns kurz angebunden.

Dann telefonierte ich auch mit der jüngsten Tochter. Sie lebt auf dem Land in einer losen Gemeinschaft: Einige arbeiten und wohnen dort, andere gehen zum Schlafen nach Hause. Mich interessierte, ob sich die Gemeinschaft an die Regeln halten. «Nicht so richtig, aber weisst du, wir leben hier so weit entfernt von allen Gefahren... Und zu-

dem will ich nicht die Polizei spielen.» Nun konnte ich mich definitiv nicht mehr zurückhalten: «Polizei spielen will ich auch nicht», sagte ich genervt. «Aber es geht doch nicht um Ideologien oder politische Ansichten, die diskutiert werden können. Es geht um Regeln, die Leben erhalten, um Regeln, die den Spitälern ermöglichen, unmenschliche Situationen irgendwie in den Griff zu bekommen. Wann merken wir endlich, dass es nicht um die eigene Person geht, sondern um Solidarität und ums Überleben anderer?»

«Hast du gestern die Ansprache von Angela Merkel gehört», fragt mein Mann auf dem Spaziergang abseits aller Menschen. «Die hat das toll gemacht. Sie dankte allen Bewohnerinnen und Bewohnern im Land, die sich an die Einhaltung der – zugegeben – schwierigen Regeln halten.» Er war der Meinung, sie habe das clever gemacht: «Denn wer will sich in dieses Lob nicht eingeschlossen fühlen?» Tatsächlich halten sich sehr viele Menschen an die Regeln vom BAG und sind damit solidarisch. Das ist toll. Aber ärgerlich ist es, wenn so viele – vor allem auch alte Frauen um mich herum – nicht mitmachen, weil sie sich unverletzlich fühlen. Ich finde das ziemlich dumm und egoistisch.

AKTUELL

Leo, Zora, Pepper und die anderen

Marie-Louise Barben

Gerade erleben wir die ersten Tage des Corona-Lockdown. In Stadt und Land herrscht gespenstische Ruhe. Sogar im Wald gibt es nur ein paar JoggerInnen (und eine unbotmässige Grossmutter).

In Spitälern und Pflegeinstitutionen ist das Gegenteil der Fall: Es herrscht Ausnahmezustand, oder man bereitet sich darauf vor. Dort arbeiten Menschen Tag und Nacht für unsere Gesundheit.

Könnten Roboter wie Leo, Zora, Pepper und andere digitale «Familienmitglieder» in einer solchen Situation helfen, unterstützen, entlasten, ja sogar bestimmte (Pflege)aufgaben selbständig übernehmen?

Selbstbestimmung und Abhängigkeit

Ein Blick zurück: Im November 2018 hatte die GrossmütterRevolution die Studie «Selbstbestimmung und Abhängigkeit; Erwartungen von Frauen an das hohe Alter» herausgegeben. Die Autorinnen der Studie hatten in mehreren Fokusgruppen in

der deutschen Schweiz Frauen im Alter zwischen 55 und 75 Jahren nach ihren Vorstellungen und Wünschen in Bezug auf das hohe Lebensalter befragt, falls sie wegen körperlicher oder geistiger Einschränkungen ihren Alltag nicht mehr ohne fremde Hilfe bewältigt könnten. Selbstbestimmung bis ins hohe Alter war das wichtigste Anliegen der befragten ca. 70 Frauen bei gleichzeitig grosser Angst vor Abhängigkeit.*

Könnten Robotik und Digitalisierung zu mehr Selbstbestimmung und grösserer Unabhängigkeit führen? Dies fragte sich eine Arbeitsgruppe im Hinblick auf einen Workshop am Kongress Reclaim Democracy im Februar dieses Jahres.

Expertinnen im Alt-sein

Mit dieser Fragestellung begaben wir Arbeitsgruppenmitglieder uns in die weite Welt der neuen Technologien und intelligenten Geräte und versuchten, uns einen Überblick über die dort diskutierten Themen zu verschaffen. Und zwar mit folgender Haltung: Wir sind nicht Gegnerinnen der technologischen Entwicklungen, und wir werden sie nicht aufhalten können. Wir sind auch nicht Expertinnen in Robotik, obschon wir viel gelesen, gefragt und diskutiert haben. Wir sind jedoch Expertinnen im Alt-Sein. Und wir sind diejenigen, die die technologischen Entwicklungen im Pflegebereich als nächste betreffen werden. Wir argumentieren also aus der Perspektive der Betroffenen.

Was wird in der Literatur diskutiert: Technologie, Ökonomie und Ethik im Widerstreit Die technologischen Möglichkeiten scheinen nahezu unbegrenzt zu sein (in den Augen der weitestgehend männlichen Entwickler). Was jetzt schon möglich ist und was in Zukunft möglich sein wird, hört sich oft geradezu euphorisch an. Der Rückbezug auf die Menschen (besonders ältere Menschen) ist aus der Entwicklungsperspektive sekundär (sage ich). Es wird davon ausgegangen, dass die kommenden Generationen von älteren Menschen, die Digital Natives, ohne Probleme mit den technischen Geräten zu Rande kommen werden bzw. dass die Geräte so intelligent sein werden, dass eine Bedienung weitgehend obsolet sein wird.

Die technologischen Entwicklungen sind jedoch nicht umsonst zu haben, und sie sind nicht ein Wohltätigkeitsprojekt. Grosse Gesundheits- und IT-Konzerne, Produktionsfirmen, Investmentfonds haben handfeste Interessen. Denn die Sozialwirtschaft ist ein Wachstumsmarkt. Die Investitionen müssen rentieren. Es wird produziert, was einen Markt finden wird.

Bei den ethischen Ansätzen geht es darum, inwieweit die technischen Möglichkeiten mit den Bedürfnissen und Wünschen der Menschen kompatibel sind. Hier geht es nun um Felder wie Datenschutz und Privatsphäre, um Verantwortung, Kontakte und Isolation, ja um die Gleichsetzung von Mensch und Objekt und darum, ob eine Maschine ein moralisches Subjekt sein kann. Smart Secure Living bezeichnet beispielsweise eine Unterstützung meist älterer Menschen im täglichen Leben durch intelligente Technik. Die Anwendungsgebiete reichen dabei von reinen Bequemlichkeitsfunktionen (z.B. automatisch abschaltende Küchengeräte) über emotionale Roboter, die mit Menschen interagieren können, bis hin zur Überwachung von Vitalfunktionen und der automatischen Benachrichtigung von Hilfskräften oder Angehörigen im Notfall.

Letztlich geht es in der ganzen Diskussion um technikzentrierte vs. humanzentrierte Arbeit, bzw. um das Verhältnis von beiden und was die Folgen sind, wenn der eine oder andere Schwerpunkt überhand nimmt. Auf der Basis unserer Lektüre und unserer Diskussionen haben wir drei Spannungsfelder benannt: Selbstbestimmung, Zukunft der Care-Arbeit und Umgang mit emotionaler Robotik.

Meine vorläufige Antwort

Die Eingangsfrage, ob Technologisierung und Robotik zu mehr Selbstbestimmung führen können, habe ich für mich persönlich so formuliert: In einer ersten Phase im vierten Lebensalter ist es durchaus möglich, dass smarte Geräte uns das tägliche Leben erleichtern können. Dass mit vielen Geräten Überwachung und Kontrolle verbunden sind, die als Sicherheit getarnt werden, schränkt diese Selbstbestimmung wieder ein. Je fragiler und schwächer wir werden, je grösser wird das Bedürfnis nach Nähe, menschlichen Kontakten und Abwesenheit von Technik.

«Bleiben Sie zuhause, insbesondere, wenn sie 65 Jahre alt oder älter sind», predigt das BAG ununterbrochen. Unsere Kinder, Grosskinder, FreundInnen sollen uns nicht mehr besuchen. Leo, Zora und Pepper sind mit Batterien versehen oder können aufgeladen werden. Sie werden weder müde noch ärgerlich. Aber sind sie ein Ersatz für menschliche Nähe?

** 2018 Manifestgruppe, «Selbstbestimmung und Abhängigkeit», Erwartungen von Frauen an das hohe Alter. Der Bericht kann auf www.grossmuetter.ch > Über uns > Publikationen als PDF heruntergeladen werden*

Frauenweis(s)heiten im Mai 2020

Liebe Leserin, lieber Leser

Noch immer hält uns Covid-19 mit den damit verbundenen Einschränkungen fest im Griff. Trotz der ersten Lockerungen gilt für die Risikogruppen, zu denen wohl unsere meisten Leserinnen gehören, wenn möglich zuhause zu bleiben. Die einen haben sich mit der Situation arrangiert. Andere haben Mühe mit der auferlegten Isolation. Sie fühlen sich von der Gesellschaft ausgegrenzt.

Es ist wohl kein Zufall, dass alle Texte in diesem Newsletter von Menschen handeln, die aus verschiedenen Gründen am Rande der Gesellschaft leben und nicht oder nur begrenzt an ihr teilhaben können.

Vielleicht sind Sie erstaunt, beim Porträt anstelle des Bildes einer Frau Bäume zu sehen. Es hat seinen Grund: Von Martha Wenger (1891–1989) existiert kein einziges Bild. Nachdem ihr ein eigenständiges Leben in der patriarchalen Welt verwehrt blieb, lebte die Frau zurückgezogen in ihrem schönen Haus mit dem grossen Garten. Ihre ganze Liebe gehörte den Bäumen. Deshalb schenkte sie ihr Lebenswerk ihrer Wohngemeinde Kriens mit der Auflage, die Bäume unter Naturschutz zu stellen. Im Auftrag der Stiftung Amlehn Garten hat Bernadette Kurmann das Leben dieser Frau aufgrund der wenigen vorhandenen Daten nachgezeichnet.

Renate Metzger versetzt sich jetzt, wo wir in unserer Bewegungsfreiheit und den sozialen Kontakten eingeschränkt sind, in die Lage der geflüchteten Menschen. Vielleicht können wir jetzt im Ansatz erahnen, wie sich Frauen, Männer, Kinder weit weg von ihrer Heimat und ihren Angehörigen fühlen. Wenn durch solches Mit-fühlen eine gleichberechtigte Teilhabe von allen am gesellschaftlichen, ökonomischen, kulturellen und sozialen Leben möglich würde, hätte Corona für sie einen Sinn.

So verschieden wie die Menschen sind, so unterschiedlich empfinden sie die aktuelle Krisensituation. Telsche Keese freute sich zuerst über die Sorge der Gesellschaft um die alten Menschen und genoss die neue Aufmerksamkeit. Und doch ärgert sie sich darüber, dass alle Menschen über 65 in den gleichen Topf geworfen und von der Gesellschaft ausgesperrt werden. Sie fordert, dass nach der Rückkehr ins normale Alltagsleben Werte der Freiheit und der Selbstverantwortung wieder mehr ins Zentrum gerückt werden.

FrauenWeisheiten

Noch ist kein Ende der Krise in Sicht. Niemand weiss, wie sich die Situation in Zukunft entwickeln wird. Das verunsichert. Und doch werden wir wohl noch länger mit dem Virus leben müssen.

Lassen wir uns von den verschiedenen Medienmeldungen nicht entmutigen! Konzentrieren wir uns auf das Leben hier und jetzt!

Wir hoffen, dass Sie trotz der verordneten körperlichen Distanz immer wieder auch menschliche Nähe und Wärme erfahren.

So wünschen wir Ihnen in dieser schwierigen Zeit offene Herzen, Augen und Ohren für die kleinen und grossen Freuden des Alltags sowie Gesundheit und Zuversicht.

Sie werden auch in dieser Krisenzeit um die Monatsmitte Post von uns erhalten. Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Kämpferin für die eigene Integrität



Ein Bild von Martha Wenger existiert nicht. Wir ersetzen es mit einem Bild ihrer geliebten Bäume.

Foto und Text: Bernadette Kurmann

Martha Wenger lebte von 1891 bis 1989 bis auf wenige Jahre in Kriens. Kein einziges Foto existiert von ihr. Sie selber hat dafür gesorgt, dass nichts von ihr übrigblieb. Sie hat fast alles ausradiert, was es über ihr Leben zu wissen gab. Aber das, was sie über alles liebte, hat sie ihrer Gemeinde Kriens geschenkt. Sie liess das alte Haus, in dem sie ihr ganzes Leben gewohnt hatte, noch vor ihrem Tod abreissen und schuf darauf einen wundervollen Waldgarten.

Martha Wenger war das einzige Kind einer wohlhabenden Familie in Kriens. Sie ist 1891 geboren und war ein aufgewecktes Mädchen. Die Schule fiel ihr leicht. Wahrscheinlich

war sie vorwitzig, aber Mädchen durften das am Ende des 19. Jahrhunderts nicht sein. Besonders der Vater achtete darauf, dass ihr Vorwitz nicht aus dem Ruder lief. Die Matura machte Martha bei der Minerva in Zürich. Danach besuchte sie die Universitäten Genf, Zürich, München und studierte Zahnmedizin, arbeitete als Praktikantin in Genf und Norddeutschland. Doch dann bekommt ihr Lebensweg einen plötzlichen Riss. Ihr Studium beendet sie nicht. Sie geht heim nach Kriens, wo ihre Mutter mit nur 55 Jahren stirbt. Martha ist dreissig Jahre alt. Was war geschehen?

Aus dem Lot gefallen

Das Drama ihres Lebens ist der frühe Tod der Mutter oder anders gesagt: die Erbschaft ihrer Mutter. Ihr Vater, Ferdinand Wenger, war ein reicher Handelsmann. In Kriens wurde er der Millionen-Wenger genannt. Er handelte mit Holz und Land, war ein Verfehrer von Hitler, den er während des Krieges mit Holz belieferte. Damit und mit Landanteilen, die er von seinem Vater erbte, war er reich geworden. Durch den Tod seiner Frau, musste er einen Teil seines Vermögens der Tochter ausbezahlen. In den Akten ist von 60 000 Franken die Rede. Martha war auf einmal reich geworden.

Als die Tochter von der Universität Zürich nach Hause kam, war sie krank. Sie hörte Stimmen und hatte Halluzinationen. In den ärztlichen Gutachten ist von «paranoider Schizophrenie» die Rede. Bei dieser Krankheit sind in der Regel psychische Belastungen und fast immer Stressfaktoren mit im Spiel. Es ist denkbar, dass sie die Nachricht der lebensgefährlichen Krankheit der Mutter und ihr früher Tod aus dem Lot gebracht haben.

Angriff auf die Integrität

Im November 1923 schreibt Martha Wenger dem Regierungsrat des Kantons Luzern einen von Hand geschriebenen Brief und legt Beschwerde ein gegen die von der Gemeinde auferlegte Bevormundung. Es lägen zwei Gutachten vor, von denen sie nur eines gelesen habe, das andere würde ihr vom Gemeinderat vorenthalten: «Somit weiss ich heute noch nicht woran ich bin und wer über mich verfügt.» Was war geschehen?

Martha Wenger hatte wahrscheinlich vorübergehende psychische Störungen. Möglicherweise hatte sie beim Vater davon gesprochen, dass sie, jetzt da sie reich war, zu Freunden ziehen wolle, die sie während ihrer Praktikumszeiten in Deutschland kennengelernt hatte. Das war für Ferdinand Wenger Anlass genug, seine Tochter unter Vormundschaft zu stellen. In Kriens war er ein hoch geachteter Mann, war Mitglied der Finanzkommission und sehr vertraut mit den führenden Männern der Gemeinde.

Beim Gemeindepräsidenten beklagte er sich über seine Tochter, die krank sei und Gefahr laufe, ihr Vermögen im Ausland – mit einer schlechten Heirat – zu verdummen. Beim Gemeindepräsidenten und beim Schreiber stiess er schnell auf offene Ohren. Diese veranlassten zwei ärztliche Gutachten und versuchten Martha Wenger zu entmündigen. Doch sie hatten nicht mit der Hartnäckigkeit der Tochter gerechnet.

Patriarchale Welt

Hartnäckig blieb auch der Vater. Ferdinand Wenger war zwar ein reicher Mann, doch sein Reichtum basierte auf Landbesitz. Der Erbteil seiner Tochter brachte ihn in Liquiditätsnöte. Die Idee, seine Tochter unter Vormundschaft zu stellen, war in dieser Situation verlockend. Mit der Gemeinde zusammen versuchte er innerhalb von zwei Jahren, die Tochter dreimal unter Vormundschaft zu stellen. Jedes Mal machte die Tochter beim Regierungsrat Rekurs, und dieser lehnte das Begehren ab und hielt die Beiratschaft aufrecht. Die Entmündigung hätte Martha Wenger ihre Freiheit und Integrität gekostet. Durch die Beiratschaft wurde ihr Erbe durch eine Person ihrer Wahl verwaltet.

Martha Wenger hatte Glück im Unglück. Zum einen hatte sie das Pech, in einer äusserst patriarchalen Welt gelebt zu haben. Oberhaupt der Familien waren die Ehemänner und Väter. Den Frauen fehlte die politische und rechtliche Mitbestimmung. Andererseits hatte die Frau Glück, dass im Dienste der Regierung ein rechtschaffener, sorgfältig arbeitender Mann mit hohem Rechtsempfinden stand: Amtsgehilfe Eberli. Er empfahl dem Regierungsrat, alle Gesuche der Gemeinde Kriens abzulehnen, weil mit der Beiratschaft das Erbe gesichert sei. In einem seiner Berichte schreibt er: «Die Rekurrentin ist inbezug auf die meisten Dinge sehr richtig orientiert, sie zeigt eine über dem Durchschnitt stehende Intelligenz, hat keine krankhafte Affektschwankungen und ist in ihrem Verhalten völlig geordnet.» Der Regierungsrat folgte dem Amtsgehilfen in allen Belangen und stellte sich damit hinter die schutzbedürftige Frau und wahrte ihre Rechte.

Zurück zur Normalität?

Sieben Jahre später löste der Gemeinderat auf ein Gesuch Martha Wengers die Beiratschaft auf. Vater Wenger hatte resigniert und musste einsehen, dass seine Interventionen gegen die Tochter nichts fruchteten. Damit er Marthas Erbanteil auszahlen konnte, musste er einige Liegenschaften verkaufen.

Nach der Entlassung Martha Wengers aus der Beiratschaft war sie vierzig Jahre alt. Sie ging zwar als Siegerin aus dem Kampf mit dem Vater hervor, aber sie bezahlte einen

hohen Preis. Ihre Zeit für ein eigenständiges Leben war abgelaufen. Noch 16 Jahre lang lebten Vater und Tochter im Haus mit dem wundervollen Garten. Es bleibt unvorstellbar, wie sie das geschafft haben. Aber es ist offensichtlich, dass sie einen Weg der Annäherung gefunden haben. Im Testament sorgte der Vater umfassend für finanzielle Sicherheit seiner Tochter.

Leben im steinigen Umfeld

Beim Tod des Vaters war Martha Wenger 56 Jahre alt, eine Frau im reiferen Alter. Einsam lebte sie weiter im schönen Haus mit dem prachtvollen Garten: Die Leute erinnern sich an Pfingstrosen, Mirabellenbäumchen mit süssen Fürchten, Hortensien, Eiben, Mammutbäume, Haselnusssträucher uvm. Für die Krienserinnen und Krienser war Martha Wenger stets eine seltsame Frau geblieben. Sie lebte zurückgezogen, trug alte, zerschlissene Kleider, und ihr Rücken beugte sich mit dem Alter immer mehr nach vorne. Die Kinder nannten sie eine Hexe und plagten sie, indem sie an der Haustüre klingelten und fortliefen. Die Erwachsenen erzählten sich Geschichten: Sie sei eine Studierende gewesen. Sie habe ein Kind von einem Schwarzen gehabt. Sie sei am Ende ihres Lebens armengenössig geworden usw. Das Meiste war erfunden und gehört in die Welt der Phantasien.

Ein grosszügiges Geschenk

Gegen Ende ihres Lebens machte sich Martha Wenger daran, ihr Lebenswerk zu verwirklichen. Sie veranlasste den Abriss ihres Hauses und schenkte das gesamte Areal der Gemeinde Kriens. Sie eröffnete eine Stiftung und ordnete an, einen Waldgarten zu eröffnen und die Bäume unter Naturschutz zu stellen. So entstand der Amlehn-garten in Kriens. Im August 1989 starb Martha Wenger im Alter von fast 90 Jahren im Altersheim. Sie hatte das Liebste, das sie besass, den Garten mit den vielen Bäumen jenen geschenkt, die Sie zu Lebzeiten geplagt, gehänselt, ausgelacht und nicht ernst genommen hatten. Martha Wenger hat Grösse gezeigt. Sie hat in ihrem langen, tragi-schen Leben gelernt zu verzeihen.

NB: Das Porträt fusst auf einer umfassenden Arbeit, die die Martha Wenger-Stiftung in Auftrag gegen hat. Sie soll noch im Jahr 2020 veröffentlicht werden.

Mit-erleben...

Renate Metzger

Es ist eine ganz normale Vernissage. Ali – so will ich ihn jetzt nennen – trägt ein Gedicht vor. Ein Gedicht, das er für seine Mutter geschrieben hat, die er seit Jahren schmerzlich vermisst. Für die Mutter, die er nicht mehr sehen kann, weil ihm sein Aufenthaltsstatus nicht erlaubt, irgendwohin zu reisen. Um genau zu sein: Reisen darf er schon, aber ein Rückreisevisum erhält er nicht – und so kann er de facto nur dann ausreisen, wenn er nicht mehr einreisen will. Das Gedicht verstehen in dem gut gefüllten Raum nur einige Menschen, Flüchtlinge wie Ali selbst, gestrandet in Europa, ohne Arbeit, ohne Freunde. Heimatlos. Erwerbslos.

Das Schweizer Mädchen in der ersten Reihe versteht kein Wort. Und trotzdem: Es weint herzerreissend. Alle Versuche der Mutter, die Kleine zu trösten, schlagen fehl. Gebannt hängt sie an den Lippen des jungen Mannes, lauscht seinen Worten, spürt die unglaubliche Sehnsucht dahinter, die Trauer, die Hoffnungslosigkeit.

Gerne hätte ich mit dem Mädchen gesprochen. Doch es ist zu verstört, zu aufgewühlt. Mitgenommen von dem, was es intuitiv verstanden, MITerlebt und MITgefühl hat. Eine intensive Form von Empathie.

Hurra, denken Sie jetzt vielleicht, endlich ein Text, der NICHT die Coronakrise zum Inhalt hat. Endlich etwas ganz Anderes. Entschuldigung: Ich muss Sie enttäuschen. Ali, das Gedicht und das Mädchen sind nur ein Beispiel dafür, was ich der aktuellen Situation an Positivem abgewinnen kann: Es ist mir jetzt eher möglich, mich in die Lage derjenigen Menschen zu versetzen,

- deren Bewegungsfreiheit eingeschränkt ist (ob durch die Behörden oder durch ein Virus, spielt keine Rolle)
- die von ihren Liebsten getrennt sind (die Anzahl Kilometer ist nebensächlich)
- die total abhängig sind von ihren Kommunikationsmitteln, um ein Minimum an Kontakt aufrechterhalten zu können (genau, DESHALB haben die alle ein Handy!)
- die nur selten einkaufen gehen (die Gründe sind unterschiedlich – Geldknappheit versus Ansteckungsgefahr – aber der Effekt ist derselbe)

FrauenWeisheiten

- die massenhaft Zeit haben und diese lediglich zum Lernen und Spazierengehen benutzen können
- die sich nach sozialen Kontakten, nach Gesprächen, gemeinsamen Abendessen oder anderen Ablenkungen sehnen (sie können es sich nicht leisten, wir stehen vor geschlossenen Restaurants und befolgen ein behördlich angeordnetes Versammlungsverbot).

Nein, ich will unsere Lage nicht mit ihrer vergleichen, dazu gibt es keinen Grund, und das wäre vermessen. Aber vielleicht hilft es uns, wenigstens im Ansatz nachvollziehen zu können, wie sich Geflüchtete aus dem Iran, aus Syrien, der Türkei und Afghanistan in der Schweiz, in Österreich, in Europa fühlen. Und, wer weiss, vielleicht führt solches Mitfühlen irgendwann dazu, dass wir nicht mehr über Integration sprechen (und damit das meinen, was SIE leisten müssen, um bei UNS leben zu können, nein, zu dürfen), sondern Inklusion leben: eine gleichberechtigte Teilhabe von allen am gesellschaftlichen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Leben. Selbstverständlich.

Dann ergäbe Corona einen Sinn.

AKTUELL

Ist soziale Distanz das neue Miteinander?

Telsche Keese

Wie war das doch in der Vor-Corona-Zeit? Da hiess es: «Wir junge Arbeitnehmer/innen und junge Familien tragen die Last der Alten!» Diese Schlagzeile lehrte die alte Generation das Fürchten. Als ob nicht jede Generation auf den Schultern der vorherigen stünde.

Dann kam über Nacht das Virus über uns, und die alte Generation avancierte plötzlich zu einer beschützenswerten Spezies: «Wo bleiben die Grossmütter, ohne ihre Hütedienste können wir nicht arbeiten», riefen die Jungen. Das waren ganz neue Töne. War in der Not plötzlich geteilte Last, halbe Last?

FrauenWeisheiten

Tatsächlich erwachte in der Öffentlichkeit das Bewusstsein, dass die fürsorglichen Grossmütter ein fester Bestandteil der ausserfamiliären Kinderbetreuung sind. Sind Kitas zu, sind sie abrufbar und umsichtig zur Stelle.

Ich genoss diese neue Aufmerksamkeit, vor allem die neue Wertigkeit, die damit einherging. Ich dachte: «Ja, wir gehören zu euch und ihr zu uns, wir gehören zusammen. Was ihr an Schnelligkeit in eurer hektischen Berufswelt an uns vermisst, wiegen wir mit Zuwendung und Herzenswärme für euch und eure Kinder, unsere Enkel, auf.» So sieht Solidarität aus, so wird sie gelebt.

Aber nein, von heute auf morgen zerschlug sich meine Hoffnung bei dem Ruf: «Haltet Abstand, alle, die ihr über 65 Jahre alt seid, bleibt zuhause, nehmt uns nicht unsere Lebenschance, es gibt nicht genug Beatmungsplätze.» Hinzu kam dann die Empfehlung des Kantons Zürich, Erkrankte aus «Alters und Pflegeheimen möglichst nicht zu hospitalisieren.» Der Gedanke, dass bei einer «Triage» einem hilflosen, betagten Menschen Schutz und Fürsorge nicht zuteilwerden könnte, war ungeheuer beängstigend und entwürdigend zugleich. Würde man mich 82-Jährige von vornherein «aus-sortieren?» Das hatte ich nicht erwartet.

Die strengen Vorschriften stellt niemand infrage, aber was sollte überhaupt die pauschale Altersgrenze «65 und älter»? Es machte mich aufsässig.

Warum warf man uns Senioren alle in einen Topf? Warum gab es keine Einkaufsmöglichkeiten zu Randzeiten für alle die alten Menschen, die –längst über 70 oder 80 Jahre – sich noch autonom selbst versorgen? Es gibt junge Alte und Single-Haushalte, die gar nichts anderes kennen, als sich selbstständig zu versorgen, und es gibt die Hilfsbedürftigen in Alters-und Pflegeheimen. Die Bandbreite der alten Menschen ist so gross und unterschiedlich wie in jeder anderen Altersgruppe auch. Aber nein! Hausarrest für alle!

Die strikte Anordnung hat auch Pro Senectute auf den Plan gerufen. (NZZ 19. 04.2020) Ihr Sprecher Peter Burri Follath plädiert dafür, die Definition der Gefährdeten neu zu überprüfen. Auch der Waadtländer FDP-Nationalrat Oliver Feller wirft ein, bei Alter 65 und älter bewege man sich nahe an einer Diskriminierung dieser Altersgruppe. Ich befürchte ausserdem, wir werden die Letzten sein, die aus der Quarantäne entlassen werden.

FrauenWeisheiten

Deshalb ist es dringend notwendig, bei Massnahmen der Rückkehr ins normale Alltagsleben die Werte der Freiheit und Selbstverantwortung uns gegenüber wieder mehr in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken. Wir sind wohl gefährdeter als junge Menschen. Doch sind wir keine Gefährder und wissen selbst, was wir zu tun und was wir zu lassen haben.

Telsche Keese, 82, tauscht sich im Generationentandem regelmässig mit einer Person der jüngeren Generation aus.

Siehe auch www.generationentandem.ch

Frauenweis(s)heiten im Juni 2020

Liebe Leserin, lieber Leser

Bald wird der Bundesrat die «ausserordentliche Lage» wieder aufheben. Schon mit der dritten Lockerung ist wieder mehr «Normalität» in unser Leben eingekehrt. Doch werden wir weiter mit Covid-19 leben müssen. Die Hygiene-Massnahmen, eine gewisse Unsicherheit und die Folgen der Corona-Pandemie werden uns in den nächsten Monaten begleiten. Doch sahen manche Menschen in der Krise auch eine Chance.

Im Porträt lernen wir die zweifache Grossmutter Agi Gehrig mit ihrem vielseitigen Wirken kennen. Die Kleinbäuerin und Geschäftsleiterin von «Lueg jetzt» freute sich während des Lockdown über die vielen Begegnungen und Gespräche mit Spaziergängern. Diese bekamen einen andern Bezug zur Landwirtschaft und lernten die Natur wieder schätzen.

Der Austausch von Bernadette Kurmann mit ihrer Freundin zum Thema «Mütter und Töchter» zeigt: Auch während der Coronakrise können persönliche Sorgen und Erfahrungen das Alltagsleben trüben. Ein offenes Gespräch unter langjährigen Freundinnen kann zu neuen Einsichten führen und entlasten.

Wird das Leben nach Corona weitergehen wie bisher? Viele Menschen wünschen sich einen Wandel, wirft doch die Krise ein Licht auf Risse in der Gesellschaft. Solidarität und Kooperation bekommen eine neue Bedeutung. Unter dem Titel «Perspektive Care-Gesellschaft» hat das Denknetz ein Plädoyer für eine Erneuerung des Gesellschaftsvertrages entworfen. Die vier Wegweiser Care, Kooperation, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit zeigen die Richtung auf. Wir stellen das Plädoyer leicht gekürzt vor und freuen uns, wenn es möglichst viele Menschen unterzeichnen.

Nach dem letzten Newsletter berichtete uns eine Grossmutter von ihrem Schmerz und ihren Fragen, weil sie ihr Enkelkind nicht mehr sehen darf. Sie wünscht sich einen Austausch mit Frauen mit ähnlichen Erfahrungen. Melden Sie sich bei uns, falls Sie sich angesprochen fühlen. Wir werden betroffene Frauen gerne miteinander vernetzen.

FrauenWeisheiten

Wir wünschen Ihnen weiterhin Gesundheit und Wohlergehen und freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Alles, was wir haben, ist ein Geschenk



Agi Gehrig: «In meinem Leben geht es immer um Stärkung und Eigenständigkeit. Wenn Frauen und Kinder lernen, für sich einzustehen, ist das Heilung.»

Text & Foto: Monika Fischer

Agi Gehrig (59) betreibt mit ihren zwei Töchtern den vier Hektaren grossen Dönhof in Grosswangen. Bei der Arbeit auf den Tee- und Gemüsefeldern sind auch die beiden Enkelinnen, viereinhalb- und zweijährig, meistens dabei. Sie lernen früh die Pflanzen kennen, ein schonender Umgang mit der Natur ist für sie selbstverständlich. Gemeinsam mit anderen Kleinbäuerinnen und -bauern setzt sich Agi Gehrig in der Interessengemeinschaft «Lueg Jetzt» für eine ökologische, nachhaltige und daher beseelte Landwirtschaft ein. Sie berät Kolleginnen und Kollegen, denen diese Werte ebenso ein Anliegen sind. Zusätzlich begleitet sie im Auftrag einer Stiftung auch Frauen und Familien in Notsituationen auf dem Weg zu einem eigenständigen Leben.

Die Natur wertschätzen

Abgeschieden liegt der Hof Dönihus mitten in Feldern, Gemüse- und Kräuterkulturen. Neben der Scheune mit verschiedenen Maschinen steht das von Agi Gehrig selbst gebaute Lehm-Stroh-Haus. Das Einfamilienhaus mit Spielgeräten auf der anderen Seite weist auf die junge Familie ihrer Tochter hin. Auf den Feldern gedeihen verschiedene Teepflanzen, vor allem Pfeffer- und Apfelmintze sowie Zitronenverbene. Auf Wunsch bauen die Frauen auch Heilpflanzen wie Brennessel, Löwenzahn und Rotklee an und verarbeiten sie mit Helferinnen zu Tee. Neben Urdinkel werden Rüebli, Kartoffeln, Randen, Spargeln und weitere Gemüse zur Selbstversorgung angebaut. Auf dem Pachtland stehen 121 Hochstammbäume. Die Produkte werden alle selber vermarktet, das Gemüse auf dem Samstagsmarkt in Sursee, die gedörrten Kräuter an Firmen wie Ricola, Dixa und Kennel verkauft. «Was wir nicht verkaufen können, schenken wir der Organisation «Tischlein deck dich», damit auch deren Kunden von gesunder Nahrung profitieren können», freut sich Agi Gehrig.

Wertschätzung für naturnahe Landwirtschaft

Die Biobäuerin sprüht vor Begeisterung und Lebensfreude, wenn sie durch ihre Kulturen führt und erzählt. Zum Beispiel von der Hochzeit ihrer zweiten Tochter im Mai. «Nun hat mein verstorbener Ex-Mann doch noch den sehnlichst gewünschten Sohn bekommen», lacht sie mit gegen den Himmel gerichteten Händen. Der Schwiegersohn, ein Gemüsebauer, identifiziert sich ganz mit der Grundhaltung und Arbeit der drei Gehrig-Frauen im Dönihus. Deshalb nahm er bei der Heirat den Namen seiner Frau an. Auf dem Standesamt waren in der Coronazeit nur vier Personen zugelassen. Umso herzlicher war der Empfang auf dem Hof. Der Tisch für das Hochzeitsessen stand inmitten einer prächtigen Naturwiese.

«Wenn auch nur in kleinem Rahmen, war es ein wunderschönes Fest», schwärmt die Gastgeberin. Das Hochzeitspaar und die wenigen Gästen waren Teil der üppig blühenden Natur, konnten deren Duft spüren und wahrnehmen. «Das Land gehört uns nicht. Es wurde uns geschenkt, damit wir es einen Lebensabschnitt lang pflegen und weitergeben. Ein guter Boden ist die Voraussetzung für eine gesunde Nahrung. Die Natur schenkt allen langfristig genug zum Leben, wenn wir nicht alles aus ihr herauspressen, sondern sorgfältig mit ihr umgehen», ist Agi Gehrig überzeugt.

In diesem Sinne ist die Coronakrise für sie eine Chance. «Viele Menschen spazieren bei uns vorbei und lernen die Natur wieder schätzen. Wir heissen sie herzlich willkommen und freuen uns, wenn sie an unserem Weiher ihr Picknick essen. Wir Bauern müssen

uns öffnen und mit den Leuten ins Gespräch kommen. Nur so können wir ihr Verständnis für saisonale Produkte schaffen.»

Für sich hinstehen

Den Bezug zur Landwirtschaft hat Agi Gehrig quasi mit der Muttermilch aufgesogen. Aufgewachsen auf einem kleinen Betrieb, half sie der Mutter schon als Zwölfjährige beim Melken und Heuen. Sie machte eine KV-Lehre und wollte eigentlich nie heiraten. Schon als Jugendliche wollte sie die Welt retten und sich für andere Menschen einsetzen. Nach mehreren erlebten Missbräuchen entschied sie: «Ich will mich nicht als Opfer sehen.» Vielmehr weckten die schmerzlichen Erfahrungen ihre Widerstandskraft. Sie gaben ihr die nötige Selbstsicherheit, für sich hin zu stehen und sich nicht alles bieten lassen.

Berührt von seinem Schicksal, wollte sie auch ihrem zukünftigen Mann helfen. Als ausserhehliches Kind war dieser in einem Kinderheim und als Verdingbub aufgewachsen. Nach dem Tod seines Vaters erbte er die kleine Liegenschaft Dönihus und wollte diese eigentlich verkaufen. Er versprach, dies nicht zu tun, wenn sie mit ihm dort wohnen komme. Sie war 17, als sie mit ihrem Partner das baufällige Haus einigermaßen zu recht machte und dort einzog. Zielstrebig entwarf sie Pläne für den Bau eines neuen Hauses. Weil es sonst die Baubewilligung nicht bekommen hätte, heiratete das Paar.

Mit 20 bekam Agi Gehrig die erste, drei Jahre später die zweite Tochter. Neben der Arbeit auf dem kleinen Betrieb arbeitete sie auswärts und baute den Vertrieb einer Tageszeitung auf. Ihr Mann war immer auf der Suche. Er wollte es vor allem schön haben, nicht so viel arbeiten und erhoffte sich vom Auswandern ein bequemer Leben. Sie wollte nicht mitgehen, sondern in Absprache mit den Töchtern auf dem Hof bleiben und willigte in die Scheidung ein. 1993 übernahm sie den Betrieb von ihrem Ex-Mann. Sie stand sehr früh auf und fuhr zur Arbeit. Gegen elf war sie wieder zurück im Dönihus, betreute die Kinder und leistete die nötige Arbeit auf dem Hof.

Schlüsselerlebnis im Tibet

Ihr Schlüsselerlebnis hatte sie 2009 während einer Auszeit im Tibet. Sie stellte fest, mit wie wenig Boden dort die Familien ihr Auskommen fristen. «Auf einer Fläche, die wir für den Rasen vor dem Haus haben, bauen die Tibeter Getreide an, das für ein ganzes Jahr reicht – und das auf über 4000 Metern Höhe.» Sie kehrte heim, kündigte ihre Stelle, verkaufte das Auto und stellte ihr Leben um. Gemeinsam mit ihren Töchtern, der Landwirtin Nadine und Lilian, Fachfrau Betreuung Kind, begann sie, selber Kräuter und Gemüse anzubauen und zu vermarkten. Weil das Auskommen nicht zum Leben reich-

te, fand sie eine neue Arbeitsstelle in der Gewaltprävention für Frauen. Sie gab Kurse, führte Projekte durch und begleitete auf freiwilliger Basis Frauen in Notsituationen.

Ausprobieren und Erfahrungen weitergeben

Der Ausspruch «Es geht nicht» ist Agi Gehrig fremd. Sie möchte immer wieder Neues ausprobieren und weitergeben. «Es hat wohl damit zu tun, dass ich Kampfsportlerin war», lacht die ehemalige Handballspielerin und Schweizermeisterin im Karate. Sie freute sich über stärkere Gegnerinnen. Jeder verlorene Kampf war für sie ein Ansporn, zu lernen und besser zu werden. Ähnlich sieht sie es in der Landwirtschaft. Entgegen Meinungen, das gehe doch nicht, wachsen und reifen bei ihr auf fast 700 Metern Bittermandeln, Süsskastanien und Wassermelonen. Es ist ihr ebenfalls gelungen, Kartoffeln, Randen und Rüben ohne die graue Energie der Kühlhäuser durch den Winter zu bringen. Mit Steinmehl vom Napf bestreut, werden sie umgeben von Stroh gelagert und bleiben bis im Juni frisch. «Damit möchten wir uraltes Wissen unserer Vorfahren, das sonst im Wohlstand vergessen geht, hervorholen und weitergeben, wären wir doch sonst bei einem längeren Stromausfall völlig verloren.»

Sie betont: «Obwohl ich Kampfsportlerin war, will ich nicht mehr **gegen etwas** ankämpfen, sondern mich mit viel Liebe **für** das einsetzen, was mir wichtig ist. Dabei sind mir Respekt gegenüber anderen Menschen und ihren Erfahrungen und Meinungen wichtig.» Den Bezug zur Natur gibt sie auch all den Freiwilligen weiter, die tageweise auf dem Betrieb mithelfen. «Es sind bis 14 Personen, die mit uns arbeiten, essen und am Abend die nach der Ernte voll gefüllten Taschen dankbar nach Hause tragen.»

Interessengemeinschaft «Lueg Jetzt»

Bald kam Agi Gehrig in Kontakt mit jungen Bauernfamilien, die mit ihren kleinen Betrieben nicht überleben konnten. Sie begann diese Kontakte freudig zu pflegen. Gemeinsam wurde nach Nischen zum Überleben gesucht. So entstand die bäuerliche Interessengemeinschaft «Lueg jetzt» zuerst als sog. einfache Gesellschaft.

Agi Gehrig sucht nach Kontingenten und vermittelt sie den einzelnen Bäuerinnen und Bauern. Diese machen den Vertrag mit den Auftraggebern*Innen und rechnen mit diesen selber ab. So entfällt der Zwischenhandel, die Landwirte erhalten den vollen Preis. Die einzelnen Betriebe müssen sich auch die verschiedenen nötigen Maschinen nicht selber anschaffen. Vielmehr werden diese untereinander nicht nur ausgeliehen, sondern man hilft sich auch gegenseitig bei der Arbeit aus.

2016 wurde auch der gleichnamige Trägerverein gegründet. Aktuell umfasst die IG mit der Geschäftsführerin Agi Gehrig 12 selbständige Betriebe, drei davon werden von Frauen geführt. «Einzelnen sind wir zwar klein. Gemeinsam sind wir leistungsfähig und können auch grössere Mengen liefern», freut sich Agi. Sie begegnet immer mehr jungen Menschen, die wieder nah an der Natur leben möchten und mit wenig zufrieden sind.

Nie mehr Opfer sein

Vor zwei Jahren konnte sie Dank einer Stiftung zusätzlich eine Beratungsstelle für Frauen und Familien in Not aufbauen und ihre auswärtige Arbeit aufgeben.

Frauen müssen ihr Leben in ihre eigene Hand nehmen. Davon ist Agi Gehrig aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen überzeugt. «Wer nicht Opfer sein will, ist es nicht». Sie kennt zahlreiche Beispiele von alleinerziehenden Frauen, die sich teilweise mit mehreren kleinen Jobs über Wasser halten, um nicht von der Sozialhilfe abhängig zu sein. Es braucht wenig, bis sie in eine Notsituation geraten. Wenn sie z.B. wegen der Coronakrise eine Betreuungsmöglichkeit für ihr Schulkind organisieren müssen. Oder nur 80% vom sonst schon geringen Lohn bekommen. Sie erzählt von einer alleinerziehenden Mutter dreier Kinder, die als Nachtwache arbeitet und monatlich mit 3200 Franken durchkommen muss. «Es ist erstaunlich, mit wie wenig Geld viele Menschen auskommen müssen und sich trotz ihrem Einsatz schämen, sich zu wehren. Diese Menschen wollen wir erreichen. Je mehr ich von ihnen weiss, umso besser kann ich ihre Anliegen in einem Gesuch vertreten.» Doch möchte sie die Frauen nicht nur finanziell unterstützen. Vielmehr ermuntert sie diese, ausgehend von ihren Interessen und Fähigkeiten noch eine Ausbildung zu machen, um später selbständig zu sein. Sie setzt sich bei der Stiftung für die Übernahme der Kosten ein und begleitet die Frauen, solange es nötig ist.

Agi Gehrig bezeichnet sich selber als Macherin. «Ich rede nicht nur, ich handle.» Neben der Natur ist für sie die Meditation eine Kraftquelle. Energie bekommt sie auch im Zusammensein mit anderen Menschen. «Je mehr ich gebe, umso mehr bekomme ich. Besonders glücklich bin ich, wenn mit der Familie, unseren Mitarbeitenden und Freiwilligen gemeinsam arbeiten, essen, lachen und singen kann.»

Weiterführende Links: www.luegjetzt.ch / www.doenihus.ch

FrauenWeisheiten



Am 12. Juni 2018 haben wir Frauen der Arbeitsgruppe Integrität der GrossmütterRevolution Agi Gehrig besucht.

Auf unserem Ausflug zeigt uns Agi Gehrig ihren Betrieb und stellt uns die Ziele und die Arbeit ihrer Interessengemeinschaft anschaulich vor. Nach einem köstlichen Mittagessen (Brennesselsuppe, warme Spargeln und Tomaten auf Blattsalat, Ofenkartoffeln) aus eigenem, biologisch gezogenem Gemüse, öffnet Agi für uns sogar das selber gebaute Lehm-Stroh-Haus.



Von Müttern und Töchtern

Bernadette Kurmann

Martha, 70, dreifache Mutter, Grossmutter, früher berufstätig und Elisabeth, 68, dreifache Mutter, Grossmutter, ehemalige Politikerin, sind Freundinnen. Sie treffen sich regelmässig und führen Gespräche über das, was sie gerade beschäftigt.

Elisabeth: Schön dich zu sehen. Geht es dir gut?

Martha: Körperlich bin ich fit. Aber...

Elisabeth: Aber was?

Martha: Ich erzähle dir jetzt etwas, das mich sehr beschäftigt. Vielleicht habe ich Fehler gemacht, und irgendwie schäme ich mich dafür.

Elisabeth: Du darfst alles, aber nicht dich schämen.

Martha: Ich hatte über die Festtage einen heftigen Zusammenstoss mit meinen Töchtern. Wegen einer Bagatelle. Es traf mich so hart, ich musste ständig weinen. Ich verstand mich selber nicht mehr.

Elisabeth: Das passt nicht zu dir. Was ist geschehen?

Martha: Du weisst, Sandra wird demnächst Mutter. Stell dir vor, ich erfuhr von Dritten, wer Patin wird: die Tochter meiner Schwester. Ich mag diese junge Frau, aber ich hatte gehofft, eine der Schwestern würde gewählt.

Elisabeth: Meine Tochter machte das sehr pragmatisch. Sie sagte uns, dass kein Geschwister Gotte werden wird. Die Rolle eines Onkels oder einer Tante sei wichtig und gross genug.

Martha: Das finde ich eine kluge Entscheidung. Doch eine der Töchter ist bereits Gotte unserer ersten Enkelin. Ich hoffte irgendwie, dass nun unsere Kleinste an der Reihe wäre. Aber schlimmer war die Nachricht von aussen. Ich war immer der Meinung, wir

hätten ein offenes Verhältnis... Offensichtlich wagte es Sandra nicht, mir diese Nachricht mitzuteilen. Das hat mich verletzt. Zudem hätte ich es unserer Jüngsten so sehr gegönnt, man hätte ihr diese Rolle zugetraut.

Elisabeth: Ja, ja, unsere Kleinsten. Wir haben und hatten immer das Gefühl, wir müssten sie schützen. Die Reaktionen von uns Müttern – und auf der anderen Seite diejenigen der Kinder – sind immer gleich.

Martha: Genau, die beiden Älteren verbündeten sich wie früher und stellen sich gegen mich. Das geht tatsächlich reflexartig. Ich hätte bei der Wahl der Paten nichts zu wünschen, warf mir die Älteste an den Kopf. Als ob ich das nicht wüsste!

Elisabeth: Wie ich das kenne. Kürzlich sah ich in der Wohnung meiner Tochter Kinder-sachen und fragte überrascht, ob die Familienplanung noch nicht abgeschlossen sei. Nein, antwortete Lina, und dann machte ich einen grossen Fehler. Ich hielt ihr vor Augen, wie streng doch ihre berufliche Aufgabe im Zusammenhang mit der Erziehung der zwei kleinen Kinder sei. Da habe ein Drittes nun wirklich keinen Platz mehr.

Martha: Ui, das kam nicht gut an.

Elisabeth: Die Retourkutsche kam postwendend. Bald danach stand die junge Familie vor unserer Tür mit einem Foto von Eltern und Kindern, in der Hand ein Ultraschallbild. «Papa wird sich freuen und Mama ärgern», sagte Lina. Ich fühlte mich wie geohrfeigt.

Martha: Das tut weh. Wie ging die Sache aus?

Elisabeth: Wir hatten ein Gespräch. Ich sagte, wie sehr mich ihre Einteilung zwischen Vater und Mutter getroffen habe. Sie meinte, wie sehr verletzt sie war als sie spürte: Meine Mutter traut mir nicht zu, eine so intime Sache wie die Familienplanung eigenständig zu entscheiden. Ich sagte ihr, dass ich mir Sorge um sie gemacht hätte und ich mich natürlich auf das kleine Wesen – genauso wie Papa – freuen würde.

Martha: Und die Lehre der Geschichten? Wir schweigen und halten uns stets zurück? Das liegt nicht in meinem Naturell.

Elisabeth: Das schaffen wir beide nicht.

Martha: Dann bleibt uns abwarten und resignieren?

Elisabeth: Nein, das sehe ich nicht so. Wir wollten doch stets eigenständige Kinder, die für sich selber entscheiden können. Wir haben unser Ziel erreicht und sollten uns darüber freuen.

Martha: Du hast recht. Und etwas mehr Zurückhaltung stünde uns auch gut an.

AKTUELL

Perspektive Care-Gesellschaft: Plädoyer für eine Erneuerung des Gesellschaftsvertrages

Monika Fischer

Wird das Leben in unserer Gesellschaft nach Corona weiter gehen wie bisher? Viele Menschen fühlten vor sich vor der Pandemie ohnmächtig angesichts der Ausbeutung von Mensch und Natur, des Klimawandels und der ungerecht verteilten Güter auf dieser Welt. Sie erhoffen sich einen Wandel. Dazu wurden verschiedene Vorschläge erarbeitet. Unter dem Titel «Perspektive Care-Gesellschaft» hat das Denknetz (www.denknetz.ch) ein Plädoyer für eine Erneuerung des Gesellschaftsvertrages entworfen. Die vier Wegweiser Care, Kooperation, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit geben die Richtung für einen nachhaltigen Wechsel. Ideen und Vorschläge werden erst wirksam durch Handeln. Mit Ihrer Unterzeichnung verhelfen Sie dem hier leicht gekürzten Plädoyer zu mehr Durchschlagskraft.

Eine verwundete Welt

Die Corona-Krise schärft den Blick auf eine Welt, die gleichermassen globalisiert und zerrissen ist: Eine Welt von unermesslichen globalen Ungleichheiten, von stark bedrängten oder nicht vorhandenen sozialen Einrichtungen, deregulierten Märkten, monopolistischen Konzernen, eine Welt des ungehemmten Standortwettbewerbs und des Zerfalls von Steuereinnahmen. Eine Welt, die viel verwundbarer ist, als es noch vor Kurzem den Anschein machte. Die aktuellen Krisen werden die Welt tiefgreifend verändern. Die Wirkungen der Klimaerhitzung, der Verschmutzung der Meere und des Verlusts an Biodiversität sind vielleicht weniger abrupt als die Corona-Pandemie, aber deswegen nicht weniger bedrohlich. Ohne einen markanten Richtungswechsel in der Politik werden sich die ohnehin schon immensen globalen Ungerechtigkeiten noch einmal erheblich verschärfen. Die Corona-Krise wirft ein Schlaglicht auf diese Risse

FrauenWeisheiten

und Verwerfungen. Gleichzeitig werden nun aber auch enorme materielle Ressourcen und soziale Energien mobilisiert. Solidarität und Kooperation erhalten eine Bedeutung, wie sie in der neueren Geschichte beispiellos ist. Gesellschaften und Staaten erweisen sich in einer Weise als handlungs- und wandlungsfähig, die im Umgang mit andern Krisen neue Perspektiven eröffnet. Diese Perspektiven lassen sich aber nur mit einem entschlossenen politischen Richtungswechsel verwirklichen. Wir brauchen einen erneuerten Gesellschaftsvertrag, der überall in der Welt Zustimmung finden kann. Vier Wegweiser sollen diesem Vertrag seine Richtung geben: Care, Kooperation, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit.

Care

Der pandemiebedingte Lockdown hat uns vor Augen geführt, dass vorübergehend praktisch alles geschlossen werden kann, nur nicht, was mit der unmittelbaren Sorge für das tägliche Leben zu tun hat: Die Gesundheitsversorgung, die Betreuung von Kindern und gebrechlichen Menschen, die Sorge für Tiere und Pflanzen, die Sorge für die tägliche Nahrung, für Sicherheit und Hygiene. Die dafür nötigen Arbeiten bilden die Basis für menschliche Gemeinschaften, weil wir alle auf die Fürsorge durch andere angewiesen sind. Dennoch werden sie in normalen Zeiten gering geschätzt und oft schlecht bezahlt, und es ist kein Zufall, dass sie überwiegend von Frauen respektive von Migrant*innen geleistet werden. Doch ist es genau dieses Sich Kümmern, das zum Zentrum eines neuen Gesellschaftsvertrages werden muss. Der bezahlten und der nicht bezahlten Care-Arbeit in Haushalten, öffentlichen Diensten und in Unternehmen muss die Bedeutung zugesprochen werden, die sie tatsächlich haben. Dies ist auch aus Gründen der Geschlechtergerechtigkeit dringend geboten. Care muss aber auch als Paradigma in der ganzen Wirtschaft und Gesellschaft an die erste Stelle gesetzt werden: Als Sorgfalt im Umgang mit andern Menschen und Lebewesen, mit gesellschaftlichen Einrichtungen, mit den natürlichen Lebensräumen.

Kooperation

Die Corona-Krise öffnet vielen Leuten die Augen: Der Markt ist nicht die Lösung aller Probleme. Er bedrängt Mensch und Natur und beutet sie aus, wenn er brummt. Er versagt, wenn Krisen herrschen. Er spaltet die Welt in Arm und Reich. Er fördert eine nationalegoistische Politik, mit der die Menschen gegeneinander aufgebracht werden. Wir brauchen aber eine Welt, in der die Kooperation weit stärker gewichtet wird als heute. Wir brauchen eine wirksame lokale, regionale und globale Zusammenarbeit für die Eindämmung von Pandemien, für die Versorgung mit den nötigen Medikamenten, für den Aufbau und den Erhalt einer stabilen Gesundheitsversorgung, für die Bekämpfung der Klimaerhitzung, für eine gerechte Einkommens- und Reichtums-Ver-

FrauenWeisheiten

teilung. Die Basis für eine bessere Kooperation ist eine gestärkte Demokratie, die auch auf wirtschaftliche Belange ausgeweitet wird. Sie bietet die Grundlagen, um tragfähige Lösungen zu erarbeiten, bei denen niemand über den Tisch gezogen wird, und bei denen möglichst viele Menschen aktiv einbezogen werden.

Gerechtigkeit

Die Ungleichverteilung des gesellschaftlichen Reichtums hat obszöne Ausmasse angenommen. Die Ballung von Macht und Reichtum erinnern an feudale Zeiten. Einige Zehntausend verprassen Millionen aus ihrer Portokasse, während die Hälfte der Weltbevölkerung über täglich weniger als fünfeinhalb Dollar verfügt und von der Hand in den Mund leben muss. Weltweit besitzen Männer 50 Prozent mehr Vermögen als Frauen. Die acht reichsten Männer der Welt verfügen zusammen über gleich viel Vermögen wie die 3,9 Milliarden Ärmsten. 2,1 Prozent der Schweizer*innen besitzen so viel wie die übrigen 97,9 Prozent². Immer grössere Anteile des Reichtums fliessen dabei in spekulative Finanzmärkte statt für drängende gesellschaftliche Aufgaben verfügbar zu sein. Wir brauchen deshalb eine massive Rückverteilung des Reichtums von oben nach unten, vom globalen Norden in den globalen Süden und zugunsten der Frauen.

Nachhaltigkeit

Mehr Care, mehr Kooperation und mehr Gerechtigkeit sind unabdingbar, um die Klimaerhitzung, die Verschmutzung der Weltmeere, den Verlust an Biodiversität einzudämmen. Wir brauchen grundlegende Veränderungen in der Produktion, in der Finanzwelt und in den Konsumgewohnheiten, um weltweit nachhaltige, würdige und lebenswerte Verhältnisse schaffen zu können. Dafür brauchen wir unter anderem auch starke und nachhaltig gestaltete öffentliche Infrastrukturen und Dienste (Energie, Verkehr, Wasser, Kommunikation, (soziale) Sicherheit, Bildung, Gesundheitswesen).

Vordringliche Massnahmen

Der geforderte Richtungswechsel muss alle gesellschaftlichen Bereiche erfassen. Dazu gehört an erster Stelle eine entschlossene Wende in der Steuer- und Verteilungspolitik. Als unmittelbare Reaktion auf die aktuellen Krisen braucht es in der Schweiz auch eine Solidaritätssteuer. Diese Erträge sollen zur Hälfte im globalen Süden, zur Hälfte in der Schweiz eingesetzt werden, um Care zu stärken, die Gesundheitsversorgung zu verbessern, den Klimaschutz voranzubringen.

Menschenrechte, insbesondere auch Frauenrechte, müssen immer und überall respektiert und verwirklicht werden. Namentlich sind die besonders verletzlichen Menschen und Gruppen, zum Beispiel Geflüchtete zu schützen. Ihr Zugang zu lebenswichtigen

FrauenWeisheiten

Basisdienstleistungen und zu Bildung muss gewährleistet sein. Die Gesundheitsversorgung muss auf eine neue, öffentliche und solidarische Basis gestellt werden. Wir brauchen bessere Löhne und Arbeitsbedingungen für das Gesundheitspersonal. Kindertagesstätten müssen zu einem flächendeckenden öffentlichen Dienst in hoher Qualität ausgebaut werden.

Wir leben in einer Welt, die nur als eine Welt überleben wird

Die Weltgemeinschaft war noch nie so reich an Ressourcen, Technologien, Kenntnissen und Erfahrungen – und gleichzeitig so ungerecht, feindselig und sorglos im Umgang mit den natürlichen Grundlagen. Die Corona-Krise und die Klima-Krise machen nun deutlich, wie verletzlich eine Welt geworden ist, die auf der Ausbeutung von Mensch und Natur beruht. Wenn wir nicht mehr und mehr in den Strudel dieser Krisen hineingezogen werden wollen, müssen wir jetzt die Richtung wechseln. Dafür brauchen wir eine Erneuerung des Gesellschaftsvertrags zugunsten von Care, Nachhaltigkeit und Solidarität – zugunsten einer lokalen und globalen Care-Gesellschaft.

Unterzeichnen auch Sie den neuen Gesellschaftsvertrag:

www.denknetz.ch/care-gesellschaft/

Frauenweis(s)heiten im Juli & August 2020

Liebe Leserin, lieber Leser

Nach wie vor bestimmt Covid-19 unser Leben weitgehend. Daneben beschäftigen uns aber auch andere Themen. Die verschiedenen Aktionen am Frauenstreiktag vom 14. Juni 2020 haben einmal mehr erwiesen, dass die Gleichstellung und Gleichbehandlung der Geschlechter noch lange nicht erreicht ist.

Das zeigt auch das eindrückliche Porträt von Marianne Wimmer. Obwohl bestens qualifiziert für das Amt als Gemeinderätin und Sozialvorsteherin, wurde ihr in ihrer bürgerlich geprägten Wohngemeinde bei den Wahlen ein Mann vorgezogen.

Wie jahrzehntelange Prägungen unser Denken beeinflussen, beschäftigt Bernadette Kurmann im Zusammenhang mit der aktuellen Rassismusthematik und ihrem persönlichen Rassismus. Sie erinnert sich an das nickende schwarze Kind auf dem Kässeli ihrer Kindheit. Beschämt denkt sie daran, dass ihr die Abwertung des Schwarzen beim Schwarzen-Peter-Spiel damals nicht einmal auffiel. Die Diskussionen um den süssen Dubler-Kopf und Fernsehdebatten zum Rassismus lassen sie teilweise hilf- und ratlos zurück.

In den letzten Wochen haben wir erfahren, wie unterschiedlich die Menschen die Corona-Pandemie und den damit verbundenen Lockdown erfahren haben. Dies zeigte sich auch bei den Zoom-Gesprächen der AG DenkRäume. Die einen empfanden die Einteilung aller über 65 als Schutz, die anderen als Altersdiskriminierung. Nachdem ein bekannter Philosoph die aktuellen Rentner*innen in einem Interview als verwöhnteste Generation bezeichnet hatte, die nur Rechte und keine Pflichten wollen, war für die acht Frauen das Mass voll. Spontan organisierten sie nach den ersten Lockerungen am Frauenstreiktag die Aktion «Alte Frauen sichtbar machen». Damit wollten sie auch das Engagement der GrossmütterRevolution für ein würdiges Leben im Alter und für die Generationensolidarität einmal mehr öffentlich machen.

Wir wünschen Ihnen in dieser weiterhin durch viel Unsicherheit geprägten Zeit Gesundheit und Zuversicht. Wir hoffen, dass Sie die Sommertage mit den gegebenen Vorsichtsmassnahmen geniessen und Kraft und Freude tanken können.

FrauenWeisheiten

Wie freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Wir durften unsere Flügel ausbreiten



«Es gelingt mir, Leute zu begeistern, damit sie mitziehen.»

Bernadette Kurmann

Marianne Wimmer-Lötscher ist bodenständig und erdverbunden. Das verdankt sie ihren Wurzeln im luzernischen Entlebuch. Die Eltern waren liebevoll und grosszügig und erlaubten den neun Kindern, ihren Weg zu gehen. Marianne nutzte diese Gelegenheit. Heute ist sie Leiterin eines Pflegeheims mit 160 Mitarbeitenden in der Gemeinde Ebikon und Kantonsrätin. Dafür ist sie einen langen Weg gegangen.

Aufgewachsen ist sie im Entlebuch auf einem Bauernhof am Berg. «Es war stutzig, und wir Kinder haben stets mitgearbeitet.» Die Verbundenheit mit ihren Geschwistern ist bis heute eng. «Wir waren aufeinander angewiesen und haben schon von klein auf zueinander geschaut.» Die Familie lebte in finanziell engen Verhältnissen. Bereits ein Schulausflug, der fünf Franken kostete, brachte die Eltern in Schwierigkeiten. Dafür wurde dann alleweil der letzte Batzen aufgebraucht. Trotzdem lebten in der Familie

immer auch Pflegekinder. «Es gab Zeiten, in denen bis zu 15 Personen bei uns am Tisch sasssen.»

Die Krankenschwester

Bald schon wusste Marianne: «Aus dieser Situation möchte ich herauskommen.» Ihre Eltern waren liebevoll und grosszügig: «Sie gaben uns die Möglichkeit, unsere Flügel auszubreiten.» Marianne nutzte das. Sie lernte Kinderkrankenschwester, wechselte zur Akutpflege und von dort in die Langzeitpflege. Erst war sie Teamleiterin, dann Oberschwester in einer Privatklinik in Luzern.

1987 heiratete sie und wusste, dass sie immer berufstätig sein wollte. «Es war mir wichtig, meine Unabhängigkeit zu bewahren.» Als sie mit Tochter Lena schwanger war, überlegte sie mit ihrem Mann zusammen, wie sie sich als Eltern organisieren wollten. Er war bereit, daheim die Verantwortung zu übernehmen. Sie hatte den Rücken frei, um ihre beruflichen Ziele zu realisieren. Zwei Gründe sprachen für die damals noch «aussergewöhnliche» Aufteilung: Sie hatte Lust, in ihrem Berufsfeld Karriere zu machen, und er verdiente als Bäcker-Konditor knapp genug, um eine Familie zu ernähren. Der Unterhalt der Familie lag fortan bei ihr.

Als sie nach einem Kultur- und Vorgesetztenwechsel im Spital kündigte, suchte sie eine Stelle mit Führungsverantwortung. «Ich war ja die Ernährerin der Familie.» Nach einem Zwischenhalt als Teamleiterin am Kantonsspital fand sie ihre Berufung als Leiterin Pflege in einem Pflegeheim. Sie wusste immer schon, dass sie eines Tages ein Heim leiten würde. Jetzt war Marianne Lötscher-Wimmer angekommen. «Im Heim kannst du etwas bewirken.» Als sie dort Ende der Neunzigerjahre startete, herrschte in Pflegeheimen die Devise der drei S: sauber, satt, still. Sie aber setzte schon damals auf die individuelle Pflege alter Menschen. Sie suchte qualifiziertes Personal, investierte in die Bildung und war als Verantwortliche der Pflege bald auch Ausbilderin. Sie absolvierte die Heimleiterausbildung und eine Ausbildung für Verwaltungsmanagement. Als der Heimleiter kündigte, war sie seine Nachfolgerin.

Mutter und Ernährerin

Tochter Lena war im Kindergartenalter, als das Ehepaar Wimmer-Lötscher fand: «Bei uns gäbe es Platz für ein weiteres Kind.» Sie wollten einem Pflegekind eine Chance geben. Vorerst bremste die Tochter. Für sie war der Zeitpunkt zu früh. Ein paar Jahre später gesellte sich Chiara zur Familie. «Wir wollten kein Kind auswählen wie aus dem Katalog. Wir dachten, dass das Schicksal uns das richtige Kind schicken würde.» Die Eltern wussten, worauf sie sich einliessen und: «Wenn man A sagt, auch B sagen muss

FrauenWeisheiten

und oft auch C und D.» Marianne Wimmer erinnert sich an schwierige Zeiten, an Zeiten, als die ganze Familie an Grenzen stiess. Heute ist Chiara in lebenspraktischen Dingen relativ selbstständig, braucht aber Unterstützung bei der Planung ihres Lebens und der Hygiene. «Kognitiv ist sie auf dem Niveau einer 7–8 Jährigen, emotional jünger. Im Moment lebt sie in einer Stiftung in der Ostschweiz und wünscht sich, auf einem Bauernhof als Mitarbeiterin eine Stelle zu finden.» Marianne und ihr Mann stehen im Prozess der Ablösung: «Wenn wir Chiara Chancen zur Selbständigkeit geben möchten, muss sie Schritt für Schritt hinausgehen.» Für die Tochter sei das Loslassen wichtig: «Wir werden nicht immer für sie da sein können.» Diesen Schritt hat die ältere Tochter längst schon gemacht. Sie hat ein Studium abgeschlossen und lebt eine gute Work-life-Balance.

Was war sie für eine Mutter? Sie habe in ihren Mann von Anfang an grosses Vertrauen gehabt. Wir sagten uns: «Du machst es, wie du es gut findest, und ich mache es auch so. Er war ein toller Vater.» Es habe ganz selten Momente gegeben, als sie als Mutter unabdingbar war. «Beim Basteln mit den Müttern im Kindergarten und am Tag, als die Katze starb, da musste ich frei nehmen.» In der Freizeit hatte die Familie höchste Priorität, dafür verzichtete sie gerne auf persönliche Hobbies.

Die Heimleiterin

Seit über dreissig Jahren lebt Familie Wimmer in Ebikon, und stets war Marianne in der SP für die Gemeinde aktiv. Vor elf Jahren gab es im Pflegeheim der Gemeinde Probleme. Es folgten Entlassungen, und Marianne Wimmer-Lötscher meldete sich auf diese Stelle. Ebikons Politikgeschehen ist seit alters tief bürgerlich geprägt. Die Frau der SP bekam starke Vorbehalte zu spüren. Ein weiteres Debakel konnte sich die Gemeinde jedoch nicht noch einmal leisten, also entschied man sich für die ausgewiesene Führungsperson.

Marianne Wimmer-Lötscher stand in der Verantwortung für 160 Mitarbeitende und 20 Auszubildende. Innert kurzer Zeit vermochte sie die Situation im Heim zu beruhigen. Wie war das möglich? «Es gelingt mir, Leute zu begeistern, damit sie mitziehen. Es braucht ein offenes Ohr, Kooperation mit dem Team, den Bewohnerinnen und Bewohnern, den Angehörigen.» Zudem sei sie eine Macherin und möchte etwas vorwärtsbringen. Das bedeute, immer einen Schritt vorauszusehen, zu erkennen, was nötig sei, um etwas in Bewegung zu bringen. Nach 25 Jahren intensiver Arbeit mit alten Menschen, was kann sie von ihnen lernen? «Oh, sehr viel. Zum Beispiel, dass sie bereit sind, immer Neues zu lernen. Man hat nie ausgelernt. Und vor allem Gelassenheit.»

Die Politikerin

Und weil Marianne Wimmer-Lötscher sich gerne engagiert und gerne verändert, kandidierte sie vor fünf Jahren für den Kantonsrat – und wurde als ersten Ersatz gewählt, nach drei Jahren rückte sie nach. In diesem Jahr meldete sie sich für den Gemeinderat. Sie hätte ihrem Leben vor der Pensionierung gerne noch einmal eine Wende gegeben und eine neue Herausforderung angenommen. Aber wieder bekommt sie die bürgerliche Vorherrschaft der Gemeinde zu spüren. Nach einem beachtlichen Resultat im ersten Wahlgang bestand für kurze Zeit die Aussicht, in stiller Wahl nachzurücken. Im letzten Moment zauberten die Bürgerlichen einen Mann aus dem Hut, der in Ebikon stark verankert ist: Fussballclub, Tennisclub, Pfarreirat... Zu allem Überdross machten alle bürgerlichen Parteien ein Päckchen gegen die SP-Frau. Im Gemeindeblatt war zu lesen: «Wir sind uns alle einig: Marianne Wimmer-Lötscher macht in den Heimen eine tadellose Arbeit, das wissen und schätzen wir. Als Stimmbürger wünsche ich mir, dass diese Arbeit durch sie dort weitergeführt wird.» Also ganz im Sinne von: «Mädchen bleib, wo du bist, du bist unverzichtbar... Es ist entsetzlich, wenn Männer sich selbst heute noch in aller Öffentlichkeit so bevormundend gebärden.» Gegenüber dieser politischen Übermacht, konnte Marianne Wimmer-Lötscher letztlich nichts ausrichten, selbst wenn sie fachlich und mit ihrer politischen Erfahrung die bessere Auswahl gewesen wäre. Die Parteiinteressen haben sich durchgesetzt. Schade für die Gemeinde. Marianne Wimmer-Lötscher wird sich damit arrangieren und ihren Weg finden.

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Mein persönlicher Rassismus

Bernadette Kurmann

Alle Menschen sind Rassisten, lese ich in diesen Tagen rund um den Tod des Schwarzen George Floyd. Er ist der Mann, der in den USA kürzlich von der Polizei aufs Brutalste umgebracht worden ist. Viele Studien bestätigen diese rassistische, dunkle Seite des Menschen. Mein persönlicher Rassismus beschäftigt mich, und er lässt mich nicht mehr los.

Ich erkenne meinen Rassismus, wenn ich im Zug intuitiv nicht neben einem schwarzen Mann Platz nehme. «Ach, neben einer schwarzen Frau, würde ich ohne Probleme absetzen», versuche ich mich zu beruhigen. Dabei wird mir bewusst, dass hierzulande in

FrauenWeisheiten

der Regel nicht der schwarze Mann der Vergewaltiger von Frauen ist, sondern es sind grossmehheitlich Männer aus der eigenen Familie und Männer im Bekannten- und Freundeskreis. Es gibt also keinen Grund, nicht neben dem schwarzen Mann im Zug Platz zu nehmen.

Sind schon Kinder Rassisten?

Ich erinnere mich an die kleine Italienerin, die uns Erstklässlern von der Lehrerin vorgestellt worden war. Wie war ich begeistert von ihren dunkeln Augen und den pechschwarzen Haaren. Ich wollte unbedingt ihre Freundin sein, und viele meiner Klassenkameradinnen auch. Das Mädchen faszinierte uns, weil es anders war als wir, und weil wir dieses Andere kennenlernen wollten. Sind Kinder frei von Rassismus? Meine Freundin mit einem schwarzen Schwiegersohn und halbschwarzen Enkeln hält dagegen: «Mein Enkel wurde im Kindergarten kürzlich ‹mit Mohrenkopf› beschimpft.» Die erste schmerzhafteste Erfahrung mit Rassismus, die ihre Tochter und der kleine Sohn erlebt haben. Ein Schock. Sind Kinder wirklich schon Rassisten oder doch vielmehr ihre Eltern?

Wie war ich glücklich, an der Fasnacht auf dem «Negerwagen» zu sitzen mit schwarzer Maske und einem Baströckchen. Ich fühlte mich so schön, und für mich war klar, dass der Bastrock die einzig logische Bekleidung für schwarze Mädchen in einem heissen Land ist. Horden von Mädchen verkleideten sich wie ich und sassen auf diesem Wagen. Glücklich und stolz waren wir, in eine andere Haut geschlüpft zu sein. Rassistisch? Ich weiss nur, dass ich heute von dieser Gepflogenheit nicht einmal meinen Töchtern erzählen kann, ohne für den Begriff «N...wagen» ausgebuht zu werden. Aber ich finde keine anderen Worte für mein Fasnachtserlebnis. Also erzähle ich die Geschichte nicht mehr.

Das nickende «N...lein»

Fast andächtig brachte ich meinen Göttibatzen zum «N...lein» in den Kindergarten. Es bedankte sich jeweils artig mit Kopfnicken, wenn eines der Kinder den Batzen ins Kässeli warf. Ich lernte dabei, dass in Afrika Kinder arm sind und unsere Unterstützung brauchen. Ich fühlte mich gut dabei. Klar, heute erschreckt mich diese Vorstellung des stets nickenden, kleinen schwarzen Kindes. Eine scheussliche Idee, die Abhängigkeit schwarzer Menschen darzustellen. Wie wäre es wichtig gewesen, darüber zu reden, dass es im Grunde genommen ganz normal ist, den Reichtum der Schweiz mit weniger Privilegierten zu teilen. Das schwarze Kindlein hätte sich dafür nicht einmal bedanken müssen. Eine solche Auseinandersetzung wurde verpasst, und wir Schweizer konnten uns überlegen fühlen.

Ist schwarz falsch?

Oder wenn wir den «Schwarzen Peter» spielten. Verloren hatte, wer ihn zog. Verlierer waren die Schwarzen und ich mit ihnen, wenn ich diese Karte zog. Mir fiel damals die verheerende Symbolik, die Abwertung des Schwarzen, nicht einmal auf. Aber bestimmt habe ich «den Schwarzen als Verlierer» unbewusst aufgenommen. Ich bin im katholischen Kanton Luzern aufgewachsen. In meinem familiären Umfeld gab es Priester, die nach Afrika zogen, um die Schwarzen zu missionieren. Meine Eltern unterstützen sie mit Geld, weil sie etwas Gutes tun wollten. Nie wäre mir damals in den Sinn gekommen, das Missionieren zu hinterfragen. Heute erschreckt mich diese Machenschaft der Kirche. Sagt sie uns doch, dass alle Schwarzen in ihrem Glauben falsch liegen und zu guten Christen umgewandelt werden müssen.

Die Diskussion um den «M-Kopf»

Die Medien sind von der Diskussion rund um den «Mohrenkopf» beherrscht. Die Migros hatte ihn aus Rassismus-Gründen aus dem Sortiment gezogen. Seit Kindheit ist der «M-Kopf» meine Lieblingsspeise. Ich komme selbst heute noch ins Zittern, wenn ich einen «Dubler-M-Kopf» im goldenen Gewand vor mir sehe. «Da wird mit Flinten auf Spatzen geschossen», geht es mir durch den Kopf. Ich sehe im Fernsehen, wie Firmenchef Dubler wild gestikulierend seinen «M-Kopf» verteidigt. Ich lese in der Zeitung pro und contra M-Kopf: persönliche Freiheit versus rassistische Handlung. Ich lese Statements von schwarzen Frauen und Männern, wie sehr sie sich durch diese Süßigkeit diskriminiert fühlen. Zum ersten Mal wird mir richtig bewusst, dass der Name dieses süßen Dings andere Menschen verletzt. «Wenn das so ist, dann ist eine Namensänderung angebracht, Herr Dubler», denke ich. «Ihre Süßigkeit werde ich auch unter neuem Namen kaufen.»

Wie schwarzen Menschen begegnen?

Ich sehe in der «Arena» des Fernsehens DRS eine Debatte mit schwarzen Männern und Frauen, Schweizerinnen und Schweizern. Ich höre, wie viel sie sich an Rassistischem im Alltag anhören und gefallen lassen müssen. Ich bin unglücklich darüber. Dann erwähnt eine der Frauen, wie sie immer wieder danach gefragt werde, woher sie den ursprünglich komme. Sie versteht diese Frage so, als ob nur weisse Menschen zur Schweiz gehörten. Ich selber habe genau diese Frage schwarzen Menschen auch schon gestellt, aber die Frage der Nationalität stand für mich nicht im Zentrum. «Darf ich diese Frage nie mehr stellen?» Die Diskussion lässt mich ratlos und hilflos zurück. Wie schwarzen Menschen in der Schweiz begegnen, damit ich sie nicht verletze? Ich finde keine Antwort.

FrauenWeisheiten

Weiss – Synonym für Macht

Im Fernsehen läuft ein Film über den schwarzen amerikanischen Schriftsteller James Baldwin. Er hatte sich ein ganzes Leben lang mit Rassismus beschäftigt. Am Ende des Films sagt er, dass weiße Menschen sich die Frage stellen lassen müssten: «Wie konnte es dazu kommen, dass ihr schwarze Menschen für euch arbeiten liasset. Wie konnte es dazu kommen, dass ihr sie gekauft habt und geglaubt habt, sie seien euer Eigentum?» Er fährt fort: «Es gibt auf dieser Welt sehr viel mehr schwarze oder farbige Menschen als weiße. Weiss ist für mich ein Synonym für Macht.»

Ich schäme mich als weiße Frau für das, was wir Schwarzen im Verlaufe der Geschichte angetan haben. Es tut mir unendlich leid, falls ich mich irgendeinmal durch mein Verhalten in diese Reihe der weissen Menschen eingestellt habe. Wahrscheinlich habe auch ich mich schuldig gemacht.

Wir alten Frauen sind da



Am Frauenstreiktag, 14. Juni 2020, machten Frauen der GrossmütterRevolution auf dem Sechseläutenplatz in Zürich auf die vielen unsichtbaren alten Frauen aufmerksam.

Text: Monika Fischer, Foto: Kathrin Schulthess

Wie einen Stachel empfand ich es während des Lockdown, plötzlich mit allen Menschen über 65 zu einer Risikogruppe zu gehören und zu meinem Schutz von der Gesellschaft isoliert zu sein. Damit wurde eine fragwürdige und veraltete Altersdefinition betont. War es gar Altersdiskriminierung? Wie gut tat da der Austausch mit den Frauen der Arbeitsgruppe DenkRäume über Zoom! Wir sprachen über Befindlichkeit, Erfahrungen und Gefühle, sprachen über Solidarität und Solidaritäten und über Verantwortung für uns und für andere. Bald genügte es uns nicht mehr, zu diskutieren und einander via Zoom zuzuwinken. Wir wollten aktiv werden und uns als alte Frauen öffentlich ver-lauten lassen. Unterstützt durch Anette, organisierten wir unseren Auftritt in Zürich. Die dabei entstandene neue Lebendigkeit und Kraft werden uns durch die aktuell schwierige Zeit mit neuen Empfindlichkeiten und Gehässigkeiten und anderen Schuldzuweisungen begleiten.

FrauenWeisheiten

Warum nur hatte ich zum Mitmachen zugesagt? Wie gemütlich und bequem wäre doch der Sonntag zuhause wie in den letzten Wochen! Wie wird es sein, wieder einmal in einem Zug zu sitzen? Diese Gedanken gingen mir am Morgen des 14. Juni durch den Kopf.

Angekommen im Gemeinschaftszentrum Hottingen, waren die Bedenken wie weggefliegen. Gross war die Freude über das Wiedersehen mit den vielen vertrauten Gesichtern.

Im vorgeschriebenen Abstand beschriftete jede Frau ihre persönliche Pappfigur. Sie zeigten Frauen, die ihr Leben lang unsichtbar geblieben, andere geprägt und für die Gemeinschaft viel geleistet hatten. Die Frauen als Teil einer Ahninnen-Reihe waren auch ein Symbol für die vielen unsichtbaren hochbetagten Frauen, die zuhause oder in Pflegeheimen wohnen und in Würde betreut und gepflegt werden möchten.

Ich hatte Maria bei meinen Besuchen im Pflegeheim erst im hohen Alter näher kennengelernt. Früh verwitwet, hatte sie allein drei Töchter aufgezogen und nach ihrer Pensionierung regelmässig ihre Enkelkinder gehütet. Gewohnt an ihre Eigenständigkeit, hatte sie grosse Mühe mit der Abhängigkeit. Doch wagte sie nicht, sich für ihre Bedürfnisse einzusetzen.

Gute Begegnungen und Gespräche

Mit der Pappfigur am Rücken zogen wir, je ein violettes Zweimeterband in der einen Hand, zum Sechseläutenplatz. Im ersten Moment war die Enttäuschung angesichts des fast menschenleeren Platzes gross. Doch hatten wir die Aktion wegen der Coronamassnahmen bewusst so geplant. Die meisten von uns gehörten zur Risikogruppe. Deshalb wollten wir uns nicht direkt an den Aktionen des Frauenstreiks beteiligen. Ein guter Entscheid. Passantinnen und einige Passanten blieben neugierig stehen und näherten sich interessiert. Da und dort entspannten sich Gespräche mit Einzelpersonen und Gruppen. «Eine gute Aktion. Sie fällt auf», meinte das dreiköpfige Dialogteam der Polizei, das rasch auf dem Platz aufgetaucht war.

Gemeinsam dranbleiben

Junge und alte Frauen beteiligten sich selber an der Aktion, indem sie zusätzliche leere Pappfiguren beschrifteten, damit weiteren unsichtbaren Frauen eine Identität gaben und auch Ungleichstellungen sichtbar machten. Eine Bäuerin gehörte ebenso dazu wie die italienische Nonna, die neben ihrem Fabrikjob für Haushalt und Kinder zuständig gewesen war und später ihren kranken Mann gepflegt hat. Eine Pflegefachfrau aus einem städtischen Altersheim betonte, wie wichtig es sei, auf die Care-Arbeit und

die Verhältnisse in den Institutionen aufmerksam zu machen. «Gut, dass ihr hin steht, bleibt weiterhin dran», ermunterten zwei Frauen und ein Mann, die mit einer Gruppe von Jugendlichen unterwegs waren. Eine junge Frau vom Streikkomitee freute sich: «Super, was ihr macht! Wir Jungen und ihr Alten gehören doch zusammen und bleiben weiterhin gemeinsam dran.»

Das Alter als Kriterium

Wie froh waren wir nun, dass wir uns von widersprüchlichen Gefühlen und Befindlichkeiten und von unserem Unbehagen, ja unserer Wut in den letzten Monaten nicht hatten lähmen lassen. Als sich nach der anfänglichen Fürsorglichkeit für die Risikogruppen und nach Wertschätzung der lebensnotwendigen Care-Arbeit auch andere Töne in den gesellschaftlichen Diskurs eingeschlichen hatten. Als in öffentlichen Diskussionen die Frage gestellt wurde, wer bei einer allfälligen Überlastung des Gesundheitswesens noch einen Platz auf der Intensivstation bekäme. (Würden Menschen über 85 abgewiesen? Ist das Alter als Kriterium für das Recht zum Überleben zulässig?) Als bereits in der Phase erster Lockerungen in einer gereizten Atmosphäre die alten Menschen als Sündenböcke für die wirtschaftliche Krise gefunden worden waren.

Als alte Frauen aktiv werden

Es tat uns gut, mit der spontan organisierten Aktion «Alte Frauen sichtbar machen» für uns hinzustehen und zu zeigen: Wir alten Frauen sind nicht einfach eine graue Risikogruppe.

- Wir sind eine Vielfalt von unterschiedlichen alten Frauen.
- Wir sind da. Wir engagieren uns und mischen uns ein.
- Wir setzen uns ein für bessere Lebensqualität.
- Wir engagieren uns für die jüngeren Generationen.
- Wir sind solidarisch mit den heute erwerbstätigen Frauen.
- Wir setzen uns ein für eine bessere gesellschaftliche Anerkennung der Care-Arbeit sowie der Berufe in den Bereichen Verkauf und Reinigung, alles lebensnotwendige Tätigkeiten, die vorwiegend von Frauen ausgeübt werden.
- Wir sind solidarisch mit den Menschen im abhängigen hohen Alter und mit den von Altersarmut betroffenen Frauen.
- Wir solidarisieren uns mit Menschen, denen es nicht so gut geht, zum Beispiel mit geflüchteten Menschen und mit den Sans-Papiers.

FrauenWeisheiten

Neue Lebendigkeit und Kraft

Die gemeinsame Aktion wurde nach der langen Zeit des Rückzugs für alle Beteiligten zu einem belebenden Erlebnis. Nach dem gemeinsamen Auftritt zogen einige Frauen weiter zu anderen Aktionen des Frauenstreiks. Sie berichteten erfreut von den Reaktionen der jungen Frauen. Diese hatten mit Nachdruck ihre Dankbarkeit über die Vorarbeit der älteren Generation versichert, ohne die heute vieles nicht möglich wäre. Dies mache ihnen Mut für ihr weiteres Engagement.

Eine der beteiligten Frauen fasste die Erfahrung wie folgt zusammen: «Die Aktion auf dem Sechseläutenplatz hat die Lebendigkeit zurück gebracht. Das soziale Leben fand wieder öffentlich statt, und wir bewegten uns frei, natürlich mit Schutzmassnahmen. Wir haben uns zu Wort gemeldet, uns sichtbar und verbunden mit unsichtbaren Frauen hörbar gemacht. Wir haben uns eingemischt und im Austausch mit den jüngeren Frauen gezeigt, dass wir dazu gehören und uns nicht als Risiko- oder Randgruppen eingeweiht lassen. Was für eine Kraft!»

Mit «Maria» am Rücken kehrte ich dankbar nach Hause zurück. Im Zug und im Bus brauchte meine Schattenfigur einen eigenen Platz und wurde von Passanten neugierig begutachtet. Hie und da ergab sich ein gutes Gespräch. – Jetzt erinnert mich Maria in meinem Büro täglich an den Tag voller Frauenpower. Sie gibt mir Kraft, wenn ich müde und verunsichert bin, mich weiterhin für ein gutes Leben und ein würdiges Alter für alle Menschen einzusetzen. In der gemeinsamen Aktion habe ich erfahren: Ich bin nicht allein. Wir bleiben weiterhin gemeinsam dran.



FrauenWeisheiten



Frauenweis(s)heiten im September 2020

Liebe Leserin, lieber Leser

Die Corona-Pandemie betrifft die Menschen weltweit unterschiedlich. Wir sind in der Schweiz mit unserem hochstehenden Lebensstandard und Gesundheitssystem bisher glimpflich davon gekommen.

Ganz anders ist die Situation in Südafrika. Davon vernehmen wir mehr im Porträt über Brigitte Peter. Sie hat vor ein paar Jahren in den Townships von Kapstadt ein Nähprojekt für Frauen aufgebaut hat und konnte im April nicht wie geplant nach Afrika reisen. Umso mehr freut sie sich, dass die einheimischen Frauen selbständig weiterarbeiten und in dem von der Krise schwer betroffenen Land sogar eine Gassenküche für Hungernde eingerichtet haben.

Das Leben mit Covid-19 beschäftigt auch Telsche Keese. Für sie ist die aktuelle Zeit eine Phase der Windstille, die uns Menschen unsichtbar auf humane Weise verbindet. Sie möchte das positive Miteinander in die Nach-Coronazeit retten.

Bernadette Kurmann erinnert sich an das Mütterlis-Spiel ihrer Kindheit. Dabei kam der Vater nicht vor. Anders erlebt sie es bei ihrer Enkelin. Für diese ist der Vater präsent und gehört zur Familie wie Mutter und Kind. Der Text ist ein Plädoyer für die Abstimmung zum Vaterschaftsurlaub vom 27. September: ein Anfang für eine partnerschaftliche Elternschaft, von der alle profitieren.

Im Newsletter vom April hatten wir im Porträt Annemarie Iten-Kälin vorgestellt. Sie ist eine der fünf ProtagonistInnen im Film «Hexenkinder» von Edwin Beeler. In christlich geführten Heimen wurden die Kinder im Namen der Religion in der Absicht, ihre Seele zu retten, mit drastischen Strafen gequält. Doch haben sich die jungen Menschen gewehrt und liessen sich nicht unterkriegen. Wegen des Lockdown musste der Filmstart verschoben werden. Der starke Film, ein Apell gegen das Vergessen, läuft ab dem 17. September in verschiedenen Kinos in der Deutschschweiz. Ein Besuch lohnt sich!

Wir wünschen Ihnen Gesundheit und Zuversicht und freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt: Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Wo mit wenig viel möglich ist



Brigitte Peter-Hodel, 68, näht Wonderbags, Einkaufstaschen, Kartoffelwärmer und Masken aus mit 80 Grad waschbarer Baumwolle zugunsten ihres Projektes in Südafrika.

Foto & Text: Monika Fischer

Sie packt an, möchte leben und erleben und lässt sich von schwierigen Situationen nicht entmutigen. Im April konnte Brigitte Peter nicht wie geplant für zwei Monate nach Südafrika reisen. Sie hat dort nach ihrer frühzeitigen Pensionierung als Lehrerin für textiles Gestalten in den Townships verschiedene Nähprojekte für Frauen und Kinder aufgebaut. Die Coronakrise zeigt, dass sich ihre Strategie der Hilfe zur Selbsthilfe bewährt. Die Frauen arbeiten selbständig weiter, wenn sie Material haben. Dank einer Spende haben sie in dem von Covid-19 schwer betroffenen Land gar eine Gassenküche für Hungernde eingerichtet.

Seit ihrer Kindheit ist sich Brigitte Peter ein einfaches Leben gewohnt. Aufgewachsen mit fünf Geschwistern auf einem kleinen Heimetli mit sechs Kühen lernte sie früh zuzupacken. Nach der Ausbildung zur Handarbeitslehrerin und kurzer Berufstätigkeit

FrauenWeisheiten

nahm sie ein Jahr unbezahlten Urlaub und reiste mit ihrer Freundin in die USA. Sie wollte leben und erleben. Fünf Monate arbeiteten die jungen Frauen als Haushalthilfe. Danach kauften sie ein Auto und reisten kreuz und quer durchs Land. «Die Reise war entscheidend für mein Leben. Ich lernte, auf eigenen Beinen zu stehen und mich unkonventionell mit wenig Geld durchzuschlagen. Das gab mir die Gewissheit, dass ich überall reisen und leben könnte.»

Begegnung mit der Apartheid

1978 nahm sie wieder ein halbes Jahr unbezahlten Urlaub und besuchte ihren Freund in Kapstadt, der dort im Kraftwerkbau arbeitete. Dabei begegnete sie erstmals der Apartheid, der klaren Trennung von weissen und schwarzen Menschen. «Am Wochenende besuchten wir jeweils einen wunderschönen Strand nur für Weisse. Der Dreck wurde am Montag von Schwarzen weggeputzt.» Sie fand die Situation unerträglich und hörte inoffiziell vom harten Vorgehen der Regierung gegen die Aktivisten. «Es war ein menschenverachtendes, entwürdigendes System, was ich allerdings erst später realisierte. Mir war klar: ich wollte nie mehr in dieses Land reisen.» Geblieben ist die Freundschaft mit der ehemaligen Englischlehrerin ihres Freundes.

Aufbruch nach der Familienphase

Sie heiratete und bekam eine Tochter und einen Sohn, für die sie nach Trennung und Scheidung als alleinerziehende Mutter sorgte. Neben der Familie arbeitete sie stets als Lehrerin für textiles Werken, wie das Fach später genannt wurde. Sesshaft geworden, hatte sie finanziell wenig Spatzung, Zeit und Geld zum Reisen fehlte. Mehr und mehr bekam sie Mühe mit den Veränderungen in der Schule. Ihr Fach bekam wenig Wertschätzung, Stunden wurden abgebaut, die administrative Arbeit ausgeweitet. Brigitte Peter wurde schuldmüde. Doch erst als die Kinder erwachsen und unabhängig waren, konnte sie wieder ans Reisen denken.

Mit 60 reiste sie wieder zwei Monate nach Südafrika zum Besuch der Freundin, die inzwischen an der Uni als Sprachlehrerin unterrichtete. «Sie nahm mich überall hin mit. Mir gefielen die Lockerheit und die Spontaneität der Menschen sehr.»

Wegweisend wurde für sie die Begegnung mit Marcus Solomon. Der ehemalige Aktivist gegen die Apartheid war für sein Engagement zehn Jahre im Gefängnis. «Er zeigte mir im Gegensatz zu den schönen Hochglanzprojekten das ganz andere Südafrika in den Townships. Diese Wohnsiedlungen wurden während der Rassentrennungspolitik in Südafrika für die schwarze, farbige und indische Bevölkerung errichtet. Es sind extrem dicht bevölkerte Hüttenviertel aus Wellblech und Pappkarton mit geringer

FrauenWeisheiten

Infrastruktur.» Das von Solomon geleitete Childrends Resource Centre (CRC) beeindruckte sie sehr. Kinder zwischen 7 und 14 Jahren lernen dort mit der Unterstützung von Erwachsenen, ihr Leben in gegenseitigem Respekt und mit Solidarität selber zu organisieren. Brigitte Peter filzte mit den Kindern und erkannte: «Sie waren enorm begeistert. Ich sah, wie hier mit einer kleinen Hilfe sehr viel bewirkt werden kann.»

Brachliegende Ressourcen der Frauen

Marcus Solomon zeigte ihr auch den Wonderbag verbunden mit dem Wunsch, die Frauen seiner Organisation sollten selber einen solchen Stoffsack nähen können. Mit Sagex-Kügelchen gefüllt und dadurch gut isoliert funktioniert dieser als eine Art slow Cooker. Darin kann ein Gericht in einer Pfanne drei bis 4 Stunden nachgaren und bleibt 10 Stunden warm. In den engen Verhältnissen in den Townships können dadurch Strom gespart und Verbrennungen beim Kochen auf den kleinen Rechauds verhindert werden. Die Idee liess ihr keine Ruhe. In die Schweiz zurückgekehrt, probierte sie die Arbeit aus.

Ein Jahr später reiste sie wieder nach Südafrika, wo die Organisation inzwischen die ersten Nähmaschinen bekommen hatte. Sie kaufte Stoff aus eigenem Geld und brachte den Frauen Grundkenntnisse im Nähen bei. «Als ich die Begeisterung der Frauen und ihre brachliegenden Ressourcen sah, wusste ich, was ich nach der Pensionierung machen wollte.» Brigitte Peter eröffnete ein Spendenkonto für Südafrika. Ihr Bruder ermöglichte durch seine grosszügige Unterstützung den sehnlichst erwarteten Projektstart.

Eine solide Basis

Seit ihrer Pensionierung mit 62 reist sie jedes Jahr im Frühling und Herbst nach Kapstadt und arbeitet je zwei Monate mit Gruppen von Frauen und Kindern. Zahlreiche Wonderbags wurden genäht, die Kursteilnehmerinnen auch in gesunder Ernährung und im Kochen unterrichtet. Inzwischen geben auch ausgebildete Trainerinnen ihr Wissen und Können an weitere Gruppen weiter. Bereits bestehen in sechs grösseren Städten Nähgruppen. Brigitte Peter freut sich über die Bedeutung des Handwerks für die Menschen: «Es stärkt ihr Selbstbewusstsein, wenn sie erfahren, was sie mit eigenen Händen bei entsprechender Unterstützung schaffen können.»

Es war ihr wichtig, das Projekt auf solide Beine zu stellen. Seit vier Jahren sorgen die Vorstandsmitglieder des Vereins «Swiss Township Network» freiwillig für Administration/Kommunikation und geben Rechenschaft über die Verwendung der Spendengelder (www.swisstownshippnetwork.ch).

Einsatz für andere

Inzwischen engagiert sich Brigitte Peter auch in einem weiteren, von einheimischen Frauen gestarteten Projekt, dem Nähen von mit kaltem Wasser waschbaren Stoffbinden für Mädchen und Frauen. Diese werden auch angeleitet, wie sie die Binden verwenden und waschen müssen. Denn Millionen von Frauen und Mädchen in den Townships können sich Wegwerfbinden nicht leisten. Sie behelfen sich mit allem Möglichen und bleiben während ihren Tagen zuhause.

Trotz der gefährlichen Situation im Land hat Brigitte Peter bei ihren Aufenthalten in «ihrer zweiten Heimat» keine Angst. «Ich bin mit guten Menschen zusammen und befolge die Ratschläge der Einheimischen. Wenn ich sehe, mit wie wenig die Leute leben, werde ich bescheiden und bin dankbar, angesichts der Ungerechtigkeiten in dieser Welt etwas für andere tun zu dürfen.»

Jetzt ist Hilfe besonders nötig

Seit Ausbruch der Coronakrise macht sie sich grosse Sorgen um die Menschen in Südafrika. Sie weiss, wie schnell sich Covid-19 in den engen Verhältnissen mit den geringen Möglichkeiten zur Einhaltung der hygienischen Vorschriften in den Townships verbreitet. Bei ihren regelmässigen Kontakten hat sie erfahren, dass alle als Trainerinnen ausgebildeten Frauen eine Maschine haben. Wenn sie Geld für Material haben, können sie Wonderbags und Binden selbständig nähen und verkaufen. Dank einer Spende haben die Frauen der Organisation sogar eine Art von Gassenküche auf die Beine gestellt. Dort bieten sie Kindern und Bedürftigen einmal täglich eine warme Mahlzeit an, ist doch die Not in den Townships gross. Rund die Hälfte der BewohnerInnen ist arbeitslos, und es fehlt ihnen Geld, um Nahrung zu kaufen.

Diese Nachrichten sind eine Bestätigung für das auf der Hilfe zur Selbsthilfe aufgebaute Projekt. Doch wartet Brigitte Peter sehnsüchtig darauf, wieder reisen zu können, gibt es doch bis zur wirtschaftlichen Selbständigkeit des Projektes noch einiges zu tun. Bis dahin unterstützt sie «ihre» Frauen und Kinder so gut wie möglich aus der Schweiz. Sie ist daran, Tausende von Fotos zu sortieren, engagiert sich für kranke Familienmitglieder und arbeitet auf dem Feld im Projekt ihrer Tochter «Randebandi», einer Gemüsekooperative für solidarische Landwirtschaft, mit. Daneben näht sie Wonderbags, Einkaufstaschen, Kartoffelwärmer und Masken aus mit 80 Grad waschbarer Baumwolle und verkauft diese zugunsten ihres Projektes. Auftanken kann sie beim Wandern, Schwimmen, Lesen und beim Kochen für Gäste. «Die Pflege von Freundschaften ist mir wichtig. Dankbar bin ich auch für die Unterstützung vieler Spenderinnen und Spender, ohne die das Projekt nicht überleben würde.»

Sinnstille

Telsche Keese

Wir erinnern uns nur schwach an die Hektik, mit der wir in der Vor-Coronazeit durch den Tag gehastet sind. Nicht nur die Jungen, die Berufstätigen, die Familien – auch wir Senioren. Das ist vorbei.

Jetzt leben wir wie in einer langen Phase der Windstille. Wir leben ruhig und vereinzelt, haben kein aktiv gestaltetes Leben mehr, kein vertrautes Miteinander und sehnen uns nach einem Ende. Wird dann alles wie vorher weitergehen?

Plötzlich ist mir bewusst, wie schön es ist, dass ich Platz im Bus oder Restaurant habe, das Gedränge sich in Grenzen hält, wo ich auch bin. Der Handel klagt zwar, dass der Absatz geringer geworden ist, die Menschen weniger verbrauchen und im Lande bleiben, um hier Ferien zu machen. Es geht doch auch.

Vielen tut die Entschleunigung gut, denn die Viruskrise verbindet uns unsichtbar auf sehr humane Weise. Wir sind solidarisch in der Krise im Wissen, dass wir voneinander abhängen, dass wir gleich sind, denn wir sind sterblich. Dieses Gefühl von Demut war in der Vor-Coronazeit nicht zu spüren. Wir drängten diese Gewissheit zurück, sie störte unser Streben, sie wurde oft sogar vergessen. Ich möchte, dass dieses Bewusstsein erhalten bleibt. Es gehört ins pralle Leben, drängt das Ego zurück und fördert Verständnis untereinander. Es zieht keine Grenzen zwischen mir und dir.

Eine Szene illustriert, was ich meine: Ein kleines Kind auf dem Arm seines Vaters schaut eine Weile stumm über dessen Schulter in das freundliche Gesicht meines Mannes. Plötzlich zieht es bedächtig seinen Schnuller aus dem Mund und streckt ihm das klebrige Ding aufmunternd hin. Wer dabei war, empfand die stumme Sympathie über alle Altersgrenzen hinweg.

Die jetzige Wartezeit erlebe ich als Chance nachzudenken, wie wir dieses positive Miteinander hinüberretten können in eine ferne Nach-Coronazeit. Ich finde, dass jede und jeder dann täglich etwas Zeit hergeben sollte, um sich mitmenschlich um andere zu kümmern. Das Materielle ist nicht alles in der Welt.

«De Vater wär gschtorbe»

Bernadette Kurmann

Als wir klein waren, spielten meine Geschwister, Freunde und ich gerne «Müeterlis». Es war ein Rollenspiel mit lebendigen Personen und verteilten Rollen; wir spielten Szenen aus unserem Familienalltag. Wir mimten die Rollen mit viel Hingebung. Da gab es Liebe, Auseinandersetzung, Streit, Verhandlung, Versöhnung – Leben eben.

Am Anfang verteilten wir die Rollen, und immer hiess es sehr schnell: «De Vater wär gschtorbe». Den Vater wollte nämlich niemand spielen. Seine Rolle war uninteressant. Wir Kinder erlebten den Vater vor allem als abwesend und kaum existent: Er war bei der Arbeit, am Stammtisch, in der Politik, im Militär usw.. Dort hatten wir keinen Zugang. Er war meist nur am Mittag daheim. Am Abend war er weg oder er las Zeitung oder sah fern. Keines der Kinder wollte je die Rolle des Vaters übernehmen, auch die Buben nicht. Also liessen wir ihn beim Spielen brutal, aber sehr pragmatisch, sterben. Natürlich hatten wir keine Vorstellung von der ökonomischen Rolle des Vaters. Aber das beiseite.

Ans Müeterlispiel erinnerte ich mich kürzlich, als ich mit meinem Grosskind ein Kinderbüchlein anschaute. Das Thema war die Tierfamilie: Mama Kuh, Papa-Stier, Kind-Kalb, Huhn, Guggel, Bibeli usw.. Bei einer der Tierfamilien fehlte der Vater. Mir war das nicht aufgefallen. Aber die Kleine meinte: «Wo ist der Papa?» Im Moment wusste ich gar nicht, was sagen. Der Tiervater war vergessen gegangen. Ich überlegte, wo er sein könnte: auf einer anderen Wiese, im Stall, auf dem Feld, im Wald... Doch die Kleine gab sich damit nicht zufrieden. Der Vater gehörte für sie zur Familie wie Mama und Kind. Sie beharrte stur auf dem Fehler.

Sie dachte wohl an ihren Vater, der für sie eine so wichtige Rolle einnimmt: Er hütet sie tageweise, bringt sie ins Bett, erzählt ihr eine Gutenachtgeschichte, er füttert sie, wechselt ihr die Windeln, tröstet, wenn sie hingefallen ist... Er besucht mit ihr den Schwimmkurs. Er singt mit ihr Kinderlieder und lässt sie auf dem Schlagzeug spielen. Kurz: Er ist für sie ein präsenter Vater, der nicht weggedacht werden kann.

FrauenWeisheiten

Tatsächlich hat sich in den vergangenen Jahrzehnten die Rolle des Vaters in vielen Familien verändert. Würden ich und meine Freunde oder Geschwister heute «Müeterlis» spielen, könnten wir ihn nicht mehr so leicht sterben lassen wie früher. Ich bin froh darüber, denn das ist eine sehr positive Entwicklung.

Und weil wir Grossmütter wissen, wie anstrengend es ist, vor allem für die Kinder da zu sein, unterstützen wir am 27. September den Vaterschaftsurlaub. Er umfasst zwar nur gerade zwei mickrige Wochen, aber es ist ein Anfang. Ein Anfang für eine partnerschaftliche Elternschaft auf Augenhöhe. Davon profitieren alle: Papa, Mama, Kind und Gesellschaft. Welch ein Glück vor allem für die Kinder!

Frauenweis(s)heiten im Oktober 2020

Liebe Leserin, lieber Leser

Das Älterwerden ist eine Zeit des Erinnerns. In der Rückschau entdecken viele Menschen so etwas wie einen roten Faden, der sich durch ihr Leben zieht. Er zeigt, wie sich etwas entwickelt hat und gewachsen ist. So erfährt es die im Porträt vorgestellte Christine Jordi-Morf. Gemeinsames Wohnen hat ihr Leben geprägt. Davon konnten auch andere Menschen profitieren. Deshalb setzt sie sich auch im Alter dafür ein.

Im Zusammenhang mit dem Jubiläum «50 Jahre Frauenstimmrecht» sind die kommenden Monate für viele Frauen mit Erinnerungen verbunden. Der vom Verein CH2021 organisierte Auftakt zu zahlreichen Anlässen fand im September im Kantonsratssaal in Luzern statt, hatte der Kanton doch dem Frauenstimm- und wahlrecht auf kantonaler Ebene schon am 25. Oktober 1970 zugestimmt. Es war eine wichtige Vorentscheidung für die nationale Abstimmung vom 7. Februar 1971. Im Frauentalk unter dem Stichwort «Ausgrenzung» zeigten sich die beteiligten Frauen beeindruckt von den Pionierinnen, die alles versucht, nicht aufgegeben, Verbündete gesucht und zur Durchsetzung ihres Anliegens Betroffene zu Beteiligten gemacht haben. Dieses Engagement lasse sich auf andere Themen und Gruppen übertragen, die heute noch von der Mitbestimmung ausgegrenzt sind.

Um Erinnerungen drehte sich unter anderem auch das Gespräch von Marie-Louise Barben und Barbara Gurtner mit jungen Feministinnen an der Feministischen Sondersession in Bern. Die jungen Feministinnen wollten wissen, wie die Frauen der GrossmütterRevolution ihr Engagement für Frauenfragen 50 Jahre durchgehalten haben und dabei zäh und fröhlich geblieben sind. «Wir zeigten, dass wir mit dem Ziel vor Augen hartnäckig und beharrlich durchgehalten haben und überzeugt sind: Es hat sich alles gelohnt, wir würden es wieder machen und bleiben weiterhin gemeinsam dran», meinte Barbara Gurtner in einem Interview.

Auch wir bleiben weiterhin gemeinsam dran.

Wir wünschen Ihnen viel Licht und bunte Farben an den manchmal trüben Herbsttagen und freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt: Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«Es wächst etwas, das uns wichtig ist»



«Wir wollten uns öffnen, etwas bewegen und voneinander profitieren.»

Text und Foto: Bernadette Kurmann

Von einigen Jahren abgesehen, lebte Christine Jordi-Morf in Thalheim an der Thur, einem verträumten Dorf im Kanton Zürich mit rund 900 Einwohnern. Mit ihren 73 Jahren wohnen sie und ihr Mann Waio zum ersten Mal alleine in einer Wohnung. Gemeinsames Wohnen hat ihr ganzes Leben geprägt, und dafür setzt sie sich bis heute ein.

Aufgewachsen ist Christine Jordi in Thalheim mit Eltern, Grosseltern und sechs Geschwistern. Sie war die Älteste, und die Kinder arbeiteten auf dem elterlichen Bauernhof, sobald sie beim Heuen und „Härdöpfeln“ zupacken konnten: «Wir haben Garbenpüppchen aufgestellt, damit das Getreide trocknen konnte.» Im Herbst war Dreschen

FrauenWeisheiten

angesagt. Eine zu schwere Arbeit für Kinder. «Die Dreschmaschine wanderte von einem Bauern zum nächsten. Die Familien arbeiteten alle miteinander und halfen einander.»

Als Älteste war Christine als Kindermädchen für ihre kleineren Geschwister gefordert. Als der jüngste Bruder zur Welt kam, war sie im Teenageralter. Sie fand es gar nicht toll, dass die Familie noch grösser werden sollte. «Es war die Zeit, als das Thema Überbevölkerung breit diskutiert wurde. Natürlich sagte ich nichts.»

Eine solide Ausbildung

Das Mädchen war eine gute Schülerin. Aber, wie es sich damals für Mädchen gehörte, machte sie zuerst ein Haushaltjahr. Dass Christine nach dem Haushaltsjahr in Stäfa in die Diplommittelschule DMS gehen durfte, dafür legte ihr Grossvater den Grundstein. In Andelfingen war man zur damaligen Zeit der Meinung, dass Mädchen nicht an die Oberschule gehörten. Dem Grossvater passte das gar nicht. Er suchte für seine Tochter in der Nachbargemeinde eine Sekundarschule. Den Sohn, also den Vater von Christine, schickte er zwei Jahre später an die gleiche Schule. «Das hat unseren Vater geprägt. Unsere Eltern lasen viel, waren kulturell interessiert und wollten, dass auch Mädchen eine höhere Schule besuchen.» Alle Geschwister von Christine machten eine solide Ausbildung als Grafikerin, Kleinkindererzieherin, Bauführer, Eisenbetonzeichner, Sozialpädagoginnen und Schreiner.

Christine wählte die Sozialpädagogik. Ihr Beruf führte sie an verschiedene Orte der Schweiz. Meist arbeitete sie mit Jugendlichen zusammen, die straffällig geworden waren oder auch mit schwererziehbaren Kindern. Sie war noch sehr jung und schon mit vielen menschlichen Problemen konfrontiert, arbeitete mit den Eltern, Ärzten und Psychologen zusammen. „Die Jugendlichen akzeptierten mich meistens gut. Sie meinten, ich ‚schnorre‘ nicht nur, sondern würde das, was ich erzähle, auch leben.“

Zurück ins Nachbarhaus

Es war im Erlenhof in der Nähe von Reinach im Kanton Basel, wo sie ihren späteren Mann Walter Jordi, Waio, kennenlernte: 1971 beendete Christine die Ausbildung, 1973 heirateten sie und 1975 kam der älteste Sohn Tobias zur Welt. Anfangs der 80er-Jahre war die Zeit der WG. Auch Christine und Waio teilten sich mit einem anderen Ehepaar und einer weiteren Person eine WG. «Für uns war das die ideale Wohnform für eine Familie.» Deshalb suchten sie sich in Basel und Umgebung etwas Grösseres. «Das Meiste war zu gross und auch zu teuer.»

FrauenWeisheiten

Dann meldete sich ihre Mutter, das Nachbarhaus stehe zum Verkauf. Das junge Ehepaar schaute sich das Objekt an, befand den Preis für angemessen und die Substanz des Hauses für gut. Sie wollten kaufen, aber das Haus war für die kleine Familie zu gross. Was tun? Sie sprachen mit Freunden und Geschwistern. Schwester Dori, ihr Mann und der kleine Sohn wohnten damals im Luzernischen. Sie hatten Interesse. Der Schwager war Bäcker und stand wegen einer Mehlallergie vor einem Berufswechsel. 1977 zogen die zwei Schwestern mit ihren Familien ins Nachbarhaus der Eltern. Ihr Mann arbeitete vorerst noch im Kanton Basel, sie zog mit dem Kind ins neue Haus und arbeitete Teilzeit. Bald zog Waio nach und arbeitete zuerst in einem Wohnheim, später als Jugendberater in Winterthur.

Familienfrau und Gärtnerin

Der Schwager wurde Bauer auf dem elterlichen Hof der Schwestern. Die Familien bewirtschafteten zusammen einen grossen Garten. In beiden Familien wurden je noch zwei weitere Kinder geboren: zwei Söhne bei Christine, zwei Töchter bei Dori. Christine beendete ihre Berufslaufbahn. Die wachsende Familie, der grosse Garten, das Amt in der Schulpflege und viele weitere soziale Aufgaben in der Gemeinde erfüllten sie: «Ich habe den Beruf nie vermisst.»

Sie war eine grosszügige Mutter, die ihre Kinder loslassen konnte. Diese genossen das Leben im ländliche Umfeld: «Sie haben bei jedem Wetter draussen gespielt oder bauten im Wald Hütten.» Dabei entwickelten sie sich zu kreativen, zupackenden Erwachsenen: Tobias wurde Schreiner und baut heute im eigenen Atelier Holzwagen, Sämi ist Grafiker und Illustrator und Urs Steinbildhauer.

Die neue Idee

Nachdem die Kinder ausgezogen waren, verabschiedeten sich auch die Schwester und ihr Mann. Christine und Waio waren jetzt um die 60, lebten alleine im Haus und merkten: «Das geht nicht.» Das Haus war zu gross, und rundherum war Land, das bearbeitet werden musste. Was tun? Es war der älteste Sohn Tobias, der den früheren Stall in eine Schreinerwerkstatt umgewandelt hatte. Er fand, dass aus dem Garten etwas zu machen sei. In Genf, wo er eine Zusatzausbildung absolviert hatte, lernte er den «Jardin de Cocagne» (frei übersetzt: Schlaraffenland) kennen. Er dachte, dass etwas Ähnliches auch in Thalheim aufgebaut werden könnte.

Christine und Waio vergrösserten den Garten und suchten eine Abnehmerschaft von biologischem Gemüse. Sie veranstalteten Sommerfeste, suchten mit Plakaten Leute, die Gefallen am Gärtnern haben könnten... und sie fanden Nadine. Sie studierte da-

FrauenWeisheiten

mals Umweltwissenschaften an der Hochschule Wädenswil und kannte die Solidarlandwirtschaft. Unter ihrer Leitung entstand das «Gemüseabo». Es besteht aus einer Abonentenschaft, die ein Jahr im voraus Gemüse des kommenden Jahres kauft, um den Betreibern finanzielle Sicherheit zu garantieren. 2009 wurde das Projekt gestartet, und es wurde schnell grösser. Der Verein wurde zur Genossenschaft. Der Erfolg war schliesslich so gross, dass der Betrieb in Thalheim zu klein wurde, und das «Gemüse-Abo» weiterziehen musste.

Die zweite und dritte Idee

Wieder bauchte es eine Idee für Christines Haus und Garten, und wieder war Sohn Tobias die treibende Kraft. Er ist der Initiator des «Vereins Holzlabor». Ganz unterschiedliche Menschen wohnen in einer Gemeinschaft und betreiben miteinander einen biologischen Gartenbau und eine Holzwerkstätte. Christine und Waio verkauften dem Verein ihr Haus im Baurecht und hinterliessen ihm das Geld als Darlehen. Aktuell leben dort rund zehn erwachsene Personen und drei Kinder: Ein Biogärtner, Landschaftsgärtner, Biologe, Gitarrenbauer, ein Schreiner, ein Videofilmer, eine Studentin usw. Die einen bewohnen ein Zimmer im Haus, andere einen alten Bauwagen im Garten, den sie in Tobias' Schreinerei renoviert haben. Die meisten gehen auswärts zur Arbeit. Erwünscht ist, dass sie sich am gemeinschaftlichen Leben beteiligen: im Haushalt kleinere oder grössere Arbeiten übernehmen: kochen, putzen, Essen organisieren, im grossen Garten mithelfen und an den Vereinssitzungen mitdenken. Zweimal im Jahr finden Feste statt, zu denen alle Interessierten eingeladen sind. Kürzlich wurde der «Hofladen» mit biofrischem Gemüse renoviert und das Sortiment ausgebaut. Und dank dem mehr oder weniger grossen Engagement der Einzelnen funktioniert das Zusammenleben.

Und Christine? Sie arbeitet aushilfsweise als Packerin beim «Gemüse-Abo». Sie wohnt zum ersten Mal in ihrem Leben alleine mit ihrem Mann Waio zusammen. Ihre 3,5-Zimmerwohnung gehört einer Wohngenossenschaft im Thalheim, die Christine und Waio – wen erstaunt es – mitgegründet haben. Die Gründung der Genossenschaft wäre eine weitere Geschichte, die aber den Rahmen dieser Geschichte sprengt.

Den Traum verwirklichen

Den Traum des gemeinschaftlichen Zusammenlebens haben Christine und Waio ihr Leben lang gelebt, und sie haben ihn an ihre Kinder weitergegeben. Ist sie stolz auf ihr Werk? «Schon ein bisschen», sagt sie. Das Werk ist noch nicht abgeschlossen, denn nun soll auch ihr Elternhaus dazukommen. «Den Gedanken hatten schon meine Eltern. Auch sie wollten nie verkaufen.» Was hat sie ein Leben lang am gemeinsamen Wohnen

FrauenWeisheiten

fasziniert? Christine verweist auf die Zeit der 68er-Bewegung: «Damals waren Zweierkisten verpönt. Wir wollten uns öffnen, miteinander etwas bewegen und voneinander profitieren.»

Die 73-Jährige macht keinen Hehl daraus, dass gemeinschaftliches Zusammenleben zwar schön und sinnvoll ist, bisweilen aber auch anstrengend sein kann: «Dann zum Beispiel, wenn etwas schon hundertmal gekätscht worden ist, und jemand das Thema wieder neu ins Feld führt.» Sie verweist auf Schwierigkeiten, erzählt von Leuten, die ausgestiegen sind, von der Tatsache, dass das «Gemüse-Abo» einst beinahe am Boden lag und wieder aufgefangen werden konnte. Sie und ihr Mann machten stets weiter, weil sie die Idee wichtig fanden. Dafür setzten sie bis heute all ihre Kraft und auch einen Teil ihres Vermögens ein. Warum diese Selbstlosigkeit? «Ich würde es nicht als selbstlos bezeichnen. Es wächst ja etwas, das uns wichtig ist.»

Mut, immer wieder aufzubrechen



Frauentalk zum Auftakt der Jubiläumsfeiern «50 Jahren Frauenstimmrecht» im Kantonsratssaal Luzern: v.l.: Ylfete Fanaj, Cécile Bühlmann, Eva Granwehr und Moderatorin Zita Küng.

Monika Fischer

Nächstes Jahr feiern wir «50 Jahre Frauenstimmrecht». Anfangs September fand im Kantonsratssaal in Luzern der Countdown zu zahlreichen Jubiläumsanlässen in der ganzen Schweiz statt (siehe Website www.ch2021.ch). Der Frauentalk zum Thema Ausgrenzung weckte in mir Erinnerungen an die Zeit vor 50 Jahren und an die damals erfahrene Ausgrenzung. Ich sehe mich wieder als junge Lehrerin vor einer Schulklasse stehen. Bisher war ich meinen Weg eigenständig gegangen und hatte mich gegenüber den Männern nicht benachteiligt gefühlt. Erst im Zusammenhang mit den Diskussionen rund ums Frauenstimmrecht wurde mir die fehlende Gleichberechtigung bewusst.

Noch immer spüre ich die Gefühle von Ohnmacht, ja Wut im Gedanken daran, dass nach geltendem Gesetz alle die mehr oder weniger gescheiterten Buben später als Männer über uns Frauen bestimmen und die vielen klugen Mädchen nichts zu sagen hätten.

FrauenWeisheiten

Wie demütigend empfand ich es als jung verheiratete Frau, auf die Unterschrift des Ehemannes angewiesen zu sein. Zudem wurde mir als Doppelverdienerin bei Lehrerüberfluss die Ausübung meines geliebten Berufs verboten. Diese und viele weitere Erfahrungen der Benachteiligung sensibilisierten mich für die Ungerechtigkeiten. Sie motivierten mich wie viele andere Frauen zum Einsatz für Gleichberechtigung und die Würde aller Menschen unabhängig von Geschlecht, Kultur, Religion und Alter.

Eine Chance zum Nachdenken

Im Zusammenhang mit dem Jubiläum «50 Jahre Frauenstimmrecht» geben uns zahlreiche Anlässe die Möglichkeit, nicht nur zurückzublicken. Denn der lange Kampf ums Frauenstimmrecht zeigt uns auch, was es braucht, um einem Anliegen zum Durchbruch zu verhelfen. Das Jubiläum ist deshalb neben einem Anlass zum Feiern auch eine Chance zum Nachdenken, wo wir heute stehen und was noch zu tun ist. Dies wurde mir beim Countdown zu den Jubiläumsanlässen bewusst. Gemäss Zita Küng, Präsidentin des Vereins CH2021, soll in der Zeit bis zum historischen Ereignis mit vielen Initiativen und Anlässen die demokratische Kultur weiterentwickelt werden, was mit Auseinandersetzung verbunden sei. Den Talk zum Thema «Demokratie und die Frauen» stellte sie unter das Stichwort Ausgrenzung, habe doch die Ausgrenzung der Hälfte der Bevölkerung von der Mitbestimmung vor 1971 die Gesellschaft wesentlich beeinflusst.

Ausgrenzung heute

Als junge Migrantin hat die Luzerner Kantonsratspräsidentin Ylfete Fanaj persönlich erlebt, was Ausgrenzung bedeutet. 1982 im heutigen Kosovo geboren, kam sie 1991 im Familiennachzug in die Schweiz. Da sie nach der obligatorischen Schulzeit keine Lehrstelle fand, absolvierte sie als Zwischenlösung das 10. Schuljahr. Später bildete sie sich zur Kauffrau aus, machte berufsbegleitend die Berufsmatura und absolvierte das Studium in Sozialer Arbeit. Die Politikerin zeigte auf, was es für sie bedeutete, bei der Ausbildung zwar nicht als Frau, wohl aber als Migrantin benachteiligt zu sein. Sie konnte sich bei Abstimmungen nicht aktiv einbringen und war in der Bewegungsfreiheit eingeschränkt.

Die ehemalige Nationalrätin Cécile Bühlmann berichtete von ihrem Schock anlässlich der Schwarzenbach-Abstimmung 1970. Grund dafür war neben den heftigen Debatten im Entlebuch die Aufforderung durch die Schulbehörde, sie müsse sich als Lehrerin draushalten, da die Frauen politisch nichts zu sagen hätten. Heute noch würden 25% der Schweizer Bevölkerung von der Mitbestimmung ausgeschlossen, das sei eine unvollständige Demokratie.

FrauenWeisheiten

Für die junge Politikwissenschaftlerin Eva Granwehr, Projektleiterin des Vereins 50 Jahre Frauenstimmrecht Luzern, ist es eine flagrante Menschenrechtsverletzung, dass den Frauen die Rechte so lange vorenthalten wurden. Frauenrechte seien auch Menschenrechte. Manches habe sich verändert, seitdem Männer und Frauen gemeinsam die Norm definieren. So wäre zum Beispiel das neue Eherecht ohne die Frauen nicht zustande gekommen, hätten doch die Männer dagegen gestimmt. Die Schweiz wäre eine andere ohne die Frauen. Mit ihnen haben neuen Ideen und eine neue Qualität in die Politik Einzug gehalten.

Weitere Aktionen erwünscht

Die am Talk beteiligten Frauen zeigten sich beeindruckt von den Pionierinnen, die alles versucht, nicht aufgegeben, Verbündete gesucht und zur Durchsetzung ihres Anliegens Betroffene zu Beteiligten gemacht hatten. Dieses Engagement lasse sich auf andere Themen und Gruppen übertragen, die heute noch von der Mitbestimmung ausgegrenzt sind. Es sei wichtig, die Augen der jungen Generationen zu öffnen für das, was noch nicht erreicht ist, andere zu motivieren und ins Boot zu holen. Der Frauenstreik sei ein Paradebeispiel für einen Austausch, bei dem das Fehlende benannt und breit über Themen diskutiert wurde. Es gelte, miteinander wach zu bleiben und Frauen mit unterschiedlichen Positionen in die Debatte einzubeziehen. An Themen fehle es nicht. Zentral seien weiterhin die Umweltkrise, Fragen der Gerechtigkeit und der Gleichberechtigung. Zita Küng regte abschliessend an, vor Ort auch in kleinen Gemeinden weitere Aktionen zu organisieren. Dies analog dem «Rütli der Frauen» vom 1. August 2021 mit dem Motto «Würdigen, feiern, aufbrechen». Die Anlässe sollen zur Veröffentlichung auf der zentralen Website www.ch2021.ch gemeldet werden.

Nach diesem Auftakt freue ich mich auf die weiteren Jubiläumsanlässe in den nächsten Monaten. Denn unsere Geschichte, unsere Erfahrungen stehen dabei im Zentrum. Rück- und Ausblicke und das Feiern mit Frauen verschiedener Generationen wird uns stärken und ermutigen, gemeinsam immer wieder neu aufzubrechen.

«Wau: schön, seid ihr da!»

GrossmütterRevolution an der Feministischen Sondersession in Bern

Monika Fischer

Parallel zur Eidgenössischen Herbstsession fand im September in Bern die erste Feministische Sondersession statt. Die beiden Vertreterinnen der GrossmütterRevolution, Marie-Louise Barben und Barbara Gurtner, wurden von den jungen Feministinnen herzlich empfangen. Der Austausch mit jungen Feministinnen im Workshop wurde sehr geschätzt und zeigte: Die jungen Frauen beschäftigen ähnliche Themen wie die ältere Generation früher, allerdings auf einem anderen Level. Gemeinsam möchten sie im Einsatz für Frauenanliegen dranbleiben.

Plattform für Frauenanliegen

Zur Feministischen Sondersession hatte eine kleine Gruppe von Frauen aus dem Berner Frauenstreikkollektiv und der Eidgenössischen Kommission dini Mueter (EKdM) aufgerufen. Damit wollten sie eine Plattform für all jene schaffen, deren Stimmen bisher nicht gehört wurden. Für all die Frauen*, die während Corona den Alltag am Laufen hielten und weiterhin am Laufen halten. Denn während des Lockdown hatte sich einmal mehr gezeigt: Frauen* und ihre bezahlte und unbezahlte (Care-)Arbeit sind systemrelevant.

Frauen* verändern die Welt

Unter diesem Titel schreiben die Organisatorinnen in ihrem Aufruf:

«Wir sind verschieden, machen unterschiedliche Erfahrungen und haben vielfältige Anliegen. Wir kämpfen gemeinsam und solidarisch für unsere Rechte und um diese Gesellschaft zu verändern. Egal, woher wir kommen, welche Hautfarbe wir haben, wie alt wir sind, welche Ausbildung wir haben, wie wir leben, wen wir lieben und unabhängig von unserem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht. Solidarität ist unsere Stärke.»

Finanziert via Crowdfunding hatten die Organisatorinnen in kurzer Zeit über 20 Workshops auf die Beine gestellt. Dabei ging es unter anderem um Gesundheit und Gewalt gegen Frauen, Mutterschaft und Mutterschutz, politische Partizipation, Rassismus –

und immer wieder darum, dass Frauen viel arbeiten und im Vergleich zu Männern wenig verdienen.

Austausch zwischen den Generationen

Barbara Gurtner beantwortet einige Fragen zu ihren Eindrücken und Erfahrungen.

Wie kam es zu eurem Mitmachen bei der Feministischen Sondersession?

Die Idee der Feministischen Sondersession hat Marie-Louise Barben und mich von Anfang an fasziniert, wir mussten jedoch noch Termine klären. Die Organisatorinnen haben nicht locker gelassen und wollten unbedingt die Präsenz der GrossmütterRevolution. Geplant war in einem Workshop ein Austausch mit jungen Feministinnen. Da war es für Marie-Louise Barben und mich, die wir ja beide in Bern wohnen, selbstverständlich, mitzumachen – und wir freuten uns.

Wie muss frau sich die Veranstaltung vorstellen?

Die FSS fand in der Berner Reithalle statt. Ich nahm ein kleines Brett mit der Aufschrift «GrossmütterRevolution» mit. Schon auf dem Weg wurde ich von einer jungen Frau mit den Worten «Wau, schön, dass ihr da seid. Das freut mich» angesprochen. Jede Frau wurde einzeln sehr herzlich empfangen und registriert. Die Corona-Massnahmen wurden sorgfältig umgesetzt, indem der Anlass mit rund 300 Teilnehmerinnen auseinandergezogen in verschiedenen Räumen stattfand. Deshalb fühlten wir uns sicher. Der einzige Nachteil war, dass wir von den anderen Workshops nicht viel mitbekamen.

Wie verlief euer Workshop?

Wir wussten nicht, was uns erwartete und sagten uns: Wir gehen einfach hin und schauen, was passiert. In unserem Raum lagen in der Mitte ein grosses Papier und viele farbige Zettel. Es war die World-Café-Anlage. Rasch füllte sich zu unserer Überraschung der Raum mit 18 jungen Frauen. Wir stellen uns vor und baten die Anwesenden, ein für sie wichtiges Thema auf einen Zettel zu schreiben. Neben den Themen wie Lohn-gleichheit, Kinder oder Karriere, Sexualität oder Freiheit, Frauenstreik früher und heute interessierten sich mehrere Frauen für die Generationenthematik, zum Beispiel für den Wissenstransfer von den alten zu den jungen Feministinnen. Wenn wir von unseren Erfahrungen erzählten, hörten die jungen Frauen gerne zu. Sie berichteten von ihren Erfahrungen und wir diskutierten im Rundgespräch über die Themen.

Was bewegt die jungen Frauen heute besonders?

Wir erkannten rasch, dass viele der aktuellen Themen, z.B. Kinderbetreuung, Vereinbarung von Haus- und Familienarbeit zusammenhängen und die jungen Frauen be-

FrauenWeisheiten

schäftigen wie uns früher, wenn auch auf einem höheren und besseren Level. Früher wie heute besteht die Herausforderung darin, die richtige Balance zwischen Familien- und Berufsleben zu finden. Heute noch werden Fragen an junge Mütter gestellt, wie sie nie bei einem Mann angebracht würden. Das machte deutlich: Die gesellschaftlichen Ansichten und Normen werden immer noch von den Männern gesetzt. Zudem zeigte die Coronakrise, wie schnell Frauen wieder auf ihre traditionelle Rolle zurückgeworfen werden.

Was ist dein persönliches Fazit nach dem Workshop?

Die jungen Feministinnen wollten wissen, wie wir das Engagement für Frauenfragen 50 Jahre durchgehalten haben und dabei zwäg und fröhlich geblieben sind. Wir zeigten, dass wir mit dem Ziel vor Augen hartnäckig und beharrlich durchgehalten haben und überzeugt sind: Es hat sich alles gelohnt, wir würden es wieder machen und bleiben weiterhin gemeinsam dran. Gleichzeitig wünschten wir den jungen Frauen einen langen Atem. Es war schön, im Gespräch die gegenseitige Wertschätzung zu spüren. Verwundert hat mich allerdings, dass es auch heute noch nicht selbstverständlich ist, sich als Feministinnen zu bezeichnen. Ich dachte, die Zeit, als wir bei unserem Einsatz für Frauenanliegen als Frauenrechtlerinnen und Emanzen beschimpft wurden, sei vorbei. Auch heute spüren die jungen Frauen, was es heisst, wenn frau mit einer bestimmten Haltung gesellschaftlich unter Druck kommt. «Wie kann ich bei einem 100%-Job Mutter sein, für die Kinder da sein, für den Partner da sein, für die Freundin da sein und gleichzeitige einen guten Job machen?», fragte eine junge Teilnehmerin. Deshalb braucht es auch heute neben dem Blick fürs ganze Mut, gemeinsam solidarisch dranzubleiben. Ganz wichtig war für mich auch die Erkenntnis, dass wir Frauen der GrossmütterRevolution gefragte Gesprächspartnerinnen sind. «Ihr hört von uns», sagte eine junge Frau von EKdM beim Abschied zu uns. Dazu sind wir gerne bereit.

Weitere Infos: www.sondersession.ch

Frauenweis(s)heiten im November & Dezember 2020

Liebe Leserin, lieber Leser

Abschiede gehören zum Leben. Dies erfahren wir besonders im Alter. Davon handeln gleich zwei Texte in diesem Newsletter. Sie zeigen, wie befreiend es sein kann, etwas loszulassen.

Im Porträt berichtet Imelda Abbt, 83, was ihr geholfen hat, immer wieder Abschied zu nehmen und neu aufzubrechen: «Ich muss von innen heraus handeln und meinen Weg gehen, dann wird es gut.» Auch auf der Suche nach einer altersgerechten Wohnung hat sie sich ganz auf ihr inneres Gefühl verlassen.

Bernadette Kurmann, 70, schildert nicht nur den Kraftakt des Umzugs vom Familienhaus in eine Wohnung fürs Alter. Sie berichtet auch von der Motivation, den Wechsel rechtzeitig in Angriff zu nehmen und von den damit verbundenen Auseinandersetzungen mit ihrem Mann. Es ging für sie beim Zügeln um viel mehr als ums Aussortieren und Entsorgen. Verbunden mit vielen Erinnerungen war es für sie der Abschied einer Lebensphase.

Aktuell zeigt die zweite Welle der Corona-Pandemie einmal mehr, wie wichtig die Pflege- und Fürsorgearbeit für den einzelnen Menschen und die Gesellschaft ist. Doch warum muss das Personal im Gesundheitswesen seine Forderungen laut auf der Strasse stellen, nachdem der Applaus verklungen und in der Politik nichts geschehen ist? Der Bericht über einen Vortrag von Monika Stocker zeigt die Zusammenhänge zwischen der Entwicklung einer aufs Geld ausgerichteten Gesellschaft und der fehlenden Anerkennung und Wertschätzung für die bezahlte und unbezahlte Care-Arbeit auf.

Wir wünschen Ihnen für die kommenden dunkeln Wochen Gesundheit sowie immer wieder Licht, Wärme und Zuversicht und freuen uns über Ihre Rückmeldungen.

Monika Fischer und Bernadette Kurmann

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Abschied nehmen und leer werden



«Loslassen macht wirklich frei», freut sich die Philosophin und Theologin Imelda Abbt.

Foto & Text: Monika Fischer

Für die Aufnahmen zum Dokfilm «Das katholische Korsett»* kehrte Imelda Abbt, 83, nach langem wieder einmal ins geschlossene Kloster der Dominikanerinnen in Weesen zurück. Die freundliche und offene Aufnahme erstaunte und freute sie, war sie doch nach zehn Jahren wieder aus dem Kloster ausgetreten. Mutig war sie damals ihrer inneren Stimme gefolgt: «Wenn ich mir selber treu bleiben will, muss ich gehen.» Ähnlich spürte sie nach Jahrzehnten intensiver Arbeit: «Es ist Zeit, von der geräumigen Wohnung und den verschiedenen Verpflichtungen Abschied zu nehmen.»

Den Gedanken an einen Wohnungswechsel trug sie schon lange mit sich herum. Der Entscheid fiel im letzten Sommer in der Bretagne. Dort verbringt sie seit vielen Jahren ein paar Ferienwochen und war früher oft mit dem Velo unterwegs. Bei der Beschäftigung mit den Mystikern wurde ihr die Vergänglichkeit von Raum und Zeit

bewusst. Ihr war klar: «Ich will lernen, Abschied zu nehmen und leer zu werden.» Glück-lich, dankbar und zufrieden leitete sie die Veränderungen ein.

Die altersgerechte Wohnung in der Stadt in einem hundertjährigen Haus fiel ihr zu. Lachend erzählt sie: «Nach 10 Minuten wusste ich, es stimmt. Das ist meine Wohnung. In der nahen Umgebung habe ich alles, was ich zum Leben brauche.» Mitnehmen möchte sie wenig. «Ich brauche nicht viel und kann arbeiten mit dem, was ich in mir habe. Das macht das Leben interessant.» Tausende von Seiten ihrer Artikel, Vorträge und Semina-rien hat sie entsorgt. «Was mir wichtig war, habe ich veröffentlicht, oder es ist archi-viert. Loslassen macht wirklich frei.»

Wissen, das auf Lebenserfahrung gründet

In der halb leer geräumten Wohnung berichtet Imelda Abbt von ihrer Verabschiedung als Referentin an der Seniorenuni Luzern. 22 Jahre lang hatten unzählige Menschen von ihrem reichen, mit praktischer Lebenserfahrung verbundenen Wissen profitiert. Ihre Philosophieseminare waren stets ausgebucht. Die Teilnehmenden schätzten das gemeinsame Nachdenken über grundlegende Lebensthemen verbunden mit der Bedeutung für das persönliche Leben. Dazu gehörten in den letzten Jahren die Be-schäftigung mit den Mystikern und das Dialog-Seminar «Was bewegt uns Christen heute?» Grund dafür waren die Verunsicherung vieler Menschen im Zusammenhang mit der zunehmenden Säkularisierung und den Negativmeldungen über die Kirche einerseits, deren Fragen nach der Seele, dem Ewigen und dem Leben nach dem Tod andererseits. Für die Theologin ist der Glaube etwas Grundlegendes, das jeder Mensch in sich trägt und wovon er lebt. «Bei der Erfahrung von Schönheit in der Natur, in der Musik, in der Liebe spüren wir, dass es etwas gibt, das über uns ist und alles über-steigt.» Doch sei das mittelalterliche Kirchen- und Glaubensbild definitiv vorbei. «Die Botschaft des Evangeliums ist eine Botschaft der Liebe mit Jesus als Orientierung. Er hat uns die Richtung für unser Handeln gezeigt.»

Bedeutung der Geschichtlichkeit

Bei der Lektüre und in ihren Seminaren haben sich ihr immer wieder neue Erkennt-nisse erschlossen. Sie verweist auf die Bedeutung der Geschichtlichkeit, auf das, was uns unüberwindbar prägt und beeinflusst. Bei ihr waren es das Elternhaus und das bäuerliche Leben im Freiamt. «Die Mutter arbeitete drinnen, hat aber doch alles do-minierte. Vom Vater, der draussen arbeitete, habe ich das eigenständige Denken.» Sie wusste: «Ich muss von innen heraus handeln und den eigenen Weg gehen, dann wird es gut.» Früh trug sie den Gedanken ans Kloster in sich. Mit zwanzig Jahren trat sie in das geschlossene Kloster der Dominikanerinnen in Weesen ein. Mit diesem radikalen

FrauenWeisheiten

Schritt wollte sie «der Welt absterben, um ganz für Gott da zu sein.» Das Klosterleben war ganz der Gemeinschaft untergeordnet. Es gab keinen Kontakt mit der Aussenwelt, kein Privatleben, keine Individualität. Alles war genau vorgeschrieben. «Wir beteten für die Welt draussen. Ich putzte, lernte lateinisch, studierte Theologie. Ich war enorm glücklich, es gab für mich nichts Schöneres.» Bald traten erste Zweifel am mittelalterlichen Gottes- und Glaubensbild auf. Diese wurden immer stärker. Nach zehn Jahren wusste sie: «Wenn ich mir selber treu bleiben will, muss ich gehen.»

Was vorbei ist, ist vorbei

Sie hatte weder Geld noch Kleider und schlief in einem Zimmer auf dem Boden. Mit einem Lehrauftrag in Lebenskunde an der Kunstgewerbeschule in Zürich hielt sie sich über Wasser. «Es machte mir nichts aus. Ich war glücklich, dass ich lesen und studieren konnte.» Als erste Frau absolvierte sie das Studium der Theologie an der Hochschule in Chur. Nach dem Lizentiat leitete sie ein paar Jahre die Schule für Heimerziehung in Luzern. Wieder gab sie materielle Sicherheit für das Doktorat und das Studium der philosophischen Anthropologie (Menschenkunde) in Paris auf. Nach ihrer Rückkehr wurde sie Bildungsbeauftragte des Schweizerischen Heimverbandes und danach bis zu ihrer Pensionierung Leiterin des Bildungszentrums der Propstei Wislikofen. Näher möchte sie nicht auf die Vergangenheit und die damit verbundenen Fakten eingehen. «Das ist nicht mehr wichtig. Was vorbei ist, ist vorbei.»

Das Alter als spannende Lebensphase

Für die Zukunft macht sie keine Pläne. «Ich habe so viel erfahren und gemacht. Das gibt mir Vertrauen in das, was kommt.» Auch mit den durch Corona bedingten Einschränkungen geht sie gelassen um. Obwohl sie dieses Jahr auf die Weihnachtsfeier bei «ihrer Familie» in Dresden, wo sie aufgrund einer langjährigen Freundschaft gleichzeitig Mutter und Grossmutter ist, verzichten muss. Doch meint sie: «Wir sollten die Zeichen der Zeit deuten können. Corona zeigt uns, dass sich die Welt verändert. Wir können in unserem kleinen Leben nur sinnvoll damit umgehen.» Hilfreich bei der Auseinandersetzung ist für sie die Mystik, zu der sie durch die intensive Beschäftigung neue Zugänge gefunden hat. «Es geht in der Mystik um zwei wesentliche Fragen: Was macht dich wirklich glücklich? Wo fehlt dir etwas? Das macht deutlich: Das Leben besteht aus viel mehr als dem Materiellen.»

Das Alter als letzte Lebensphase findet sie spannend und intensiv. «Es sollte mit allem, was es mit sich bringt, selbstverständlich werden, sind wir doch Teil der Natur. So sollten wir nicht trauern, sondern glücklich sein über die vielen Möglichkeiten, das Alter selber zu gestalten. Ich möchte gut ‚ableben‘ in dem Sinne, dass in jedem Tag bis zum

Tod noch Leidenschaft wäre.» Obwohl nach wie vor neugierig, macht sie nicht mehr alles mit. Sie sortiert bewusst aus, was für sie noch wichtig ist, was sie trägt, beglückt und erfreut. «So erfahre ich immer wieder Glücksmomente beim Lesen, bei Spaziergängen, einem guten Essen und bei Gesprächen mit Menschen.»

** Imelda Abbt ist eine der vier Frauen, die im Dok-Film «Das katholische Korsett» von Beat Bieri und Jörg Huwiler zur Sprache kommt. Der Film zeichnet mit Frauengeschichten aus der Innerschweiz ein Zeitbild der 1970er Jahre: starke Frauen, geprägt von einem katholischen Milieu, auf dem Weg zur politisch-gesellschaftlichen Emanzipation. Die Premiere ist im Rahmen der Veranstaltungen zu «50 Jahre Frauenstimmrecht Luzern» am 16. Januar 2021 geplant.*

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Zügel, ein enormer Kraftakt

Bernadette Kurmann

Vor ungefähr zwei Jahren verkündigte ich innerhalb meiner Familie und meines Freundeskreises: «Mein Mann und ich haben entschieden, unser Familienhaus zu verlassen und in eine Wohnung zu ziehen. Das Haus ist zu gross geworden, wir wollen uns auf das Alter vorbereiten.» Die heftigste Reaktion kam vom engeren Familienkreis: «Das kannst du nicht tun, wo werden wir in Zukunft Weihnachten feiern?» Oder: «Ihr seid doch noch viel zu jung, ihr könnt locker noch warten.»

Die zweitheftigste Reaktion kam von Freunden, die sich in einer ähnlichen Lage befanden wie wir. Sie stoppten uns wahrscheinlich aus dem Grund, weil sie dann auch an ihre eigene Situation hätten denken müssen. Weil sie dazu nicht bereit waren, fanden sie unsere Idee abwegig. Mein Mann äusserte mehr Bedenken als ich, also setzten die Freunde bei ihm an. «Für einen solchen Schritt müssen beide Parteien überzeugt sein», belehrten sie mich.

Positiv wurde unser Umzugs von den eigenen Kindern aufgenommen. Sie fanden unseren Schritt mutig, aber auch richtig. Sie ermunterten uns sehr. Unterstützt wurden wir von Freundinnen, die den gleichen Schritt schon vollzogen hatten. Sie sprachen von einem guten Entscheid, der ihnen eine grosse Freiheit ermöglicht habe.

Auseinandersetzung mit dem Tod

Ich hatte mir den grossen Schritt nie einfach vorgestellt. Aber als ich im grossen Estrich anfang zu räumen, die vielen Kindersachen antraf, musste ich weinen: Da waren so viele Erinnerungen, die geweckt wurden! Plötzlich realisierte ich, dass mit dem Wohnungswechsel viel mehr verbunden war. Tief in mir spürte ich, dass ein Grossteil meines Lebens nun unwiederbringlich abgelaufen war. Das Verlassen des Familienhauses ging mit einer Auseinandersetzung mit den letzten Dingen einher: mit Alter und Tod. Ich spürte, dass ich nicht ewig leben würde.

Eine Frage der Autonomie

Zuerst war mein Mann wenig überzeugt von der Veränderung, die wir anpeilen sollten. Er brauchte Zeit. Ich drängte: «Es kann doch nicht sein, dass wir bisher alles gemeinsam gemacht und entschieden haben, aber beim letzten Schritt schlagen wir verschiedene Wege ein.» Ich argumentierte rational: «Wenn wir autonom entscheiden wollen und bis ins hohe Alter selbstständig leben wollen, dann ist ein Umzug der einzig richtige Weg.» Er entgegnete, unser Haus sei ideal auch fürs Alter. Wir könnten noch lange hier bleiben. So ging es eine Zeit lang hin und her zwischen uns, bis mein Mann schliesslich auch überzeugt war: «Der Umzug zum jetzigen Zeitpunkt ist richtig.»

Immer wieder Abschied nehmen

Keines der Kinder konnte das Haus übernehmen: Die eine Tochter war schon an einem weiter entfernten Ort eingerichtet, die zweite bevorzugte urbanes Wohnen, die Dritte war noch nicht so weit, überhaupt an einen Hauskauf zu denken. Ein Hausverkauf war angesagt. Den tätigten wir gemeinsam. Die Erfahrung war hart, aber festigte uns in unserem Vorhaben. Der Verkauf war ein wichtiger Punkt bei unserem Abschied-Nehmen.

Reduzieren, ein schwieriger Prozess

Für den Umzug gaben wir uns ein halbes Jahr. Über Wochen leerten wir Estrich, Keller, Garage. Über Wochen überlegten wir, was von den tausend Sachen wir mitnehmen wollten/könnten, und was wir zurücklassen mussten. Wie würden wir entsorgen: was wegwerfen, was behalten? Wie die Sachen richtig entsorgen? Brockenhaus, Abfall, tutti.ch, verschenken – oder was? Was möchten die Kinder übernehmen? Eine aufreibende Arbeit. Am Schluss entschieden wir uns für die Caritas: Wir würden verschenken, unsere eigene Ausstattung mitnehmen, der Rest würde die Caritas mitnehmen und was noch zu gebrauchen war, weiterverwenden. Das gab uns enormen Freiraum. Der schwierige Prozess zur Reduktion aber blieb.

Zügelarbeit ist ein Kraftakt

Der Zügeltermin rückte näher. Wir entsorgten, packten Karton um Karton, einige trugen wir an den neuen Ort. Es war eine sehr strenge Zeit, und ich dachte oft: Die Leute sagten, uns bliebe noch viel Zeit, wir könnten das Zügeln auch später angehen. In Tat und Wahrheit ist die Zügelarbeit ein Kraftakt, der uns die letzten Energien geraubt hat: physisch und psychisch. Ich frage mich heute immer wieder, ob wir überhaupt fähig gewesen wären, diese kraftraubende Arbeit in fünf oder zehn Jahren auch noch zu leisten. Und gebe mir die Antwort: Wahrscheinlich wäre der Berg der Unmöglichkeit angewachsen, bis sich ein Zügeln erübrigt hätte, und wir bis zuletzt in unserem grossen Haus ausgeharrt hätten.

Geschafft und einfach nur glücklich

Zwei Wochen vor dem Zügeltermin, sehnte ich ihn richtiggehend herbei. Dann war er da. Am Abend vorher schlief ich schlecht, war aufgereggt und fragte mich, ob alles gut laufen würde. Am Morgen war diese Angst wie verfliegen. Es herrschte emsiges Treiben, und Tatkraft war angesagt. Mit unserem Zügelteam hatten wir grosses Glück: Die starken Männer waren freundlich, zuvorkommend, verständnisvoll, und sie lasen uns die Wünsche fast von den Augen ab. Innerhalb von 5 Stunden hatten wir es geschafft: Unsere gesamte Bagage war am neuen Ort. Wir liessen uns den einen Schrank noch an eine andere Wand stellen, einen zweiten noch etwas zur Mitte bewegen. Die Zügelmänner halfen ohne Murren. Dann waren sie weg – und ich war einfach nur glücklich. Ich schlief wunderbar und erwachte mit der Freude: «Wir haben es geschafft!»

Der richtige Entscheid

Ich wusste, dass das Auspacken noch einmal eine grosse Arbeit sein würde, und die Übergabe des Hauses an die neue Bewohnerschaft uns noch einmal viel abverlangen würde. Ich wusste auch, dass wir die meisten Dinge in die neue Wohnung gezügelt hatten. Aber in den ersten Tagen wandelte ich wie blind durch die Räume: Ich fand nichts, suchte und suchte alles in den vielen Kisten. Das legte sich etwas mit dem Auspacken. Nach einer Woche fühlte ich mich schon ziemlich heimisch. Mein Mann etwas weniger. Auch diesmal brauchte er mehr Zeit als. Aber er sagte stets überzeugt: «Unser Entscheid war richtig.» Dafür bin ich ihm dankbar.

Care-Arbeit muss endlich ernst genommen werden



«Wer liebt, will eine andere Welt», zeigte Monika Stocker im Oktober an ihrem Vortrag «In Sorge um die Welt der Enkelkinder» auf.

Text und Fotos: Monika Fischer

Einmal mehr zeigt sich in der 2. Coronawelle die Bedeutung der Care-Arbeit. Grosse Sorge machen sich die Verantwortlichen um das übermüdete und fehlende Pflegepersonal in Spitälern und Heimen. Doch warum finden die Anliegen und Forderungen des Gesundheitspersonals in «normalen Zeiten» kein Gehör? Darauf machte Ende Oktober die schweizweite Protestwoche des Gesundheitspersonals aufmerksam. Was braucht es, damit die bezahlte und unbezahlte Care-Arbeit endlich als wichtiger Teil der Wirtschaft anerkannt wird? Vorschläge dazu machte Monika Stocker an ihrem Vortrag «In Sorge um die Welt der Enkelkinder.»

Für die Vertreterin der Klimaseniorinnen und der GrossmütterRevolution ist es im Grunde genommen einfach. «Wenn man liebt, will man eine andere Welt», hielt sie zu Beginn ihres Referats in Luzern fest. Sie verwies auf die überwältigenden Gefühle nach der Geburt eines Kindes. Eltern, Grosseltern, Paten wünschten sich nur das Beste für seine Zukunft. Deshalb fragte sie: «Warum ist das Gefühl weniger wichtig als die hard facts, wie das heute heisst?» Damit zeigte sie das Dilemma der gesellschaftlichen Entwicklung in den letzten Jahrzehnten auf, in denen das Geld zum alles dominierenden

FrauenWeisheiten

Faktor wurde und bis heute ist. «Wann wurden wir so sozialisiert, dass wir buchstäblich alles dem Geld unterordnen: unsere Gesundheit, manchmal die Partnerschaft und die Kinder, zunehmend die Lebensgrundlagen, Wasser, Luft, Biodiversität – und immer wieder den Frieden?» Denn die Gier nach immer mehr bedeute im gesättigten Markt und bei begrenzten Ressourcen, uns auf Kosten von anderen Menschen, Rohstoffen und bedrohten Lebensräumen mehr zu holen, als uns zusteht. «Nachhaltig wäre etwas anderes.»

Nötig ist eine Umkehr

Die ehemalige Nationalrätin und Zürcher Stadträtin zeigte auf, wie schon der Brundlandbericht «Our Common Future» des Club of Rome von 1987 in aller Deutlichkeit erklärt hatte: So geht es nicht, wir brauchen eine Umkehr. Eine Umkehr im Wirtschaften und im Umgang mit der Natur. Die Referentin verwies auch auf Forschungen der modernen Ökonomie, die feststellen, dass ein gutes Leben für alle durchaus möglich wäre auf unserem Planeten, ohne dass wir ihn zerstören, einander bekriegen oder uns krank arbeiten. In diesem Sinne skizzierte sie drei Schritte für eine ökosoziale Wende: Zum einen sei die Care-Ökonomie endlich ernst zu nehmen. Wer freiwillige Care-Arbeit leiste, solle deshalb eine Gutschrift für die AHV oder eine Steuerreduktion erhalten. Zweitens brauche es zur ökosozialen Wende eine Suffizienzwirtschaft, die eine Alternative zu stetigem Wachstum und Konsum entwickle. Es sei vernünftig, so zu wirtschaften, dass unsere Bedürfnisse befriedigt werden und zugleich Natur und Menschen sich erholen können. Deshalb brauche es in einem dritten Schritt Kreisläufe statt ewiges Wachstum.

Verantwortung tragen für unser Handeln

Was können wir Alten tun, fragte sich Monika Stocker an dem vom Forum Luzern-60plus organisierten Anlass und meinte: «Wir sind die Generation, die gesund, aktiv und politisch interessiert ins Alter geht. Wir übernehmen Verantwortung für unser Altern und arbeiten mit an sozialverträglichen Lösungen für ein Alter in Selbstbestimmung und Würde. Wir sind aber auch die Generation, die solidarisch hinter den Jungen steht, privat wie politisch und ihnen den Rücken stärkt.»

Applaus allein reicht nicht! Wir müssen jetzt zahlen, was zählt!

Solidarisch waren auch die Frauen der GrossmütterRevolution am Frauenstreik 2019. Neben eigenen Anliegen forderten sie genügend Mittel für Pflege und Betreuung im Alter und gute Arbeitsbedingungen für das Personal. Diese Unterstützung wird weiterhin gefragt sein. Dies zeigte sich in der letzten Oktoberwoche bei den Protestaktionen des Gesundheitspersonals in der ganzen Schweiz. Bei der Spalieraktion vor

FrauenWeisheiten

der Kantonsratssitzung in Luzern im strömenden Regen zeigte die junge dipl. Pflegefachfrau FMH Sara Muff auf, wie wir von der Corona-Krise direkt in eine Care-Krise schlittern, wenn sich nichts ändert. Deshalb gehöre der Care-Sektor ins Zentrum des Konjunkturprogramms. Care-Arbeit sei kein Luxusprodukt sondern habe einen elementaren gesellschaftlichen Wert. «Applaus allein reicht nicht! Wir müssen jetzt zahlen, was zählt!», forderte sie, «es ist unser Kampf, den wir schon lange führen, dass der Fokus auch weiterhin auf die Care-Themen gerichtet bleibt. Wir werden so lange weiterkämpfen, bis sich wirklich etwas ändert.»



Mit ihrer Protestaktionen forderte das Gesundheitspersonal mehr Wertschätzung, die sich auch finanziell zeigt.

Ein gutes Leben für alle

Das Gesundheitspersonal ist mit seinen Anliegen nicht allein. Davon zeigen neben dem Referat von Monika Stocker viele andere Berichte, Initiativen und Bewegungen. Dazu gehören der 2015 verfasste Bericht der GrossmütterRevolution «Care-Arbeit unter Druck» oder die wegen Corona auf den 4. September 2021 verschobene Frauensynode zum Thema «Wirtschaft ist Care». Der jahrzehntelange Kampf ums Frauenstimmrecht macht deutlich: Gleichberechtigung und Gleichstellung der Geschlechter sind eng verbunden mit der Bedeutung und der Wertschätzung der Care-Arbeit. Im Patriarchat war diese selbstverständlich der fürsorgenden und selbstlosen Rolle der Frau im privaten Haushalt zugeordnet. Mit der Entwicklung unserer technisierten Gesellschaft zu einer

FrauenWeisheiten

Wirtschaft, in der nur das Geld und die Leistung zählen, haben die grundlegenden Bedürfnisse der Menschen und ein sorgfältiger Umgang mit Natur und Umwelt einen geringen Stellenwert.

«Wer liebt, will eine andere Welt», meinte Monika Stocker. Lassen wir uns von Corona und andern aktuellen Ereignissen nicht entmutigen. Denken wir an die Zukunft der nächsten Generationen. Vernetzen wir uns mit Gleichgesinnten und bauen wir gemeinsam – Alt und Jung, Frauen und Männer – an einer Welt, die ein gutes Leben für alle ermöglicht.

Frauenweis(s)heiten im Januar 2021

Liebe Leserinnen und Leser

Wir hoffen, dass Sie das neue Jahr trotz Pandemie gut angefangen haben. Corona wird uns ja noch länger begleiten. Doch möchten wir uns davon nicht entmutigen lassen und auch anderen Themen Raum geben.

Dieses Jahr können wir das Jubiläum «50 Jahre Frauenstimmrecht» feiern. Es geht um ein denkwürdiges Ereignis und hat das Leben von uns Frauen der GrossmütterGeneration entscheidend geprägt. Deshalb möchten wir in einem erweiterten Team die persönlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen seit 1971 ins Zentrum der Frauenweis(s)heiten 2021 stellen. Wir blicken zum einen zurück und reflektieren unsere persönlichen Erfahrungen in bestimmten Sachgebieten im gesellschaftlichen und geschichtlichen Kontext bis heute. Zum anderen machen wir uns Gedanken darüber, was heute ansteht und wofür unser Herz brennt.

Die Geschlechterforscherin Andrea Maihofer vom Vorstand des Vereins Ch2021 (www.ch2021.ch) wünscht sich z.B. zum Jubiläumsjahr «dass die Verweigerung des Frauenstimmrechts endlich als historisches Unrecht anerkannt wird und dies zu einem Schub hin zur Überwindung jeglicher Diskriminierung führt.»

In der aktuellen Zeit, in der Menschen ab 65 als Risikogruppe gelten und die sozialen Kontakte eingeschränkt sind, ist es besonders wichtig, alten Frauen ein Gesicht zu geben und ihr Leben und Wirken vorzustellen. Marie-Louise Barben, 82, holte nach Jahren als Familienfrau und dreifache Mutter ihr Studium nach und leistete als erste Leiterin der Fachstelle für Gleichstellung im Kanton Bern Pionierarbeit. Einen zweiten Aufbruch nach der Neuen Frauenbewegung erlebte sie in der GrossmütterRevolution, die sie mit ihren fundierten Berichten und Studien entscheidend mitgeprägt hat.

Umso mehr freute sich Marie-Louise Barben über die Frauenmehrheit im Berner Stadtrat nach den Wahlen im November 2020. Aus aktuellem Anlass blickt sie auf die politische Beteiligung der Frauen in Bern seit 1971 bis heute zurück.

Für Barbara Bischoff, 73, begann mit der Einführung des Frauenstimmrechts die langsame Ablösung vom katholisch-konservativen Elternhaus. Sie schildert, wie sie jedoch bis heute im Alltag zwei Rollen lebt. Im Dorf ist sie die sozial engagierte Familienfrau.

FrauenWeisheiten

Gleichzeitig lebt sie als frauenbewegte Feministin und vertrat z.B. am Frauenstreik 2019 öffentlich die Anliegen der alten Frauen. So sind ihr weiterhin beide Welten wichtig.

Wir wünschen Ihnen für die verbleibenden elfeinhalb Monate im 2021 Gesundheit und Zuversicht und freuen uns über Ihre Rückmeldungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«Wir Frauen haben eine kollektive Geschichte»



«Die Neue Frauenbewegung öffnete mir die Augen. Sie zeigte mir die Welt aus der Perspektive der Frauen und hat mein Leben verändert».

Text und Foto: Monika Fischer

Leichtfüssig wie ein junges Mädchen steigt die 82-Jährige die Treppe hinauf. Offen erzählt Marie-Louise Barben in ihrem Wohnzimmer mit der langen Bücherwand von ihrem Leben. Sie heiratete früh und wurde Mutter von drei Kindern. Doch erfüllte sie das Leben als Haus- und Familienfrau nicht. Die Frauenbewegung der 1970er- und 1980er- Jahre gab ihrem Leben eine radikale Wende. Nach spätem Studium baute sie als Pionierin die Fachstelle für die Gleichstellung von Frauen und Männern im Kanton Bern auf und leitete diese bis zu ihrer Pensionierung. In den letzten zehn Jahren hat sie die GrossmütterRevolution massgeblich mitgeprägt.

Glückliche Kindheit

Aufgewachsen in einer gutbürgerlichen Familie in Interlaken blickt Marie-Louise Barben auf eine schöne Kindheit zurück. Die Eltern Häni lebten ein traditionelles Familien-

FrauenWeisheiten

bild: Der Vater war Inhaber eines Notariatsbüros und sass als Vertreter der damaligen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei im Grosse Gemeinderat. Die Mutter, ausgebildete Hauswirtschaftslehrerin, engagierte sich aktiv im Gemeinnützigen Frauenverein. Die drei Schwestern waren 13, 11 und 8 Jahre alt, als sie noch einen Bruder bekamen. Der Ausspruch der Leute: «Endlich der Stammhalter im Dreimädelhaus!», befremdete die Elfjährige. Die Buben waren offenbar wichtiger als die Mädchen.

Gymnasium und frühe Heirat

In Interlaken blühte nach Kriegsende der Tourismus wieder auf. Die Familie besuchte regelmässig die kulturellen Veranstaltungen im Kursaal. «Obschon für uns Kinder die klassische Musik manchmal lang(weilig) war, wurde uns doch mitgegeben, dass die Kultur ein wichtiger Teil des Lebens ist.» Für den Vater war es selbstverständlich, dass die Mädchen, wenn ihre Leistungen gut waren, eine höhere Schule besuchen durften. Für Marie-Louise war es das Gymnasium in Thun. Als sie 19 war, zog die Familie in die Hauptstadt. Etwas lustlos begann sie zu studieren: Englisch und deutsche Literatur. Doch fühlte sie sich fremd im Unibetrieb, wo sie niemanden kannte. Sie nahm den Heiratsantrag ihres Freundes an, brach das Studium ab, absolvierte eine Handelsschule, um einen Abschluss zu haben, heiratete im Oktober 1959 und arbeitete dann auf dem Verkehrsbüro der Stadt Bern.

Faszination Brasilien

Im Januar 1961 reiste das Paar in Aussicht auf eine neue Aufgabe nach Brasilien. Der Ehemann, inzwischen Architekt, sollte herausfinden, ob er das Geschäft seiner Tante, die in Belmonte im Staat Bahia eine Kakao-Plantage und eine Exportfirma leitete, übernehmen könnte. Marie-Louise war fasziniert von dieser ganz anderen Welt. «Ich lernte die Sprache rasch und wurde bald von der Tante in die Geschäfte einbezogen. Wir waren viel unterwegs mit dem Jeep, besuchten aber auch Brasilia, Rio und São Paulo. Und irgendwann wurde ich schwanger», erzählt sie lachend. Eine ernsthafte Zusammenarbeit im Kakaogeschäft kam nicht zustande. Deshalb kehrte das Paar im Juni 62 nach Bern zurück. Kurz danach gebar die 24-Jährige Kathrin, die erste Tochter, 1965 Gabrielle und 1967 Sohn Michael.

Der Zwang, glücklich zu sein

Zehn Jahre war sie ausschliesslich Hausfrau und Mutter. Die Familie wohnte in der Pioniersiedlung Halen bei Bern, die als Meilenstein moderner Siedlungsarchitektur gilt. «Dort haben für mich die 68er-Jahre vor allem gesellschaftlich stattgefunden. Es war alles im Umbruch. Viele junge Familien lebten dort, unsere Haustüren standen immer offen. Wir waren kultur- und kunstinteressiert. Bern war damals die Hauptstadt der

FrauenWeisheiten

Kleintheaterszene. Und in den Beziehungen ging es manchmal drunter und drüber.» In der Einleitung zu ihrem Bericht «Frauengeschichte-Frauenalltag» 2011 schrieb sie über diese Zeit: «Ich war nicht berufstätig. Ich war eine noch junge Frau, die ihre Attraktivität in die Waagschale warf, sich schöne Kleider kaufte, Tennis spielte, viel mit dem Auto unterwegs war, Gäste hatte, gut kochte. Obwohl ich meine Familie liebte, war ich nicht sehr glücklich mit meinem ausschliesslichen Hausfrau- und Mutterdasein. Und gleichzeitig hatte ich immer ein schlechtes Gewissen, weil ich glaubte, glücklich sein zu müssen.» In diese Zeit fiel die Abstimmung über das Frauenstimmrecht 1971: «Es war lediglich der Vollzug von etwas, das für mich längst selbstverständlich war.»

Die Welt aus der Perspektive der Frauen

1972 nahm sie eine Teilzeitarbeit im Zyglotte-Verlag auf. «Ich begann mit drei Nachmittagen pro Woche, während die Kinder in der Schule waren. Ich bereitete alles gut vor, ging nach der Arbeit sofort nachhause und achtete darauf, dass niemandem meine Abwesenheit gross auffiel.» Ein erster Kontakt mit der Frauenbewegung ergab sich über ihre ältere Schwester in Genf. Im Buch «Sisterhood is powerful» blieb sie an einem Text hängen. Eine amerikanische Frau berichtete von ihrem Hausfrauen- und Mutterdasein, von ihrer Einsamkeit und ihrem Unerfülltsein. «Ich hätte meinen Namen unter diesen Text setzen können, ohne ein einziges Wort ändern zu müssen. Sie erzählte meine Geschichte. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Da gab es eine unbekannte Frau in Amerika, die genau das Gleiche erlebte wie ich. Wir Frauen haben eine kollektive Geschichte. Diese Erkenntnis führte zu einem grossen Umbruch und hat mein Leben total verändert.»

Sie erinnert sich genau an den Nachmittag, als sie beim Bügeln in der Frauenstunde von der Gründung der OFRA (Organisation für die Sache der Frau) am 13. März 1977 hörte und wusste gleich: «Das ist es, was ich suche.» Sie erkundigte sich nach der in der Sendung aufgetretenen Gesprächspartnerin, rief diese an und ging zum nächsten Treffen der OFRA in Bern. Obwohl sie sich bei den vorwiegend jüngeren Frauen im Alten Volkshaus zuerst nicht wohl fühlte, blieb sie dran. «Vom ersten Moment an leuchteten mir Theorie und Praxis der Neuen Frauenbewegung ein. Ich lernte sehr viel und sehr schnell und entdeckte eine neue Welt. Glasklar begann ich die Welt aus der Perspektive der Frauen zu sehen. Wir glaubten damals daran, dass sich in Kürze alles ändern würde. Das war etwas naiv, wie sich später herausstellte.»

Neues Leben

Marie-Louise Barben begann nun auch, das Familienleben umzukrempeln. Ehemann und Kinder wurden eingespannt. Sie engagierte sich aktiv in verschiedenen Frauenor-

FrauenWeisheiten

ganisationen und -projekten. «Oft war ich bis viermal wöchentlich abends unterwegs. Es war streng und gab mir gleichzeitig enorm viel Kraft. Das wirkte sich allerdings auf unsere Ehe aus. Mein Mann und ich hatten uns zunehmend weniger zugesagt.» 1981 trennte sie sich gegen den Willen ihres Mannes, drei Jahre später folgte die Scheidung. Sie fand eine interessante Arbeitsstelle bei der reformierten Kirche, spürte aber bald, dass sie so nicht weiterkommen würde. Zum Glück hatte sie eine Matura. 1983 nahm sie neben ihrer Erwerbsarbeit (50%) an der Uni Bern das Studium in Deutscher Literatur, Linguistik und Staatsrecht auf.

Pionierarbeit für die Gleichstellung

Nach Abschluss ihres Studiums baute sie ab September 1990 zusammen mit einer Juristin und einer Sachbearbeiterin die neu gegründete Fachstelle für die Gleichstellung von Frauen und Männern im Kanton Bern auf. «Wir hatten am Anfang viel Freiheit, mussten uns im Verwaltungsapparat situieren und nutzten ihn für unsere Anliegen und Themen. Unsere Schwerpunkte waren u.a. Arbeitsteilung, Lohngleichheit, Frauen- und Gleichstellungspolitik, Sprache, Bildung/Berufswahl Migration. Bei diesen und weiteren Themen ging es immer darum, den spezifischen Gleichstellungsaspekt herauszuarbeiten. Es war eine anspruchsvolle, enorm spannende Zeit.»

Marie-Louise Barben gehörte zum letzten Frauenjahrgang, der im Jahr 2000 mit 62 die AHV erhielt. In den folgenden acht Jahren arbeitete sie als Selbständigerwerbende in den Bereichen Gleichstellung, Bildung, Evaluation, zu einem grossen Teil gemeinsam mit der Historikerin Elisabeth Ryter. Die Liste der gemeinsamen Projekte ist lang und eindrucksvoll.

Zweiter Aufbruch mit der GrossmütterRevolution

Mit 70 entschied sie sich, künftig nur noch ehrenamtlich zu arbeiten. Sie meldete sich 2010 für die erste Tagung der GrossmütterRevolution im Kiental an: «Wie früher bei der Frauenbewegung lag Aufbruchstimmung in der Luft.» Die zweifache Grossmutter engagiert sich seither in der Manifestgruppe und erarbeitete als erstes Projekt den Bericht «Frauengeschichte – Frauenalltag.» Im Auftrag der Manifestgruppe verfasste sie 2012 gemeinsam mit Elisabeth Ryter die Literaturstudie «Das vierte Lebensalter ist weiblich», eine wissenschaftlich fundierte Bestandesaufnahme, die unter anderem beim Bundesamt für Sozialversicherungen Beachtung fand. Mit «Care-Arbeit unter Druck. Ein gutes Leben für Hochaltrige braucht Raum» und «Selbstbestimmung und Abhängigkeit, Erwartungen von Frauen an das hohe Alter» folgten zwei weitere Studien der beiden Autorinnen.

FrauenWeisheiten

Im Alter dankbar unterwegs

«Ich habe für diese Arbeiten viel gelesen, viel gelernt und auch für mich persönlich viel profitiert», begründet sie ihr grosses Engagement. Doch wie geht sie selber mit dem Alter um? «Ich beklage mich in keiner Weise über das, was das Alter mit sich bringt. Es geht mir gut. Ich bin sehr dankbar, weiss ich doch, dass es nicht selbstverständlich ist.» Das Singen im Chor hat sie aufgegeben, lernt jedoch weiterhin arabisch, geht jede Woche mit Pro Senectute Nordic Walking und mit zwei Kolleginnen wandern, trifft sich mit ihrer langjährigen Gruppe «Alte Wyber» und pflegt ihren grossen Bekanntenkreis. Ungebrochen ist ihr Interesse an Literatur und Musik. Abschliessend hält sie fest: «Aktuell habe ich kein Projekt und bin offen für das, was das Leben bringt. Im Zusammenhang mit einer neuen Beziehung hat es in meinem Leben noch einmal einen Umbruch gegeben. Das hat mein inneres Leben verändert und bereichert. Es ist ein grosses Geschenk.»

DAMALS UND HEUTE

Bern, die Hauptstadt der Frauen!

Marie-Louise Barben

Am 29. November 2020 wurden 55 Frauen von total 80 Mitgliedern in den Berner Stadtrat gewählt. Am meisten dazu beigetragen, dass das Stadtparlament weiblicher, jünger und linker geworden ist, haben einerseits die unerschrockenen WählerInnen und andererseits die SP als stärkste Partei und das Grüne Bündnis (GB) als älteste und kompromissloseste Partei, was die Frauenvertretung betrifft. Dahinter steckt seit 1971 ein grosses Stück politische Arbeit.

Zwei Pressebilder liegen vor mir: drei Frauen auf der Treppe des Berner Rathauses auf dem einen, drei Frauen vor der Reitschule auf dem andern. Wer Bern kennt, dem ist die Symbolik der beiden Standorte sofort klar. Die Frauen heissen Yasmin, Corina, Eva, Jemima, Tabea. Sie sind zwischen 22 und 33 Jahre alt, und sie gehören verschiedenen Parteien an: der Jungen Grünliberalen Partei (JGLP), der Jungen Alternative (JA!) und der Alternativen Linken (AL). Ihre politischen Standpunkte sind divers: Klimakrise, attraktives Nachtleben, nachhaltiger Konsum sind für die einen wichtig, für die anderen ist das Parlament lediglich Mittel zum Zweck, um Forderungen der sozialen Bewegungen umzusetzen.

FrauenWeisheiten

Heute...

Was sie verbindet: Sie sind sechs der 55 Frauen, die am 29. November 2020 in den Berner Stadtrat gewählt worden sind, 55 von total 80 Mitgliedern. Den Prototyp einer Stadträtin stellen sie nicht dar. Am meisten dazu beigetragen, dass das Stadtparlament weiblicher, jünger und linker geworden ist, haben aber einerseits die unerschrockenen WählerInnen und andererseits die SP als stärkste Partei und das Grüne Bündnis (GB) als älteste und kompromissloseste Partei, was die Frauenvertretung betrifft. Die GB-Vertretung besteht ausschliesslich aus Frauen, das war auch schon in der letzten Legislatur so. Bei der SP sind heute 16 von 21 Fraktionsmitgliedern Frauen. Dahinter steckt ein grosses Stück politische Arbeit. Aber auch in der FDP politisieren neu sechs Frauen und ein Mann. Die SVP bleibt fest in Männerhand.

...und damals

Die Stadt Bern hatte bereits im Jahre 1968 das Stimm- und Wahlrecht auf Gemeindeebene eingeführt, und nach den Wahlen von 1971 konnten am 1. Januar 1972 zehn Frauen Einzug in die städtische Legislative halten. Ruth Geiser-Imobersteg (BGB, später SVP) wurde die erste Gemeinderätin und Baudirektorin der Stadt Bern.

Eine persönliche Erinnerung von damals

Eine der 1971 neu gewählten Stadträtinnen war die Juristin Marie Boehlen. Mit Jahrgang 1911 war sie damals also schon über 60 Jahre alt. Der Stadtrat war für sie – wie auch für viele andere LokalpolitikerInnen – das Sprungbrett für den Einstieg in die Kantonale Politik. Sie war aber auch eine der unermüdlichen Kämpferinnen für das Frauenstimmrecht. In den 1990er Jahren, als ich, geprägt von der (Ungeduld der) Neuen Frauenbewegung der 1970er und 80er-Jahre, erste Gleichstellungsbeauftragte im Kanton Bern war, lernte ich Marie Boehlen persönlich kennen und durfte 1995 anlässlich der Verleihung des Trudy-Schlatter-Preises ein Referat halten. Ich erinnere mich sehr gut, dass sie damals (und übrigens jedes Mal, wenn wir uns sahen) mir etwas vorwurfsvoll vorwarf, dass wir jüngeren Frauen viel zu wenig würdigten, was die alte Frauenstimmrechtsbewegung in ihrem jahrzehntelangen Kampf, der 1971 schliesslich zum Erfolg führte, geleistet hatte.

Ja, es ging der Neuen Frauenbewegung damals zu langsam. Sie wollte die Welt verändern. 1971 war einfach der längst fällige demokratische Vollzug dessen, was den Frauen schon lange zustand. Nun sollte alles anders werden: die Politik, die Gesellschaft, die Rollenbilder, die Berufswelt. Wir waren auf dem besten Weg dazu, so schien es uns damals.

FrauenWeisheiten

...und heute

Nun, vor kurzem, im September 2020 anlässlich eines Workshops im Rahmen der feministischen Sondersession, fragten einige junge Feministinnen fast verzweifelt: Warum geht es nicht vorwärts – mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, mit der Lohngleichheit? Warum nimmt die Gewalt an Frauen kein Ende, weltweit, aber auch bei uns? Rückblickend mittlerweile auf über 45 Jahre erlebte Frauenbewegung stelle ich fest: Es ist weiter gegangen und es wird weitergehen. Der grosse Erfolg der Frauen in Bern beweist es.

Die Zeit des Deux-Pièces ist vorbei

Kürzlich erzählte mir meine Kollegin Barbara Gurtner, ehemalige Nationalrätin der POCH Anfang der 1980er Jahre, dass sie wegen ihrer «unangemessenen» Kleidung vor das Büro des Nationalrates zitiert worden sei. Sie trug Kleider im Stil der frauenbewegten 1980er Jahre: violett, bunt, Patchwork, selbstgenäht und -gestrickt. Die angemessene Kleidung sei ein Deux-Pièces, belehrten sie die Kommissionsmitglieder. Mit ihrer «unangemessenen» Kleidung brachte es Barbara zu einer Doppelseite im «Blick» und zu schweizweiter Bekanntheit, aber nicht zum Umdenken. Kein Deux-Pièces wurde angeschafft.

Ich denke, die jungen Stadträtinnen vor der Reitschule würden sich kaputt lachen. Zugegeben, wie man sich gemeinhin Politikerinnen vorstellt oder vorgestellt hat, sehen sie nicht aus, Yasmin, Corina und Eva, Jemima, Eva und Tabea. Durchaus sind sie aber Volksvertreterinnen, Stadtvertreterinnen. Sie vertreten eine junge, urbane, weibliche Bevölkerungsschicht, eine multikulturelle Schweiz, die auch vor dem behäbigen Bern nicht Halt gemacht hat.

Die Wahlen verleihen Schub

Ob wegen der hohen Frauenquote Bern nun die Hauptstadt des Feminismus sei, bleibe dahingestellt. Aber eben schreibt mir die stadtbernische Gleichstellungsbeauftragte, die mir ein paar Informationen zu den ersten Stadträtinnen von 1971 geliefert hat: «So eine Stadt des Feminismus verpflichtet natürlich. Und gibt aber auch grad unheimlich Schub, das wollen wir doch nutzen.»

Es wird nicht alles anders in den nächsten vier Jahren in Bern, aber neue Akzente werden gesetzt werden. Auf die Feststellung, die ältere Generation sei nun nicht adäquat vertreten, meint Natalie Imboden, die vor zwanzig Jahren als junge Frau im Stadtrat sass: «Aber die älteren Leute konnten wählen. Es ist ein Vertrauensbeweis für die Enkelinnen und Enkel.»*

FrauenWeisheiten

Jawoll, sagt die Vertreterin der GrossmütterRevolution Marie-Louise Barben.

**Jael Amina Kaufmann und Dölf Barben: Wohl so jung wie noch nie. In: Der Bund, 2.12.2020*

1971 – EINE ANNÄHERUNG

Frauenalltag zwischen zwei Welten

Barbara Bischoff

Seit den Siebzigerjahren lebe ich in meinem Alltag zwei Rollen: Zum einen die der sozial engagierten Familienfrau im Dorf, zum andern jene der frauenbewegten Feministin.

Es begann 1971. Ich war stolz über das nach langem Kampf eingeführte Frauenstimm- und wahlrecht. Endlich konnte ich mitreden! Damit begann für mich eine langsame Ablösung vom Einfluss meines sehr katholisch geprägten Elternhauses, wo «man» mehrheitlich katholische Politiker (-innen?) wählte. Die ersten Auseinandersetzungen folgten, wenn ich meinen Eltern selbstbewusst erzählte, wie ich abgestimmt hatte.

Zwischen Anpassung und Auflehnung

Meine Rolle als Hausfrau und Mutter war traditionell vorgegeben. Nicht von meinem Mann, sondern vom Umfeld. Wie hätte ich als Mutter von drei kleinen Kindern weiterhin arbeiten können? Krippen gab es kaum und hatten keinen guten Ruf. Damals hinterfragte ich nicht, warum ich mich allein und nicht gemeinsam mit meinem Partner um dieses Problem kümmerte.

Ein kleiner Aufstand meinerseits war, dass ich unsere Töchter wie den Sohn bewusst geschlechtsneutral kleidete. Das ging solange gut, bis die Mädchen reklamierten, weil sie keine rosaroten Kleider hatten und die Jüngere nur noch Röckchen tragen wollte. Sogar in den Skiferien!

In meinem familiären Umfeld benahm ich mich als Mutter ziemlich angepasst. Meine Mutter taxierte meine «unkonventionelle» Kleidung meistens wortlos und schwieg. Das führte dazu, dass ich mich anpasste und mich für den Besuch bei den Eltern eleganter kleidete als in meinem Alltag.

FrauenWeisheiten

Da unsere Kinder in der Primarschule die Rudolf-Steinerschule besuchten, musste ich mich für die Gleichbehandlung nicht einsetzen. Buben und Mädchen besuchten ohnehin dieselben Fächer, Handarbeit wie Stricken ebenso wie Werken. Ausser Haus befasste ich mich mit sozialen Aufgaben: Umweltschutz, dem Aufbau einer Ludothek, Aufgabenhilfe in der Doposcuola, Mitarbeit im Claroladen.

Dämpfer im Bemühen um Gleichstellung

Mit dem Wiedereinstieg in den Beruf nach acht Jahren als Berufsschullehrerin Pflege veränderte ich mich relativ schnell. Ich traf an meinem Arbeitsort viele selbstbewusste Frauen, die nicht nur auf Familie und Kinder fokussiert waren. Am ersten Frauenstreik am 14. Juni 1991 war ich dabei. Das war eine Initialzündung. Voller Freude und Begeisterung erzählte ich meiner Mutter von meiner ersten Demo auf dem Bundesplatz am 10. März 1993 nach der Nichtwahl von Christiane Brunner. Sie war entsetzt und sagte: «Sowas macht doch eine Frau nicht, das muss man anders lösen!» Das gab mir einen Dämpfer und gleichzeitig die Möglichkeit, mich von der Rolle als Tochter zu lösen.

Es war nicht einfach für meine Töchter, als ich mich in der Oberstufe für Gleichstellung einsetzte. Ich verlangte, dass Fächer wie Kochen und Handarbeit für Knaben obligatorisch sein sollten wie für Mädchen – oder für alle ein Wahlfach. Meine Kinder wollten meine Einmischung nicht, es sei für sie peinlich. Andererseits fanden sie es gut, wenn ich mich für Frauenrechte einsetzte und z.B. meinen Mädchennamen wieder annahm etc.

Auch bei der Lohnklage des Zürcher Pflegepersonals Ende der Neunzigerjahre, war ich engagiert. Ich konnte aber nicht als Hauptklägerin auftreten, weil ich nicht beim Kanton angestellt war. Die ausgebildeten Berufsschullehrerinnen verglichen ihren Lohn mit einem Koch, der ohne Zusatzausbildung an der Berufsschule unterrichtet. Wie ich mich erinnere, verdienten sie im Monat ca. Fr. 1000.- weniger als der Mann.

Mit dem Erwachsenwerden unserer Kinder, fand ich immer mehr in den Beruf zurück und engagierte mich auch politisch in der Schulpflege, wo ich als erste Frau in der Gemeinde Präsidentin wurde. Eine «Heimat» unter ganz vielen Gleichgesinnten habe ich seit der Pensionierung bei der GrossmütterRevolution gefunden.

Beide Welten sind wichtig

Doch lebe ich immer noch in zwei Welten. Ich bin im Dorf verwurzelt, bekannt und engagiert. Meine Vorliebe gilt zwar klar der frauenbewegten, politisch aktiven Welt. Trotzdem möchte ich mich auch in der anderen Welt auskennen und dort verkehren.

FrauenWeisheiten

Der Kontakt mit den Leuten im Dorf ist mir wichtig. Es erweitert meinen Horizont und zeigt mir auf, wie andere Menschen denken. Sonst bewege ich mich in einer Blase von Gleichgesinnten, was bei weitem nicht dem gesellschaftlichen Leben entspricht. Leider aber kennt kaum jemand meine Tätigkeiten im Bereich des Feminismus. Mein grosser Einsatz für den Frauenstreik 2019 – ich vertrat auf der Bühne auf dem Helvetiaplatz die Meinungen und Forderungen der GrossmütterRevolution – hat kaum eine Frau aus dem Dorf zur Kenntnis genommen und kommentiert. Ein grosses Kompliment bekam ich dagegen von meinen Enkelinnen, die mich begeistert begleiteten und meinen Auftritt toll fanden. So werde ich mich auch weiterhin für Frauenanliegen rund ums Alter einsetzen. Wichtig sind mir neben einer Veränderung der klischeehaften Altersbilder die Frauenaltersrenten. Ein besonderes Anliegen ist mir auch die Klimabewegung. Es tut mir weh zu sehen, welche Welt wir unseren Enkelkindern hinterlassen. Es bleibt noch viel zu tun, auch für uns alte Frauen.



Barbara Bischoff Frei, 73, wohnt mit ihrem Ehemann in Nänikon ZH. Die ehemalige Bildungsbeauftragte Pflege in der Psychiatrie ist Mutter von zwei Töchtern und einem Sohn und hat fünf Enkelkinder.

Frauenweis(s)heiten im Februar 2021

Liebe Leserin, lieber Leser

Die Jubiläumsfeiern «50 Jahre Frauenstimmrecht» lösen nicht bei allen Freude aus. «Was gibt es da zu feiern?», heisst es etwa. Es sei doch eine Schande, dass die Schweizer Männer den Frauen das Stimmrecht so lange vorenthalten haben. Eine Leserin schrieb, der lange Kampf ums Frauenstimmrecht in der Schweiz sei eher eine Trauergeschichte als ein Grund zum Feiern. Für die erste Bundesrichterin der Schweiz, Margrith Bigler-Eggenberger, ist es jedoch ein guter Anlass «endlich mal wieder auf einer breiten Ebene über Frauenrechte zu sprechen.»

Für uns ist es auch eine Gelegenheit, zurückzublicken und uns an die Zeit zu erinnern, die uns mit den damaligen Umständen geprägt hat. Es weckt Verständnis, wenn wir den nachfolgenden Generationen davon erzählen. Denn viele können sich nicht vorstellen, wie benachteiligt die Frauen in unserem Land vor wenigen Jahrzehnten noch waren. Mit kritischem Blick auf die Gegenwart möchten wir auch darauf hinweisen, was im Hinblick auf die Gleichstellung und andere Benachteiligungen heute zu tun ist. Die Pionierinnen für das Frauenstimmrecht haben mit ihrem unermüdlichen Kampf aufgezeigt, wie gemeinsame Anliegen durch ein beharrliches Dranbleiben realisiert werden können.

Zur Umsetzung des Verfassungsartikels «Gleiche Rechte für Mann und Frau» brauchte es nach 1971 viele weitere Anstrengungen. Wesentlich dazu beigetragen hat der Frauenstreik vom 14. Juni 1991. Organisiert wurde er von Elfie Schöpf mit enormem Einsatz. Marie-Louise Barben hat sie besucht und berichtet über ihr vielseitiges engagiertes Leben.

An den 7. Februar 1971 hat Marianne Stohler keine konkrete Erinnerung; das Frauenstimmrecht war für sie selbstverständlich. Als junge Lehrerin hat sie sich jedoch mit grossem Engagement für gleiche Bildungschancen für alle Kinder eingesetzt. Die Pandemie zeigt, dass diesbezüglich noch viel zu tun ist.

Die ehemalige Lehrerin und Journalistin Monika Fischer erinnert sich gut an ihre Wut in der Zeit vor dem Frauenstimmrecht und an weitere erfahrene Benachteiligungen als Frau. Diese Wut wurde für sie zum Motor im Einsatz gegen Ungerechtigkeiten.

FrauenWeisheiten

Vielleicht wecken die beschriebenen Erfahrungen auch in Ihnen Erinnerungen.

Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Wenn Frau will...



«Die Koordination des Frauenstreiks 1991 war das Töllste, was ich je gemacht habe», sagt Elfie Schöpf.

Marie-Louise Barben

Der Streikaufruf unter dem Motto «Wenn Frau will, steht alles still» stiess Anfang 1991 auf grosse Resonanz. Nun hatte Elfie Schöpf, Journalistin, frühere Zentralsekretärin der SPS, alle Hände voll zu tun. Ruth Dreifuss, damals beim Schweizerischen Gewerkschaftsbund, hatte sie als Koordinatorin des Frauenstreiks vorgeschlagen. Elfie Schöpf stürzte sich in die Arbeit. Es war ein beruflicher Glückszufall, wird sie später sagen. Und der Frauenstreik ein grosser Erfolg.

In diesem Jahr wird Elfie Schöpf 84 Jahre alt. Sie ist eine schlanke hochgewachsene Frau, wenn jetzt auch ein wenig gebeugt. Das Leben hat sie gezeichnet. Sie wirkt fragil auf mich, aber gelassen und ruhig.

Eine Lehrerin kriegt keinen Mann

Elfie wächst in Basel zusammen mit ihrem älteren Bruder in einer streng katholischen Familie auf. Der Vater ist Werkmeister im Elektrizitätswerk, die Mutter Hausfrau. Politisch stehen die Eltern der CVP nah. «Unser ganzer Bekanntenkreis war damals katholisch», sagt Elfie, «jede Woche in die Messe zu gehen, das gehörte einfach dazu.» Sie wäre gerne Lehrerin geworden, aber der Vater sagte, eine Lehrerin kriege keinen Mann und einen Mann wollte sie! Also besucht sie statt des Lehrerinnenseminars die «Ecole supérieure de Commerce pour jeunes filles» in Freiburg. Der Abschied von zuhause fällt ihr nicht schwer, aber das «Eingesperrtsein», die ständige Beaufsichtigung durch die Ordensschwwestern schon. «Langweilig war es», sagt sie, «nicht einmal am Sonntag durften die Mädchen allein ins Freie». Nach dem Abschluss der Handelsschule geht sie ein halbes Jahr nach England auf eine Sprachschule.

Der Einstieg in die Arbeitswelt war problemlos

Zurück in der Schweiz findet Elfie problemlos eine Stelle. Sie ist nun als ausgebildete englisch- und französischsprachende Sekretärin eine gefragte Arbeitskraft. Sie arbeitet einige Jahre in der Pharmabranche. In den späten 1950er Jahren lernt sie einen «Nichtkatholiken» kennen. Grosse Aufregung! Der zukünftige Ehemann muss den katholischen Unterricht besuchen. Einundzwanzigjährig heiratet sie ihn. Der junge Mann, dessen Eltern früh gestorben waren, musste deren kleine Maschinenfabrik übernehmen. «Er war nicht fähig», sagt sie, «aber ich hatte das Gefühl, ich kann das.» 17 Jahre waren die beiden verheiratet, eine Tochter und ein Sohn gingen aus der Ehe hervor, aber es sei «schlecht gelaufen, im Geschäft und zwischen uns».

Elfie ist nicht glücklich in ihrem Hausfrauendasein. Sie beginnt, heimlich zu arbeiten – zunächst bei einem Anwalt, später macht sie die Hauszeitung für einen grossen Konzern in Zürich.

Erste journalistische Versuche

Wann genau sie den ersten Artikel an den «Nebelspalter» geschickt hat, weiss sie nicht mehr genau. Er wurde jedenfalls angenommen. Das Thema war ihr «Hausfrauendasein». Später schickt sie Beiträge an die deutsche Zeitschrift «Hobby. Das Magazin für Technik» mit Sitz in Stuttgart. Elfie wird Schweizer Korrespondentin und berichtet über Interessantes aus Technik und Wissenschaft in der Schweiz. Dann wird sie Redaktorin bei der Basler AZ. Damals war Helmut Hubacher deren Chefredaktor. Der Job bei dieser linken Zeitung hat sie politisiert und so wurde Elfie Schöpf in dieser Zeit Mitglied der SP. «Ich gehöre zu den Linken», meint sie, «das war für mich schon immer klar».

Nach ihrer Scheidung 1975 zieht sie mit ihren Kindern nach Bern. Sie ist nun alleinerziehende Mutter. Die Tochter besucht das Gymnasium Neufeld und wird später Lehrerin, der Sohn macht eine Lehre als Bauer. Heute ist er Fachmann Pflege.

Und 1971?

2021 jährt sich die Annahme des Frauenstimm- und -wahlrechts zum 50. Mal, aber Elfie hat keine konkrete Erinnerung an dieses frauenpolitisch wichtige Ereignis. Sie habe damals noch kein grosses Interesse an Politik gehabt. Hingegen erinnert sie sich an die vorangehende Abstimmung zum Frauenstimmrecht im Jahr 1959 und daran, dass ihr Mann damals stolz nein gestimmt habe.

Wie wollen Sie das mit den Kindern machen?

1976 ist die Stelle des Zentralsekretariats der SPS ausgeschrieben. Elfie Schöpf bewirbt sich und kommt ins engere Auswahlverfahren. Wie sie sich das vorstelle mit zwei Teenagern zuhause, wird sie gefragt. «Hätte man einen Mann je so etwas gefragt?», entsetzt sie sich. Mittlerweile ist Helmut Hubacher Präsident der SPS. Er hat Elfie aus der AZ-Zeit wohl gekannt. Jedenfalls bekommt sie die Stelle. Nun beginnt für Elfie eine spannende und arbeitsintensive Zeit. Sie habe viele Chancen bekommen, sagt Elfie, das habe ihrem Selbstbewusstsein gut getan. Der Arbeitsalltag ist streng, aber sie kann die Partei auch gegen aussen vertreten z.B. bei den Kongressen der Sozialistischen Internationalen. Als Zentralsekretärin ist sie auch zuständig für Frauen und Soziales und hat Einsitz in der Frauenkommission. In den 1970er Jahren nimmt die Neue Frauenbewegung Fahrt auf. Das geht auch an der SPS nicht spurlos vorbei. Die SP-Frauen werden aktiv und fordern mehr Raum und mehr Mitbestimmung. «Es gab aber auch SP-Frauen, die die Frauenfrage ausgenützt haben, um ihre eigene Karriere zu fördern», merkt sie an.

Zu Besuch auf der ganzen Welt

Die nächste Station in Elfie Schöpfs Berufsleben führt sie in die Entwicklungszusammenarbeit. Sie wird 1982 Informationsbeauftragte bei SWISSAID, der Stiftung für Entwicklungszusammenarbeit, die sich in der Hilfe zur Selbsthilfe engagiert. 1981 hatte SWISSAID eine Frauenstelle eingerichtet und legt fortan einen Schwerpunkt auf Frauenprojekte. In einem Beitrag beschreibt Elfie Schöpf drei Projekte, in welchen Frauen als Entwicklungsträgerinnen eine Hauptrolle spielen und macht sich Gedanken zur Institutionalisierung der Frauenförderung in der Entwicklungszusammenarbeit allgemein. Sie plädiert dafür, «die Frauenfrage stärker in die Institutionen selbst zu integrieren»; sie müsse zur Chefsache werden. [1]

Als Informationsbeauftragte besucht sie die Projekte vor Ort und ist u.a. in Indien, Ecuador und Kolumbien unterwegs. Wohl nicht zuletzt deshalb bezeichnet sie die Berufsjahre bei SWISSAID als ihre beste Zeit. Aus internen Gründen verlässt sie 1990 SWISSAID.

Das Beste kommt noch...

Die gut tausend Uhrenarbeiterinnen im Vallée de Joux hatten genug von der Niedriglohnpolitik ihrer Arbeitgeber und einem Bruttolohn von weniger als 3500 Franken im Monat. Nach einer Gewerkschaftsversammlung im Sommer 1990 fiel zum ersten Mal das Wort «Streik». Die SMUV-Zentralsekretärin Christiane Brunner brachte es fertig, dass der SMUV dem Antrag, einen Frauenstreik zu organisieren, zustimmte. Genau 10 Jahre nach der Annahme des Verfassungsartikels «Gleiche Rechte für Mann und Frau» sollte er stattfinden. «Nach einiger Überzeugungsarbeit stimmte im Oktober auch der SGB-Kongress geschlossen dafür.» [2] Im Dezember wurde ein nationales Streikkomitee gegründet. Und dann ging es erst so richtig los. Es entstanden kantonale und lokale Koordinationskomitees, aber auch ausserhalb der Gewerkschaften zündete die Idee. Am Rande einer Pressekonferenz fragte Ruth Dreifuss, damals Zentralsekretärin beim SGB, Elfie Schöpf an, ob sie die Koordination des Frauenstreiks übernehmen wolle. Sie wollte und stürzte sich voller Elan in die Arbeit. «Es war das Töllste, was ich je gemacht habe», sagt sie, und ihre Augen leuchten.

Der 14. Juni 1991

Wie soll frau in ein paar Worten beschreiben, was damals los war? Ein «Ruck» ging durch das Land und setzte ungeahnte Energien frei. Elfie mittendrin, im Streikbüro von morgens bis abends, unterwegs kreuz und quer durch die Schweiz. Sie erinnert sich anlässlich der 25. Jahrestags des Frauenstreiks: «In Bern fand am gleichen Tag ein «Tag der internationalen Beziehungen» statt. (...) Ein Polizeidetachment hielt die am Morgen noch leeren Tribünen vor dem Bundeshaus unter Kontrolle Die Frauen erschienen auf dem Bundesplatz in Scharen mit Trillerpfeifen. «Wir Frauen sind viele, wir haben die Schnauze voll h!»), tönnte es den ersten vorfahrenden Staatslimousinen entgegen.» [3] Die Polizei hielt sich zurück. Das war nur der Anfang. Jede Frau, die damals dabei war, hat ihre eigenen unvergesslichen Erinnerungen. Elfie hat den Streiktag weitgehend in ihrem Büro verbracht. Medien wollten Auskünfte, Bilder, Informationen; Grussbotschaften aus der ganzen Welt trafen ein. Die Zweifel der vorangegangenen Monate, ob es wohl gut kommen würde, waren weggeblasen. Man müsste ein Buch darüber schreiben! Und das tat sie auch. Ein Jahr später erscheint im Zytglogge Verlag «Frauenstreik. Ein Anfang... Hintergrund, Porträts, Interviews» von Elfie Schöpf. Es zeigt auf, wie breit, vielfältig, bunt, fantasievoll, energiegeladen dieser Tag war. Wenn hier nicht von

den Forderungen die Rede ist und nur ansatzweise von den Hintergründen, dann weil sie wohl jeder Leserin von Frauenweis(s)heiten bekannt und bewusst sind, während die Riesenarbeit, die dahinter steckte, vergessen geht. Einen grossen Teil davon hat Elfie geleistet.

Älter werden

Seither sind dreissig Jahre vergangen. In den Neunzigerjahren ist Elfie freiberuflich als Journalistin tätig. Wie und wo genau, ist ihr zum Teil entfallen. Eine heimtückische Krankheit beeinträchtigt ihren Bewegungsapparat, aber eben auch die Erinnerungsfähigkeit. Das sei eine Rieseneinschränkung, sagt sie. Trotzdem hadert sie nicht mit dem Alter. Sie musste viel loslassen im Verlauf der letzten Jahre: Tennis, Skilaufen, Velo- und Autofahren und sie sei auch nicht mehr so neugierig wie früher, aber immer noch politisch interessiert. Meditieren und Lesen sind Möglichkeiten, mit den Verlusten umzugehen. Einsam fühle sie sich nicht. Sie ist gut eingebunden und das Verhältnis zu den Kindern ist nah und verlässlich. Sie hat fünf Enkel- und zwei Urenkelkinder, ein drittes ist unterwegs. Vor Corona hat sie keine Angst. «Ich habe nichts zu klagen», sagt sie abschliessend

Und der Frauenstreik 2019?

Sie war auf dem Bundesplatz am Morgen früh, als es noch nicht so viele Leute hatte. Sie hat sich gefreut über die vielen Frauen und über das erstarkte Selbstbewusstsein, über mehr Selbstverständlichkeit den Frauenanliegen gegenüber, über die neu erstarkte Frauenbewegung.

Wir sind uns einig: Es ist viel geschehen und es gibt noch viel zu tun. Jüngere Frauen sind jetzt am Zug. Sie schreiben die Geschichte weiter.

[1] Elfie Schöpf: *Frauen als Entwicklungsträgerinnen: drei Beispiele*. In: Schweiz. Jahrbuch für Entwicklungspolitik, 1989, S. 193–201

[2] Brigitte Studer: *Frauenstreik (1991)* in: hls-dhs-dss.ch/de/articles/058286/2019-06-12/

[3] Elfie Schöpf: *Der landesweite Frauenstreik vom 14. Juni 1991: ein Rückblick*, SGB-Medienkonferenz vom 13. Juni 2016

Chancengleichheit im Bildungswesen

Marianne Stohler

An den 7. Februar 1971 habe ich keine konkrete Erinnerung. Für unsere Generation war die Annahme des Frauenstimmrechts eine Selbstverständlichkeit. Am Familientisch war das Frauenstimmrecht vor allem vor der ersten nationalen Volksabstimmung von 1959 ein grosses Thema. Mein Vater kämpfte aktiv dafür in der Politik, und meine Mutter äusserte sich vehement dafür im Familienumfeld und im Bekanntenkreis. Ich habe mich nicht aktiv engagiert, auch nicht, als unsere Lehrerinnen in Basel nach der Ablehnung in den Streik traten. Mein politisches Bewusstsein steckte damals trotz dem hochpolitischen Milieu, aus dem ich stamme, noch in den Kinderschuhen. Ich hatte Glück, dass es für meine Eltern absolut selbstverständlich war, meinen Bruder und mich gleichwertig zu erziehen und uns beiden eine gute Ausbildung zu ermöglichen.

Erste Ungleichheitserfahrungen

Als ich dann heiratete und den Namen meines damaligen Mannes annehmen musste, fand ich das sehr störend. Ich empfand es auch als Diskriminierung, dass ich als verheiratete Lehrerin keine feste Stelle erhielt. Ich war eine Zweitverdienerin und anscheinend versorgt durch die Arbeit meines Mannes. Ich kann mich aber nicht erinnern, dass ich mich dagegen aufgelehnt hätte, auch weil ich bald darauf trotzdem eine Stelle fand.

Gleiche Bildungschancen für alle

Mein Augenmerk galt zu jener Zeit den gleichen Bildungschancen von Kindern aus der Grundsicht und solchen aus akademischen Milieus. Viele Studien zeigen, dass Kinder aus bildungsfernen Milieus viel mehr Mühe haben mit dem Stoff der Schule, zu Hause weniger Unterstützung erhalten, oft Sprachdefizite mitbringen und damit klar benachteiligt sind. Ich arbeitete sehr engagiert, oft während ganzer Ferienwochen, in einer Arbeitsgruppe von ca. 40 Lehrerinnen und Lehrern. In dieser Gruppe wurde unter Anleitung von Denk- und Entwicklungspsychologen über neue Erziehungs- und Unterrichtsprinzipien diskutiert. Wir erhielten in mehreren Wochenendveranstaltungen wichtige Inputs von zu jener Zeit berühmten Kommunikations- und Erziehungswissenschaftlern wie Friedemann Schulz von Thun, Reinhard Tausch und anderen. Aufgrund dieser Erkenntnisse aus der Denk- und Entwicklungspsychologie entwickelten wir

neue Lehrmittel für unsere Klassen. Diese stellten wir mit einer eigenen Druckmaschine selbst her.

Die Welt verändern

Da eine Mehrheit von uns LehrerInnen in Grundschichtquartieren arbeitete, war die Chancengleichheit dieser Kinder für uns ein grosses Anliegen. Wir waren in den 1970er und anfangs 1980er Jahren überzeugt, dass wir mit einer anderen Art von Unterricht selbständiges Lernen fördern und Defizite ausgleichen könnten. Ja, wir glaubten, durch besseren, individualisierteren und zum Denken anregenden Unterricht die Kinder nachhaltig zu fördern und schlussendlich die Welt zu verändern!

Unser Tun wurde von den Rektoren kritisch verfolgt und oft hatte ich Inspektoren in meiner Klasse. Da wir aber den Eltern keinen Anlass zu Klagen gaben, sie bei Aktionen auch immer wieder einbezogen und uns auch der Leiter des Instituts für Lehrerfortbildung und Unterrichtsfragen unterstützte und förderte, kamen wir meist ungeschoren davon.

Noch ein weiter Weg

Erst später wurde mir klar, dass es mehr und Umfassenderes braucht, um gleiche Chancen für alle zu erreichen und dass Erziehung und Unterricht einen wichtigen, aber letztlich doch nur kleinen Beitrag leisten können. Durch mein späteres Studium und die vielen Diskussionen mit engagierten Frauen wurde mir immer deutlicher bewusst, dass die Chancenungleichheit ganz spezifisch auch die Frauen betrifft.

Heute ist die Chancengleichheit im Bildungswesen wieder sehr aktuell. Die ungleichen Bildungschancen von Kindern aus bildungsfernen Milieus sind in der Schweiz nach wie vor gravierend. Kinder aus der Unterschicht sind in Gymnasien und Hochschulen stark untervertreten. In Zeiten von Corona tritt das besonders hervor. So waren die Lerndefizite bei Kindern aus engen Wohnungen mit bildungsfernen Eltern oder von Eltern mit Migrationshintergrund nach dem Lockdown gross. Auch diese Eltern möchten das Beste für ihre Kinder. Doch sind sie oft einfach nicht in der Lage, ihre Kinder adäquat zu unterstützen. Zum Glück versucht die Politik jetzt, mindestens die unteren Schulstufen während der Coronapandemie so lange wie möglich offenzuhalten.



Marianne Stohler, verheiratet, kinderlos, ist bald 75 Jahre alt und wohnt seit ihrer Pensionierung in Wangen bei Dübendorf. Sie besuchte nach der Matura das Lehrerseminar und war 14 Jahre an der Primarschule (1. bis 4.Klasse) in Basel Kleinhüningen tätig. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Indonesien für die Schweizerische Entwicklungshilfe des Bundes beendete sie ihr Psychologiestudium. Sie absolvierte das Nachdiplomstudium zur Berufs- und Laufbahnberaterin und arbeitete danach an der Berufs- und Laufbahnberatungsstelle des Kantons Basel-Stadt, zuletzt 9 Jahre als Co-Leiterin.

ANNÄHERUNG AN 1971

Wut in positive Energie umwandeln

Monika Fischer

Als junge Lehrerin fühlte ich mich neben meinen Kollegen gleichberechtigt. Wir hatten die gleiche Ausbildung, machten die gleiche Arbeit, verdienten selbständig unseren Lebensunterhalt. Zwar weigerte ich mich zuerst, bei der Heirat 1968 den Namen meines Mannes anzunehmen. «Wenn du es nicht machst, ist deine Unterschrift ungültig», klärte mich der Zivilstandsbeamte im Dorf auf. Ich war 23, verliebt – und fügte mich, zumal ich vorerst nicht merkte, dass ich eigentlich unmündig und meinem Mann unterstellt war. Die Diskussionen vor der Einführung des Frauenstimmrechts in den 1970er Jahren weckten mich auf.

Wut und Ohnmacht

Noch immer spüre ich meine damaligen Gefühle, wenn ich im Schulzimmer vor meiner Klasse stand. Der Gedanke dran, dass die fleissigen und gescheiten Mädchen später ebenso wie ich in der Politik bei der aktuellen Gesetzeslage nichts zu sagen hatten, während die mehr oder weniger klugen Buben als Männer über uns Frauen bestimmen würden, erfüllten mich mit unsäglichlicher Ohnmacht und Wut über diese Ungerechtigkeit. Darüber müssen wir am Familientisch gesprochen haben. Meine Schwiegermutter fand es ungerecht, dass in den Zeitungen fast nur über Männer berichtet wurde. «Wir Frau-

en leisten schliesslich auch etwas», meinte sie selbstbewusst. Sie war die Präsidentin des lokalen Frauenvereins und bat mich, einen Zeitungsartikel über einen von ihrem Verein im Dorf organisierten Anlass zu schreiben. Der Artikel von 1970 war der Anfang meines Zweitberufs als Journalistin.

Ungerechtigkeiten und Doppelmoral

Mit dem Frauenstimmrecht allein war es aber nicht getan. Die Erfahrungen von Ungerechtigkeit infolge fehlender Gleichstellung wiederholten sich in meinem Leben wieder und wieder. Als Lehrerin durfte ich zum Beispiel als Doppelverdienerin nur bei Lehrermangel unterrichten.

Ungerechtigkeit und Doppelmoral zeigten sich vor allem im Zusammenhang mit der Scheidung. Ein Jahr zuvor war mir eine einwöchige Stellvertretung an der Schule verwehrt worden mit dem Hinweis, als Mutter von fünf Kindern hätte ich zuhause genug zu tun. Bei der Bemessung der Alimente hiess es hingegen, ich könne wieder auswärts arbeiten gehen, die Kinder seien alt genug. Ich fragte damals, wie ein Wiedereinstieg in meinen Erstberuf gelingen solle, wenn mir bisher die Arbeit und sogar die Teilnahme an Weiterbildungen verwehrt worden war.

Wie war doch damals die Bedeutung der Haus- und Familienarbeit für die Gesellschaft in Sonntagspredigten und bei politischen Anlässen immer wieder betont worden! Bei meiner Scheidung noch unter altem Eherecht musste ich erfahren, dass diese keinen finanziellen Wert hat. Für die freiwillig geleistete Carearbeit gab es damals keinen Rappen für die Pensionskasse. Dies hat sich immerhin mit der 10. AHV-Revision 1997 geändert. Seither gibt es bei der AHV für die Betreuung von Kindern unter 16 Jahren Erziehungsgutschriften.

Positive Energie statt Ohnmacht

Doch verfiel ich angesichts der erfahrenen Ungerechtigkeiten nicht in Resignation. Vielmehr steckte ich meine Wut in positive Energie und verfasste als Journalistin unzählige Artikel über die Situation der Frauen und andere Benachteiligungen. Aber nicht nur: Gemeinsam mit anderen Betroffenen verfasste ich z.B. mit Unterstützung der Caritas zwölf Jahre lang ein Bulletin für Einelternfamilien. Darin machten wir uns gegenseitig Mut für das Leben als alleinerziehende Mütter. Wir zeigten auch gesellschaftliche und politische Zusammenhänge auf und formulierten unsere Forderungen und Wünsche.

Sensibilisiert für andere Ungerechtigkeiten

Die persönlichen Erfahrungen sensibilisierten mich auch für andere Ungerechtigkeiten. Auf Projektreisen für das Elisabethenwerk «Von Frauen für Frauen» des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes SKF in afrikanischen und indischen Ländern erschütterte mich die Lebenssituation der Frauen in den Ländern des Südens. Es freute mich, wenn ich mit meinen Berichten und Vorträgen über Frauenprojekte im Sinne einer Hilfe zur Selbsthilfe etwas zu Veränderungen beitragen konnte. Ähnlich erfuhr ich es später bei Umwelt-Projekten in Brasilien und in der Ukraine bei den vergessenen Menschen mit Behinderungen am untersten Rand der Gesellschaft. In meiner näheren Umgebung berührte mich die erschwerten Lebenssituationen von Migrantinnen und Migranten und von geflüchteten Menschen besonders. Auch hier war und ist es mir wichtig, mit Berichten und Projekten einen Beitrag gegen die Ungerechtigkeiten zu leisten.

So sind die persönlichen Erfahrungen der Benachteiligung als Frau für mich der Motor für den Einsatz gegen Ungerechtigkeiten. Es ist das unermüdliche Engagement der Menschen in ganz anderen Unrechtssituationen, die mir immer wieder Kraft und Mut dazu geben.

Pandemie verstärkt Ungleichheiten

Heute beschäftigt mich neben anderem vor allem die Bedeutung und der Stellenwert der bezahlten und der unbezahlten Care-Arbeit. Die aktuelle Pandemie macht deutlich, wie wichtig die gegenseitige Fürsorge und eine gute Pflege und Betreuung für die kranken, die alten und sterbenden Menschen ist. So ist es unverständlich, dass die seit langem bestehenden Forderungen des Pflegepersonals in der Politik kein Gehör finden. Zudem wurden bestehende Ungleichheiten durch die Pandemie noch verstärkt. Arme Menschen sind stärker betroffen von Ausgangssperren und Schliessungen und dem damit verbundenen Verlust von Einkommen. Weltweit sind es vor allem Frauen, die die Last der Care-Arbeit während der Pandemie schultern müssen.

Wie die Pionierinnen dranbleiben

Es ist noch viel zu tun, wenn wir ein gutes Leben für alle wollen. Der jahrzehntelange, unermüdliche Einsatz unzähliger Frauen fürs Frauenstimmrecht als ein Menschenrecht hat gezeigt: Es lohnt sich, dranzubleiben, sich mit andern zu verbünden und für das, wofür unser Herz brennt, auch in Zukunft zu kämpfen.

Frauenweis(s)heiten im März 2021

Liebe Leserinnen und Leser

Die Geschichte rund ums Jubiläum «50 Jahre Frauenstimmrecht» zeigt: Es hat Jahrzehnte gedauert, bis dieses wichtige Anliegen Erfolg hatte. Vieles hat sich seither verändert. Doch sind längst nicht alle Forderungen umgesetzt. Die #Metoo-Bewegung und der Frauenstreik 2019 haben die Gleichstellungs-Thematik neu belebt. Die damit verbundene Sensibilisierung zieht immer weitere Kreise. In einem Brief haben z.B. 78 Tamedia-Journalistinnen diesen Monat den Sexismus in ihrem Betrieb angeprangert. «Die Gleichstellungsdebatte erreicht die Werbebranche» konnten wir in der NZZ vom 7. März 21 unter dem Titel «Weg vom Frauenklischee der 50er Jahre» lesen. Am 8. März, dem Weltfrauentag, setzten zwei junge Kunststudentinnen mit dem «Frauetrychle» lautstark ein Zeichen gegen die Ungleichheit. Sie störten sich daran, dass die Frauenbewegung im Kanton Nidwalden nichts sichtbar ist und seit 1991 keine Aktion zur Gleichstellungsthematik stattgefunden hat. Deshalb beanspruchten sie die bisher den Männern vorbehaltene Tradition des Innerschweizer Brauchtums für sich und zogen mit lautem Getöse durch den Kantonshauptort Stans.

Das Porträt in diesem Newsletter ist ein weiteres Beispiel dafür, wie viel Einsatz es brauchte, um Frauenanliegen zum Durchbruch zu verhelfen. Die 84-jährige Käthi Limmacher kämpfte vor den Abstimmungen 1959 und 1971 fürs Frauenstimmrecht. Neben ihrer Arbeit als Geschäftsfrau engagierte sie sich später zusammen mit Frauen aus verschiedenen Parteien und Organisationen für den Aufbau der Frauenzentrale und des ersten Frauenhauses in Luzern.

Unter dem Titel «Die Sprache ist (k)ein Herrschaftsinstrument» schildert Marie-Louise Barben die jahrzehntelangen Diskussionen um eine gendersensible Sprache. Die entsprechenden Forderungen der neuen Frauenbewegung waren für sie in den 1970er und -80er Jahren einer der wichtigsten Schlüssel zur Emanzipation. Und doch herrschte im letzten Januar Empörung, als der Duden das generische Maskulin beerdigt hat.

Bernadette Kurmann kämpfte immer wieder für ein eigenständiges Leben als Berufs- und Familienfrau. Sie ist überzeugt: Nur durch ihr Vorleben konnte sie ihren Töchtern die Frauenfrage und den Stellenwert der Gleichberechtigung weitergeben.

FrauenWeisheiten

Haben die Berichte auch in Ihnen Erinnerungen geweckt?
Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Lebenslanger Einsatz mit und für Frauen



Käthi Limacher zeigt die Souvenirs ihrer Geschäftsreisen, während die Unterlagen über ihr politisches Engagement im Gosteli-Archiv aufbewahrt werden.

Foto und Text: Monika Fischer

Käthi Limacher, 84, ist eine der Zeitzeuginnen, die den Kampf ums Frauenstimmrecht persönlich mitgemacht hat. Sie bedauert, dass diese rund ums 50-Jahr-Jubiläum wenig zum Zug kamen. Schon als Kind hatte sie sich gewehrt, wenn sie nicht ernstgenommen wurde. Motiviert von ihrem Vater, einem Gewerkschafter, interessierte sie sich früh für die Politik und engagierte sich vor den Abstimmungen 1959 und 1971 fürs Frauenstimmrecht. Mit ihrem Durchsetzungsvermögen verschaffte sie sich als Geschäftsfrau im In- und Ausland Respekt und setzt sich bis heute für benachteiligte Frauen ein.

Ihr Gang ist leicht gebeugt. Vom Alter, nicht vom Leben. Wegen einer Fehlbehandlung im Spital geht sie vorübergehend am Stock und bekommt regelmässig Therapien.

«Ich will die Treppe wieder gut hochsteigen können, wohne ich doch im 2. Stock ohne Lift», erklärt sie. Seit 83 Jahren lebt sie in der gleichen Wohnung. Als erwachsene Frau mit den Eltern in der gleichen Wohnung? «Es war eine gute Lösung, weil ich beruflich wochenlang im Ausland unterwegs war. Zudem konnte ich mich in mein Haus im Tessin oder in meine Wohnung auf der Rigi zurückziehen. Dafür habe ich hart gearbeitet und dabei im Gegensatz zu vielen anderen, die auch schwere Arbeit leisten, gut verdient», hält sie selbstbewusst fest.

Gute Ausbildung

Von ihrem Vater, er war als Verdingbub aufgewachsen, hatte sie hautnah erfahren, was es heisst, am Rande der Gesellschaft zu leben. «Er hatte oft Tränen in den Augen, wenn er von seiner harten Kindheit erzählte.» Da er selber keine Ausbildung machen konnte, wollte er der einzigen Tochter – eine Schwester war nach der Geburt gestorben – eine gute Ausbildung ermöglichen. Sie hätte gerne Wirtschaft studiert. Mit den Studiengebühren wollte sie ihre Eltern nicht zusätzlich belasten und absolvierte die dreijährige Töchterhandelsschule in Luzern. Nachträglich sei es ein Vorteil gewesen, meint sie, da die Ausbildung stark auf Sprachen ausgerichtet war. Sie lernte diese leicht, Englisch, Italienisch und Französisch wurden zu ihren Alltagssprachen im Berufsleben.

Karriere als Geschäftsfrau

«Ich hatte grosses Glück, dass ich nach Diplomabschluss im April 1955 als junge Frau am 1. Mai meine Stelle antreten und mit der Entwicklung der Importfirma Karriere machen konnte. Mein ganzes Berufsleben blieb ich bei derselben Firma, wurde Prokuristin, später Geschäftsführerin», freut sie sich. Sie war für den Import eines breiten Sortiments von Alltagswaren zuständig. Damit wurden Warenhäuser und Geschäfte beliefert. In ganz Europa besuchte Käthi Limacher Messen und war vier bis fünf Monate jährlich im Ausland unterwegs. «In Hongkong, Japan, Korea, Taiwan, auf den Philippinen usw. bestimmte ich bei Besuchen von Fabriken und kleinen Familienbetrieben auf dem Land das neue Sortiment. Mindestens 40mal war ich in Fernost unterwegs, immer allein.» Sie schildert, wie ihr Chef sie als blutjunge Frau aufgefordert hatte, allein nach Japan zu reisen. Auf ihren Einwand, «ich habe noch nie gehört, dass eine Frau in Japan geschäftlich allein unterwegs ist», meinte er, «dann sind sie halt die erste.» Doch habe sie ihr Chef stets unterstützt und die Geschäftspartner aufgefordert, sie als westliche Frau respektvoll zu behandeln. Sie könnte Bücher füllen mit ihren Erlebnissen und hatte immer wieder Glück. «Selbst in Japan, wo die Frau in der starken Hierarchie nichts zu sagen hat, habe ich mich durchgesetzt und mich auch für andere Frauen gewehrt. Einzig ein Designer nahm Weisungen von mir nie direkt, sondern nur

über den Übersetzer entgegen. Dabei war er sehr charmant, verbeugte sich zehnmal und hat sich bedankt.»

Was die Frauen alles einstecken mussten!

Neben Ausbildung und anspruchsvollem Berufsleben engagierte sie sich schon früh politisch. Sensibilisiert wurde sie als Mädchen durch die bittere Erfahrung einer Bekannten. Diese leitete nach dem Tod ihres Mannes einen grossen Betrieb mit vielen Angestellten und war empört, dass sie im Gegensatz zu ihren männlichen Angestellten und selbst dem Lehrbuben politisch nichts zu sagen hatte. Käthi Limacher konnte auch nicht verstehen, warum ihre Mutter für die Eröffnung ihres Sparbuches auf der Bank die Unterschrift ihres Mannes brauchte. «Wenn ich daran denke, was die Frauen in all den Jahren einstecken mussten! Wenn etwas schief ging, wurde immer den Frauen die Schuld dafür zugeschoben», ärgert sie sich rückblickend.

Raues politisches Klima

Die Diskussionen um das Frauenstimmrecht begleiteten sie seit der Schulzeit. Sie setzte sich mit ihren Kolleginnen mit fundierten Argumenten den Ansichten ihres Lehrers entgegen, der im Staatskundeunterricht behauptete, die einzig richtige Stellung der Frau sei am Herd. Als Geschäftsführerin des Jugendparlaments hatte sie im Vorfeld der Abstimmung von 1959 unter anderem einen Infoanlass zum Frauenstimmrecht mit Pro- und Contra-Rednerinnen organisiert. Vor der Abstimmung 1971 vertrat sie das Pro-Komitee an Infoabenden, zum Beispiel auf Bitte von Emilie Lieberherr im Kanton Uri. «Es war mir wichtig, sachlich zu bleiben. Wohl deshalb wurde ich nie persönlich angegriffen und lächerlich gemacht.» Sie erinnert sich an eine Diskussion im Luzerner Hinterland, als sie ein Mitglied der Aufsichtskommission für Handarbeit danach fragte, was er denn von Nähen und Stricken verstehe. Natürlich nichts! Es sei damals viel härter politisiert worden als heute. Es habe Dörfer gegeben, in denen der Pfarrer alle Macht hatte und sogar von der Kanzel herunter gegen das Frauenstimmrecht gewettert habe.

Parteiübergreifendes Engagement für die Frauen

Immer wieder musste Käthi Limacher erfahren, wie Frauen unterdrückt und stillgehalten wurden. Deshalb engagierte sie sich freiwillig für die Förderung und den Schutz von Frauen. Sie war dabei, als 13 Frauenorganisationen im November 1961 die Frauenzentrale Luzern gründeten und arbeitete im Vorstand des Vereins mit, sechs Jahre als Präsidentin. «Wir organisierten damals auch Kurse für Frauen, bei denen sie lernten, aufzutreten und sich zu präsentieren sowie überparteiliche politische Veranstaltungen, die die Frauen betroffen haben.» Dazu gehörte 1981 das Patronats-

komitee und der Abstimmungskampf zum Verfassungsartikel «Gleiche Rechte für Mann und Frau».

Aufbau des Frauenhauses

Als Präsidentin der Frauenzentrale hat Käthi Limacher auch wesentlich zum Aufbau des Frauenhauses Luzern beigetragen. Begonnen hatte es 1981 mit der Gründung des Vereins zum Schutz misshandelter Frauen und dem Aufbau eines Nottelefons. Nach einem Vorstoss beim Stadtrat Luzern verlangte dieser einen Bericht über die Anzahl von Meldungen von misshandelten Frauen. «Wir gaben den Auftrag an die Geschäftsführerin der Frauenzentrale, Margrit Liniger, weiter. Der Bericht zeigte: Innerhalb von drei Monaten hatten sich 25 Frauen und ein Mann wegen regelmässiger Misshandlungen gemeldet.» Die Frauenzentrale machte Vorschläge für das Konzept eines Frauenhauses, Käthi Limacher war für die Finanzen verantwortlich und erstellte das Budget. «Der zuständige Stadtrat versprach, die Summe zu verdoppeln, wenn wir Frauen, die Hälfte der nötigen Finanzen zusammenbringen. Nicht nur das Fundraising erforderte viel Knochenarbeit. Ich führte auch viele Gespräche, um die feministischen, linken und bürgerlichen Frauen aus 35 Organisationen auf eine Linie für das gemeinsame Ziel zu bringen.» Umso grösser war die Freude, als das erste Frauenhaus in Luzern 1984 eröffnet wurde. «Es war sofort randvoll, was das Bedürfnis bestätigte.» Mit vielen Mitkämpferinnen aus jener Zeit verbindet sie seither eine Freundschaft. Es berührt sie, wenn sie von der Krankheit, dem Heimeintritt oder gar vom Tod einer der damals beteiligten Frauen erfährt.

Nationales Engagement

Käthi Limacher engagierte sich auch in nationalen Gremien. Sie arbeitete im Vorstand der SP-Frauen Schweiz mit und war 1965 bis 1991 Präsidentin der Genossenschaft Pressunion. Diese hatte die sozialdemokratische Frauenzeitung herausgegeben, bei der die im Februar-Newsletter porträtierte Elfie Schöpf als Redakteurin tätig war.

Sie präsierte ebenfalls die Stiftung für staatsbürgerliche Erziehung und Schulung. Diese war 1960 aus dem Reingewinn der Saffa, der Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit 1958 dank unzähliger freiwillig geleisteter Arbeitsstunden vieler Frauen gegründet worden. Mit Genugtuung erzählt sie vom Buch der insgesamt vier Saffa-Stiftungen, bei dessen Herausgabe sie mitgewirkt hatte. Heute noch arbeitet sie bei einer Stiftung mit, die bei Rechtsstreitigkeiten die Gerichts- und Anwaltskosten für Frauen übernimmt.

Das Leben geniessen

Neben Arbeit und Engagement hat Käthi Limacher das Leben stets genossen. In den Kompensationsferien nach der Rückkehr aus Fernost unternahm sie in Europa Kunstreisen oder trieb Sport: Skifahren, Langlaufen, Wandern und Bergsteigen. Als Opernfan besucht sie seit ihrer Pensionierung Opernfestivals in Wien, Salzburg, Mailand Verona, Rom. Sie freut sich über das Zusammensein mit Freundinnen, geniesst gutes Essen und hofft, bald wieder besser auf den Beinen zu sein. Sie ist sich bewusst, dass im Alter plötzlich alles ändern kann. Deshalb hat sie als Alleinstehende ihren Vorsorgeauftrag gemacht und alles Nötige geregelt. Im Rückblick auf ihr Leben stimmt es sie nachdenklich, dass die Gleichberechtigung noch längst nicht erreicht ist und auch die Gewalt gegen Frauen eher noch zugenommen hat. «Umso wichtiger ist es, auch heute zusammenzustehen und sich gemeinsam für die Frauen einzusetzen.»

DAMALS UND HEUTE

Die Sprache ist (k)ein Herrschaftsinstrument

Marie-Louise Barben

«Wir wollen angesprochen werden. Wir wollen in der Sprache sichtbar sein und nicht nur mitgemeint, wenn von Lehrern, Ärzten oder Künstlern die Rede ist.» Solche Forderungen wurden in den 1970er und -80er Jahren von der neuen Frauenbewegung vehement gestellt. Für mich persönlich waren sie einer der wichtigsten Schlüssel zur Emanzipation. Der Widerstand war gross. Männer und einige Frauen schlugen den sprachbewussten Frauen die Gegenargumente um die Ohren. Die Diskussion um Sinn und Unsinn einer gendersensiblen Sprache tobt bis heute. Und nun hat der Duden im Januar dieses Jahres das generische Maskulinum beerdigt! Empörung HERRscht.

Zwei Pionierinnen

Am Anfang standen zwei Sprachwissenschaftlerinnen: Luise Pusch und Senta Trömel-Plötz, beide habilitierte Linguistinnen im universitären Betrieb. Luise Pusch erzählt: Auf der Packungsbeilage von Tampons stiess ich auf den folgenden Satz: «Die Menstruation ist bei jedem etwas anders.» Bei JEDEM?? Sie, die mit einem anspruchsvollen linguistischen Thema promoviert hatte, nimmt daraufhin die deutsche Sprache unter die Lupe und entlarvt sie als Herrschaftsinstrument. Das bedeutet das Ende ihrer universitären Laufbahn.

Senta Trömel-Plötz übt seit den späten 1970er Jahren Kritik am männlich geprägten Sprachverhalten. Sie analysiert Gespräche von geschlechtergemischten Gruppen und zeigt auf, wie die Frauen übergangen und klein gemacht, ja zum Verschwinden gebracht werden; auch wie sie sich selber klein machen und den Redefluss der Männer in Gang halten. Senta Trömel-Plötz kann in der Folge an keiner deutschen Universität dauerhaft Fuss fassen.

Die Publikationen «Das Deutsche als Männersprache» (1984) von Luise Pusch und «Frauensprache – Sprache der Veränderung» (1981) von Senta Trömel-Plötz erreichten ein grosses Publikum und wurden im ausseruniversitären Bereich bekannt und hoch geschätzt.

Das Fräulein ist tot

Ich habe beide Frauen live erlebt. Luise Pusch war z.B. in ihren Sprachglossen dermassen genau und zugleich sarkastisch, dass frau zwischen ausgelassener Heiterkeit und Erstarrung ob der Monstruositäten, die sie aufzeigte, hin- und hergerissen war. Senta Trömel-Plötz zeigte die Gesprächsmechanismen in gemischtgeschlechtlichen Gruppen in aller Schärfe auf, so dass sich jede Frau selber darin erkennen musste. Betroffenheit machte sich breit.

Angeregt von den neuen Erkenntnissen probierte ich selber einiges aus. Ich arbeitete damals in der evangelisch-reformierten Kirche. Jede Person, die mich am Telefon nicht mit dem Namen, sondern mit «Grüessech Frölein» begrüsst, bekam zu hören: «Das Fräulein ist tot.» Stille auf der anderen Seite der Leitung oder ein gehauchtes: «Das tuet mir aber itz leid.»

In Gesprächsgruppen begannen wir Frauen einander zu unterstützen, z.B. wenn ein Mann genau das, was eine Frau kurz vorher gesagt hatte, wiederholte und Aufmerksamkeit erfuhr, während sie nicht gehört worden war. Oder wir kritisierten die häufigen Unterbrechungen und bestanden darauf, unseren Redebeitrag zu beenden. Wir beharrten auf der Nennung beider Geschlechter – Leserinnen und Leser -, auch wenn die Männer die Augen verdrehten. Das führt mich zu folgendem Exkurs:

Zankapfel: Das generische Maskulinum

Es ist vorerst eine grammatikalische Festlegung: Das generische Maskulinum ist (...) die «Fähigkeit maskuliner Personenbezeichnungen, geschlechtsabstrahierend verwendet zu werden». Das bedeutet: Im Satz «Alle Lehrer sind heute in einer Fortbildung» sind die Lehrerinnen mitgemeint. Der Satz «Alle Lehrerinnen sind heute in

einer Fortbildung» bezieht sich hingegen ausschliesslich auf die weiblichen Lehrpersonen. Das männliche Genus regiert also das weibliche. Das war und ist der Stein des Anstosses.

Es gibt viele Möglichkeiten, beide bzw. alle Geschlechtervarianten sichtbar zu machen: z.B. Lehrerinnen und Lehrer, Lehrer/innen, LehrerInnen, Lehrer_innen, Lehrer*innen, Lehrer:innen. In den beiden letzten Formen stehen Sternchen (*) oder Doppelpunkt (:) für den Einbezug von LGBTIQ-Menschen (=lesbisch, schwul, bisexuell, trans, intergeschlechtlich oder anders «queer»).

Letztlich wäre auch das generische Femininum für die nächsten paar Jahrhunderte eine Möglichkeit, sozusagen als ausgleichende Gerechtigkeit, aber lassen wir das...
Ende des Exkurses.

Grosse Aufregung

Seit vierzig Jahren löst diese Diskussion um die Sichtbarmachung des weiblichen Geschlechts, in den letzten Jahren der sexuellen Orientierung allgemein, in der Sprache hitzige Diskussionen aus. Die einen beteuern unermüdlich, dass «die Lehrer» eben nicht nur Männer seien, die Frauen hätten nur das «Gefühl, dass sie vom neutralen Plural nicht mitgemeint»* seien. Die andern beklagen die Ästhetik und die Schwerfälligkeit der Sprache. Die dritten erregen sich über «die typografischen Scheusslichkeiten wie Gendersternchen, Binnen-I oder Gender-Gap»** und fragen sich verzweifelt, wie sie denn das Sternchen aussprechen sollen. Die Antwort ist einfach: mit dem Kehlkopfknacklaut, dh mit einem kurzen Stopp zwischen der Personenbezeichnung und der Endung.

Am 8. Januar 2021 hat der Duden das generische Maskulinum beerdigt: Ein Mieter ist fortan «eine männliche Person, die etwas gemietet hat». Geht doch!

Mit Augenmass

Ich wage mal zu behaupten, dass die Texte, die ich schreibe, sowohl gendersensibel wie auch lesbar sind. Mehr nicht. Andererseits: Geschlechtergerecht formulierte Gesetzestexte beispielsweise sind tatsächlich schwerfälliger als solche, die nur in männlicher Form verfasst sind. Ein Gesetzestext muss aber in erster Linie genau sein und nicht literarisch wertvoll. Und ich bin der Meinung, dass es den Behörden wohl ansteht, in all ihren Verlautbarungen eine hohe Gendersensibilität an den Tag zu legen. Sie sind jedoch keine Sprachpolizei. Eine Zeitlang war es unter Feministinnen verpönt, das Pronomen «man» wegen seiner Nähe zu «Mann» zu verwenden. Mittlerweile kann ich

grosszügig darüber hinwegsehen, wenn es nicht allzu penetrant auftritt. Immer noch stört es mich, wenn eine Frau von sich sagt: «Ich als Psychologe...», weil es schlicht und einfach grammatikalisch falsch ist.

Gendersensibilität ist nicht nur ein Wunsch, sondern eine Forderung, was halt ein bisschen Arbeit macht. Und gleichzeitig sind Kreativität, Einfallsreichtum und Offenheit gefragt.

**So Martin Ebel im Tages-Anzeiger: Gendern? Gerne! Aber nicht nach Vorschrift. 18.7.2019*
***Ebenda*

ANNÄHERUNG AN 1971

Vorleben, was wichtig ist

Bernadette Kurmann

Es ist Sonntag, 7. Februar 2021: 50 Jahre Frauenstimmrecht. Der Rückblick auf meine Erfahrungen verwirrt mich. Ich war damals 21 Jahre alt und der Abstimmungssonntag war ein Glückstag für mich. Doch mein Leben als junge Frau im katholischen Umfeld war einengend. Ich versuchte, mich an den mutigen Vorkämpferinnen für das Frauenstimmrecht zu orientieren und fand wenig Unterstützung. In einem Jahr würde ich meine Lehre als Krankenschwester abschliessen. Und bange fragte ich mich: Was kommt danach?

Meine Mutter hatte sieben Kinder, mein Vater war ein liebenswürdiger Patriarch. Ein Leben zu führen wie meine Mutter, konnte ich mir nicht vorstellen. Sie war keine unterwürfige Frau, aber stark geprägt von ihrer Erziehung im bäuerlichen Umfeld und abhängig. Unter keinen Umständen wollte ich werden wie sie. Dieser Gedanke trieb mich an. Nach Lehrabschluss holte ich die Matura nach. Das Glück, das ich empfand, als ich die Vorlesungen an der Uni besuchte, war unbeschreiblich. Ein erstes Etappenziel zu meinem eigenständigen Leben war erreicht.

Gleiche Möglichkeiten für beide

Ich lernte meinen heutigen Mann kennen. Als ich mit ihm über Gleichberechtigung und meine Vorstellung von Familienleben diskutierte, hörte ich etwas, das ich bisher nicht

kannte: «Du hast recht, ich verstehe dich.» In meinem Umfeld war ich bisher mit meiner Vorstellung von Gleichberechtigung nur auf Unverständnis, Ablehnung und Häme gestossen. In vielen Gesprächen kamen wir überein, dass wir gleichberechtigt leben wollten. Ein weiteres Ziel war erreicht. Für beide sollte die Vereinbarung von Beruf und Familie möglich sein.

Als ich meinen Eltern erzählte, wir würden zusammen in Zürich eine Wohnung beziehen, war mein Vater nicht länger bereit, für mein Studium aufzukommen. «Auf diese Schwelle der Sünde werde ich keinen Fuss setzen», drohte er. Es war mein Vorteil, dass ich die Lehre abgeschlossen hatte. An Wochenenden und in den Ferien arbeitete ich im Spital und war in der Lage, mein Studium selber zu finanzieren. Ich hatte mich von meinem Zuhause abgekoppelt, war stolz darauf – gleichzeitig hatte ich Gewissensbisse. Der Abschluss des Studiums war ein weiterer Meilenstein zum eigenständigen Leben.

Heirat und Namenswahl

Als Journalistin war ich glücklich. Ich liebte die vielen Einsätze, das stressige Leben bis in alle Nacht hinein. Nach ein paar Jahren klopfte mein Partner sanft bei mir an. Mit Matura, Studium und der spannenden Arbeit als Journalistin waren die Jahre nur so verfliegen. Er hatte recht: Wenn wir das Ziel Familie verwirklichen wollten, war es Zeit, an Kinder zu denken. Ich tat mich schwer. Ich wollte beruflich nicht zurückstecken, aber ein Leben ohne Kinder konnte ich mir auch nicht vorstellen.

Eine wichtige Frage lautete: Wie kann ich heiraten und meinen Namen behalten? Der Name war für mich Teil meiner Identität. Ich überlegte, dass wir ohne Heirat Kinder bekommen könnten. Nach geltendem Recht hätten diese den Namen der Mutter erhalten. Mein Mann fand diese Lösung nicht gut. Er wünschte sich wie ich, den Kindern seinen Namen weiterzugeben. Entscheidend war, dass das Modell «nicht heiraten» für Frauen gewaltige Nachteile hatte. Im Extremfall hätte ich bei einer Scheidung für die Kinder alleine aufkommen müssen. Das Risiko war mir zu gross.

Beruf UND Familie

Wir entschieden zu heiraten, wenn ein Kind unterwegs wäre. Ich war keine sehr glückliche Braut. Auf das Kind freute ich mich, meinen Namen hätte ich gerne behalten. Zur Vorbereitung auf das Kind gehörte, dass ich eine familientaugliche Arbeit suchte. Ich wurde Lehrerin an einer Kantonsschule. Zum ersten Mal zeigte ich zivilen Ungehorsam. Das neue Eherecht war in Diskussion, würde aber Zeit brauchen. Kurzerhand entschied ich, meinen Mädchennamen in der Öffentlichkeit zu behalten. Bei der Vor-

stellung hatte ich den Schulleiter darüber informiert. Er fand meine Absichtserklärung falsch. Nichtsdestotrotz stellte ich mich der Klasse und den Lehrpersonen mit meinem Mädchennamen vor. Beim ersten Besuch des Vorgesetzten sprach dieser mich mit dem Namen meines Mannes an. Das schuf in der Klasse Verwirrung. Ich erklärte die Gelegenheit den Schülerinnen und Schülern, und diese hatten Verständnis.

Das neue Eherecht

Am 22. September 1985 wurde das neue Eherecht mit fast 55 Prozent der Stimmen angenommen. Unter anderem durften die Frauen ihren Mädchennamen bei der Heirat behalten. Am nächsten Tag stand ich in der Gemeindeverwaltung und holte meinen Mädchennamen zurück. Im Gesicht des Gemeindegeschreibers las ich nur Unverständnis. Ein weiteres Ziel war erreicht.

Auch sonst wurde ich mit meiner Vorstellung von Gleichberechtigung angefeindet. In der Zwischenzeit war ich härter geworden im Nehmen. Ich galt als Emanze. Als ein Nachbar mir sagte: «Eine Frau wie Sie hätte ich nie geheiratet», antwortete ich: «Keine Angst, ich Sie auch nicht.» Mit solch einem Verhalten schaffte ich mir keine Freunde. Auch später nicht, wenn meine Männerkollegen in einer Vorstellungsrunde ihre berufliche Herkunft beschrieben. Meinem Werdegang als Frau fügte ich stets mit Stolz hinzu: «Darüber hinaus bin ich Mutter von drei Töchtern.» Ich fand, dass mich die vielen Fähigkeiten, die ich dabei entwickelt hatte, mindestens so stark qualifizierten wie meine schulischen und beruflichen Fähigkeiten.

Hektisch, chaotisch und schön

Zugegeben, der Familienalltag war hektisch, bisweilen chaotisch, anstrengend – aber wunderschön. Rückblickend war das Aufwachsen der Kinder das Schönste in meinem Leben. Doch mir war es stets wichtig gewesen, auch meine anderen Talente ausleben zu können. Das gelang mir am besten bei der Arbeit. Hier nahm ich jene Herausforderungen an, die mir Familie und Haushalt nicht bieten konnten.

Jetzt kommt das Aber. Nichts in meinem Leben war so streng wie diese Familienzeit. Familie galt als Privatsache, und es gab keine Kitas. Anfänglich ermöglichte es mir eine Haushaltlehrtochter, an drei Halbtagen zu arbeiten. Den Tag, an dem sie in der Schule war, übernahm mein Mann. So kam ich zu einem Arbeitspensum von 50 Prozent. Mit dem Nachteil, dass, zusätzlich zu Haushalt und Kindern, auch die Betreuung der Haushaltlehrtochter bei mir lag. Später hatten wir das Glück, eine Frau zu finden, die morgens zu uns ins Haus kam. Die Betreuungskosten frassen meinen gesamten Lohn

FrauenWeisheiten

weg. Das war es uns wert, denn die Kinder wurden wundervoll umsorgt, und ich konnte arbeiten. Beim späteren Stellenwechsel machte die Berufserfahrung bei der Lohnverhandlung die früheren Kinderkosten wieder wett.

Vorbild sein

Ich habe mich oft gefragt, wie ich meinen Töchtern die Frauenfrage und den Stellenwert der Gleichberechtigung weitergeben könnte. Meine immer gleiche Antwort war: «Du musst vorleben, was dir wichtig ist. Alles andere kommt von selber.» Natürlich war ich politisch engagiert und die Frauenfrage wurde auch am Familientisch verhandelt. Ich war gespannt darauf, zu was für Frauen sich «meine Mädchen» entwickeln würden. Heute sind zwei der drei Töchter verheiratet und haben Partner, die fürsorgliche Väter sind. Sie sind selbstbewusste Frauen geworden und arbeiten – wie ihre Männer – in Teilzeit in verantwortungsvollen Berufen. Ihre Mädchennamen sind die Familiennamen. Auf die dritte Tochter bin ich nach wie vor gespannt.

Frauenweis(s)heiten im April 2021

Liebe Leserin, lieber Leser

Das Jubiläumjahr «50 Jahre Frauenstimmrecht» wird auch das Jahr der Frauen genannt. Fragen der Gleichstellung, der Präsenz und der Vertretung von Frauen haben eine stärkere Aufmerksamkeit. So kommen in der aktuellen Pandemie neben männlichen vermehrt weibliche Fachpersonen und Wissenschaftlerinnen zu Wort. Diese sind erwiesenermassen einer härteren Kritik ausgesetzt als ihre männlichen Kollegen. Dies zeigt: Es ist wichtig, weiterhin wachsam zu bleiben gegenüber der nach wie vor ungleichen Behandlung der Geschlechter und diese Tatsachen auch öffentlich zu machen.

Dafür engagiert sich die in diesem Newsletter porträtierte Helen Issler. 40 Jahre arbeitete sie oft als erste Frau in verschiedenen Bereichen im früher stark männlich geprägten Fernseh-Journalismus. Immer wieder setzte sie sich durch und befragte wo möglich auch Frauen als Expertinnen. Bei ihrem freiwilligen Engagement bei Alliance F sind für sie Frauenthemen und Gleichstellung zentrale Anliegen.

Lange Zeit wählten junge Frauen klassische Frauenberufe im Gedanken daran, später nach Heirat und Familiengründung den Beruf aufzugeben. Gemäss Marianne Stohler, ehemalige Co-Leiterin der Berufs- und Laufbahnberatungsstelle des Kantons Basel-Stadt, waren neben gesellschaftlichen auch gesetzliche Änderungen nötig, bis sich bezüglich der Berufswahl von jungen Frauen etwas veränderte. Doch sieht sie weiterhin Handlungsbedarf, dominieren doch noch heute Männer in Berufsfeldern, in denen es sehr gute Weiterbildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten gibt.

Für die junge Berufs- und Familienfrau Maria Pilotto gibt das Jubiläum des Schweizer Frauenstimmrechts spannende Einblicke in die damalige Zeit. Sie freut sich, dass sich seither in Bezug auf die rechtliche und tatsächliche Gleichstellung von Frau und Mann wohl einiges getan hat. Anhand von verschiedenen Beispielen zeigt sie auf: Wir sind immer noch auf dem Weg. Die strukturelle Dimension der Gleichstellung wird oft verkannt, die Diskussionen rund um die Gleichstellung müssen weitergeführt werden.

Haben die Texte auch in Ihnen Erinnerungen geweckt?

Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«Gemeinsam können wir etwas bewirken»



Die Fernsehjournalistin Helen Issler, bald 75, redet nicht nur, sondern handelt.

Monika Fischer

Vierzig Jahre arbeitete sie oft als erste Frau im Fernseh-Journalismus, 20 Jahre davon in Kaderpositionen bei «Schweiz aktuell» und «Mensch Technik Wissenschaft» MTW. Dabei porträtierte sie wann immer möglich auch Frauen als Forscherinnen und zeigte: Die Forschung ist auch weiblich. Helen Issler ist Mitglied bei den Klimaseniorinnen und arbeitet seit ihrer Pensionierung im Vorstand von alliance F mit. «Es ist fast magisch, wie die politischen Frauenthemen seit dem Frauenstreik 2019 wieder aktuell sind», freut sie sich. Die Einführung des Frauenstimmrechts und die weitere Entwicklung der Gleichberechtigung hat sie viele Jahre privat und beruflich begleitet.

Learning by doing

Aus ihrer Lust, Dinge auszuprobieren und dem Wunsch, Journalistin zu werden, hat sich ihr Berufsweg ergeben. In Basel mit einer älteren Schwester und zwei Brüdern als

Helen Keel aufgewachsen, lernte sie früh, sich zu wehren. Sie wollte ein interessantes Leben und packte sich bietende Gelegenheiten. Schon im Austauschjahr in Kalifornien hatte sie erste Kontakte zu Radio und Lokalfernsehen. Zurück am Mädchengymnasium wurde sie freie Mitarbeiterin bei Radio Basel in der Jugendstunde.

Nach der Matura, einer einjährigen Sprach- und Handelsschule, den Erfahrungen beim Radio und einem zweiwöchigen Testkurs wurde sie die erste weibliche Stagiaire in der Abteilung Information beim Schweizer Fernsehen. «Ich wurde ins kalte Wasser geworfen, konnte Reportagen drehen, erfahrene Regisseure begleiten und bald auch moderieren. Es war «learning by doing» und Bewährung im Teamwork.» Das theoretische Rüstzeug bekam sie im Laufe der Jahre mit fernsehinterner Ausbildung, später auch in Kaderkursen.

Alles ging viel langsamer

Helen Issler hatte früh geheiratet und zwei Töchter geboren. Als die Mädchen klein waren, arbeitete sie nur wenig auswärts. Später hüteten die Grosseltern, Babysitter und der Vater bei Bedarf. Da die Familie nahe beim Fernsehstudio wohnte, konnte sie über Mittag heimfahren, viel zuhause recherchieren und Texte schreiben. «Alles ging damals vom ersten Kontakt bis zum fertigen Zelluloidfilm viel langsamer.» Mit zunehmendem Alter der Kinder weitete sie ihre Berufsarbeit aus und übernahm mehr Verantwortung. Nach 15 Ehejahren trennten sie und ihr Mann sich. Als Eltern wohnten sie aber noch jahrelang im gleichen Haus, bis auch die jüngere Tochter die Matura bestanden hatte.

Die streikenden Lehrerinnen als Vorbilder

Das aktuelle Thema der Einführung des Frauenstimmrechts vor 50 Jahren begleitete sie lange privat und beruflich. Als im Februar 1959 das Frauenstimmrecht abgelehnt wurde, streikten ihre Lehrerinnen am Basler Mädchengymnasium. «Das wurde zu meinem ersten politischen Erlebnis. Es war für uns Schülerinnen absolut schockierend, wie hämisch die konservative Presse und später die Fasnächtler auf diese hochgebildeten, aufmüppigen Frauen reagierten und sie mit Begriffen aus dem Tierreich herunter machten. Die Lehrerinnen wuchsen in unserer Achtung und wurden zu Vorbildern. Sie zeigten uns, was es heisst, solidarisch zu sein und etwas zu wagen.»

In Basel erhielt Helen Issler schon 1966 mit gut 20 Jahren das kantonale Stimmrecht. Beim Umzug nach Zürich verlor sie es aber dann wieder – bis es 1970 auch im Kanton Zürich eingeführt wurde; 1971 dann bundesweit. Das Thema hat sie bei Schweiz aktuell begleitet, bis 1990 auch Appenzell Innerrhoden den Frauen das Stimm- und Wahlrecht

zugestand. «Unglaublich, mit welchen Schreckensbildern damals gegen das Frauenstimmrecht geworben wurde! Es war fast Realsatire, gewissen Männern zuzuhören. Ich fand es verrückt, dass auch Frauen noch dagegen waren und verinnerlicht hatten, das zu sagen, was den Patriarchen gefiel.»

Als Frau durchgesetzt

Am 26. Januar 1968 moderierte Helen Issler als erste Frau das Inland-Informationsmagazin «Antenne». Später half sie mit, daraus die Sendung «DRS aktuell», die Vorläuferin von «Schweiz aktuell», zu entwickeln. 1990 übernahm sie deren Leitung. Als sie 1995 Stellvertreterin des Chefredaktors Peter Studer wurde, war sie wiederum die erste Frau in dieser Funktion. Von 1999 bis 2008 leitete sie das Magazin «Menschen Technik Wissenschaft» MTW und realisierte dafür auch Auslandsreportagen. In ihrem letzten Arbeitsjahr testete sie angehende Stagiaires auf ihre Eignung und drehte Dokumentarfilme u.a. über 100jährige Zwillinge.

Welche Erfahrungen machte sie als oft erste Frau beim damals stark männlich geprägten Fernsehen? «Während der Ausbildung bemerkte ich, dass ein männlicher Kollege mit weniger Qualifikation mehr verdiente. Als ich beim damaligen Chef der Information (Hans O. Staub) nachfragte warum, erklärte er, dass ich als Frau ja weniger Ausgaben habe, da ich meine Blusen selber bügeln und selber für mich kochen könne...» Sie erzählt es lachend mit dem Hinweis: «Es brauchte Geduld mit den älteren Herren, aber es gab auch Momente, in denen ich als junge Frau im Vorteil war. Manchmal habe ich bei Interviews damit gespielt, dass mich der Befragte vielleicht unterschätzt hat.» Sie betont: «Beim Bildmedium Fernsehen spielen Aussehen und Ausstrahlung wohl eine Rolle, wichtig ist jedoch vor allem die Kompetenz. Frauen werden aber bis heute optisch und inhaltlich strenger beurteilt und mehr kritisiert.»

Forscherinnen porträtieren

Als Redaktionsleiterin bei der Sendung «Mensch Technik Wissenschaft» MTW wollte sie vermehrt Forscherinnen porträtieren und damit zeigen: Forschung ist auch weiblich. Das war nicht immer einfach. Sie berichtet von einem Fall, als sie eine hochqualifizierte Wissenschaftlerin bei ihrem Projekt begleiten wollte. «Dann rief diese an und sagte, ihr Chef wolle an ihrer Stelle vor die Kamera, sie könne das geplante Interview nicht geben. Das war eine Frechheit, dass sich ihr Chef vordrängen wollte. Mit einiger Überzeugungskraft setzte ich mich gegen ihn durch.» Und sie hält fest: «Heute haben die Frauen im Fernsehen in allen Bereichen aufgeholt. Es ist das lobenswerte Ziel bei SRF, wo immer möglich Frauen zu 50% auch als Expertinnen zu befragen.»

Gleichstellung in allen Bereichen

Frauenthemen und Gleichstellung sind ihr bis heute zentrale Anliegen. Deshalb engagiert sich Helen Issler im Vorstand von alliance F. Als sie vor Jahren als Stellvertreterin der ehemaligen Nationalrätin und damaligen Präsidentin von alliance F, Rosmarie Zapfl amtierte, war es um die überparteiliche Frauen-Dachorganisation eher ruhig geworden. «Viele, vor allem jüngere, gut ausgebildete Frauen hatten das Gefühl, die Gleichstellung sei erreicht. Neuen Schwung brachten die #Metoo-Bewegung, die Diskussion über Lohngleichheit, den Vaterschaftsurlaub etc. und natürlich der Frauenstreik 2019. Es ist fast magisch, wie die politischen Frauenthemen wieder aktuell sind.» Sie freut sich deshalb sehr über den verjüngten, powervollen Vorstand mit den Co-Präsidentinnen NR Maya Graf und NR Kathrin Bertschy und viele erfolgreiche Einsätze für die Gleichstellung. Dazu gehöre zum Beispiel das Projekt «Helvetia ruft», das viele Frauen vor den Parlamentswahlen aufgeweckt und motiviert habe. Helen Issler hat Unterschriften für den Vaterschaftsurlaub gesammelt, und befürwortet sanfte Quoten in der Wirtschaft, die nun beschlossen sind. «Es ist wichtig, dass in unserer Gesellschaft alle Kräfte zur Geltung kommen, diverse Teams bringen erwiesenermassen bessere Lösungen».

Gegen Hassreden im Netz

Zurzeit engagiert sie sich im Projekt «Hate Speech» von alliance F. Als sie früher in der Öffentlichkeit stand, mussten die Leute für einen Kommentar zu einer Sendung noch Briefe und später Mails schreiben. Diese fielen oft, aber nicht immer wohlwollend aus. Doch man musste persönlich zu seiner Meinung stehen. Durch die Digitalisierung seien anonyme Hassreden im Internet zu einem grossen globalen Problem geworden. «Im Netz kann man fast alles schreiben. Es ist grausig, was es da an frauenfeindlichen und rassistischen Sprüchen gibt. Diese richten sich auch gegen Politikerinnen, Schwule und Lesben, die Wissenschaft, die Polizei, Menschen, die sich für die Umwelt engagieren und gegen Medienleute. Es ist unglaublich, was Trump mit seinen Fake News angereicht hat.» Dagegen möchte sie mit andern anschreiben mit dem Ziel, das Internet zu einem besseren Ort zu machen. «Mit unseren Beiträgen wollen wir zeigen, dass es andere Stimmen gibt.» Es gehe dabei nicht darum, den Hater umzustimmen, sondern durch Argumente Mitlesende zum Nachdenken zu bewegen. «Es ist ein tolles, aber aufwändiges und mit viel Arbeit verbundenes Projekt, das erst anläuft. Man muss Optimistin sein, um mitzumachen und dranzubleiben.»

Leben im Solarhaus

Begeistert erzählt Helen Issler von weiteren freiwilligen Engagements. Dazu gehören das Mitmachen in der Projektleitung für den Schweizer Solarpreis, bei den Klima-

seniorinnen und die Arbeit im Vorstand der Corporaziun Ucliva, die das erste Oeko-hotel der Schweiz gebaut hat und in Waltensburg/GR betreibt.

Ihr Engagement für Umweltthemen hat früh begonnen. Schon in den 60er Jahren begleitete sie die Anti-AKW-Bewegung journalistisch und interessierte sich für Alternativen wie Solarstrom und Windenergie. Es ist ihr und ihrem Lebenspartner, dem Umweltjuristen Gallus Cadonau wichtig, eine ökologische Lebenshaltung nicht nur zu predigen, sondern entsprechend zu handeln. Vor Jahren hat das Paar ein über 100-jähriges 4-Familien-Haus in Zürich gekauft und über längere Zeit ökologisch renoviert. «Jetzt produzieren wir im Jahresdurchschnitt mehr Solarstrom, als wir im Haus verbrauchen. Das ist ein sehr gutes Gefühl!»

Helen Issler schätzt das freiwillige Engagement. «Es sind befriedigende Aufgaben, die zusammenpassen. Wir engagieren uns gemeinsam mit guten, interessanten Leuten und können etwas bewirken. Das ist ein schöner Lohn.»

Ein gesundes Alter als Geschenk

Wegen der Pandemie lebte sie in den letzten Monaten zurückgezogen. Sie freut sich darauf, die Familien ihrer Töchter mit den vier Enkelkindern im Teenageralter, Verwandte und Freundinnen bald wieder «live» zu treffen und Theater und Kinos besuchen zu können. Sie ist gerne in der Natur unterwegs, geht joggen, im Winter langlaufen, im Sommer schwimmen. Mit dem Älterwerden hat sie bisher keine Mühe. «Ich bin gesund und fit. Falten und Altersflecken gehören mit den Jahren nun mal dazu. So möchte ich «in Ehren» alt werden.»

DAMALS UND HEUTE

Weg von der geschlechtsspezifischen Berufswahl!

Marianne Stohler

In meiner Tätigkeit als Berufs- und Laufbahnberaterin und später als Co-Leiterin der Berufsberatung des Kanton Basel-Stadt wurde die Berufsbildung für junge Frauen und Männer und die Kriterien für die Berufswahl immer mehr zum Thema. Der Fokus der Aufmerksamkeit richtete sich vermehrt auf die Tatsache, wie einseitig und geschlechtsbetont die Berufswahl von Jungen und Mädchen ausfiel. So interessierte

sich der Grossteil der jungen Frauen fast nur für die als typisch weiblich geltenden Berufe. Für die meisten der jungen Frauen war klar, dass sie später heiraten, eine Familie gründen und den Beruf an den Nagel hängen würden. Dies ganz dem Zeitgeist entsprechend. Die sogenannten Frauenberufe genossen auch weniger Ansehen und waren schlechter bezahlt.

Nur langsam begann sich das zu ändern. Der Wert einer Berufsausbildung stieg im allgemeinen Bewusstsein, vielleicht nicht zuletzt durch die steigenden Scheidungsraten. An unserer Stelle begannen wir mit den ersten Projekten, um die eingeschränkte Berufswahl von jungen Männern und Frauen zu erweitern.

Wir organisierten Schnuppernachmittage für Mädchen in technischen Berufen, kreierte Slogans wie «Mädchen in allen Berufen» und versuchten auch in der Beratung den Fokus der jungen Frauen zu erweitern. Zudem achteten wir darauf, bei der Bezeichnung eines Berufes beide Geschlechter zu berücksichtigen.

Der Erfolg dieser Aktionen war eher bescheiden. Die Schnuppernachmittage waren zwar gut besucht, aber die konkreten Auswirkungen gering. Wir freuten uns auf alle Fälle sehr über die erste Polymechnikerin, die erste Zimmerin, aber auch über den ersten Pharmaassistenten.

Es brauchte neben den gesellschaftlichen auch gesetzliche Änderungen

Die Forderung nach Gleichstellung und Gleichberechtigung auch in der Berufslehre wurde immer lauter. So waren die klassischen Frauenberufe in den Bereichen Gesundheit und Haushalt usw. lange nicht im Bundesgesetz geregelt, sondern z.B. beim Roten Kreuz. Langsam eroberten sich die ersten jungen Frauen einen Platz in den sogenannten Männerberufen, so zum Beispiel als Malerinnen oder Schreinerinnen. Aber erst mit dem Gleichstellungsgesetz 1996 wurde der Slogan «Mädchen in allen Berufen» überall in konkrete Aktionen umgesetzt und die Akzeptanz in der Gesellschaft, alle Berufe für beide Geschlechter zu öffnen, grösser. Mit der Revision des Berufsbildungsgesetzes im Jahre 2020 wurden dann endlich auch bei den Berufsbezeichnungen beide Geschlechter berücksichtigt (z.B. Zimmermann, Zimmerin). Die Lehrbetriebe machten sich bereit, auch junge Frauen auszubilden. Grundsätzlich erlebte ich die Lehrmeister sehr offen, auch jungen Frauen eine Berufslehre anzubieten. Oft stellten sich ihnen äusserliche Barrieren in den Weg. So mussten zum Beispiel getrennte Toiletten für Frauen und Männer installiert werden.

Die Lehrmeister stellten auch fest, dass sich die Atmosphäre in den Betrieben dank Einbezug der Frauen positiv veränderte, sexistische Sprüche abnahmen und die Motivation stieg.

Und heute?

Trotz allen Fortschritten wählen die Frauen auch heute noch eher die klassischen Frauenberufe, auch in den Studiengängen. Das zeigt ganz klar die Statistik. In Wirtschaft und Verwaltung, im Handel sowie im Gastgewerbe ist heute der Anteil Frauen und Männer fast ausgeglichen. In der Krankenpflege und der Sozialarbeit und Beratung sind die Frauen in der Überzahl, während die Männer in den Berufsfeldern Elektrizität und Energie, im Baugewerbe, im Maschinenbau und der Metallverarbeitung sowie in der Informatik klar dominieren. Dies sind oft auch die Berufe, in denen es sehr gute Weiterbildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten gibt.

Zudem spielt auch heute der Zeitgeist noch eine Rolle. So kann festgestellt werden, dass die grünen Berufe wie Gärtnerin, Bäuerin oder die gestalterischen Berufe (Malerin, Köchin oder Schreinerin) eine Aufwertung erhielten und vermehrt nachgefragt werden von beiden Geschlechtern. Nicht vergessen darf zudem werden, dass früher der Beruf fürs Leben gewählt wurde, während heute ein Berufswechsel häufig ist, auch durch die neuen Möglichkeiten der Fortbildung an höheren Fachschulen und Fachhochschulen.

Noch bleibt viel zu tun

Je mehr junge Männer sich auch den sogenannten typischen Frauenberufen wie Kindergärtner, Pharmaassistent oder Krankenpfleger zuwenden, desto eher steigen die Verdienstmöglichkeiten und dadurch auch das Prestige der Berufe.

Es gilt auch zu beachten, dass bildungsnahe Eltern ihren Kindern eher ein Studium oder aber eine entwicklungsfähige, eher männliche Berufslehre empfehlen. Bildungsferne Eltern hingegen halten eher an traditionellen Berufen fest. Unkenntnis, Ängste und Finanzen sind mögliche Gründe.

Ja, es ist gar nicht so lange her, seitdem jeder Beruf beiden Geschlechtern offensteht, und es wird wohl noch dauern, bis alte Vorurteile ganz verschwinden und die Gleichberechtigung in der Berufsbildung, aber auch die Arbeitsteilung in der Familie zur Selbstverständlichkeit wird.

Über Chancen und Risiken von Recht – lasst uns weiter verhandeln...



Maria Pilotto lebt in Luzern, sitzt für die SP im Grossen Stadtrat, ist Mutter zweier Kinder und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule Luzern.

Sie engagiert sich in verschiedenen Gleichstellungs-Netzwerken in Luzern.

An einem sonnigen Märztag 2021 laufe ich in Luzern zum Ratsgebäude. Ich trage meinen vier Wochen alten Sohn umgebunden und höre über den Live-Stream die Ratsdebatte des Stadtparlaments. Selbst darf ich während 14 Wochen als Parlamentarierin nicht teilnehmen, weil ich sonst im Beruf meine Mutterschaftsentschädigung verwerke. Mir als gesunde, mündige Frau wird ein Schutzmechanismus zuteil, der mich aber einschränkt. Der mich davon abhält etwas zu tun, für das ich vom Volk gewählt bin, zahlreiche Tages- und Nachtstunden unentgeltlich investiere und das ich auch gerne tue.

Wohlverstanden: Mutterschutz und die Mutterschaftsversicherung sind wichtige Institutionen, die lange genug auf sich haben warten lassen und auch ausgebaut werden sollten. In diesem speziellen Fall der «Parlaments-Mütter» ist die rechtliche Organisation der Sozialversicherungen so, dass sie mich einschränkt. 50 Jahre nach der Einführung des Frauenstimmrechts werden gewisse Frauen also immer noch von der Ausübung ihrer Rechte ausgeschlossen.*

Gleichstellungsthemen im Schatten des Jubiläums

Das Jubiläum des Schweizer Frauenstimmrechts ist für mich ein spannender Einblick in die damalige Zeit. Wir hören Geschichten, die aus heutiger Sicht unglaublich tönen, und dennoch können wir den Geist der damaligen Zeit vermutlich nur erahnen. Das führt vielleicht dazu, dass wir uns zufrieden zurücklehnen. Wie das Beispiel eingangs jedoch zeigt, führen auch die heutigen Regelungen zu einschränkenden Situationen, die ausschliesslich Frauen betreffen. Das zeigt sich auch in anderen Bereichen: eine Kämpferin des Frauenstimmrechts erzählte an einer Veranstaltung von ihrem dama-

ligen Engagement für die sprachliche Sichtbarkeit von Frauen in Schulbüchern und Zeitungen (vgl. auch Beitrag in Frauenweis(s)heiten März 2021). Heute sei dies nicht mehr so ein Thema. Auch wenn sich sicher einiges getan hat, sind die aktuellen Leitfäden teilweise gut 20-jährig und wohl bei vielen in Vergessenheit geraten.

Diskussionen wieder aufnehmen und weiterführen

Wir sind also auf dem Weg zur tatsächlichen Gleichstellung mittendrin stehen-geblieben. So hat das Aufbringen der Sichtbarkeit von Frauen in der städtischen Kommunikation meine Mailbox mit beleidigenden Emails – von Männern, aber auch von Frauen – gefüllt. Diese Rückmeldungen schmerzen, zeigen jedoch genau auf, dass (Bild-)Sprache mehr ist als bloße Worte und dass gerade diese Diskussion in einer respektvollen Form wichtig wäre. Die heutigen Herausforderungen im Gleichstellungskampf scheinen also darin zu liegen, die Diskussionsplattformen für Themen wieder zu öffnen, in denen vor einigen Jahren Zwischenerfolge erreicht werden konnten. Sich nicht nur von Jubiläum zu Jubiläum zu hangeln, sondern die Entstehungsgeschichte heutiger Lösungen zu verstehen und sichtbar zu machen, was diese leisten oder wo sie noch blinde Flecken haben.

Recht auf rechtliche und tatsächliche Gleichstellung

Unsere Verfassung verlangt in Artikel 8 (dieses Jahr übrigens 40jährig) die rechtliche und tatsächliche Gleichstellung von Frau und Mann. Neben der tatsächlichen gesellschaftlichen Verankerung des Frauenstimmrechts konnten wir in den letzten Jahrzehnten diesem Anspruch einiges näherkommen, mit dem neuen Eherecht, der Mutterschaftsversicherung oder dem Gleichstellungsgesetz. Jedoch sind wir auch hier noch auf dem Weg. So wird oftmals erwähnt, dass die rechtlichen Grundlagen für die Gleichstellung bestehen und Frauen klagen sollen, wenn sie sich zu Unrecht behandelt fühlen. Die Begleitung einer Kollegin bei einer Lohngleichheitsklage gegen einen öffentlich-rechtlichen Arbeitgeber machte mir klar, wie einsam frau auf diesem Weg ist. Sowohl in den Mühlen des Rechts, als auch bei informelleren Gesprächen, wo es um fünfstellige Abfindungen und Schweigeverpflichtungen geht. Für die Bekämpfung von Unrecht allein das Einfordern von Recht zu verlangen, greift also zu kurz. Damit wird einmal mehr die strukturelle Dimension der Gleichstellung verkannt und mit diesem individualisierten Vorgehen die Chance vergeben, als Gesellschaft zu lernen. So könnten Unternehmen durch einen transparenten Umgang mit Fehlern auch zeigen, dass sie sich ernsthaft für Lohngleichheit einsetzen, und Frauen lernen, was ihre Arbeit Wert ist und wie sie diese Anerkennung einfordern können.

Öffentliche Diskussionen über Care-Arbeit

Das Verkennen struktureller Dimensionen zeigt sich auch im neuen Urteil des Bundesgerichts zur Arbeitsverpflichtung geschiedener Frauen. Diese allein zur Sicherstellung ihres Lebensunterhalts zu verpflichten, reicht nicht aus. Auch wenn sich jeweils die Frage stellt, ob die Gesetze (und Rechtssprechungen) veränderte Realitäten abbilden oder diese befördern können, müssen solche Entscheide in die Zeit passen. Sie brauchen gesellschaftliche Begleitmassnahmen, damit diese Frauen nicht alleine gelassen werden. Und auch wenn es heutzutage vermutlich weniger Frauen sind als in früheren Jahren, die davon negativ betroffen sind, gehört ihre neue Realität auf den Tisch der Gleichstellungsdiskussionen.

Ich bin deshalb froh um all die Organisationen und Personen, die sich diesen Themen und ihrer öffentlichen Diskussion annehmen. Initiativen wie die «Eidg. Kommission dini Mueter» (www.ekdm.ch), «Wirtschaft ist Care» (www.wirtschaft-ist-care.org) oder «economie feministe – Plattform für feministische Ökonomie» (conomiefeministe.ch) geben der Care-Arbeit und ihrer Rolle in der Gesellschaft eine wichtige Stimme. Ich freue mich darauf, in den kommenden Jahren wieder verstärkt in die Debatte eines Hausfrauenlohns oder des Social Return on Investment der Kinderbetreuungsarbeit einzusteigen.

**Eine Änderung des Erwerbersatzgesetzes wird derzeit in Bundesbern beraten.*

Parlament: «Teilnahme an Parlamentssitzungen auch während des Mutterschaftsurlaubs»

Frauenweis(s)heiten im Mai 2021

Liebe Leserin, lieber Leser

Bei der GrossmütterRevolution machen auch Frauen mit, die keine leiblichen Enkelkinder haben. Dazu gehört Kathrin Keller, die Wahlgrossmutter von Rayyan und Alyan. Sie wäre lieber ein Bub gewesen, hatten doch früher die Mädchen nicht die gleichen Möglichkeiten in der Schule und bei der Berufswahl. Im Porträt ihrer Freundin Marie-Louise Barben blickt sie auf ihr wechselvolles Leben mit Sonn- und Schattenseiten zurück.

Das Leben der älteren GrossmütterGeneration wurde nicht nur durch die fehlende Gleichberechtigung geprägt. Zusätzlich hat die katholische Kirche mit dem Rollenbild der selbstlos dienenden Frau und Mutter sowie der rigiden und körperfeindlichen Sexualmoral viele Frauenleben beeinflusst. Trotzdem setzen sich viele Menschen weiterhin unermüdlich für Gerechtigkeit und die Gleichberechtigung der Frauen in der hierarchischen Männerkirche ein. Dieses Jahr zum Beispiel mit dem Aufruf «Helvetia predigt!»

Was geben wir Grossmütter unseren Kindern und Enkelkindern weiter? Wo stehen junge Frauen heute? Ist für sie die Gleichberechtigung ein Thema? Diesen Fragen ist Barbara Bischoff im Gespräch mit der 18jährigen Enkelin nachgegangen. Es irritierte sie, wie wenig die Gymnasiastin vom Jubiläum «50 Jahre Frauenstimmrecht» mitbekommen hat. Dies zeigte ihr einmal mehr, wie wichtig der Austausch zwischen den Generationen ist.

Haben die Texte auch in Ihnen Erinnerungen oder Fragen geweckt?
Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Unter der Oberfläche eine verborgene Spur



Kathrin Keller, Wahlgrossmutter von Rayyan und Alyan, blickt auf ein wechselvolles Leben mit Sonn- und Schattenseiten zurück.

Text und Foto: Marie-Louise Barben

Kathrin Keller kenne ich seit knapp dreissig Jahren. Die ausgebildete Primar- und Sekundarlehrerin arbeitete in den 1990er Jahren auf der kantonbernischen Erziehungsdirektion im Bereich LehrerInnenfort- und weiterbildung. Sie ist eine vielseitige, kompetente, warmherzige Person, eine erfolgreiche Berufsfrau und eine verlässliche Freundin. Doch ihr Leben hat und hatte auch Schattenseiten. Letztes Jahr ist sie 80 geworden. Sie hat zwei schwierige Jahre hinter sich. Nach ihrer Pensionierung war sie während Jahren sehr aktiv. Doch nach mehreren Operationen musste sie sich auf einen neuen Lebensrhythmus einstellen. Erinnerungen an eine lange zurückliegende Lebenskrise werden wach.

Die unausgesprochene Macht des Vaters

Kathrin wächst in einer behüteten Kleinfamilie in Bolligen bei Bern auf. Der Vater ist Beamter, die Mutter Hausfrau. Der fünf Jahre jüngere Bruder vermag sich bald lautstark durchzusetzen, während Kathrin sich eher als «still, ruhig und brav» erinnert. Aber auch daran, dass Buben mehr dürfen als Mädchen und dass sie eigentlich lieber ein Junge gewesen wäre. Schon früh ist ihr klar: «Ich will werden wie mein Vater.» Der Vater geht am Morgen ins Büro, kommt am Mittag nachhause zum Essen, geht wieder ins Büro. Er hat offenbar Wichtiges zu tun. Das macht ihr mehr Eindruck als die oft gestresste Mutter, die neben der Hausarbeit viel ehrenamtliche Arbeit verrichtet und viel liest.

Im Hause Keller gibt es zwei Tabuthemen. Erstens die Herkunft des Vaters. Er wuchs als uneheliches Kind in einer Pflegefamilie auf, als letztes und beruflich vielversprechendes Pflegekind. «Obschon mein Vater ein erfolgreicher Finanzverwalter und geachteter Experte war, hatte er Phasen, wo er seine Existenzberechtigung in Frage stellte. Davon habe ich erst viel später erfahren», sagt Kathrin, «aber es gab eine Phase in meinem Leben, wo ich im Laufe einer Psychoanalyse mit ganz ähnlichen Fragen konfrontiert war. Das wurde mir erst beim Tod meines Vaters bewusst.» Auch das zweite Tabuthema der Familie hat mit dem Vater zu tun, nämlich mit seiner Affinität zu linker Politik. In den durch und durch von bürgerlicher Politik geprägten 1950er Jahren ist schon Sozialdemokratie unvereinbar mit (höherem) Beamtentum.

Was traut man einem Mädchen zu?

«Im Alter von etwa zehn Jahren wusste ich, dass ich Lehrerin werden wollte.» Buben aus Arzt- oder Anwaltsfamilien gingen damals nach der vierten Klasse nach Bern ins Progymnasium. Das möchte Kathrin auch, doch ihr wird gesagt, das sei zu schwierig für sie. «Obwohl ich immer eine gute Schülerin war», fügt sie bei. Ähnliches geschieht ein paar Jahre später: Ab der siebten Klasse haben die Buben Algebra und Geometrie, die Mädchen Handarbeiten und Hauswirtschaft. Will ein Mädchen die mathematischen Fächer besuchen, muss ein Gesuch gestellt werden. Kathrin, die sich für Naturwissenschaften interessiert und nun den Berufswunsch Apothekerin hegt, hätte das interessiert, aber es kommt nicht dazu. Stattdessen schickt man sie in die Berufsberatung und dort bestätigt sich das – hervorsehbare – Resultat, das Lehrerinnenseminar sei für ein Mädchen geeignet und schliesse auch ein späteres Studium nicht aus.

An die vier Jahre im städtischen Lehrerinnenseminar erinnert sich Kathrin gerne. Sie ist eine interessierte Studentin. Die Gespräche der Seminaristinnen kreisen nun oft um die jungen Männer, für die sie gerade schwärmen. Alle sind überzeugt, dass sie mal hei-

raten und Kinder haben wollen. Kathrin zeigt kein Interesse. In der Freizeit ist sie eine aktive Gruppenleiterin bei den Pfadfinderinnen und fasziniert von einer Pfadiführerin. Oder ist sie gar ein wenig verliebt, auch wenn sie das nicht benennen kann? Diese Pfadiführerin lebt mit einer Frau zusammen – ein lesbisches Paar, aber das spricht man damals nicht aus.

Geglückter Berufseinstieg

Anfang der 1960er Jahre herrscht Lehrermangel. Deshalb werden die Seminaristinnen im letzten halben Jahr ihrer Ausbildung bereits als Lehrerinnen eingesetzt. Kathrin kommt in den kleinen Weiler Oberried im Emmental. Das erste Mal weg von zuhause wohnt sie nun gleich im Schulhaus. Gut begleitet vom Lehrerehepaar beginnt Kathrin ihre Berufslaufbahn als Lehrerin einer 1.–4. Klasse. Ihre erste reguläre Berufs-anstellung tritt sie dann in Kirchberg an, wo sie Dritt- und ViertklässlerInnen unterrichtet. Lehrerkollegium und Eltern sind beeindruckt von der jungen Lehrerin: Viele Kinder ihrer Klasse schaffen den Übertritt in die Sekundarschule.

In dieser Zeit lernt sie ihre erste wirkliche Freundin kennen, eine Engländerin, ebenfalls Lehrerin und zehn Jahre älter als sie. Es ist eine wichtige Begegnung und eine gute Zeit. Ihr wird erstmals bewusst, dass da mehr vorhanden und möglich ist als Freundschaft, dass frau sich in eine Frau verlieben kann. Das war neu, unbekannt, aufregend, vielleicht auch beängstigend. Nach drei Jahren endet diese Beziehung in einem Streit. Es ist Zeit, nach sechs Jahren Kirchberg zu verlassen.

Die Berufslaufbahn nimmt Schwung auf

Aber was jetzt? Kathrin kommt mit der Anthroposophie in Berührung. Soll sie fortan an einer Steiner-Schule unterrichten? Ein Psychologiestudium in Angriff nehmen? Aber wäre sie stark genug, um es durchzustehen? Schliesslich entscheidet sie sich für das dreijährige Sekundarlehramt an der Universität Bern [1]. Zwei Semester davon studiert sie in Lausanne.

Wieder herrscht LehrerInnenmangel. Personen, die bereits ein LehrerInnendiplom besitzen, können sich vor Beendigung des Studiums für eine Stelle auf Sekundarstufe bewerben und den Studienabschluss berufsbegleitend absolvieren. Kathrin wird an die Sekundarstufe in Belp gewählt. Dort unterrichtet sie während mehr als zehn Jahren Sprachen, Geografie, Geschichte. Und Staatskunde: «Ich habe 1971 Staatskundeunterricht erteilt, durfte aber selber nicht stimmen und wählen.» Mit den Diskussionen um die bevorstehende Abstimmung über das Frauenstimm- und wahlrecht tritt die Frauengeschichte bewusst in Kathrins Leben. Aber es geht ihr wie vielen Frauen damals: Dafür

kämpfen muss frau nicht mehr. In ihrem Umkreis – Schule, Herkunftsfamilie, FreundInnen – sind alle dafür. Es ist der Vollzug von etwas längst Selbstverständlichem. Eine deutliche Erinnerung hat sie aber an die eidgenössischen Wahlen im Oktober 1971. Sie ist Mitglied im Wahlausschuss, als sich die ersten Nationalrätinnen zur Wahl stellen. In der Schule läuft es zunächst sehr gut. Die Lehrerschaft ist vorwiegend männlich und Kathrin geniesst den Bonus der jüngeren erfolgreichen Lehrerin.

Lebenskrise

Gleichzeitig ist sie auf der Suche. Aber nach was eigentlich? Nach einer verlässlichen Beziehung? Mit Männern, mit Frauen? Es fühlt sich irgendwie nie richtig an. Sie geht nun auf die vierzig zu. Beruflich interessiert sie sich für neue Unterrichtsmethoden – Stichwort antiautoritäre Erziehung – und Projektunterricht. Im eigenen Unterricht jedoch stösst sie zunehmend auf disziplinarische Schwierigkeiten. Das verunsichert sie: «Aber das war nur ein Teil. Es ist viel zusammengekommen, ich bin auf eine Lebenskrise zugesteuert.» Als sich die Möglichkeit ergibt, eine Weiterbildung zu absolvieren, nimmt sie die Chance wahr und hofft, die Krise abwenden zu können. Der halbjährige Semesterkurs ist interessant. Voll Enthusiasmus kehrt Kathrin danach an die Schule zurück. Es wird kein guter Einstieg. Die Depression holt sie ein. Sie braucht ärztliche Behandlung. «Und eine verunsicherte Lehrerin ist für 13-, 14jährige SchülerInnen ein gefundenes Fressen», merkt sie rückblickend an. Sie wird beurlaubt, steigt wieder ein, versucht es mit einem 50%-Pensum, kann auch mit Unterstützung und Goodwill der KollegInnen rechnen, aber es reicht nicht. Diese Jahre sind schwierig, oft angstbeladen, die Zukunftsaussichten düster, so dass sogar von der IV die Rede ist. Sie wird im Alter von unter fünfzig teilpensioniert und erhält eine kleine Rente. In einer Psychoanalyse werden Beziehungsfragen wichtig. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Sexualität, der sexuellen Orientierung lässt sich nicht mehr aufschieben. Zwar hat es immer wieder Phasen der Verliebtheit gegeben, aber zu einer gegenseitigen, tiefen (Frauen)liebe ist es nie gekommen. Es ist ein schmerzhafter Bewusstseinsprozess. Es sind acht lange, belastende Jahre, die viel Substanz kosten.

Fuss fassen

Auch in dieser schwierigen Zeit versucht Kathrin alles, um wieder auf die Beine zu kommen. Sie arbeitet einige Zeit für die Tageszeitungen «Der Bund» und «Berner Zeitung». Ohne Festanstellung zwar, aber es reicht knapp zum Leben. Und sie unterrichtet wieder: Deutsch für Fremdsprachige und Berndeutsch an der Migros Klubschule. 1988 bewirbt sich Kathrin für eine Sekretariatsstelle bei einem Fortbildungsprojekt der Schweizerischen Erziehungsdirektorenkonferenz. Verlangt ist ein pädagogischer Hintergrund. Kathrin beginnt mit einer 40%-Anstellung, kann das Arbeitspensum

aber bald aufstocken und die anderen Jobs aufgeben. Sie ist zurück im pädagogischen Umfeld. Es ist eine Zeit der Genesung und des Wiedererstarkens. Die Krise ist ausgestanden.

Frauenfragen gewinnen an Bedeutung

Später arbeitet Kathrin in der bernischen Erziehungsdirektion. Sie ist in der Schul- und Qualitätsentwicklung im Bereich der Fortbildung der Lehrkräfte tätig, führt Gespräche mit Schulleitungen, betreut Projektgruppen und Fortbildungsprojekte, übernimmt immer mehr Verantwortung und leitet schliesslich den Fachbereich Schulentwicklung. Frauenfragen nehmen an Bedeutung zu – endlich! Der Frauenstreik 1991 kommt zur richtigen Zeit. Veranstaltungen mit in- und ausländischen Fachpersonen werden organisiert. Themen sind zum Beispiel die Aufmerksamkeitsverteilung der Lehrkräfte zwischen Buben und Mädchen im Schulalltag, die Vorteile und Nachteile von Koedukation und Seedukation [2], Rollenbilder und Rollenverteilung der Geschlechter in den Schulbüchern oder sexuelle Belästigung und Gewalt im Schulalltag. Auch in der Erziehungsdirektion selber werden nun Geschlechterthemen aktiv bearbeitet.

So lerne ich in den 1990er Jahren als Gleichstellungsbeauftragte im Kanton Bern Kathrin Keller und Judith König kennen. Sie kommen auf die Fachstelle, weil im Entwurf des neuen Lehrplans für die Volksschule die Gleichstellung mit keinem Wort erwähnt wird. Wir stossen anfänglich auf wenig Verständnis bei den verantwortlichen Projektleitern, aber wir setzen uns durch. Es wird der erste schweizerische Lehrplan sein, in dem Gleichstellung und Gewalt thematisiert sind.

Als Kathrin 2004 pensioniert wird, ist sie geradezu überwältigt von der Wertschätzung, die ihr die Kolleginnen und Kollegen entgegenbringen. Ihr Berufsleben hat einen guten Abschluss gefunden.

Eine Rentnerin im Unruhestand

Dass Kathrin den Berufsalltag vermisst, ist verständlich. Dass sie sich neue Tätigkeiten sucht, ist selbstverständlich. Bald führt sie ein Regionalsekretariat des Berner Heimatschutzes. Sie leistet jahrelang ehrenamtliche Arbeit im Alterszentrum Siloah, unterrichtet Deutsch für Fremdsprachige im Mütterzentrum in Muri-Gümligen. Sie engagiert sich beim Aufbau des Collegiums 60plus in Bern, einem Projekt für Seniorinnen und Senioren mit reichem Kursangebot. Über persönliche Kontakte beginnt sie sich intensiv mit dem Schicksal von Menschen mit Migrationshintergrund zu befassen. Und das nicht theoretisch, sondern ganz praktisch. Challa, Gifti, Emebet, Zewdu und vor allem die Familie Khan sind nicht einfach Betreute, Unterstützte, sondern werden zu guten

Bekannten, sogar FreundInnen. Schon von Anfang an ist Kathrin Sympathisantin der GrossmütterRevolution. Ab 2014 arbeitet sie aktiv mit und gründet mit Kolleginnen das RegioForum Bern.

WahlgrossmutterRevolutionärin

Kathrin hat zwei schweizerische Grosskinder mit pakistanischem Hintergrund: Rayyan und Alyan, 12 und 6 Jahre alt. Sie haben Kathrin als Grossmutter «adoptiert». Rayyan schliesst eben ihr zweites von Kathrin redigiertes Buch ab: «Das magische Trio und das Familiengeheimnis». So bald wie möglich soll die Vernissage im Restaurant ihres Vaters stattfinden. Rayyan sagt, Kathrin sei «ein Mensch aus alter Zeit», was Kleider, Kosmetik oder deren Ideen über Hobbys und Freizeitgestaltung betrifft. Hauptsache: Die Kinder lieben sie, und sie liebt die Kinder.

Der Name GrossmütterRevolution hat von Anfang an für Diskussionen gesorgt, sei es aufgrund des Bezugs auf das traditionelle Familienbild, sei es aufgrund des aufmüpfigen Begriffs Revolution. Wie geht es Kathrin damit? Mit der «Revolution» habe sie nie Mühe gehabt, sagt sie, mit den «Grossmüttern» jedoch schon: «Früher haben alle Frauen über ihre Kinder gesprochen und heute sprechen sie über die Enkel.» Aber dann habe sie auch andere alleinlebende Frauen und GrossmütterRevolutionärinnen ohne Enkel kennengelernt. Heute ist sie stolz, eine Wahlgrossmutter zu sein.

Das Alter zeigt Grenzen auf

Die letzten zwei Jahre waren für Kathrin schwierig: Zwei grosse, zwar erfolgreiche Rückenoperationen, die letztlich aber nicht die erwünschte Besserung brachten, ein gebrochener Fuss und eine heftige Darmentzündung hatten kürzere und längere Spitalaufenthalte mit langwierigen Rekonvaleszenzen zur Folge.

Kathrin wirkt während unseres Gespräches ruhig und konzentriert. Aber sie sagt: «In der letzten Zeit steigen Erinnerungen an meine Lebenskrise auf.» Bedingt durch Corona ist sie viel allein. Akzentuiert durch die Operationen ist ihre Mobilität eingeschränkt. Und damit sind unvermeidlich Fragen nach der nahen Zukunft verbunden: Sollte sie ihre Wohnsituation ändern? Wo könnte sie einen Ort der Geborgenheit finden und nicht so viel allein sein? «Mir fehlen Kraft, Energie, Ideen, Ziele. Das ist neu und beelendet mich. Ich habe das früher weniger gekannt. Ich kann auch mit meinen Grosskindern und ihren Eltern nicht mehr so viel Zeit verbringen, wie ich möchte. Sie fehlen mir.»

Kathrin hat Freundinnen und einen grossen Bekanntenkreis. Sie ist nicht allein. Aber die Frage, ob die grosse Sehnsucht nach Nähe, nach der sie ein Leben lang gesucht hat, gestillt werden kann, bleibt offen. Beim Abschied, schon unter der Haustür, findet Kathrin einen schönen Abschluss für unser Gespräch. «Mit den neuen MieterInnen im Erdgeschoss, einer jungen Familie mit einem zweijährigen Buben, habe ich es ganz gut», sagt sie, und ihre Augen leuchten auf.

[1] heute Bachelor-Masterstudium Sekundarstufe 1 an Pädagogischen Hochschulen

[2] Gemeinsamer oder getrennter Unterricht von Mädchen und Buben

DAMALS UND HEUTE

Das katholische Korsett

Monika Fischer

Der Einfluss der katholischen Kirche auf mein Leben wurde mir bei den Diskussionen rund um 50 Jahre Frauenstimmrecht erneut bewusst. Vorbild war in meinen frühen Jahren das Rollenbild der Frau, die im Dienst des Mannes und der Familie selbstlos für die anderen da ist. Neben der ersten Frau Eva, die als «Sünderin» den Mann verführt und die Menschheit um das Paradies gebracht hat, stand die grosse Heilige, die Gottesmutter Maria, die ihren Sohn «unbefleckt» empfangen hatte. So galt Sexualität als etwas Schmutziges, Geschlechtsverkehr ausserhalb der Ehe als Sünde. Im katholisch-konservativen Umfeld war ein Zusammenleben vor der Ehe undenkbar. Jung und unerfahren heiratete ich 1968 im weissen Kleid.

Auf die Rolle der Hausfrau wurden wir Mädchen früh vorbereitet. Zum Geburtstag und an Weihnachten schenkte die Patin silberne Löffel, Gabeln und Messer für die künftige Aussteuer. Im Hauswirtschaftsunterricht (damals nur für Mädchen) und später zusätzlich im hauswirtschaftlichen Obligatorium bekamen wir das theoretische und praktische Rüstzeug. Das Kirchenjahr bestimmte den Jahresablauf. Ich empfand es nicht als beengend, im Gegenteil: Feiern wie der Blasiussegen oder das Streuen der Asche auf den Kopf am Aschermittwoch mit dem Spruch «Mensch, denke daran, du bist Staub und wirst wieder zu Staub werden» hatten etwas Mystisches. Die Fastenwochen mit der Vorfreude auf Weihnachten und Ostern machten die Festtage zu Höhepunkten. Ich möchte diese Zeit nicht missen.

Rigide Sexualmoral

Ausgeblendet war dagegen die Sexualität. Das hatte unter anderem zur Folge, dass ich Mitwisserin des sexuellen Missbrauchs meiner Cousine durch ihren Trainer wurde. Allerdings konnte ich mir damals nichts unter dem streng gehüteten Geheimnis vorstellen. Eine rigide Sexualmoral prägte auch die fünf Internatsjahre mit der Ausbildung im Lehrerinnenseminar bei Klosterfrauen sowie das Leben im Elternhaus. «Die Eizelle wartet geduldig und geht nicht auf die Gasse», dozierte die Biologielehrerin. Bei Besuchen meines Freundes zuhause musste ich die Türe einen Spalt weit offenlassen, damit uns die Mutter kontrollieren konnte. Im Elternhaus meines Verlobten war dessen Zimmer für mich tabu. Verliebt wollten wir heirateten, um endlich ungestört beisammen sein zu können. In diesem Sinn war es ein Zwang zur Heirat, obwohl ich nicht schwanger war. Ledig schwanger zu sein galt damals als Schande.

Befreiung

Entsprechend gross war die Enttäuschung nach der Heirat. Für mich ein doppeltes Aufwachen. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich rechtlich unmündig und meinem Mann unterstellt war. Doch wollte ich meine Fähigkeiten einbringen und das Leben im Dorf mitgestalten. Schon ab 1971 konnte ich dies als erste Frau im Kirchenrat, als Lehrerin und als Organistin. Als ich meinen Beruf infolge Lehrerüberfluss nicht mehr ausüben konnte, wurde ich Haushaltlehrmeisterin und unterrichtete meine Lehrtöchter in Theorie und Praxis. Dies gab mir zudem die Möglichkeit, wenigstens zeitweise meinem Zweitberuf als Journalistin nachzugehen.

Mit der 68er-Bewegung begann auch meine persönliche Emanzipation. Die Pille ermöglichte einen freieren Umgang mit der Sexualität. Obwohl diese bis heute gemäss der Lehrmeinung der katholischen Kirche als künstliches Verhütungsmittel verboten ist, hatte ich dabei nie Skrupeln. Hingegen war der Gedanke an eine Scheidung lange undenkbar. Bis der innere Druck für mich infolge unserer unterschiedlichen Werthaltungen und Lebensplänen zu gross wurde und wir den Schritt machten. Für mich war es eine Frage der Verantwortung mir und den fünf Kindern gegenüber, glaubwürdig zu leben. Nun bekam ich die Doppelbödigkeit im katholisch-konservativen Umfeld so richtig zu spüren. «Heute muss man doch nicht mehr scheiden, kann das Gesicht gegen aussen wahren und sich arrangieren», bekam ich zu hören. «In 95% aller Scheidungen sind die Frauen Schuld, weil sie sich nicht an den Mann anpassen können», wurde mir ins Gesicht gesagt.

Wir sind Kirche

Diese Erfahrungen verletzten. Ich wurde ganz auf mich zurückgeworfen, auf das, was für mich richtig und wichtig war. Es gab aber auch Verständnis und Unterstützung, auch aus dem kirchlichen Umfeld und bei meiner Arbeit im Redaktionsteam der Zeitschrift des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes SKF. Die Leitbilder und Positionen des Verbandes «Für eine gerechte Zukunft» oder «Im Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung» entsprachen meiner Vorstellung eines christlichen Lebens. In der Kaderschulung 2002 ermunterte uns die Theologin Li Hangartner, die patriarchalen Deutungsmuster hinter uns zu lassen und Kirche selber zu definieren. Nur so werde das neue Selbstverständnis «Wir Frauen sind Kirche» Wirklichkeit. Es gelte, sich selber zu ermächtigen, geltende Strukturen zu hinterfragen und Freiräume innerhalb der Kirche im Sinne des Evangeliums zu nutzen. Der SKF gilt bis heute als eine der profiliertesten kirchlichen Basisstimmen, der mit seinen eigenständigen Meinungen oft aneckt. So spricht sich z.B. der Verbandsvorstand aktuell wie bereits 2001 für die Ehe für alle aus.

Immer wieder bin ich Vertreterinnen und Vertretern der Kirche begegnet, die an der Basis wertvolle Arbeit für bedürftige, randständige, kranke, geflüchtete, fremde Menschen verschiedener Kulturen und Religionen leisten. Die sich nicht scheuen, für eine intakte Mitwelt und Lebensgrundlagen für alle mutig auch politisch Stellung beziehen wie z.B. kürzlich gegen die Konzerninitiative. Auch bei den Trauungen der Kinder, bei Taufen und Erstkommunion der Enkelkinder habe ich eine offene Kirche erfahren. Es waren eindruckliche Feiern, die ein grundlegendes Vertrauen ins Leben vermittelten.

Helvetia predigt

Heute haben die Kirchen zunehmend weniger Bedeutung. Denn trotz Veränderungen ist vieles gleichgeblieben. Dazu gehören die Machtstrukturen der katholischen Männerkirche, die immer wieder mit menschenverachtenden Botschaften von sich reden machen, Menschen enttäuschen und verletzen. Viele Frauen und Männer treten aus, weil sie diese starre Haltung nicht mehr verantworten können. Mehrmals war ich nahe daran, den Schritt auch zu machen. Und doch bin ich geblieben. Zur Unterstützung jener Menschen, die sich trotz Enttäuschungen für ein gutes Leben für alle einsetzen. Dazu gehören viele Frauen, Theologinnen und Laien, die unermüdlich für Gerechtigkeit und Gleichberechtigung kämpfen. Zum Beispiel mit ihrem eindrucksvollen Auftritt am Frauenstreik 2019 mit dem lila Knopf «Gleichberechtigung. Punkt. Amen».

Dieses Jahr rufen die Kirchenfrauen der Schweiz mit der ökumenischen Aktion «Helvetia predigt!» die Kirchgemeinden und Pfarreien dazu auf, die Sonntagspredigt am 1. August 2021 Frauen zu übertragen. Im ganzen Land sollen im Jubiläumsjahr zum Frauenstimmrecht am 1. August Frauen dort zu Wort kommen, wo noch immer überwiegend Männer stehen. Sie tragen dazu bei, «Das katholische Korsett», wie ein Film zum Frauenstimmrecht heisst, zu sprengen und die Kirche fürs Leben zu öffnen.

1971 – EINE ANNÄHERUNG

Das katholische Korsett



Deborah, 18, besucht im letzten Jahr das Gymnasium in Oerlikon. Im März konnte sie erstmals ihr Stimmrecht wahrnehmen. Barbara Bischoff ist ihre 73jährige Grossmutter.

Barbara Bischoff

Anlass für das Gespräch ist das Jubiläumsjahr «50 Jahre Frauenstimm- und wahlrecht». Ich war um die 20, als dieses eingeführt wurde. Rückblickend erstaunt es mich,

wie wenig ich mich im Vorfeld damit beschäftigt hatte. So habe ich damals die Abstimmungen und den Wahlkampf nur als Zuschauerin erlebt. Und doch beschäftigt das Thema mich und viele Frauen meiner Generation noch heute, war es doch der Anfang zu mehr Gleichberechtigung. Traurig, dass diese heute, 50 Jahre später, noch nicht Realität ist. Von meiner Enkelin Deborah wollte ich erfahren, ob die Frage der Gleichberechtigung für sie überhaupt ein Thema ist, hat doch ihre Generation gemäss meiner Wahrnehmung viel mehr Möglichkeiten, das Leben nach ihren Wünschen zu gestalten.

Barbara: Danke Deborah, dass du an diesem Gespräch teilnimmst. Hast du in der Schule von der Einführung des Frauenstimmrechtes vor 50 Jahren gehört?

Deborah: Nein, du hast mir einmal davon erzählt und mit mir die alten Werbeplakate angeschaut. Ich finde es daneben, dass vorher einfach die Männer sagten, was in unserem Land passiert.

Barbara: Es wurde ja auch angenommen, der Mann wisse schon, was richtig für die Frau sei. Dass es auch unverheiratete Frauen gibt, wurde ausgeblendet.

Deborah: Über das neue Eherecht Ende 80er-Jahre haben wir in der Schule gesprochen. Dass der Ehemann alle Entscheidungen traf, kann ich mir gar nicht vorstellen. Ich habe doch auch eine eigene Meinung.

Barbara: So habe ich noch geheiratet. Am meisten störte mich, dass ich meinen Namen abgeben musste. Es war für mich, als müsste ich meine Identität aufgeben.

Deborah: Das kann ich mir vorstellen. Ich würde meinen Namen nie aufgeben. Aber ich habe auch damit verbundene Probleme erlebt. So hatte meine Mutter, die ihren Mädchennamen behalten hat, Mühe zu beweisen, dass ich ihre Tochter bin. Ja, du hast recht, mein Name ist Teil meiner Identität.

Barbara: Sprechen wir über Frauen- und Männerbilder, bzw. LGBTQ. Wie fühlst du dich?

Deborah: Ich bin sehr Frau. Aber wenn es um den Beruf geht, sehe ich mich eher als Person. Das heisst, für mich gibt es keinen Unterschied, ob ich Frau oder etwas anderes bin, wenn ich einen Beruf wählen werde. Ich bin selbstbewusst und emanzipiert genug, dass ich auch einen sogenannten Männerberuf wählen würde. Ich finde es gut, dass heute eher akzeptiert wird, in welchem Geschlecht man sich wohl fühlt.

Barbara: Bei der Sprache ist es ja auch heute noch teilweise schwierig. Ich bin dafür, dass nicht mehr nur in der männlichen Form geschrieben wird. Der Genderstern ist auch eine gute Variante.

Deborah: Ja, das finde ich auch. Doch wenn man alle Varianten berücksichtigen muss, wird ein Text kaum lesbar. Ich selber habe keine Mühe, als «mitgemeint» zu gelten. Aber Mami ist da bei ihren Texten sehr konsequent. Es gibt heute sicher weniger Diskriminierungen der Frauen. Langsam bekommen wir mehr Rechte. Aber in den Köpfen vieler, auch junger Männer, ist das noch nicht angekommen.

FrauenWeisheiten

Barbara: Als ich jung war, war vieles anders. Aber einen Vorteil hatten wir: Der Stellenmarkt war super. So habe ich erst mit über 40 eine erste schriftliche Bewerbung eingereicht. Vorher ging das alles per Telefon.

Deborah: Das ist sicher heute eher ein Problem.

Barbara: Ihr habt viele Möglichkeiten, die es bei uns nicht gab. Wir steckten viel mehr in dem Korsett, «das macht man nicht, das geziemt sich nicht für eine Frau.»

Deborah: Aber auch ich fühle mich nicht immer wohl. Warum habe ich Angst, vom Zug nachts alleine nach Hause zu gehen? Warum sagen mir Kollegen, ich sei eine Schlampe, wenn ich fluche? Es wird von Gleichaltrigen erwartet, dass ich eine «frauliche» Sprache benutze. Die Gleichberechtigung ist noch lange nicht Wirklichkeit. Auch beim Verhalten der jungen Männer. Es wird besser, aber in kleinen Schritten.

Barbara: Mit der Corona-Pandemie hat sich die Welt verändert. Ich überlege mir oft, was die Zukunft bringt. Ich denke auch, der Graben zwischen Jung und Alt wird grösser.

Deborah: Mit Corona ist mir bewusst geworden, dass sich das Leben innert kürzester Zeit verändern kann. Das beschäftigt mich, im Hinblick auf die Zukunft auch die Frage: Finde ich einmal eine Arbeit? Ich denke aber nicht, dass dabei mein Geschlecht eine Rolle spielen wird. Zukunftsängste habe ich, was mich persönlich betrifft: Werde ich eine aufgestellte alte Frau, oder werde ich griesgrämig und stier? Das Leben geht so schnell vorbei, das macht mir fast Angst.

Barbara: Ich befürchte nicht, dass du griesgrämig werden könntest. Du denkst ja auch darüber nach, und schlussendlich hast du es zu einem grossen Teil in der Hand, wie du im Alter sein wirst. Wie erlebst du die Generation deiner Eltern (40–50) und meine Generation?

Deborah: Von deiner Generation kenne ich ausser dir und Grosspapa eigentlich niemand. Die Elterngeneration erlebe ich fast gesamthaft als gestresst, oft auch stur. Ja, das ist der richtige Ausdruck, auch die LehrerInnen sind oft gestresst. Von dieser Generation kenne ich ausser den Eltern deren KollegInnen, mit denen spreche ich manchmal. Aber sonst verkehre ich mit Gleichaltrigen.

Barbara: Ich kenne eigentlich ausser dir und deinen Geschwistern auch kaum junge Menschen. Ich überlege mir, wie das Verständnis verbessert werden könnte. Ich habe den Vorteil, dich oft zu sehen und gebe mir Mühe, deine Welt zu verstehen. Sei es der Umgang mit den digitalen Medien oder mit euren Ängsten.

Deborah: Ich glaube, viele Alte haben Vorurteile gegen uns oder nehmen uns nicht ernst. Mehr Toleranz uns Jungen gegenüber, wenn wir mal laut sind, würde ich begrüßen. Mich nervt es, dass wir Jungen oft von den Alten belehrt werden oder als frech angeschaut werden. Dabei empfinde ich oft, dass alte Menschen grimmig dreinschauen, und das kommt bei mir an, als wenn man mir das Jungsein missgönnen würde. Aber es

gibt auch viele sehr nette Alte. Was das Handy angeht, da haben wir Jungen sicher ein Problem. Man verliert damit viel Zeit und lässt sich beeinflussen. Auch ich liess mich von den Instagram-Werbungen so beeinflussen, dass ich mich plötzlich hässlich fühlte. Eigentlich wusste ich, dass solche Bilder manipuliert sind, aber trotzdem haben sie mich beeinflusst. Nun habe ich Instagram gelöscht. Das ist gut, aber nun habe ich auch etwas Angst, dass ich abgehängt werde.

Barbara: Wir hätten noch viele Gesprächsthemen, aber für heute machen wir Schluss. Wir haben ja das Glück, einander oft sehen zu können.

Deborah, ich danke dir ganz herzlich für deine Zeit. Auch ich habe sehr viel gelernt durch den Einblick in deine Welt.

Meine Gedanken im Nachgang

Das Gespräch mit meiner Enkelin hat mich beschäftigt. Zuerst hatte ich Mühe, dass das Jubiläum «50 Jahre Frauenstimmrecht» für sie kein nennenswertes Thema ist. Aber was sind 50 Jahre für eine 18-Jährige? Ich habe mir überlegt, was mich in diesem Alter interessierte. Ich war ungefähr im selben Alter, als der Generalstreik (1918) 50 Jahre vorbei war. Hat mich das interessiert? In der Schule erfuhren wir nichts davon. Alles, was ich davon wusste, hat mir mein Vater im Zusammenhang mit dem Streikverbot in der Schweiz erklärt. Damit war das Thema für mich erledigt.

Frauenweis(s)heiten im Juni 2021

Liebe Leserin, lieber Leser

Ausnahmsweise bekommen Sie diesen Newsletter schon am 14. Juni. Denn heute findet der Frauenstreik schweizweit zum 30. Mal statt. Im Porträt schildert Agatha Fausch, wie sie den ersten Frauenstreik in Luzern vor dreissig Jahren initiiert und mitorganisiert hat. Lustvoll und mit sehr viel Einsatz. Jahrzehntlang hat sie unermüdlich für ihre zentralen Anliegen, Gleichberechtigung und Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit, gekämpft und daneben ihre berufliche Karriere von der Heimerzieherin zur Dozentin beharrlich durchgezogen. Die Gleichzeitigkeit von Politischem und Privatem durchzieht und bestimmt ihr ganzes Leben. Auch mit 79 ist sie nicht müde geworden und bleibt weiterhin dran, z.B. im Einsatz für Lohngleichheit.

Eine Umfrage kam im Februar zum Schluss, dass heute die Frauen in der Deutschschweiz mehrheitlich zufrieden und glücklich sind mit ihrem Leben. Irritiert vom Ergebnis erinnert sich Marie-Louise Barben an ihre Befindlichkeit als junge Hausfrau und Mutter vor 50 Jahren. Anhand von drei Themen reflektiert sie die Antworten kritisch im Vergleich mit den von der neuen Frauenbewegung gesteckten Zielen. Sie fragt sich, ob die annabelle-Leserinnen wirklich repräsentativ seien für die 3,5 Millionen in der Schweiz lebenden Frauen.

Im Rückblick auf 1971 empfindet Nationalrätin Tamara Funicello in erster Linie Dankbarkeit. Sie ist den Vorkämpferinnen dankbar, «die ausgebrochen sind aus dem kleinen Rahmen, den man für uns vorgesehen hat, die Raum erkämpft haben für unsere Anliegen, die aus dem Privaten etwas Politisches gemacht haben.» Deshalb möchte auch sie weiterkämpfen für eine bessere, gerechtere Welt, die sich an den Bedürfnissen aller Menschen orientiert und nicht am Profit der wenigen.

Haben die Texte auch in Ihnen Erinnerungen oder Fragen geweckt?
Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Ein lebenslanger Kampf für die Gleichberechtigung



Agatha Fausch hat den ersten Frauenstreik in Luzern vor 30 Jahren initiiert und mitorganisiert.

Text und Foto: Monika Fischer

Kurz vor dem 14. Juni erzählt Agatha Fausch (79) am Küchentisch – dort, wo alles begann – vom intensiven und lustvollen Engagement für den ersten Frauenstreik. Ihre Begeisterung ist ungebrochen. Auch, wenn sie von ihrem wechselvollen Leben erzählt: von ihrem hartnäckigen Dranbleiben auf der Suche nach dem passenden Beruf, ihrem unermüdlichen Kampf um Gleichberechtigung und die Vereinbarung von Familien- und Erwerbsleben. «Ich hatte immer wieder Glück», lacht sie. Doch kennt sie auch die Schattenseiten des Lebens, unter anderem durch den frühen Tod des Vaters und jenen des ersten Enkels kurz vor seiner Geburt.

Aktiv werden und handeln

Eben ist Agatha Fausch von einem Ausflug mit dem jüngsten Enkel in den Tierpark Arth Goldau zurückgekehrt. Sie sei nicht zu müde für ein Gespräch, meint sie, obwohl

ihr das Alter zu schaffen mache. Sie erzählt von ihrer Ungeduld, als sich auch nach der Einführung des Gleichstellungsartikels 1981 wenig veränderte. «Wir bekamen nur «Brösmali» von dem, was wir forderten.» Sie wusste: «Wenn ich Ideen umsetzen will, muss ich sowohl bei der Struktur (Gewerkschaft) als auch bei der Bewegung (OFRA) aktiv mitmachen. Sie trat in die nationale VPOD-Frauenkommission ein und gründete in Luzern eine Frauengruppe. «Wir waren dauernd auf der Strasse und machten Aktionen und Demos für unsere Anliegen: gleichen Lohn für gleiche Arbeit, Mutterschaftsschutz, Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs, Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz usw.»

Aufwendig und lustvoll

Als der von Christiane Brunner postulierte Frauenstreik 1990 beim SGB-Kongress knapp durchging, entschied Agatha nach der Heimkehr aus Bern: «Jetzt oder nie.» Und doch hatte sie auch Bedenken: «Werden wir gehört und eine Form finden, damit wir nicht heruntergemacht werden?» Sie rief zu einer ersten Sitzung am Küchentisch zusammen. «Dort hatten wir bald nicht mehr Platz, wurden wir doch rasch mehr und mehr.» In verschiedenen Gruppen wurde intensiv und lustvoll gearbeitet. Studentinnen und Frauen aus der Kunstszene kamen dazu und halfen beim Texten und Organisieren mit. Die zentralen Anliegen wurden diskutiert, in Postulaten formuliert und von den Künstlerinnen auf Plakaten schön gestaltet. Diese wollte frau am Streiktag auf Sackkarren in der Stadt herumfahren und vor die Geschäfte stellen. Es war eine mobile Aktion, dezentral sichtbar.

Organisation per Telefon und Briefen

Aus dem ganzen Kanton kamen Anfragen für Material für geplante Aktionen von Frauengruppen und Betrieben. «Es ging damals noch alles per Telefon und mit Briefen. Die Arbeit war aufwendig, machte aber auch Spass und wir fanden viel Akzeptanz und Unterstützung.» Sie erzählt von der gesprächsbereiten Polizei, der Wirtin, die den Platz zum Wirten unter den Arkaden abgab und von den Gewerkschaftskollegen, die den abendlichen Festbetrieb unter der Egg vollumfänglich übernahmen. Lachend schildert sie, wie die Streikfahne «Wenn frau will, steht alles still» nach einigen Widerständen dank der zufälligen Begegnung mit dem Luzerner Stadtpräsidenten am Rathaus zum Flattern kam. «Und 2019 hing eine Streikfahne gar am «Männlitorum», das war genial, ein starkes Symbol. Zudem machten vor zwei Jahren mindestens zehnmals mehr Frauen mit als vor dreissig Jahren. Und doch war es damals ein bewegter Tag.»



Agatha Fausch am Frauenstreik 1991 in Luzern.

Aktionen und Wünsche

Agatha erzählt, wie sich am 14. Juni 1991 zuerst nur wenig Leute auf dem Kornmarkt einfanden. Sehr früh kam Ständerätin Josi Meier und setzte sich an einen der lila Tische, ein Anziehungspunkt. Bald kamen auch andere Frauen, die Tische füllten sich.

FrauenWeisheiten

An einer grossen Wäscheleine konnten die Frauen ihre Wünsche aufhängen. Viele Gruppen, darunter die Theater- und Kirchenfrauen und Frauen der Pro Infirmis, beteiligten sich mit Aktionen. Als am Mittag der Platz ziemlich belebt waren, kamen die Turnerinnen vom Eidgen. Turnfest auf der Allmend in schwarzen Glitterkleidern vorbei. Sie fanden es völlig daneben, dass die Frauen streiken, das brauche es doch nicht. Und doch wollten auch sie auf die Bühne. Dies wurde ihnen schliesslich in der aufgeheizten Stimmung ermöglicht. «Nach der Darbietung waren alle zufrieden», freut sich Agatha rückblickend. Danach gab es jährliche Aktionstage; stets mit der Hauptforderung des gleichen Lohns für gleiche Arbeit. Agatha war mit der VPOD-Frauengruppe immer dabei.



Die Frauen kamen in Scharen auf den Kornmarkt.

Politische Teilhabe als Selbstverständlichkeit

Beim lebhaften Erzählen wird deutlich, mit wie viel Ausdauer, hartnäckigem Dranbleiben aber auch Lust sie ihre Ziele verfolgte. «Ich war jung, easy, wild, genoss das Leben und legte mich politisch recht ins Zeug», schmunzelt sie und erzählt von ihrer nicht einfachen Jugendzeit. Aufgewachsen in Zürich als Jüngste von vier Geschwistern standen für die Familie nach dem frühen plötzlichen Tod des Vaters mit 42 Jahren existentielle Fragen im Vordergrund. «Die Mutter musste sich beruflich neu orientie-

ren, sie arbeitete viel und verdiente wenig. Geld war keines da. Mir war klar, dass ich meine Ausbildung selber verdienen wollte.» Sie besuchte in Zürich die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule und absolvierte anschliessend die zweijährige Ausbildung zur Heimerzieherin. Die Hauswirtschaftslehrerinnen positionierten sich klar fürs Frauenstimmrecht. «Dort wurde auch ich erstmals dafür sensibilisiert. Als junge Frau war es für mich keine Frage, dass ich politisch teilhaben will und werde. Es war die Zeit der SAFFA (1958), die wir mehrmals besuchten. Unsere Lehrerinnen machten die Verbindung, dass Frauen als tüchtige Hausfrauen das Stimmrecht verdienen. Das gefiel mir weniger. Wohl deshalb waren für mich Frauenrechtlerinnen tüchtige, ältere, gestandene Frauen, aber immer auch etwas bieder, rechtschaffen und irgendwie unsexy. Als die Männer 1959 das Stimmrecht für Frauen verwarfen, war ich empört. Doch mich beschäftigten Lebensfragen, die mir näherstanden: Recht auf Ausbildung und danach eine existenzdeckende Arbeit, Fragen der Schwangerschaftsverhütung, später der Familienplanung.»

Eigenständig und selbstbestimmt

Als Heimerzieherin arbeitete Agatha unter anderem 1962/63 «im Hervormd Jeugdhuus» in Amsterdam und absolvierte danach das Heilpädagogische Seminar in Zürich. An der damaligen Heilpädagogischen Hilfsschule in Rapperswil war sie elf Jahre für die Kindergartenstufe zuständig. Die Arbeit verbunden mit dem selbständigen Leben gefiel ihr sehr. Auch lernte sie in dieser Zeit in der Badi ihren künftigen Lebensgefährten Rolf Wespe kennen, der in den Semesterferien als Bademeister arbeitete. «Als er fürs Studium nach Liverpool reiste, nahm ich eine Auszeit und fuhr mit. Ich wollte ihn nicht verlieren. Da er gewillt war, das Abenteuer Familie mit mir zu teilen, heirateten wir in Liverpool. Ich wollte kein grosses Fest, schon gar keine kirchliche Hochzeit.» Im Hinblick auf einen mit Familie kombinierbaren Beruf nahm sie mit 34 das Studium an der Abendschule für Sozialarbeit in Zürich auf. Während des Praktikums wurde ihre Tochter geboren. «In Rapperswil gab es keine Kinderkrippen. Wir wurden kreativ. Mit einer Biologin und mit den beiden Vätern engagierten wir eine Kleinkindererzieherin für die Betreuung unserer Kinder. Es klappte wunderbar.»

Es brauchte einen langen Atem

Schwierig wurde es später, als sie ihrem Mann, der in Luzern eine Stelle als Journalist gefunden hatte, nach Luzern folgte. «Ich kam böse auf die Welt. Doppelverdienerin war damals ein Schimpfwort. Als Mutter von zwei Kindern wollte man mir keine Stelle geben.» Und doch fand sie durch eine glückliche Fügung eine Praktikumsstelle und einen Platz in einer guten Kinderkrippe dem Bellpark in Kriens. Dort kam es zu einer Premiere. Zum ersten Mal telefonierte keine Frau, sondern ein Mann und fragte nach

einem Platz für die Tochter. Dank einer offen und liberal denkenden Sozialvorsteherin in Meggen fand sie eine Stelle als Sozialarbeiterin. Gerne denkt sie an das Jahrzehnt zurück, in dem sie den Sozialdienst aufbauen, mitgestalten und entwickeln konnte. Parallel dazu engagierte sie sich für ihre langjährigen Anliegen, nicht nur beim Frauenstreik. «Mit bürgerlichen Frauen zusammen bauten wir das Frauenhaus auf. Immer wieder fanden wir Verbündete, das gab Energie.» Denn ein langer Atem war gefragt. Sie schildert es am Beispiel der familienergänzenden Kinderbetreuung. 1980 hatte sie den Tagesschul-Verein mitgegründet. Da war ihre Tochter vier Jahre alt. Zwei Initiativen wurden abgelehnt mit der Begründung, die Kinder gehören am Mittag an den Familientisch. Die Tochter war 29 Jahre alt, als 2005 die Tagesschule endlich eingeführt wurde. In dieser Zeit (2000–2011) vertrat sie die Grünen im Grossstadtrat Luzern.

Ich hatte immer wieder Glück

Für die Bewältigung des Alltags musste sie sich mit ihrem Mann häufig zusammenschlagen. «Ich hatte hohe Ansprüche und war unnachgiebig. Kompromisse auszuhandeln war lange Zeit nicht so mein Ding. Doch habe ich es gelernt. Heute geht es mit den Grosskindern viel besser. Vielleicht sind wir gelassener geworden.» Am schwierigsten war die Schulzeit mit zum Teil alternierendem Unterricht. «Wir fanden zum Glück im Quartier eine Tagesmutter. Auch meine Mutter half uns tage- und wochenweise. Es war rückblickend für alle eine gute Zeit, obwohl es sehr streng war. Wir haben immer wieder einen gemeinsamen Weg gefunden, auch für Reisen, für persönliche Bedürfnisse und Weiterbildung.» Nach der Ausbildung zur Supervisorin konnte Agatha Fausch als Dozentin an der Hochschule für Soziale Arbeit Luzern ihre vielseitigen Erfahrungen einbringen.

Trauer um den ersten Enkel

Eine schmerzliche Erfahrung war für sie der Tod des ersten Enkels Valentin kurz vor der Geburt. «Unsere Tochter ist eine emotional starke Frau. Das bodenlos traurige Erlebnis hat unsere Familie zusammengeschweisst.» Dazu beigetragen haben Rituale und eine stimmungsvolle Abschiedsfeier mit einer offenen Pfarrerin. Sie hat die Eltern und Grosseltern in die Vorbereitung und Durchführung eingebunden. Agatha hat es geholfen, über den toten Enkel zu sprechen. «Das Ereignis hat mich im Glauben bestärkt, dass die Seele unsterblich ist, dass etwas weiterlebt, wie auch immer.» Agatha, die ihre Kinder nicht hatte taufen lassen und auch nicht religiös erzogen hatte, erinnerte sich in dieser Zeit an ihre Mutter, eine gläubige Frau, die stets für alle gebetet hat. «Zu wissen, jemand ist da und betet für uns, gab mir ein gutes Gefühl. Das fehlte mir.» Seither weilt sie in ruhigen Momenten bei lieben Verstorbenen und denkt an Menschen, denen es nicht gut geht. «Das ist meine persönliche Art des Betens.»

Es gibt noch viel zu tun

Dem Älterwerden steht sie zwiespältig gegenüber. «Ich bin dankbar, dass ich so alt werden darf und immer noch vieles mag, wandern und rudern mit meinem Mann, klettern mit einer Frauengruppe. Und doch bedauere ich, dass Hochtouren nicht mehr möglich sind wie früher. Ich muss bescheidener werden mit meinen Ansprüchen.» Sie zeigt ihr «Pensionierungsprojekt», eine prächtige Toggenburger Hausorgel (Baujahr 1794). Ihr Vater hatte sie in einem Schopf gefunden. Sie hat das Instrument restaurieren lassen und lernt, darauf zu spielen. Regelmässig besucht sie Sing- und Jodelkurse, wo es keine Alterslimite gibt.

Wichtig ist der vierfachen Grossmutter der Einsatz für einen umsichtigen Umgang mit der Natur. «Ich möchte meinen Enkelkindern viel davon zeigen und erzählen. Ich wünsche mir innigst, dass wir es schaffen, achtsam mit unseren endlichen Ressourcen umzugehen und unser Klima zu schützen.»

Selbstverständlich geht sie auch dieses Jahr an den Frauenstreik, den sie nach wie vor dringend nötig findet. «Um Armut im Alter zu verhindern, braucht es endlich gleiche Löhne für gleiche Arbeit. Zudem muss die Bereitschaft der Betriebe, Frauen mit zwei oder drei Kindern eine Anstellung zu geben, grösser werden. Leider werden erwerbstätige Mütter auch noch heute schikaniert.» Weiter wünscht sie sich mehr Unterstützung von den Geschäftsleitungen für die jungen Väter, damit sie dranbleiben und bereit sind, nicht nur einen Papitag, sondern halbe-halbe zu machen. «Frauen sollen im Beruf umsetzen können, was sie gelernt haben und Männer auch Care-Arbeit machen.»

DAMALS UND HEUTE

Frauenalltag

Marie-Louise Barben

Im Februar dieses Jahres haben die Frauenzeitschrift *annabelle* und das Meinungsforschungsinstitut *sotomo* die Studie «*annajetzt – Frauen in der Schweiz 2021*»* herausgegeben. Die Umfrage kommt zum Schluss, dass die Mehrzahl der Deutschschweizerinnen ganz glücklich mit ihrem Leben sei. Neun von zehn Familienfrauen

FrauenWeisheiten

bezeichnen sich als zufrieden oder sehr zufrieden. Und unvermittelt erinnere ich mich an mein Hausfrauen- und Mutterdasein vor mehr als fünfzig Jahren.

Wir schreiben das Jahr 1969, zwei Jahre vor der Gewährung des Frauenstimm- und -wahlrechts. Ich bin 31 Jahre alt, verheiratet, mein Mann ist Architekt. Wir haben drei Kinder im Alter von sieben, vier und zwei Jahren – Katrin, Gaby, Michael. In diesem Jahr schenke ich meinem Vater zu Weihnachten ein kleines «Tagebuch eines Monats». Als «Leiden und Freuden einer Hausfrau und Mutter» habe ich es bezeichnet.

Vom 15. November bis zum 15. Dezember habe ich jeden Tag eine kurze Episode aus meinem Alltag aufgeschrieben, Kindergeschichten zum Beispiel: Katrin, abgeklärt mit ihren sieben Jahren, über Gaby, mit der sie ein Weihnachtsgeschenk bastelt: «Ich bin sehr zufrieden mit Gaby, du kannst dich wirklich freuen, Mama.» Gaby beobachtet Michael, wie er laut jauchzend über den Dorfplatz stürmt und sagt: «Gäll, Mami, dä platzt fasch vor Lust.» Michael über meine Kochkünste: «Ha-i-nid gärn, Creme wott-i.» Was verrate ich über meinen Alltag in diesem kleinen Tagebuch? Zum Beispiel Folgendes: «Montag ist ein undankbarer Tag. Ich mache ein Rennen mit der Zeit und kämpfe auf verlorenem Posten.» Oder: «Nur Hausfrau sein ist oft deprimierend. Man sieht nie ein Resultat, wird nie dafür belohnt (sprich: bezahlt). Ich selber bin oft unbefriedigt.» Oder: «Ich habe einen schwarzen Tag. Das merken die Kinder und nützen es aus.» Oder: «Dieter (mein damaliger Ehemann) geht trotz Samstag ins Büro. Das wiederholt sich jeden Samstag.» Oder: «Am Nachmittag widmet sich Dieter ganz seiner Frau. Das kommt selten vor.» Oder: «Bösi Mama, sagt Michael zu mir. Das macht mir natürlich wieder ein ganz schlechtes Gewissen.» Oder: «Heute gehe ich nach Zürich. Es ist schön, ein wenig frei zu sein.»

Zwischen den Zeilen

War ich glücklich und zufrieden damals? Ich erinnere mich an eine junge Frau, die das Studium nach zwei Semestern und die Teilzeitarbeit nach dem ersten Kind aufgibt, die jetzt gerne schöne Kleider kauft und empfänglich ist für die Blicke der Männer. Ich erinnere mich an eine junge Hausfrau, die kein eigenes Geld hat und ein Haushaltbuch führen muss. Ich erinnere mich an eine junge Mutter mit einem permanent schlechten Gewissen, weil sie den Ansprüchen der Gesellschaft und ihren eigenen nicht zu genügen glaubt.

Einige Jahre später, als die Frauenbewegung begonnen hat, mich aufzuwecken, erinnere ich mich an einen Kurs: Die Teilnehmerinnen wurden gebeten, die Phasen ihres Lebens in Form einer Linie darzustellen. Ich zeichnete eine gleichmässige, leicht gekräuselte, waagrecht verlaufende blaue Linie und darunter eine wild bewegte, heftig

auf und ab schwankende rote Linie. Der Alltag und der Untergrund, das Hausfrauen- und Mutterdasein und das Begehren.

52 Jahre später: annajetzt – Frauen in der Schweiz 2021

Zwischen dem 21. und dem 31. Januar haben über 6'000 Frauen aus der deutschsprachigen Schweiz an der oben erwähnten Umfrage von Sotomo und annabelle teilgenommen. Die Befragung erfolgte online über die Internetseiten von annabelle und sotomo. Nach Meinung der Antwortenden ist die Gleichstellung im privaten Umfeld, in der Politik und in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit verwirklicht, jedoch nicht im Berufsleben. Die Stellung der Frau hat sich im Vergleich zu den Müttern der Antwortenden verbessert, was z.B. Ausbildung, berufliche Perspektiven, Arbeitsteilung und sexuelle Entfaltung betrifft.

An erster Stelle des Handlungsbedarfs sehen die Teilnehmerinnen gleichen Lohn für gleiche Arbeit. Es folgen bessere finanzielle Absicherung im Alter, bessere Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit, mehr Wertschätzung der Care-Arbeit etc.

Ein Land von mehrheitlich zufriedenen und relativ glücklichen Frauen? Aber zu welchem Preis?

Ich greife drei Themen heraus und reflektiere sie kritisch:

Gleichstellung und ökonomische Unabhängigkeit

Zur Zeit der neuen Frauenbewegung hiess ein populärer Slogan: Das Ziel ist halbe-halbe. Anders ausgedrückt: eine paritätische Teilung von Zeit, Geld und Macht unter Frauen und Männern, eine paritätische Teilung der gesamten Arbeit (Beruf, Ehrenamt, Freiwilligenarbeit, Haus-, Erziehungs- und Betreuungsarbeit). Das war in meiner Optik das Ziel.

Für die Teilnehmerinnen an der Umfrage hingegen ist «das Teilzeit-Vollzeit-Setting (...) das ideale Modell».** Die Mehrheit hält es für richtig, wenn in einer Familiensituation der Vater 80 Prozent, die Mutter 50 Prozent arbeitet. Gleichzeitig gibt jede zweite Frau im Erwerbsalter an, dass sie nicht genug verdiene, um den eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten. Keine Altersgruppe wünscht sich ein egalitäres Modell.

Haben Frauen aufgegeben, ökonomisch unabhängig sein zu wollen?

Feministin sein

Bei den über 45jährigen Antwortenden bezeichnet sich ein Drittel als Feministin, bei den unter 35-Jährigen sei «Feminismus Mainstream». Im Durchschnitt 42% Feministinnen in der Schweiz. Super! Aber: welches Verständnis von Feminismus steht dahinter? Welche Auseinandersetzung damit? Welche (politische) Einstellung? Ich sehe mir

die Antworten zur Frage «Was Frauen ausmacht» an: Die drei wichtigsten Merkmale für die Teilnehmerinnen sind: eigene Individualität, eigener Lebensstil, selber gewählte Lebensweise. Wollten Feministinnen nicht mal kämpfen für eine gleichberechtigte Welt für alle Frauen? Ich hätte mich nie für eine Feministin gehalten, wenn es nur um meine eigene «Selbstverwirklichung» gegangen wäre. Ich wusste immer, dass ich privilegiert bin und dass wir die Strukturen verändern müssen, damit alle Frauen in den Genuss elementarer Güter wie Bildung, Gesundheit, Arbeit kommen.

Abbild eines gut situierten Mittelstandes.

Verwirrt breche ich hier ab und nehme nochmals die Studie zur Hand. Was wissen wir über das Profil der Teilnehmerinnen? «Da sich die Teilnehmenden der Umfrage selber rekrutieren, ist die Zusammensetzung der Stichprobe nicht repräsentativ», steht im Schlussbericht.*** Es sei jedoch mittels statistischer Gewichtungsverfahren den Verzerrungen entgegengewirkt worden. Damit erhalte die Studie eine hohe Repräsentativität.

Trotzdem frage ich mich: Wer sind die annabelle-Leserinnen? Wer nimmt an einem Online-Panel von sotomo teil? Handelt es sich um Schweizer Frauen oder um in der Schweiz lebende Frauen? Handelt es sich möglicherweise einfach um relativ gut situierte Frauen aus dem Mittelstand?

Ich denke noch einmal zurück: Ich war im Jahr 1969 schon acht Jahre verheiratet. Ich war unsicher, unausgefüllt, allein. Ich erinnere mich aber genau an mein Gefühl: Ich habe kein Recht, unglücklich zu sein. Wenn ich damals an einer solchen Umfrage teilgenommen hätte, ich hätte zu den Zufriedenen gehört. Ich hätte mich, auch anonym, nicht gewagt, etwas anderes zu auszudrücken. Ob es der einen oder anderen Teilnehmerin auch so ergangen ist.

Ich stelle die Umfrageresultate nicht in Frage, aber sind etwas über 6'000 annabelle-Leserinnen tatsächlich repräsentativ für die ca. 3,5 Mio in der Schweiz lebenden Frauen ab 16 Jahren? ich möchte mehr wissen, wie es den in der Schweiz lebenden Frauen tatsächlich geht.

* *annajetzt – Frauen in der Schweiz. Die grosse Frauenbefragung von sotomo und annabelle. Februar 2021*

** *Helene Aecherli in annabelle 2021: Die Studie: So geht es den Schweizer Frauen. annabelle.ch*

*** Siehe Anmerkung 1, S.7.

Auf den Schultern der Vorkämpferinnen



Tamara Funicello, 31, Gewerkschafterin und Nationalrätin SP, Vorstandsmitglied der Gewerkschaft Unia sowie der Lesbenorganisation Schweiz.

Tamara Funicello

1971

Das Jahr, in dem die Schweiz ein bisschen mehr zu einer echten Demokratie wurde.

Das Jahr, in dem ein hundertjähriger Kampf seinen Abschluss fand.

Das Jahr der Annahme des Frauenstimmrechts.

Wenn ich an 1971 denke, empfinde ich in erster Linie Dankbarkeit. Dass ich heute, als junge, queere, migrationserfahrene Frau aus der Arbeiter*innenklasse im Nationalratssaal stehen darf und meine Meinung kundtun kann. Das habe ich den Frauen und Feminist*innen zu verdanken, die vor mir gekämpft haben.

FrauenWeisheiten

Die dafür gekämpft haben, dass unsere Stimme gehört wird, dass wir teilhaben können – am öffentlichen Leben und der politischen Macht. Kämpfer*innen, die ausgebrochen sind aus dem kleinen Rahmen, den man für uns vorgesehen hat, die Raum erkämpft haben für unsere Anliegen, die aus dem Privaten etwas Politisches gemacht haben.

Auf ihren Schultern stehe ich – stehen wir

Es entzieht sich meiner Vorstellungskraft, was dieser Kampf unsere Vorreiter*innen gekostet hat. Und genau deshalb lebe und kämpfe ich in der Überzeugung, dass wir es ihnen schuldig sind, den Weg für eine gerechtere Welt fortzusetzen.

Gemeinsam haben wir auf diesem Weg viel erreicht. Die Mutterschaftsversicherung, das Recht auf Abtreibung, das neue Ehegesetz, aber auch den Vaterschaftsurlaub, die Ehe für alle, die 10. AHV-Revision. Nie war es leicht. Und wenn wir aufhören zu kämpfen – das ist die Lehre aus den letzten 50 Jahre – dann fallen wir zurück.

Feministin aus Überzeugung

Persönlich gehe ich diesen Weg seit bald 10 Jahren. Es war eine Studienkollegin, Anja, die mich auf die feministische Reise mitgenommen hat. Nachdem ich gesagt hatte, «ist doch egal, ob man nun Fussgänger- oder Fussgänger*innenstreifen sagt», meinte sie, ohne zu werten oder anzuprangern: «Komm wir lesen mal ein bisschen feministische Literatur». Und so wurde ich – nachdem ich Gewerkschafterin aus Notwendigkeit und JUSO-Mitglied aus Empörung geworden bin – Feministin aus Überzeugung.

Mit jedem Tag auf diesem feministischen Weg werde ich radikaler, weil ich mit jedem Schritt mehr sehe, wie gross die Benachteiligung, die Diskriminierung, die Gewalt gegen Frauen, Lesben, intergeschlechtliche, nonbinäre und trans Menschen (kurz: FLINT) ist. Wie allumfassend und wie durchdringend sie sind. Von kleinen Sachen wie der Höhe der Trottoirs, die definitiv nicht für Menschen mit Kinderwagen konzipiert wurden, über Medikamente, die nur an männlichen Probanden getestet wurden, über die Sozialversicherungen, die sich an typisch männlichen Biographien orientieren, findet man in jedem Bereich weitere Benachteiligungen, die strukturell auf Kosten von FLINT-Personen gehen.

Für eine bessere, gerechtere Welt

Oder anders ausgedrückt: Die Normalität und die Macht sind, trotz unseren Errungenschaften, nach wie vor männlich, weiss, cis, hetero und ans Kapital gebunden. Und das Gegenstück zu dieser illegitimen undemokratischen Macht heisst – davon bin ich fest überzeugt – Feminismus.

FrauenWeisheiten

Ja, wir sind einen weiten Weg gegangen. Aber bis zum Ziel ist es noch weit!

Das Ziel ist klar: eine bessere, gerechtere Welt, die sich an den Bedürfnissen aller Menschen orientiert und nicht am Profit der wenigen. Eine Welt, die keine Diskriminierung und Gewalt kennt, unabhängig vom Geschlecht, sexueller Orientierung, Haut- und Passfarbe.

Die Kraft, um dieses Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, um es nach jedem Rückschritt, nochmals zu versuchen, finden wir im Kollektiv, in Räumen, in denen wir uns austauschen, zurückziehen und beraten können. Wie es uns die Feminist*innen der 1970er gelehrt haben.

Und wenn ich zweifle, wenn ich mich frage, ob sich das lohnt, dann schaue ich zurück und mache mir bewusst, in welcher Tradition unser Kampf steht – auf wessen Schultern ich stehe.

Ich schaue nach vorne, auf die nächste Generation, die mit 17 die Welt auf den Kopf stellt und sich nichts mehr gefallen lässt und ich weiss, auf meinen Schultern soll diese Generation stehen. Also weiter Genoss*innen, es lohnt sich!



Frauenweis(s)heiten im Juli & August 2021

Liebe Leserin, lieber Leser

Als zweitletztes Land in Europa hat die Schweiz das Stimm- und Wahlrecht für Frauen 1971 auf nationaler Ebene eingeführt. Warum so spät? Es hat unter anderem mit den tief verankerten traditionellen Rollenbildern zu tun. Darauf gründet auch die ungleiche Verteilung der lebensnotwendigen Care- resp. Sorgearbeit zwischen den Geschlechtern. Die Bedeutung der Pflegearbeit für den einzelnen Menschen und für die Gesellschaft wurde während der Pandemie einmal mehr betont. Und doch finden die Anliegen der Pflegefachpersonen in der Politik wenig Gehör. Regelmässig führt auch die unbezahlte Sorgearbeit in der Familie für kranke, betagte oder behinderte Angehörige, meistens von Frauen geleistet, für öffentliche Diskussionen. Doch wird diese unverzichtbare Arbeit im Betrag von Milliarden im Bruttosozialprodukt unseres Landes nicht aufgeführt.

Die Texte in diesem Newsletter beleuchten Hintergründe und Zusammenhänge und zeigen, was im Hinblick auf die unbefriedigende Situation zu tun ist.

Die Sorge für die Natur und für andere Menschen ist der im Porträt beschriebenen Magdalen Baumann ein zentrales Anliegen. Als Powerfrau mit grossem Herzen hielt sie ihr Haus offen auch für andere, unter anderem für Menschen mit einer Beeinträchtigung und für Pflegekinder. Doch war es ihr wichtig, neben ihren Aufgaben als Bäuerin, Hausfrau und Mutter auch ihren Beruf auszuüben.

Die Historikerin Heidi Witzig zeigt auf, wie mit der Trennung der Lebenswelten von Frauen und Männern zurzeit der Industrialisierung den Geschlechtern neben spezifischen Aufgaben von Gesellschaft und Kirche auch dazu passende Charaktereigenschaften zugewiesen wurden. Für die Frauen bedeutete dies, dass sie die gesellschaftliche und psychische Disposition zum Dienen gelernt und oft verinnerlicht haben. Noch heute wird die unbezahlte Sorgearbeit oft als Dienst aus Liebe bezeichnet, und Frauenberufe werden schlechter bezahlt als Männerberufe.

Die Theologin und Philosophin Ina Praetorius fordert ein anderes Verständnis von Ökonomie und einen notwendigen Perspektivenwechsel, ist sie doch überzeugt: Wirtschaft ist Care. Nicht mehr das Geld und die profitgetriebene Produktion überflüssiger oder

FrauenWeisheiten

gar schädlicher Güter soll die Mitte des Ganzen bilden, sondern «das Leben und seine Erhaltung, das Sorgen für die Welt, der Einsatz für einen kulturellen Wandel».

Haben die Texte auch in Ihnen Erinnerungen oder Fragen geweckt?
Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Eine Powerfrau mit grossem Herzen



Magdalen Baumann schätzt das Leben für und mit anderen Menschen in ihrem offenen Haus.

Text & Foto: Marianne Stohler

In der gemütlichen Wohnung in einer ausgebauten Scheune neben dem stattlichen, wunderschönen alten Bauerhaus lebt die bald 71jährige Magdalen Baumann mit ihrem Mann. Der Blick aus den grossen Fenstern schweift weit über die sanften Hügel des Hirzels zum Zürichsee und bis zu den noch tiefverschneiten Bergketten. Die Wohnung ist heimelig eingerichtet. Auf dem kleinen Tisch bei der Sitzgruppe steht ein Feldblumenstrauss. Den Hauptplatz nimmt der grosse Tisch ein, an dem viele Personen Platz haben. Grosse Tische ziehen sich durchs Leben von Magdalen. Schon in ihrer Kindheit im Pfarrhaus wohnte sie in einem offenen Haus mit einem Tisch, an dem auch immer Unangemeldete willkommen waren.

Starke Frauen

Magdalen wuchs als jüngstes von drei Kindern auf. Schon vor ihrer Geburt war ein weiterer, zweijähriger Bruder an einem geplatzten Blinddarm gestorben. Die Mutter erholte sich auch nie mehr ganz von einer früheren Schwangerschaftsvergiftung mit einer Totgeburt. Sie starb, als Magdalen erst 14 Jahre alt war. Diese hatte zwar den Tod der beiden Geschwister selber nicht miterlebt. Doch war die Familie durch diese Schicksalsschläge und die kranke Mutter sehr belastet. Deshalb übernahm sie schon früh sehr viel Verantwortung, besonders auch, weil ihre ältere Schwester behindert war.

In ihrer Familie gab es seit jeher starke Frauen. Das galt für ihre Urgrossmutter wie auch für ihre Grossmütter. Die eine hatte bereits zu jener Zeit das Mädchengymnasium besucht, die andere als Kindergärtnerin einen Kindergarten mit 80 Kindern betreut. Auch ihre Mutter engagierte sich als Frau des Pfarrers viel in der Kirchgemeinde, hatte ein offenes Ohr für alle und führte ein sehr offenes Haus. Dem Vater aber hielt sie Konflikte so weit wie möglich vom Leibe. Dadurch wurde Magdalen schon früh klar, dass sie, im Gegensatz zur Mutter, Konflikte nicht verdrängen wollte. Sie trägt diese bis heute lautstark aus, denn es ist ihr wichtig, dass alles auf den Tisch kommt und diskutiert wird.

Eine spannende Ausbildung und der «tollste Beruf»

Nach der Schulzeit am Gymi und an der Diplommittelschule standen verschiedene Berufsrichtungen zur Diskussion. Zuerst waren es eher künstlerische Berufe. Bald aber wurde ihr klar, dass es ein Beruf mit und für Menschen sein musste. Ihre Wahl fiel auf die Ergotherapie, verlangt dieser Beruf doch sehr viel Kreativität in der Rehabilitation und Integration von Menschen jeden Alters. Nach Praktika in der Erwachsenenpsychiatrie, der Paraplegie, der Handchirurgie folgten zwei Arbeitsjahre im Burghölzli. Nach den sehr spannenden, aber belastenden Jahren kündigte sie, orientierte sich Richtung Kinderpsychiatrie und arbeitete auf der psychotherapeutischen Station des Kinderspitals in Zürich.

Ergotherapie in der Kinderpsychiatrie war zu jener Zeit ganz neu. Die Rolle der Ergotherapie im Therapiesetting zu finden, faszinierte Magdalen sehr. Von Anfang an fand sie, sie hätte den tollsten Beruf gewählt. Sie interessierte sich für alles und blieb ihr Leben lang eine überzeugte und begeisterte Ergotherapeutin.

Als sie im Jahr 1978 angefragt wurde, die Stelle für Früherfassung an der Primarschule Egg zu übernehmen, nahm sie an. Sie war überzeugt, dass die Erfolgchancen bei

Kindern mit Entwicklungsschwierigkeiten grösser sind, wenn die Therapie so früh wie möglich beginnt. Gleichzeitig übernahm sie eine Zeitlang eine Dozentenstelle im Bereich Kinder an der Schule für Ergotherapie.

Der grosse Umbruch

In dieser Zeit lernte sie den Bruder einer Arbeitskollegin kennen und lieben. Sie spürte, dass sie bei und mit ihm ganz sie selber sein konnte. Durch die Heirat nahm ihr Leben eine radikale Wende. Sie musste sich nicht nur bald in die Rolle einer Mutter von zwei Buben einleben, sondern auch in diejenige einer Bauersfrau, da ihr Mann den elterlichen Hof übernommen hatte. Wie sollte sie da in ihrem Beruf noch weiterarbeiten können? Ein Unterbruch der beruflichen Tätigkeit war zwingend. Sie wusste aber von Anfang an, dass das nur eine Zwischenlösung sein kann. Schwer fiel ihr, dass sie durch die Heirat ihren Namen wechseln musste, hatte sie sich doch als Berufsfrau einen Namen geschaffen.

Sie bildete sich zur Haushaltslehrmeisterin aus und hatte 14 Haushaltslehrtöchter. Als die Kinder älter wurden, übernahm sie ab 1986 wieder Vertretungen im Spital oder in Ergotherapie-Praxen. So blieb sie am Ball. Während dieser Zeit wurde ihr klar, dass sie nur noch mit Kindern arbeiten möchte. Das bedingte viele Weiterbildungen. Sie spezialisierte sich auf sensorische Integrationstherapie. Den Entwicklungsstand der Kinder abzuklären und gemeinsam mit Eltern und Schule Ziele mit den Kindern zu formulieren, war ihr dabei ein zentrales Anliegen. 1994 eröffnete sie eine eigene Praxis. In der Schule im Hirzel konnte sie sich einmieten. Den Aufbau der in die Schule integrierten Ergotherapie beschäftigte sie bis kurz vor ihrer Pensionierung 2018.

Das offene Haus

Obwohl der Beruf in Magdalens Leben eine zentrale Rolle einnahm, war sie auch eine engagierte Familienfrau. Da sie mit ihrem Mann in einem geräumigen Haus an einem sehr schönen Ort lebte, war es für die beide selbstverständlich, dieses Privileg mit andern zu teilen. So gingen viele Menschen bei ihnen ein und aus. Sie und ihr Mann engagierten sich bei «Landwirtschaft und Behinderte» und beschäftigten immer ein bis zwei Menschen mit Beeinträchtigung auf dem Hof, daneben Lehrlinge und Angestellte. 1991 nahmen sie auch noch zwei Geschwister als Pflegekinder auf. Diese sind heute berufstätig und selbständig, stehen jedoch immer noch in engem Kontakt mit der Familie.

Einiges später kamen nochmals zwei kleine Buben als Pflegekinder dazu. Diese absolvieren nun ihre Ausbildung und leben wohl noch einige Zeit bei ihnen.

Der nicht ganz einfache Ruhestand

Organisieren und Planen war seit jeher Magdalens grosse Fähigkeit. Je mehr sie zu tun hatte, desto mehr kam sie in Schwung, denn neben der intensiven Berufs- und Familienarbeit engagierte sie sich auch gesellschaftspolitisch insbesondere für Menschen, die es nicht einfach haben. Woher nahm und nimmt diese Frau all diese Energien? Sie meint: «Die Arbeit in der Natur und mit den Tieren gibt mir viel Kraft. Auf dem Hof läuft selten etwas wie geplant. Dauernd gibt es Unvorhergesehenes. Es ist eine gute Lebensschule, die zeigt: Du bist nur ein kleiner Teil eines grossen Ganzen.»

Vor drei Jahren übergab das Paar den grossen Hof an Sohn und Schwiegertochter und zog in die ausgebaute Scheune nebenan. Jetzt könnte sich Magdalen eigentlich zurücklegen, aber noch schafft sie es nicht, einen Nachmittag lang einfach gemütlich zu lesen oder zu nähen. Noch kann sie nicht ganz loslassen. Sie spürt: «Ich muss aktiv bleiben und auch für andere tätig sein, um Befriedigung zu finden.»

Alte Rollen aufgeben, neue finden und dabei das immer älter und langsamer Werden integrieren, ist für sie alles andere als einfach. Auch gesellschaftlich fühlt sie sich weniger akzeptiert, seit sie nicht mehr berufstätig ist. Was bleibt, ist das offene Haus, das sie seit ihrer Kindheit pflegt. Sie freut sich, wenn Kinder und Grosskinder bei ihr ein- und ausgehen und sie alle an ihrem grossen Tisch bewirten kann.

In dieser Rolle unterstützt sie weiterhin ihre Frauengruppe, die seit den Siebzigerjahren existiert. Es sind Frauen aus der Stadt, Freundinnen aus alten Zeiten. Weil sie sich als Bauersfrau nie ganz ausgefüllt fühlte, war ihr die Gruppe wichtig. «Sich regelmässig mit Frauen in anderen Lebensrealitäten auszutauschen, gibt Kraft und grosse Dankbarkeit.»

So ist Magdalen nach wie vor offen für das, was noch kommen wird, gespannt darauf, wie sie den neuen Lebensabschnitt bewältigen wird und zuversichtlich, dass es gelingen wird.

Care – Arbeit neu definieren und verteilen

Heidi Witzig

Seit Jahrhunderten lebten Frauen, Männer und Kinder in der Schweiz in der Arbeits- und Lebensform des «Ganzen Hauses». Meist waren dies Dreigenerationen-Familien mit ledigen Töchtern und Söhnen und allenfalls Knechten und Mägden. Die grosse Mehrheit der Bevölkerung lebte auf dem Land, in bäuerlichen, gewerblichen oder Heimarbeits-Familienwirtschaften. Und alle, wirklich alle, arbeiteten produktiv. Nur so war ein Auskommen überhaupt möglich. Allenfalls übernahm ein altes oder nicht ganz arbeitsfähiges Familienmitglied die Betreuung kleiner Kinder oder kranker Menschen, also das, was wir heute als Care-Arbeit bezeichnen. Zentral war lediglich das Kochen, um alle möglichst gesund und arbeitskräftig zu erhalten.

Während der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts, als unser heutiges Gesellschafts- und Produktionssystem seinen Siegeszug antrat, wurde erstmals eine Trennung der Sphären von Frauen und Männern möglich, die es vorher nie für breite Schichten gegeben hatte: Die Männer konnten erstmals eine Familie allein ernähren; Frauen und Kinder konnten erstmals zu Hause «unproduktiv» bleiben. Im Haus entwickelte sich ein neuer wichtiger Aufgabenbereich: Die Pflichten als Gattin (emotionale Zuwendung zum Gatten, der sich ausser Haus verausgabte), als Mutter (unterschiedliche Erziehung für Mädchen und Knaben, damit sie für ihre spezifischen Aufgaben in der Frauen- bzw. Männerwelt vorbereitet waren), als Hausfrau in einem grossen repräsentativen Haushalt (Leitung eines Haushaltbetriebs mit Angestellten).

Gott- und naturgewollte Geschlechterrollen und Charaktereigenschaften

Die Trennung von Frauenwelt und Männerwelt war nicht nur äusserlich. Auch innerlich wurden beide Geschlechter auf ihre spezifischen Aufgaben zugerichtet. Kirche, Medizin und später auch die Psychologie begründeten unermüdlich den unterschiedlichen gott- respektive naturgewollten sogenannten Geschlechtscharakter von Frauen und Männern. Das heisst: Wesen und Charakter der Frau bestimmten diese zum Dienen, kurz zum Handeln im Privaten unter Aufsicht des Mannes. Wesen und Charakter des Mannes hingegen bestimmten ihn zum Herrschen, zum Rationalen, kurz zum Konkurrieren in der beruflichen und politischen Öffentlichkeit und zum Dominieren in der

FrauenWeisheiten

Familie. Bis ins 20. Jahrhundert hinein bestimmte das Gesetz den Mann als Vertreter des familiären Bereichs gegen aussen.

Prägendes Familienmodell

Dieses Modell war bis nach dem Ersten Weltkrieg nur in den aufsteigenden Schichten Realität – in Familien der Fabrikanten, höheren Kader in Büros, Beamten, Ärzten, Juristen usw. Doch die Botschaft dieser erfolgreichen bürgerlichen Familienordnung war als erstrebenswertes Vorbild prägend für die gesamte Bevölkerung.

Das Leben von Frauen und Männern entwickelte sich zunehmend auseinander; Erziehung, Lebensperspektiven und Lebenswirklichkeit waren grundverschieden. Und beide Entwicklungen führten zu Deformationen: Frauen delegierten ihre Rationalität und oft auch ihr Selbstbewusstsein an die Männer – diese hingegen delegierten ihre Emotionalität und ihre Tugenden des Sich-Einfühlens an die Frauen.

Care als freiwilliger Liebensdienst

Für die Frauen bedeutete diese Zuweisung zu einer spezifischen Frauenwelt, dass sie seit bald 200 Jahren die gesellschaftliche und psychische Disposition zum Dienen gelernt und oft verinnerlicht haben. Diese Vorstellungen prägten den Begriff der Arbeit inner- und ausserhalb der Familie zutiefst: Jede Arbeit, wo auch immer und wie auch immer, stand unter dem Motto des Dienens. Es lässt sich nachweisen, dass auch Frauen der unteren Schichten, deren Arbeit noch um 1900 lebensnotwendig für das Auskommen der Familie war, diese immer mehr als «Arbeit aus Liebe» verstanden, die ihrem Wesen entspreche. Auch Arbeit ausserhalb der Familie, für alleinstehende Frauen in den letzten hundert Jahren lebensnotwendig, galt in erster Linie als «Dienst» für andere und deshalb kaum in Geld messbar. Das ist der tiefere Grund, weshalb «Frauenberufe» bis heute schlechter bezahlt sind als «Männerberufe».

Care im Neoliberalismus

Ab den 1990er Jahren galt die Devise, die Aufgabe des Staates sei lediglich, optimale Rahmenbedingungen für die Wirtschaft zu schaffen. Das ökonomische Denken stiess in alle Bereiche menschlichen Handelns vor. Es wurde – und wird teilweise auch heute – systematischer Raubbau getrieben an unseren materiellen und sozial lebensweltlichen Grundlagen. Mit dem Rückzug des Sozialstaats gerieten unter anderem auch die Kosten der staatlichen Angebote in Pflege und Betreuung unter Druck: Die Folge sind verschlechterte Bedingungen in der Pflege, Zeitdruck in den Spitälern und Krankenhäusern, Diskussionen um die Finanzierbarkeit des hohen Alters. Die Manifestgruppe der GrossmütterRevolution hat sich ausführlich mit der Thematik der Care-Arbeit befasst und eine Studie dazu herausgegeben*.

Vielfältige Herausforderungen

Was heisst das nun für die heutigen Diskussionen um «Care»?

- Auf der materiellen Ebene muss klar definiert werden, welche Betreuungsarbeiten für alle, Arm und Reich, Jung und Alt, Kranke und Gesunde, vom Staat garantiert und bezahlt werden. Auf welche Leistungen haben alle Anspruch? Das ist heute eine brennende Frage und bedingt den Ausbau des Sozialstaats. Die Hoffnung, dass Grossmütter, Mütter und Töchter die Care-Leistungen inner- und ausserhalb von Familie und Verwandtschaft schon schaukeln werden, ist zunehmend unrealistisch. Die Zivilgesellschaft muss diese Standards festlegen und die staatliche Gesetzgebung diese garantieren.
- Die Diskussionen um die Verteilung der Care-Arbeit zwischen Frauen und Männern sollen nicht nur auf der individuellen Ebene von Paarbeziehungen geführt werden. Care-unterstützende Strukturen sind unabdingbar. Forderungen nach Teilzeitstellen auch in gut bezahlten Männerberufen und nach der finanziellen Aufwertung von sogenannten Frauenberufen sollen endlich realisiert werden. Erinnern wir uns: Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit ist in Verfassung und Gesetz garantiert.
- Frauen und Männer haben die Aufgabe, sich mit ihren Defiziten bezüglich Care-Arbeit auseinanderzusetzen. Das ist ein schmerzlicher und langer Prozess. Die Identifikation mit Mütterlichkeit und Gratisarbeit ist für Frauen herzerwärmend – dass sie dabei die beruflichen Fähigkeiten verlieren, Armutsriskien eingehen und oft an mangelndem Selbstbewusstsein leiden, führt auch zu Depressionen oder versteckten Machtspielen innerhalb der Familien. Und für Männer ist die Identifikation mit der erfolgreichen Ernährerrolle ebenfalls herzerwärmend. Dass ihr Selbstbewusstsein vom Geldverdienen abhängig ist und ihre Care-Fähigkeiten verkümmern, führt zu den schwierigen Fragen, was denn ein «rechter Mann» sei und innerhalb der Familien oft zu Streit und Gewalt.

Die Herausforderungen sind vielfältig und erschüttern nicht nur das traditionelle Selbstverständnis von Frauen und Männern, sondern auch unsere gesellschaftliche Ordnung, die auf ständiges Wachstum und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung setzt. Ebenso sind wir herausgefordert, die Rolle des Sozialstaats, seiner Garantien und seiner Grenzen, neu zu formulieren. Frauen, wir sind dabei – wann und wo auch immer es darum geht, der Care-Arbeit zu ihrer eigentlichen Bedeutung zu verhelfen.

FrauenWeisheiten

* Elisabeth Ryter, Marie-Louise Barben (2015): *Care-Arbeit unter Druck. Ein gutes Leben für Hochaltrige braucht Raum.*



Heidi Witzig (1944) lebt in Winterthur. Sie ist Historikerin mit Schwerpunkt Geschlechter- und Alltagsgeschichte und Mitglied der GrossmütterRevolution.

1971 – EINE ANNÄHERUNG

Sagen, was wahr ist: Wirtschaft ist Care

Ina Praetorius

Jeden Werktag Abend zur besten Sendezeit berichtet das öffentlich rechtliche Fernsehen der deutschsprachigen Schweiz über die Entwicklung der Börse. Ich höre mir die drei Minuten «SRF Börse» vor der Hauptausgabe der Tagesschau so regelmässig wie möglich an, kann mich aber nicht erinnern, da jemals von dem erheblichen Arbeitsvolumen erfahren zu haben, das unter den elegant auf- und absteigenden Kurven des Swiss Market Index verborgen liegt. Zwar gäbe es weder das Fernsehstudio am Leutschenbach noch den Chefredakteur Reto Lipp, weder Banken noch SMI, wenn niemand dafür sorgen würde, dass die Hemden gebügelt, die Klos geputzt und die Kinder in die Schule geschickt werden. Aber es ist halt tatsächlich nicht so faszinierend, dass durch die Arbeitsteilung zwischen der Welt der Krawatten- und Stiletto-Träger*innen und der unbezahlten Haushaltsproduktion die Frauen in der Schweiz um jährlich ungefähr 100 Milliarden Franken betrogen werden. [1]

Care-Arbeit: Nicht schon wieder!

Am 24. März 2019 sendete Radio SRF ein halbstündiges, von Norbert Bischofberger moderiertes Gespräch zwischen dem Ökonomieprofessor Mathias Binswanger und mir. Das Thema hiess: Eine neue Ökonomie. Für einmal sprachen wir über die ausgeblendete Grundlage des profitgetriebenen Wirtschaftens und über die Frage, wie

die ganze Ökonomie sichtbar werden kann, und zwar überall: in den Medien, in der Wissenschaft, im Bruttoinlandsprodukt, in der Schule, in Alltagsgesprächen. Als ich nach diesem Gespräch die Redaktionsleiterin von «SRF Sternstunden», Judith Hardegger, per Twitter fragte, ob sie das Missverhältnis zwischen dem dominanten Marktfundamentalismus und der notorisch verschwiegenen Basis der Produktionsmaschinerie nicht auch einmal in den «SRF Sternstunden» zum Thema machen wolle, schrieb sie mir am 18. April 2019 zurück, sie sehe keinen Anlass, das Thema «grad nochmal» zu bringen. [2]

Ein seltsames Verständnis von Ökonomie

Dass das Schweizer Fernsehen auch noch fünfzig Jahre nach der Einführung des Frauenstimmrechts täglich über die Börse, aber nur alle paar Monate über Care-Ökonomie berichtet, ist ärgerlich, aber logisch: Man hat mit guten Gründen Angst vor den gewaltigen Zahlen, die das Bundesamt für Statistik seit bald fünfundzwanzig Jahren unbeirrt der Öffentlichkeit zur Verfügung stellt. Denn wenn alle über das «Satellitenkonto Haushaltsproduktion» [3] Bescheid wüssten, würde wohl unweigerlich eine Protestlawine gegen den unsachgemäss verengten Ökonomiebegriff und seine weitreichenden Folgen anrollen. Deshalb bleibt man lieber beim gängigen Narrativ von den defizitären Frauen, die «aufholen müssen», um endlich in «die Wirtschaft» integriert zu werden. Am Frauen*streiktag, dem 14. Juni 2021 zum Beispiel, berichtete die Wirtschaftssendung SRF Eco über den «chronischen Frauenmangel in der IT-Branche». Ich hätte mir stattdessen Nachdenklichkeit über Bullshit-Jobs [4] und Ökosystemrelevanz gewünscht, oder über den Pflexit und die Pflegeinitiative, oder wenn schon über Digitalisierung, dann über die Frage, wann sie Sinn macht und wann nicht, und über toxische Männlichkeit in der IT-Branche. Wer aber die verantwortlichen Redakteur*innen zur Parteilichkeit der Programmpolitik befragt, bekommt noch immer die altväterliche Mär von den «Liebesdiensten» und den «gegenseitigen Hilfeleistungen» zu hören. So schrieb mir Stefan Barmettler, der Chefredakteur der «Handelszeitung» am 30. Oktober 2019, viele Eltern fassten Erziehungsarbeit doch als «Akt der Zuneigung, Verantwortung und Freude» auf und wollten deshalb bestimmt nicht dafür bezahlt werden. Dass Care-Arbeit oft Freude macht, ist zwar vollkommen richtig. Das gilt aber hoffentlich auch für die Arbeit von Anwält*innen, Unternehmer*innen oder Professor*innen, denen es im Allgemeinen problemlos gelingt, Verantwortungsbewusstsein und Freude mit anständigen Löhnen zu vereinbaren.

Ein notwendiger Perspektivenwechsel

Wie kann es gelingen, das allgemeine Verständnis von Ökonomie so zurechtzurücken, dass nicht mehr das Geld und die profitgetriebene Produktion überflüssiger oder gar

FrauenWeisheiten

schädlicher Güter die Mitte des Ganzen bilden, sondern «das Leben und seine Erhaltung, ... das Sorgen für die Welt, ... der Einsatz für einen kulturellen Wandel»? [5] Wir Grossmütter der Boomer*innen-Generation haben in diesem notwendigen Perspektivenwechsel eine wichtige Aufgabe: Weil wir unsere Karrieren hinter uns haben, weil wir uns und anderen nichts mehr beweisen müssen, können wir denen, die es hören wollen, und auch denen, die es nicht hören wollen, immer wieder laut und deutlich sagen, was wahr ist: «Ökonomie ist die Gesamtheit aller Einrichtungen und Handlungen, die der planvollen Befriedigung der Bedürfnisse dienen», [6] und zwar der Bedürfnisse all der Milliarden Menschenwürdeträger*innen, die zusammen mit unzähligen anderen Lebewesen den verletzlichen Lebensraum Erde bewohnen. Und: «Es ist Aufgabe der Wirtschaftslehre zu untersuchen, wie die Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse am sinnvollsten hergestellt, verteilt und ge- oder verbraucht werden.» [7] Wirtschaftswissenschaftliche Fakultäten und Fachbereiche, allgemeinbildende Schulen und Medien haben die Pflicht, uns diese grundlegende Definition der Oiko-Nomia, der Lehre vom guten Welthaushalten, nicht vorzuenthalten. Zur besten Sendezeit braucht es in der Schweiz eine Sendung, die «SRF Zukunft» heisst. Es braucht Care-zentrierte Wirtschaftswissenschaft an allen Fakultäten und Fachbereichen. Es braucht neue Schulbücher für unsere Enkel*innen, denn sie sollen lernen, dass Wirtschaft mit dem Frühstück zuhause und dem Einsatz für ein menschenfreundliches Klima beginnt, und nicht mit der Kreditkarte. Und dass Gott kein «Herr» ist, sondern der Inbegriff der Verbundenheit von allen mit allem.

(K)ein Spaziergang

Die Siebte Schweizer Frauen*synode, die seit Januar 2017 als synodaler Prozess unterwegs ist, hat der weltweiten Bewegung für ein Care-zentriertes Wirtschaften einen neuen Anstoss gegeben. Eigentlich hätte die Synode wie immer eine grosse Versammlung werden sollen: am Samstag, 5. September 2020, in der Stadthalle von Sursee. Weil diese Versammlung pandemiebedingt abgesagt werden musste, können jetzt alle durch Sursee spazieren, wann und mit wem sie wollen. Die Broschüre «Wirtschaft ist Care – (K)ein Spaziergang» der Frauen*synode begleitet uns alle auf diesem Weg durch das Städtchen im Herzen der Schweiz – und weit darüber hinaus (www.frauensynode2021.ch).

[1] *Wie die Frauen um 100 Milliarden betrogen werden (Gespräch mit Mascha Madörin in: WOZ vom 30.05.2019)*

[2] *Vgl. Ina Praetorius, SRF Börse braucht es nicht (22.05.2019)*

[3] www.bfs.admin.ch

[4] *David Graeber, Bullshit-Jobs. Vom wahren Sinn der Arbeit, Stuttgart 2018.*

FrauenWeisheiten

[5] Michaela Moser, Art. «Care» in: Ursula Knecht u.a., ABC des guten Lebens.

[6] Wikipedia deutsch, Art. «Wirtschaft».

[7] Günter Ashauer, Grundwissen Wirtschaft, Stuttgart 1973, 5.



Ina Praetorius, Dr. theol., geb. 1956 in Karlsruhe, ist freie Hausfrau, konfessionslose Theologin, Autorin, Bloggerin und seit dem 31. Mai 2019 Grossmutter. Sie hat im Dezember 2015 den Verein «Wirtschaft ist Care» mitbegründet und vertritt diesen Verein im Team der Siebten Schweizer Frauen*synode.

Frauenweis(s)heiten im September 2021

Liebe Leserin, lieber Leser

Benachteiligung und Diskriminierung erlebten vor und nach der Einführung des Frauenstimmrechts vor 50 Jahren neben den Frauen auch gleichgeschlechtlich lebende Menschen. Mit der Abstimmung «Ehe für alle» vom 26. September wird bei der Einbürgerung, im Bereich der Fortpflanzungsmedizin und bei der Adoption ein wichtiger Schritt in der Gleichstellung erreicht. Barbara Bosshard, Präsidentin von queer Altern, schreibt dazu unter anderem: «Ein Ja zur Ehe für alle schafft diejenigen Grenzen ab, die bis heute noch immer einen Teil der sich liebenden Menschen von der Gründung eines juristisch abgesicherten Familienlebens ausschliesst.

Für manche Menschen genügt das nicht, wie das von Irmgard Bayard aufgezeichnete Gespräch zwischen den Politikerinnen zweier Generationen, Maya Eigenmann und Sofia Fisch, zeigt. So fordert die junge Studentin, die sich als non-binär bezeichnet, unter anderem: «Die Gleichstellung ist auch nicht erreicht, wenn wir in allen Chefetagen 50 Prozent Frauen haben. Die Gleichstellung ist erst erreicht, wenn alle Menschen unabhängig ihres Geschlechts, ihrer Hautfarbe, Religion, sexuellen Orientierung und ihres ökonomischen Status' selbstbestimmt leben können.»

Unter dem Titel «Damals Frauenbefreiung, heute LGBTQIA+» zeigt die Gleichstellungs-Fachfrau Marie-Louise Barben auf, dass Frauen – und Geschlechterthemen allgemein an Bedeutung gewonnen haben. Bereits in den 1980er Jahren hätte sich die Unterscheidung zwischen Sex und Gender, also zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, mindestens auf theoretischer Ebene durchgesetzt. Angesichts der immer grösser werdenden Diversität und Komplexität fragt sie sich deshalb: «Gibt es überhaupt noch ein politisches Subjekt Frau?»

Im Porträt stellt Irmgard Bayard das vielseitige und wechselvolle Leben der Pflegefachfrau Regina Meyer vor, die nach vielen Umzügen in Basel endlich die ihr passende Wohnform gefunden hat. Obwohl es in ihrem Leben ruhiger geworden ist, engagiert sie sich weiterhin für und mit Frauen und für bessere Löhne für das unterbezahlte Pflegepersonal.

FrauenWeisheiten

Wecken die Texte auch in Ihnen Erfahrungen und Fragen?
Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

«Ich wollte nie nur Beigemüse sein»



Regina Meyer erzählt aus ihrem reich erfüllten, engagierten Leben.

Text & Fotos: Irmgard Bayard

Es ist ein sonniger Freitagnachmittag, als mich Regina Meyer in Langenthal besucht. Wir sitzen auf dem Balkon, der Wind bläst uns von verschiedenen Seiten ins Gesicht. Das passt zum Leben der heute 78-Jährigen. Sie war Pflegefachfrau, Arztgattin und Inhaberin einer Cateringfirma. Immer wieder waren es Männer, die ihren Lebenslauf bestimmten. Von denen sie sich schliesslich trennte, um ihren Weg zu gehen. Ihr politisches Engagement nach der Einführung des Frauenstimmrechts half ihr dabei.

Sie sei in Pratteln in einer typischen Arbeiterfamilie aufgewachsen, beginnt Regina Meyer ihre Lebensgeschichte. Speziell war dabei lediglich, dass sie und ihre zwei Jahre ältere Schwester auf Anraten der Lehrer und dank Stipendien ab der fünften Klasse das Mädchengymnasium in Basel besuchen durften. «Das hat allerdings zu familiären

FrauenWeisheiten

Problemen geführt», blickt sie zurück. «Der Vater war zwar stolz, hatte aber gleichzeitig Angst, dass ihn die Töchter intellektuell überholen.» Hinzu kamen seine Alkoholprobleme, was vor allem für die Mutter nicht einfach gewesen sei. «Er war nach einer gewissen Zeit der Meinung, dass ich besser Geld verdienen soll.»

Flucht nach Paris – erste Demos

So verwundert es nicht, dass beide Mädchen das Gymi vor der Matura aufgaben. Ihre Schwester besuchte das Kindergartenseminar, «und ich verliess mit 17 das Elternhaus, um in Paris als Au-pair-Mädchen zu arbeiten. Diese Zeit habe ich sehr genossen.» Dies, obwohl die Stadt aufgrund des Algerienkrieges von Studentenrevolten geprägt war. Oder gerade deshalb. «Ich war auf meinen ersten Demos und habe wacker mitgebrüllt. Die Menschenmenge, die sich gegen Ungerechtigkeit einsetzte, hat mich fasziniert und geprägt», sagt sie.

Zurück in der Schweiz erlernte sie in Basel den Beruf der Krankenschwester. Nicht zuletzt, weil sie kein Schulgeld bezahlen musste, Kost und Logis gratis waren. Der Lohn hingegen war klein. Ein Umstand, gegen den sie noch heute ankämpft. Nach der Lehre bildete sie sich zur Operationsschwester weiter.

Früh eine eigene Familie

Der zweite Mann, der sie prägte, war ihr erste Gatte. «Mir hat die Familie gefehlt, so habe ich früh geheiratet», nennt sie den typischen Lebensweg für eine Frau der damaligen Zeit. «Die ersten Jahre habe ich mich voll auf die Familie konzentriert.» Aufgrund des Berufes ihres Mannes zog die Familie mit den vier- und zweijährigen Kindern vom Baselbiet in ein kleines Dorf in der Ostschweiz. Dort erhielt Regina die Möglichkeit, die Stelle als Gemeindeschwester zu übernehmen und auszubauen.

«Für die Kinderbetreuung hatte ich im ersten halben Jahr eine Bauersfrau, danach jeweils Haushaltlehrtöchter, die mich unterstützten.» Der Mann war zwar einerseits nicht begeistert, dass sie arbeiten ging, andererseits froh um den zusätzlichen Lohn. Die fehlende ausserhäusliche Kinderbetreuung, der karge Lohn und der Vorwurf der Bevölkerung, sie sei eine Rabenmutter, trugen dazu bei, dass sie sich politisch engagierte. Es war das Jahr 1971, und Regina Meyer durfte erstmals stimmen und wählen. «Vorher habe ich mich nicht aktiv für das Frauenstimmrecht engagiert, ab dann jedoch immer davon Gebrauch gemacht», betont sie. Zudem trat die mittlerweile 28-Jährige der SP bei, «gegen den Protest meines Mannes». Eheprobleme waren es denn auch, die sie wieder zum Austritt zwangen. «Mein Mann hatte während meiner beruflichen Ab-

FrauenWeisheiten

wesenheit eine Affäre begonnen.» Zwar duldeten sie diesen Umstand zwei Jahre, aber das Ende dieser Gemeinschaft war absehbar. Nicht zuletzt, weil sie bei der Arbeit einen anderen Mann kennenlernte.

Arztfrau und Rote Zora

Mit diesem, einem Arzt, sowie den mittlerweile 8- und 12-jährigen Kindern zog sie 1978 nach der Heirat in den Oberaargau. Dort arbeitete sie in seiner Landarztpraxis mit, trat wieder der SP bei und engagierte sich nebenher als erste Gemeinderätin des Dorfes und als Präsidentin des SP Amtsverbandes politisch. «Ich gründete den ersten Frauenstamm des Amtes, vernetzte die Frauen und machte ihnen Mut, für Ämter zu kandidieren.» Sie unterstützte die Frauen bei den Nationalratswahlen und war mitverantwortlich, dass die SP des Kantons Bern seither mit einer separaten Frauenliste zu Wahlen antritt. «In der Gemeinde wurde ich gut aufgenommen und akzeptiert. Doch ab und zu wollte man mich in typisch weibliche Ämter oder Jobs delegieren.» Sie sei nicht der «Peterlig auf der Aufschnittplatte», antwortete sie jeweils darauf, was in der Gemeinde zum geflügelten Wort wurde.

Im Gemeinderat blieb sie lediglich eine Legislatur. War sie bei den Kollegen im Gemeinderat gut aufgenommen worden, wirkte sich ihr Engagement negativ auf die Arztpraxis aus. Die Patienten blieben wegen der «Roten Zora», wie sie hinter vorgehaltener Hand genannt wurde, fern. Ihr Mann fühlte sich als Landarzt zudem zeitlich überfordert, was einen Stellenwechsel zur Folge hatte. Die Ehe stand auf der Kippe, und ein weiterer Umzug stand an. Diesmal nach Bern, wo sie sich in der SP im Vorstand engagierte und mitbeteiligt war an der Zusammenarbeit von «Rot-Grün». Der Versuch zu studieren wurde von ihrem Mann kritisch gesehen. Ein Muster, das sie immer wieder begleitete.

Pflege des Vaters und Aufbau einer Cateringfirma

Nach einem kurzen Aufenthalt in Chile und einer weiteren Scheidung führte sie ihr Weg ins Berner Oberland, wo sie eine Stelle als Gemeindecrankenschwester annahm. Nach drei Jahren zog es sie zurück nach Basel, wo sie das Kurswesen des Schweizerischen Roten Kreuzes übernahm, dazu die Leitung eines Pilotprojektes zur Neuorganisation der Spitex Basel-Stadt. Dass dieses Engagement zu Ende ging, hatte einerseits mit internen Problemen zu tun, andererseits mit – einem Mann. «Mein Vater wurde sehr krank und wollte zu Hause sterben. Also habe ich mich neben dem Arbeitspensum intensiv an seiner Pflege beteiligt. Diese Zeit war für mich sehr wichtig, hat sie mich doch mit meinem Vater versöhnt und zudem dazu geführt, dass ich mich lange Zeit im Sterbehospiz engagierte. Noch heute ist mir die Begleitung von sterbenden Menschen in meinem persönlichen Umfeld wichtig.»

FrauenWeisheiten

Zu dieser Zeit, um 1996, begann sie mit dem Aufbau einer Cateringfirma, womit sie neben der Arbeit im Gesundheitswesen ihr liebstes Hobby zum Teilzeit-Beruf machte. «Mein Angebot muss der Jahreszeit gerecht werden, das Auge und die Sinne erfreuen und dem jeweiligen Anlass angemessen sein – und es muss zu den Menschen passen, für die ich koche», war und ist einer ihrer Leitsprüche. So war für sie die Kluft zwischen ihrem ursprünglichen Beruf im Gesundheitswesen und ihrer Tätigkeit als Köchin gar nicht so gross. Vom liebevollen Zelebrieren eines Festessens könne durchaus eine heilsame Wirkung ausgehen, ist sie überzeugt. «Noch heute koche ich für kleinere Gruppen, was mir sehr viel Freude bereitet.» Während ihrer Zeit als Störköchin lernte sie ihren dritten Mann kennen.

Wichtig war Regina Meyer der Kauf eines Hauses im Elsass, «mit eigenem Geld», wie sie betont. Sich diesen lang gehegten Wunsch aus eigener Kraft erfüllen zu können, habe ihr Selbstwertgefühl erhöht. Sie spricht aber auch von einem Spagat, den sie durch den Arbeitsweg zwischen dem Elsass und Basel bewältigen musste.

Die richtige Wohnform

Leider hielt auch ihre dritte Ehe nicht. Zudem sah sie sich 2013 mit einer weiteren Herausforderung konfrontiert: der Diagnose Brustkrebs. «All dies hat Spuren hinterlassen», sagt sie. Während dieser Zeit und nach all den vielen Umzügen begann sie sich erstmals Gedanken zu machen über alternative Wohnformen. Zwei Jahre lang wohnte sie im selben Haus wie ihre Tochter mit Familie und ein Jahr im Dorfhaus in Rütshelen in Oberaargau, einem damals neuen Mehrgenerationenhaus. Beides entsprach nicht ihren Vorstellungen. «Vom Projekt des Dorfhouses war ich überzeugt. Für mich scheiterte es am Diktat des Besitzers. Statt zu diskutieren, sagt er, wo es langgeht. Genau das, was ich nicht wollte.» Also war es wieder ein Mann, der diesen Lebensabschnitt beeinflusste.

Zum richtigen Zeitpunkt kam der Anruf von Margrith von Felten aus Basel, einer feministisch engagierten Alt-Nationalrätin und Freundin aus früheren politischen Zeiten. Sie bot ihr eine Wohnung in ihrem Haus an. «Dort fühle ich mich angekommen. Ich denke, das ist meine letzte Station», sagt Regina dazu.

Trotzdem war die kurzzeitige Rückkehr in den Oberaargau wichtig für ihr politisches Engagement. Eine ehemalige SP-Mitstreiterin organisierte den Frauenstreik 2019 in Langenthal und forderte Regina auf, mitzumachen und eine kurze Rede zu halten.

FrauenWeisheiten

Wie sieht ihr weiterer Weg aus? «Ich koche noch immer für kleine Gruppen und engagiere mich für und mit Frauen», sagt sie. Und: «Ich hatte viele Jahre Einblick in Pflegeinstitutionen. Wie zu Beginn meiner beruflichen Laufbahn ist das Personal unterbezahlt. Dies zu ändern ist ein dringendes Anliegen, für das ich mich weiter einsetzen werde.»



Am Frauenstreik 2019 in Langenthal beschwerte sich Regina Meyer über die fehlende Gleichstellung und die immer noch schwierige Vereinbarkeit von Beruf und Familie. «Deshalb sind wir Frauen hier, laut und stark», betonte sie und forderte: «Wir wollen die Hälfte der Macht.»

DAMALS UND HEUTE

Damals Frauenbefreiung, heute LGBTQIA+

Marie-Louise Barben

Im Februar 2001, vor gut 20 Jahren also, habe ich mich nach 10 Jahren Gleichstellungsarbeit bei der Fachkommission für Gleichstellungsfragen mit einem Referat verabschiedet. Der Titel lautete «Von der lila Frauenbewegung zum coolen Gender

FrauenWeisheiten

Mainstreaming». Ich machte mir Gedanken über die Begrifflichkeit und über die dahinterstehenden Inhalte in der Gleichstellungsarbeit.

Von der Befreiung weit entfernt

In den späten 1960er Jahren bildeten sich in den USA und England, dann auch in Deutschland und in der Schweiz Gruppen der Frauenbefreiungsbewegung. Frauenbefreiung – was für ein übermütiges Wort. Vor meinem inneren Auge sehe ich Frauen mit imaginären Flügeln.

In den 1970er, -80er Jahren war es dann die Neue Frauenbewegung, die sich sichtbar und hörbar artikuliert. Es waren Frauen, die BHs verbrannten, gegen die Versklavung durch Hausarbeit und Mutterschaft demonstrierten und für die Befreiung der Sexualität und das Recht auf den eigenen Bauch. Die Welt sollte verändert werden und zwar subito.

Mit der Annahme des Verfassungsartikels Gleiche Rechte für Mann und Frau im Jahr 1981 wurden die gleichen Rechte für beide Geschlechter verankert. Sie sind ein unabdingbarer Schritt, aber schon bald wurde klar: Gleiche Rechte sind nicht genug. Bildungsverläufe, Lebenserfahrungen und -situationen von Frauen und Männern sind derart unterschiedlich, dass sich, wenn wir Männer und Frauen gleich behandeln, die Ungleichheit fortsetzt, ja verschärft.

Nun kam der Begriff der Frauenförderung auf. Er war umstritten. Gewisse Frauen empfanden Frauenförderung als diskriminierend. Sie hätten es nicht nötig, gefördert zu werden. Ich argumentierte jeweils: Wirtschaftsförderung, Sportförderung, Begabtenförderung haben keinen negativen Beigeschmack – im Gegenteil: Es sind Bereiche, in die es sich zu investieren lohnt.

Was ist das Eine?

Es folgte eine Phase des <anders>. Frauen lernen anders, Frauen führen anders, Frauen schreiben anders. Das traf oder trifft möglicherweise zu, ist aber auch ein Stolperstein: Denn jede Beschreibung dieses <anderen> läuft darauf hinaus, etwas zu festzumachen und als weiblich zu erklären. Wie oft ist dabei nur herausgekommen, dass Frauen über mehr soft skills verfügen als Männer.

Und wer oder was ist das EINE, wenn die Frauen das andere sind? Das hat uns Simone de Beauvoir schon im Jahre 1949 auf tausend Seiten erklärt. [1]

FrauenWeisheiten

In den späten 1980er und Anfang der 1990er Jahre stand die Bezeichnung Gleichstellung von Frau und Mann im Vordergrund, präzisiert als rechtliche und tatsächliche Gleichstellung. Denn als der Verfassungsartikel 1981 in Kraft getreten war, stellte sich bald die Frage nach dessen operativer Umsetzung. Gleichstellungsbüros, also staatliche Stellen, kamen ins Gespräch.

Es gibt keine aktive Frauenbewegung mehr

In meinem Referat von 2001 beklagte ich den Backlash nach den bewegten Jahren des Frauenstreiks von 1991 und der erfolgreichen Bundesrätinnenwahl von 1993. Es gebe keine eigentliche aktive Frauenbewegung mehr, bilanzierte ich damals. Natürlich waren Politikerinnen und Frauenorganisationen nach wie vor an der Arbeit, aber die Zeit der farbigen, lauten, provokativen Frauenbewegung war tatsächlich vorbei.

Gender Trouble

Bereits in den 1980er Jahren hatte sich die Unterscheidung zwischen Sex und Gender, also die Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, durchgesetzt, mindestens auf theoretischer Ebene. Das Sex-Gender-System sollte den Weg zur Veränderung der Machtverhältnisse öffnen.

Im Verlauf der 1990er Jahre hatte es Hochkonjunktur. Die Rede war nun von Gender Studies, Gender Planning, Gender Training, Gender Awareness, Gender Blindness, Gender Budgeting bis hin zum Gender Mainstreaming. Damit wurde das Augenmerk darauf gerichtet, dass nicht nur das weibliche, sondern auch das männliche Geschlecht ein Konstrukt sei, dass wir immer ganz genau hinschauen müssten, wie Frauen und Männer leben, arbeiten, welche Funktionen sie haben, was sie an Ressourcen mitbringen, welche Finanzmittel ihnen zur Verfügung stehen oder auch, wem die Finanzmittel zugute kommen.

Auf der theoretischen Ebene wurde das Sex-Gender-System jedoch bereits hinterfragt. Poststrukturalistische Theoretikerinnen wiesen nun auch das biologische Geschlecht als soziales Konstrukt aus. Judith Butler stellt in ihrem Buch Gender Trouble in den Raum, dass es nicht nur zwei Geschlechter gebe, sondern viele und dass Menschen im Laufe ihres Lebens ihre Geschlechtsidentität überdenken, in Frage stellen, wechseln. [2] Das ist eine unzulässige Verkürzung der komplexen Theorien von Butler. Sie muss hier genügen. Aber sie steht eigentlich am Anfang der LGBTQIA+[3]-Bewegung.

Das weibliche WIR verschleiert Unterschiede

Auch von anderer Seite wurde mehr Diversität gefordert. (Afro)amerikanische Feministinnen hatten bereits in den 1980er Jahren das feministische WIR als «eine weisse mittelständische Vorstellung von «Frau» und «Realität»» [4] entlarvt, die Herkunft, Hautfarbe oder Klasse verschleierte. Mit der wachsenden Zahl von Menschen mit einem Fluchtschicksal oder mit Migrationshintergrund in unserem Land ist diese Diskussion voll bei uns angekommen. Das gilt auch für die Debatten #BlackLivesMatter (ab 2013) und #metoo (ab 2017).

Wer ist heute das politische Subjekt?

Mit der immer grösser werdenden Diversität nimmt die Komplexität zu. Gibt es überhaupt noch ein politisches Subjekt Frau, frage ich mich? Diskutierte man früher über die Gleichstellung von Frauen und Männern, setzen wir heute nach einer Geschlechterbezeichnung ein Sternchen – Frauen*, Männer* –, um anzudeuten, dass alle Geschlechtsidentitäten gemeint sind. Die Veranstalterinnen des 14. Juni 2019 sprachen von Frauen*streik oder feministischem Streik. Die LGBTQIA+-Community war also eingeschlossen, jedenfalls Teile davon. Und der feministische Streik von 2021 zum 50-Jahre-Jubiläum des Frauenstimmrechts hat meiner Ansicht nach deutlich gemacht, dass es eine lebendige inklusive Frauen*bewegung gibt. Allgemein haben Frauen-, Geschlechterthemen an Bedeutung gewonnen.

Wer hätte noch vor ein paar Jahren gedacht, dass auf einem beliebigen Formular der Behörden bei der Geschlechterbezeichnung drei Möglichkeiten zur Verfügung stehen: männlich, weiblich, divers.

- [1] Simone de Beauvoir (1949): *Le Deuxième Sex*. Deutsch (1951): *Das andere Geschlecht*.
- [2] Judith Butler (1990): *Gender Trouble, Feminism and the Subversion of Identity*. Deutsch 1991: *Das Unbehagen der Geschlechter*.
- [3] Lesbian/Gay/Bisexuell/Transgender/Queer/Intersex/Asexual. Das Pluszeichen steht für weitere mögliche Geschlechtsidentitäten.
- [4] Elisabeth Joris und Anja Suter in: *Frauengeschichte(n)* (2021), S. 577.

Zwei Menschen, zwei Generationen, eine Leidenschaft: die Politik



Sie haben Politik im Blut: Maya Eigenmann Fisch (68) aus Madiswil war SP-Grossrätin, Sofia Fisch (25), lebt und studiert in Bern und engagiert sich bei den Jungsozialisten/JUSOS.

Irmgard Bayard

Mit und nach dem Frauenstimmrecht sei schon viel erreicht worden, sagen Maya Eigenmann Fisch und Sofia Fisch. Sie sind sich aber auch einig, dass es in Sachen Gleichstellung noch viel Engagement braucht. Gerade Sofia, die als Geschlecht nicht-binär angibt, sich also weder ausschliesslich weiblich noch explizit männlich fühlt, wird häufig mit der Gender-Frage konfrontiert.

Maya Eigenmann, wie kamen Sie zur Politik?

In unserer Familie wurde regelmässig über gesellschaftliche Fragen diskutiert. Die Mittagsnachrichten und die Tagesschau waren feste Bestandteile im Tagesablauf. Mein Vater war stolz auf uns zwei Töchter und ermutigte uns, eine gute Ausbildung abzuschliessen, um im Beruf weiterzukommen. Immer wieder hat er uns auf das Leben erfolgreicher Frauen hingewiesen. So war es schon früh klar, dass ich mich für Frauenfragen einsetzen werde.

Als Sie volljährig wurden, war das Frauenstimmrecht bereits eingeführt. Erinnern Sie sich an Ihre erste Abstimmung?

Die erste Abstimmung, an der ich teilnehmen konnte, war im Dezember 1973. Es handelte sich um fünf Bundesbeschlüsse, die alle angenommen wurden. Im Folgejahr wurde dann über das «Volksbegehren gegen die Überfremdung und Übervölkerung der Schweiz» der Nationalen Aktion, die sogenannte Schwarzenbach-Initiative, abgestimmt. Ich erinnere mich noch sehr genau an die Debatten. Vor allem die Angst eines betroffenen Arbeiters, ausgewiesen zu werden, ist mir noch sehr präsent. Der Italiener war lange Jahre im Dienst einer Behindertenorganisation tätig und bestens in der Schweiz integriert. Umso grösser war die Erleichterung: Die Initiative wurde mit 65.8 Prozent abgelehnt.

Und Sie, Sofia Fisch, wann wurde Ihr Interesse an der Politik geweckt?

Meine Eltern haben viele politische Diskussionen miteinander geführt, die ich schon als Kind mitverfolgt habe. Sie haben mir Werte wie Gerechtigkeit und Fairness mit auf den Weg gegeben. Ich habe die Welt schon früh als ungerecht empfunden. Dagegen wollte ich ankämpfen.

Wie sind Sie beide zur Parteipolitik gekommen?

Maya Eigenmann: Der Entscheid, mich einer Partei anzuschliessen, ist bei mir Ende der 1970er-Jahre gereift, weil ich mich für mehr Gerechtigkeit einsetzen wollte. Ich erlebte die Diskussionen in einer Berner Sektion der SP als äusserst spannend. Das war absolutes Neuland. Als dann in den frühen 1980er-Jahren die SP-Frauensektion in der Stadt Bern gegründet wurde, war für mich ein Übertritt klar.

FrauenWeisheiten

Sofia Fisch: Für mich war immer klar, dass mein Herz rot schlägt. Die JUSO und die SP sind meiner Meinung nach diejenige Kraft, welche am stärksten für Gerechtigkeit einsteht. Sie vertreten meine wichtigsten Anliegen und es schwingt immer etwas Systemkritik mit.

Apropos Kritik: Die JUSO vertreten ihre Politik manchmal etwas aggressiv. Hatten Sie als Mutter nie Probleme, wenn Sofia lautstark auf die Barrikaden ging?

Maya Eigenmann: Doch, natürlich hatte ich am Anfang manchmal Mühe mit den radikalen Ansichten und Aktionen. Mir war auch nicht immer ganz klar, welche politischen Ziele verfolgt werden. Aber ich habe durch Sofia auch sehr viel gelernt. Sofia hat mich zum Nachdenken angeregt und mich gezwungen, die Blase zu verlassen, in der ich lange stehen verblieben bin.

Sofia Fisch: Früher haben mich die Ansichten meiner Mutter, zum Beispiel in Bezug auf die weibliche und männliche Form in einem Text, eher genervt. Erst als ich mich ernsthaft in Diskussionen mit Feminismus und Gleichstellung befasst habe, konnte ich ihre Anliegen verstehen und vertreten.

Ihre Generation, Frau Eigenmann, hat viele politische und gesellschaftliche Rechte für die Frauen erkämpft. Was haben die Frauen seit 1971 erreicht?

Maya Eigenmann: Vieles. Junge Frauen sind selbstbewusst geworden und haben dabei ihre Fröhlichkeit nicht verloren. Durch Social Media sind sie miteinander vernetzt, lenken die Aufmerksamkeit der Medien auf ihre Anliegen. Dabei wird zunehmend wichtig, Mehrfachdiskriminierungen zu berücksichtigen und eigene Privilegien zu reflektieren.

Warum geht Ihr jungen Menschen dann noch immer auf die Barrikaden?

Sofia Fisch: Ja, es wurde bereits viel erreicht. Von der tatsächlichen Gleichstellung sind wir jedoch noch meilenweit entfernt. Jede fünfte Frau hat schon einmal sexuelle Handlungen gegen ihren Willen erlebt. Die meisten Übergriffe geschehen im Privaten. Trotzdem haben wir ein Sexualstrafrecht, das sich hartnäckig veralteter Vergewaltigungsmythen bedient. Es ist erlaubt, öffentlich gegen Trans-, Inter- und nicht-binäre Personen zu hetzen. Es gibt noch viel zu tun. Die Gleichstellung ist auch nicht erreicht, wenn wir in allen Chefetagen 50 Prozent Frauen haben. Die Gleichstellung ist erst erreicht, wenn alle Menschen unabhängig ihres Geschlechts, ihrer Hautfarbe, Religion, sexuellen Orientierung und ihres ökonomischen Status selbstbestimmt leben können.

FrauenWeisheiten

Maya Eigenmann: Das stimmt. Es gibt immer noch viel zu tun. In den politischen Gremien auf Bundes-, Kantons- und Gemeindeebene müssen die Frauen besser vertreten sein, ebenso und vor allem in Führungsgremien der Privatwirtschaft. Das bedeutet aber, dass sich in diesem Bereich und im Privatleben Menschen selbstverständlich auf Augenhöhe begegnen, einander achten und sich zuhören. Es bedeutet aber auch, dass sie ihre Macht teilen.

Haben sich die Bemühungen um die Rechte der Frau respektive die Art des Kampfes dafür in den letzten Jahren geändert?

Sofia Fisch: Einige Forderungen sind gleichgeblieben, viele neue sind dazugekommen. Feminismus hat sich weiterentwickelt. Heute wird versucht, möglichst vielfältige Lebensweisen und Perspektiven miteinzubeziehen. Damit die Forderung der Gleichstellung aller Menschen realisiert werden kann, ist es wichtig, die Überschneidung verschiedener Diskriminierungsformen anzuerkennen und eigene Privilegien zu reflektieren. Die Mittel des Kampfes haben sich sicherlich teilweise geändert. Es wird viel über die Sozialen Medien kommuniziert und mobilisiert. Aber auch heute noch wird als Druckmittel der Protest auf der Strasse eingesetzt – wenn dies Corona bedingt möglich ist.

Maya Eigenmann, Sie waren Lehrerin. Konnten Sie junge Menschen für Politik interessieren?

Im Fach Staatskunde habe ich die Jugendlichen zum Nachdenken angeregt, zum Beispiel indem wir mit dem Abstimmungsbüchlein gearbeitet haben. Zwei Gruppen mussten dann Für- und Gegenargumente vertreten. Das hat ihr eigenes Denken gefördert. Und ich hoffe, durch meine motivierende Art viele Leute zu einem Engagement in der Gesellschaft ermuntert zu haben.

Sie, Sofia Fisch, studieren Rechtswissenschaften. Hat das mit Ihrem starken Gerechtigkeitssinn zu tun?

Auch. Das Rechtssystem schafft Grundlagen. Und wer das Recht kennt, kann dieses für die Schaffung von mehr Gerechtigkeit einsetzen.

FrauenWeisheiten

Wie werden Sie sich in Zukunft in der Politik engagieren?

Sofia Fisch: Politisch aktiv werde ich auf jeden Fall bleiben. Für Themen, die mir am Herzen liegen, möchte ich weiterhin mithelfen, politischen Druck aufzubauen. Es ist gut möglich, dass ich beispielsweise bei den Grossratswahlen für die JUSO kandidiere. Dabei geht es mir in erster Linie darum, dass wir als JUSO unsere Forderungen in der Öffentlichkeit platzieren und Diskussionen anregen können.

Maya Eigenmann: Aktuell bin ich in meiner Wohngemeinde Mitglied der Rechnungsprüfungskommission und engagiere mich im RegioForum Oberaargau der GrossmütterRevolution.

Frauenweis(s)heiten im Oktober 2021

Liebe Leser*innen

Arbeit ist ein Thema, das wohl uns alle beschäftigt. In unserer ökonomisierten Gesellschaft gilt nur als Arbeit, was Geld einbringt und damit verbunden Bestätigung und Anerkennung verschafft. Auch unser Versicherungs- und Rentensystem ist auf die Erwerbsarbeit ausgerichtet. Die Betreuung von Kindern und von pflegebedürftigen Menschen, mehrheitlich von Frauen unbezahlt geleistet, gilt gemäss dem Sprichwort «Was nichts kostet, ist nichts wert» offiziell nicht als Arbeit. Und doch könnte unser gesamtes Wirtschafts- und Sozialsystem ohne diese unbezahlte Care-Arbeit nicht überleben. Deshalb forderte die Siebte Frauen*synode im September: «Unbezahlte Care-Arbeit muss in den Sozialversicherungen abgebildet und in der Altersvorsorge abgegolten werden im Sinn von Wirtschaft ist Care.»

Vor Jahrzehnten haben sich manche Frauen wenig Gedanken über die Bedeutung der Arbeit gemacht. Sie waren wie Frieda Bärtschi froh, eine gute Stelle zu haben. Im Porträt schildert Marie-Louise Barben das Leben der Hausangestellten ihrer Herkunftsfamilie und bezeichnet diese als «eine stille Heldin, die Heldin einer vergangenen Zeit». Der berührende Text ist nicht nur eine Hommage bzw. Femmage an Frieda, sondern an alle die «Dienstmädchen», die in früheren Zeiten ihren dienstgebenden Familien treu gedient haben.

Barbara Bischoff Frei macht sich Gedanken über die Berufsarbeit der Frauen früher und heute. Sie selber konnte ihre Berufsziele nur etappenweise verwirklichen. Wohl hat sich vieles verändert. Viele Frauen in der Schweiz können ihren Wunschberuf realisieren. Und doch zeigen sich heute für die jungen Menschen andere Probleme.

Die Politikerin Ylfete Fanaj, 39, kam mit neun Jahren im Familiennachzug vom Kosovo in die Schweiz. Die Benachteiligung bei der Suche nach einer Lehrstelle als Migrantin hat sie geprägt. Sie stieg früh in die Politik ein und war als Vertreterin der SP die erste Kantonsratspräsidentin der Schweiz mit kosovarischen Wurzeln. Gleichstellungsthemen sind ihr wohl wichtig, betreffen jedoch privilegierte Frauen. Im Hinblick auf die Chancengleichheit fordert sie deshalb bessere Rahmenbedingungen für den Zugang zu Bildung und Arbeit auch für Migrant*innen.

FrauenWeisheiten

Wecken die Texte auch in Ihnen Erfahrungen und Fragen?
Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Frieda – ein (un)gewöhnliches Leben



Nach 52 Jahren als Hausangestellte ist Frieda Bärtschi überzeugt: «Ich habe ein gutes Leben gehabt, die Häni-Familie war auch meine Familie.»

Text & Foto: Marie-Louise Barben

Frieda ist eine stille Heldin, die Heldin einer vergangenen Zeit. Sie hat ihr ganzes Leben in den Dienst anderer gestellt. Frieda Bärtschi kam 1949 als Dienstmädchen – so sagte man damals – in die Familie Häni, meine Herkunftsfamilie. Das war kurz vor ihrem 20. Geburtstag. Im Jahr 2001, nachdem meine Eltern ins Altersheim gewechselt hatten, bezog sie zum ersten Mal in ihrem Leben eine eigene Wohnung. – Meine Eltern waren nie per du mit Frieda, und auch wir vier Kinder sind es bis heute nicht. Sie habe ein gutes Leben gehabt, sagt sie, die am Erscheinungsdatum dieses Newsletters ihren 92. Geburtstag feiern wird.

Aber beginnen wir von vorne. Frieda ist 1929 in Burgistein geboren, einem kleinen Dorf am Talhang des Gürbentals. Die Geschwister Rosa, Frieda, Hedi, Ernst, Fritz und Franz

FrauenWeisheiten

wachsen in einer einfachen Familie auf, die genau aufs Geld schauen muss. Der Vater ist Maschinist in einem Sägewerk, die Mutter hat alle Hände voll zu tun mit den sechs Kindern. Ihr Sorgenkind ist der an Kinderlähmung erkrankte und geistig behinderte Franz.

An ihre Kindheit hat Frieda wenig Erinnerungen. Neun Jahre besucht sie die Primarschule in Burgwil. Sie sei keine gute Schülerin gewesen, sagt sie. Sie mochte die Schule auch nicht besonders und war viel krank. Ich frage Frieda nach Ihrem Berufswunsch nach Abschluss der obligatorischen Schule.

«Das war kein Thema», sagt sie, «für die Mädchen suchte man eine Stelle in einem Haushalt, für die Buben auf einem Bauernhof oder in einem Handwerksbetrieb». Keines der Bärtschi-Kinder kann eine Berufsausbildung machen. Frieda kommt auf einen grossen Bauernhof, der von zwei Familien mit insgesamt neun Buben bewirtschaftet wird. Dazu kommen Knechte, Mägde und Hilfspersonal. Kein Zweifel, dass es da viel zu tun gibt im Haushalt, in der Küche, beim Härdöpfeln auf dem Feld. Aber, so vermute ich, herrschte auch ein raues Klima.

Jedenfalls lässt die mittlerweile in Unterseen bei Interlaken verheiratete Schwester Rosa ein Inserat im Amtsanzeiger erscheinen. Wie es wohl gelautet hat? «Junge kräftige Tochter sucht Stelle in Haushalt» vielleicht...

Familie Häni sucht ein neues «Meitschi»

Meine Mutter hatte immer eine Hausangestellte sowie im ersten Halbjahr nach der Geburt eines Kindes auch eine Säuglingsschwester. So war das damals bei uns. Ich mag mich an Bethli erinnern, an Gisela, Martha und an Rösi. Aber gerade mit letzterer war meine Mutter nicht zufrieden. Sie konnte nicht handarbeiten und ihre Hygiene liess zu wünschen übrig. So kam es, dass die Säuglingsschwester, die seit der Geburt unseres Bruders im Haus war, auf das Inserat aufmerksam wurde. Der Kontakt zu Frieda Bärtschi wurde aufgenommen.

Am 31. Juli 1949 bringt Vater Bärtschi Frieda in Burgistein auf den Zug. Fräulein Bärtschi stellt sich bei meiner Mutter vor. Sie werden sich einig und am nächsten Tag fängt Frieda an.

Alltag

Wir wohnten damals in Interlaken in einem dreistöckigen Jugendstilhaus mit Garten. Das Haus verfügte über neun Zimmer und mehrere Nebenräumlichkeiten. Frieda

FrauenWeisheiten

wohnte in einem kleinen Zimmer im zweiten Stock. Meine Mutter war gelernte Hauswirtschaftslehrerin und hatte genaue Vorstellungen, wie ein Haushalt geführt werden musste. Für Frieda muss das alles am Anfang sehr einschüchternd gewesen sein. «Als Frau Häni mir am ersten Tag zu verstehen gab, dass ich in der Küche essen müsse, dachte ich: Da werde ich nicht lange bleiben.»

Aber Frieda bleibt. Sie lernt kochen, backen, putzen, einkaufen, abrechnen – alles nach den Vorschriften meiner Mutter, die selber keine täglichen Hausarbeiten verrichtet. Zum Hilfspersonal gehören auch eine wöchentliche Putzfrau und, wenn drei-, viermal im Jahr grosse Wäsche ist, werden zusätzlich eine Wäscherin und eine Glätterin eingestellt. Frieda ist von früh bis spät auf den Beinen. Sie schaut auch zu uns Kindern, wenn die Eltern in die Ferien fahren und weiss dieses Vertrauen zu schätzen. Sie kennt unsere Schulfreundinnen und die Nachbarskinder, die bei uns aus und ein gehen. «Frieda», frage ich vorsichtig, «was haben Sie damals verdient?» Genau erinnern mag sie sich nicht, aber sie meint, so 80.– bis 150.– pro Monat am Anfang. Ich schaue entsetzt. «Aber ich habe ja auch nicht viel gebraucht», fügt sie bei. Natürlich stieg Friedas Lohn im Lauf der Jahre und an Weihnachten gab es jeweils einen grosszügigen Bonus. Aber tatsächlich hatte mein Vater keine Ahnung von den täglichen Lebensunterhaltskosten. Er teilte meiner Mutter ein grosszügiges Haushaltsgeld zu und sie hielt alle Ausgaben in einem Haushaltbuch fest, das mein Vater aber nie kontrollierte. Sie wiederum teilte Frieda das Einkaufsgeld zu und diese musste nach jedem Einkauf auf den Fünfer genau abrechnen.

Privatleben

«Sie waren jung, kräftig, gesund, eine lebenslustige Frau – hatten Sie nie den Wunsch zu heiraten, Kinder zu bekommen, eine Familie zu gründen?», frage ich. Es gab diese eine Bekanntschaft mit dem Sohn der Glätterin. Daran mag ich mich erinnern. Aber Frieda winkt ab. «Daraus ist nichts geworden.» Sie sei gar nicht dazu gekommen, sich Gedanken darüber zu machen: «Es gab viel zu tun und ich habe immer gern gearbeitet.» Ich frage nach: «Hätten Sie sich nicht etwas mehr Freiheit, mehr Selbständigkeit gewünscht?» «Nein», sagt sie, «ich habe nichts verpasst.»

Frieda hatte damals am Mittwoch- und am Sonntagnachmittag frei, drei vier Stunden vielleicht. Sie musste ja nach dem Mittagessen erst das Geschirr spülen und die Küche aufräumen. Und sie musste rechtzeitig zurück sein, damit sie das Abendessen vorbereiten konnte. Verspätete sie sich einmal, war meine Mutter ungehalten. Ferien? Vielleicht zwei Wochen im Jahr. Meist ging sie nach Burgistein zur Mutter. Ein paarmal

zahlten meine Eltern ihr eine mehrtägige Carfahrt ins nahe Ausland – Italien, Deutschland, Österreich – und einmal in ihrem Leben machte sie drei Wochen Ferien in Holland.

Umzug nach Bern

Im Januar 1958 zieht meine Familie in ein neu erstelltes Einfamilienhaus in Bern. Ich nehme nicht an, dass man mit Frieda über den Ortswechsel diskutiert hat. Es war für beide Seiten selbstverständlich, dass sie dabei war. «War nie davon die Rede, dass Sie bei der Familie Häni arbeiten, aber auswärts wohnen?», frage ich Frieda. Offenbar war das mal ein Thema, aber «nein, das wollten Hänis nicht», sagt Frieda und damit war die Sache erledigt.

Frieda lebt sich schnell ein in der neuen Umgebung. Sie lernt die Stadt und die neuen Einkaufsmöglichkeiten kennen, wobei meine Mutter vorschreibt, wo eingekauft werden soll; Migros und Coop sind lange Zeit tabu. Anstatt die Frauen vom Gemeinnützigen Frauenverein Interlaken, kommen nun die Stickfrauen und die Rotarydamen zu Besuch. Letztere zu einem guten Zweck: Sie stellen Kleider instand für ein Kinderheim. Frieda bereitet das Zvieri zu, backt Züpfle, Tartelettes, Cake und Brioches. «Manchmal waren 14 Frauen gleichzeitig da», erinnert sie sich. Manchmal geben die Eltern auch grössere Einladungen. Die Anekdote, wie Bundesrat Gnägi Aprikosenmousse auf die Fleischpastete löffelte, weil er glaubte, es sei Mayonnaise, ist fester Bestandteil des Familienrepertoires.

Mittlerweile sind wir vier Kinder ausgezogen, aber schon bald kommen die ersten Enkelkinder. Alle schliessen sie Frieda ins Herz. Ich erinnere mich gut, dass Frieda immer ein bisschen stolz war, wenn ich meine Kinder nach einem Besuch bei den Grosseltern abholte und sie sagten: «Mir wei bim Frieda blibe.»

Bärner Chötti

Frieda liest im «Anzeiger» eine Notiz über einen Verein für Alleinstehende. Das muss Mitte der 1970er Jahren gewesen sein. Eines Nachmittags macht sie sich auf den Weg, geht einige Male vor dem Treffpunkt auf und ab, bevor sie sich hineinwagt. Das ist der Anfang ihrer Freiwilligen-Karriere. Bald wird sie nämlich ein wichtiges und bis heute unentbehrliches Mitglied des Vereins Bärner Chötti. «Anfangs», so sagt sie, «habe ich an den Abendveranstaltungen nicht teilgenommen, weil ich nicht rechtzeitig dort sein konnte.» Denn sie verlässt das Haus nicht, bevor die Küche aufgeräumt, alle Stolen heruntergelassen, alle Fensterläden geschlossen sind und der Abendtee für die Eltern bereit steht. Mit der Zeit habe sie mehr frei bekommen. Nun geht sie auf Sonntagsausflüge oder veranstaltet selbst welche. Für die monatlichen Geburtstagsfeiern backt sie

Lebkuchenherzen, immer ein paar mehr als nötig. Diese verkauft sie und investiert den Erlös in den Einkauf für die bald üblich werdenden und sehr beliebten Risottoessen. Frieda hat sich ein eigenes Netz geschaffen, denn viele Vereinsmitglieder werden mit der Zeit gute Bekannte, mit denen sie sich auch ausserhalb des Vereins trifft. Den Männern gegenüber ist sie zurückhaltend. «Verehrer» gab es schon, aber sie sei nicht interessiert gewesen, sagt sie.

Meine Eltern tolerieren die Aktivitäten von Frieda wohlwollend; mein Vater unterstützt sie explizit, für meine Mutter ist nach wie vor wichtig, dass Frieda zur Verfügung steht. Aber auch sie wird mit der Zeit grosszügiger.

Übergangszeit

Im Jahr 1999 wird Frieda 70 Jahre alt. Sie ist weit über das AHV-Alter, damals 62 für Frauen, hinaus. Meine Mutter ist 88, mein Vater 94 Jahre alt. Beide sind auf Unterstützung angewiesen. Im Laufe des Jahres 1998 war der Vater auf Anraten des Hausarztes in ein Altersheim verlegt worden. Die Pflege konnte meiner Mutter und Frieda nicht mehr zugemutet werden. Die beiden Frauen verbringen noch mehr als ein Jahr zusammen im Einfamilienhaus. Es ist ein fragiles Verhältnis zwischen den beiden. Nach wie vor ist Frieda die Hausangestellte, aber längst ist sie diejenige, die den Alltag organisiert und am Laufen hält. Anfang 2000 zieht auch meine Mutter (sehr ungern) zu ihrem Mann in die komfortable Wohnung im Elfenaupark.

Ziemlich genau 40 Jahre sind vergangen seit dem Einzug ins Haus in Bern. Nun wird es verkauft und muss geräumt werden. Das obliegt uns Nachkommen, aber immer mit Friedas Hilfe. Gleichzeitig erbringt sie noch Dienstleistungen für die Eltern: Sie besorgt die Wäsche, kauft ein, was sie brauchen, macht Botengänge und kocht ab und zu für sie abends. Anfang 2002 sterben meine Eltern kurz nacheinander. Mein Vater hat in seinem Testament eine Rente für Frieda ausgesetzt und uns verpflichtet, sie bis zu ihrem Tod zu begleiten.

Eine eigene Wohnung

Mit 72 Jahren bezieht Frieda ihre erste eigene Wohnung. Sie liegt keine fünf Minuten vom früheren Dienstort entfernt. In Friedas Wohnzimmer stehen ein Buffet mit Vitrinenaufsatz und ein paar Gobelinstühle aus dem Haus der Häni-Familie. Auch eine Porzellanfigur und einige Bilder und Ziergegenstände erinnern an mein früheres Elternhaus. Frieda, die bis jetzt noch nie allein gelebt hat, kennt bald einige Leute im Wohnblock, darunter eine Frau, die auf Unterstützung angewiesen ist. Diese hat zwar einen Beistand, aber der verlässt sich lieber auf Frieda. Dafür nennt er sie beim Weih-

nachtsapéro für die Freiwilligen seinen «Goldschatz»! Und weist ihr gleich noch eine weitere Kundin zu: Frieda besucht nun auch jede Woche die hundertjährige Frau Loosli bis zu deren Tod. Heute hat sie keine Schützlinge mehr, aber für die Bärner Chöttli backt sie noch immer.

Zufrieden mit dem Leben

Meine Eltern, wir alle, haben über Frieda verfügt, über ihre Zeit, über ihre Erwartungen – indem man sie gar nie danach gefragt hat – und trotzdem sagt sie heute mit Überzeugung: «Ich habe ein gutes Leben gehabt, die Häni-Familie war auch meine Familie.» Ja, es stimmt, Frieda ist ein Teil unserer Familie. Es ist selbstverständlich, dass sie bei jedem Familienanlass dabei ist. Mit Interesse verfolgt sie unsere Lebenswege und diejenigen unserer Kinder und Kindeskinde, deren Urgrossmutter sie sein könnte. Kein schlechtes Wort fällt über unsere Eltern. Sie sei von allen immer gut behandelt worden. Und tatsächlich mag ich mich nicht an Streitigkeiten zwischen meinen Eltern und Frieda erinnern.

Für unser Gespräch hat Frieda sich schön angezogen. Gerade setzt sie sich hin und schaut unerschrocken in die Kamera. Wie bewundernswert ist doch ihre Mischung aus Bescheidenheit, Lebensklugheit, Dankbarkeit und Pragmatik dem Leben gegenüber.

DAMALS UND HEUTE

In der Arbeitswelt hat sich viel verändert

Barbara Bischoff Frei

Schon sehr früh war mir klar, dass ich einmal einen Beruf erlernen wollte, den ich auch im Ausland ausüben konnte. Fremdsprachen haben mich immer fasziniert und die wollte ich lernen, aber auch vor Ort anwenden. Meine Schwester besuchte das Lehrerinnenseminar, mein Bruder eine Handelsschule. Ich entschloss mich, Säuglingspflegerin zu werden. Noch während der zweijährigen Ausbildung merkte ich, dass ich beruflich weitermachen wollte. Als ich aber meinen Wunsch äusserte, die Kantonale Maturitätsschule für Erwachsene zu besuchen, intervenierten meine Eltern. Sie fanden, ich solle nun zuerst einmal arbeiten. So nahm ich eine Stellung als Säuglingspflegerin in Spanien an – die Gelegenheit, eine weitere Sprache zu erlernen.

FrauenWeisheiten

Nach diesem Jahr in Spanien absolvierte ich eine Ausbildung zur Psychiatriseschwester. Diese Arbeit hat mir sehr zugesagt. Meinen Wunsch, die Ausbildung zur Berufsschullehrerin gleich anzuschliessen, musste ich jedoch vorerst vertagen, da ich bald heiratete und Kinder bekam. Nach der Familienphase habe ich ihn nachgeholt.

Typische Frauenberufe für Mädchen

Mitte der 1960er Jahre war es wohl üblich, dass Mädchen einen Beruf erlernten – mit Vorteil einen, der später in einem eigenen Haushalt gebraucht werden konnte. Im Allgemeinen standen den Mädchen typische Frauenberufe offen: Coiffeuse, Verkäuferin, Stenodactylo/Sekretärin, Krankenschwester...

Ob damals wohl ein handwerklicher Betrieb einen weiblichen Lehrling angestellt hätte? Ich kann mich nicht erinnern, dass ein Mädchen je einen solchen Wunsch geäussert hätte. Wir wurden ja auch noch in der Sekundarschule in textiler Handarbeit unterrichtet und die Knaben hatten Werkunterricht mit Holz und Metall...

Für etliche Frauenberufe, z.B. für die Pflegeberufe, war ein Mindestalter von 18 Jahren vorgeschrieben. Idealerweise besuchten die jungen Frauen bis dahin ein Haushaltslehrjahr in einer Familie oder eine Ecole ménagère. So verbesserten sie gleichzeitig ihre Französischkenntnisse.

Viele Mädchen, die gerne in die Schule gingen, wählten den Weg zur höheren Bildung über das Lehrerinnenseminar. Das ermöglichte ihnen später den Zugang zur Universität.

Unterschiedliche Angebote

Es gab damals bezüglich der Bildungsmöglichkeiten einen grossen Stadt-Land-Graben. Das hatte nichts mit den Fähigkeiten der jungen Menschen zu tun, sondern war sehr oft vom Angebot in der Stadt, resp. demjenigen auf dem Lande abhängig. In meinem kleinstädtischen Umfeld beispielsweise fehlte der Zugang zu einem Gymnasium. Die nächstgelegene Kantonsschule (resp. Gymnasium) war ausserkantonale. Der Lehrplan der Volksschule war jedoch kantonal geprägt, so dass es nicht einfach war, ein ausserkantonales Gymnasium zu besuchen.

Die Kantonsschule war meistens in der Kantonshauptstadt. Je nach Entfernung vom Wohnort hiess das, in eine Internatsschule einzutreten oder im Konvikt der Kantonsschule zu wohnen. In St. Gallen gab es nur ein Internat für Knaben. Die Kosten dafür wären für viele Familien auch eine grosse finanzielle Belastung gewesen. Und diese «lohnte» sich eher für einen Sohn als für eine Tochter, die ja hoffentlich bald heiraten und dann eh die Familienarbeit übernehmen würde.

Oft wollten auch gebildete Eltern nicht zu viel in die Ausbildung der Töchter investieren. Wichtig war eher, dass sie auf eine «gute Partie» vorbereitet wurden. Dazu gehörten Fremdsprachenkenntnisse und Haushaltsschule.

Ich kenne Mädchen, die das Gymnasium abbrachen, weil die Eltern nicht in der Lage waren, ihnen anschliessend ein Studium zu finanzieren. Andere durften keinen Beruf erlernen, weil es im elterlichen Betrieb genug Arbeit gab und die Söhne durch ein Studium oder eine Berufslehre nicht zur Verfügung standen. Eine Freundin, die nach dem Lehrerinnenseminar an die Universität ging, fand bei ihrer Mutter wenig Verständnis. «Männer mögen gebildete Frauen nicht besonders», sagte sie ihr. Oder sie musste sich anhören: «Was, du gehst zur Uni? Willst du denn nicht heiraten?»

Das Dreiphasenmodell

Die Rollennormen spielten also bei der Berufswahl eine wichtige, einschränkende Rolle. Ausdruck davon war das Dreiphasenmodell: Ausbildung und Berufsarbeit – Familienphase – Wiedereinstieg.

In meinem Bekanntenkreis haben viele Frauen später, eben nach der Familienphase, eine Zweitausbildung gemacht. Das war herausfordernd und erst möglich, als die Erwachsenenbildung ausgebaut wurde.

Aus heutiger Sicht fast unglaublich ist die Tatsache, dass bis zum Inkrafttreten des neuen Eherechts 1988 ein Ehemann seiner Gattin die Erlaubnis entziehen konnte, eine Berufstätigkeit auszuüben. Widersetzte sie sich dieser Forderung, konnte das ein Scheidungsgrund sein und mit dem Sorgerechtsentzug der Kinder bestraft werden. Es war damals auch schwieriger, die Berufsarbeit mit der Familie zu vereinbaren. Denn noch in den 1970er Jahre besuchten vor allem Scheidungskinder oder Kinder von MigrantInnen eine Krippe. Kitas waren rar, nur Städte und grössere Industrieorte kannten diese Einrichtungen. Auf dem Lande war Fremdbetreuung verpönt. Tagesmütter übernahmen allenfalls diese Aufgabe oder die Grosseltern, sofern sie in der Nähe wohnten.

Und heute? Gleichstellungsziele nicht erreicht

Schon für die Generation der 1970er Jahre war es bedeutend einfacher, einen Beruf zu wählen. Der Lehrstellenmarkt hatte sich erweitert und neue, spannende Ausbildungen waren hinzugekommen. Ab Mitte der 1990er Jahre gab es die Möglichkeit, parallel zur Lehre oder in einem Anschlussjahr die Berufsmittelschule zu besuchen und eine Berufsmaturität abzulegen. Diese ermöglicht den Zugang zu den Höheren Fachschulen und den Fachhochschulen. Die Geschlechterfixierung auf sog. Frauen- und Männer-

FrauenWeisheiten

berufe blieb aber unverändert hoch. Noch immer gab es wenige Mädchen, die einen typischen Männerberuf wählten. Das Umgekehrte war noch seltener.

Der Zugang zum Gymnasium ist für Mädchen heute problemlos möglich. Die finanziellen Möglichkeiten der Eltern sind nicht mehr das Hauptkriterium. Es gibt oft Stipendien. Junge Frauen und Männer aus bildungsferneren Schichten oder mit Migrationshintergrund sind in den Gymnasialklassen jedoch nach wie vor untervertreten. Das trifft auch auf die Universitäten zu.

Die Durchlässigkeit der Ausbildungen hat sich aber signifikant erhöht: Sie reicht von der Sekundarstufe 2 über Berufsmatura oder gymnasiale Matura bis hin zum Bachelor und zum Master an einer tertiären Bildungsinstitution. Das eröffnet der heutigen Generation neue Perspektiven. Ein einmal gewählter Beruf braucht nicht mehr eine Sackgasse zu sein.

Doch gibt es für die heutige Generation andere Probleme: Finde ich eine Lehrstelle in meinem Wunschberuf?

Braucht es diesen Beruf in Zukunft überhaupt noch oder fällt er der Technologisierung zum Opfer?

Wie bilde ich mir in Zeiten der Pandemie ein konkretes Bild meines Wunschberufes, wenn Schnupperlehren und Kontakte zum Betrieb wegfallen?

Kann ich mein Wunschstudium machen, oder gibt es erschwerende Zugangsbeschränkungen oder geringe Verdienstmöglichkeiten nach Studienabschluss?

Finde ich später auch eine Anstellung?

Zudem ist das Problem der Lohnungleichheit noch immer nicht erledigt. Typische Frauenberufe sind allgemein schlechter bezahlt.

Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Hier hat sich viel getan. Die Fremdbetreuung der Kinder ist heute anerkannt, und es ist unbestritten, dass Kinder von einer Kita sozial profitieren. Aber die Doppelbelastung der berufstätigen Frauen mit Haushalt und Familie ist noch immer hoch. Sie tragen laut Studien die Hauptlast der Haushaltsarbeit und der Kinderbetreuung. Sie arbeiten deshalb auch vermehrt Teilzeit, was zur Folge hat, dass ihre Karrierepläne nicht intakt sind: Je tiefer der Anstellungsgrad, desto unwahrscheinlicher die Aufstiegschancen. Auch wenn wir heute einen wirksamen Mutterschutz haben, ist es für eine junge Frau oft schwieriger, eine Anstellung zu bekommen, wenn sich gleichzeitig ein Mann bewirbt. Sie könnte ja schwanger werden! Umfragen zeigen, dass eine Mehrzahl der Männer ihr Arbeitspensum reduzieren möchten und eine Lohneinbusse in Kauf nehmen würden. In der Praxis arbeiten jedoch nur gut 13 Prozent Teilzeit. So wird uns das Thema der Vereinbarkeit von Familie und Beruf noch lange beschäftigen.

Chancengleichheit für alle

Text & Foto: Monika Fischer

Die Pionierinnen des Frauenstimmrechts sind für Ylfete Fanaj Vorbilder, die sich beharrlich für ihre Anliegen einzusetzen. Sie lebte im Kosovo, während der Vater als Saisonnier arbeitete. Mit neun Jahren kam sie in die Schweiz und fand sich in der Schule schnell zurecht. Die Benachteiligung als Migrantin bei der Suche nach einer Lehrstelle hat sie politisiert. Nach fast 15 Jahren in Parlamenten wurde sie als Vertreterin der SP zur ersten Kantonsratspräsidentin mit kosovarischen Wurzeln gewählt. Wie sie im Gespräch aufzeigt, möchte sie Migrant*innen eine Stimme geben und ihnen den Zugang zu Bildung und Arbeit erleichtern.

Monika Fischer: *Sie kamen mit neun Jahren im Familiennachzug aus dem Kosovo in die Schweiz. Welche Rollenbilder haben Sie geprägt?*

Ylfete Fanaj: Ich bin in einer traditionellen Familie aufgewachsen: Die Frau besorgt im Dienst der Familie den Haushalt, der Mann geht hinaus und verdient das Geld. Ich habe mich immer gegen diese Rollenbilder gewehrt und einen Widerstand gegen diese Einteilung aufgebaut. Ich konnte nicht nachvollziehen, warum Frauen und Männer nicht die gleichen Rechte und Freiheiten haben sollten. Deswegen gab es mit den Eltern viele Diskussionen. Es war ein langer Weg, bis sie akzeptiert haben, wie ich bin.

Wo haben Sie in ihrem Leben Benachteiligung erfahren?

Die Sprache habe ich relativ schnell gelernt. Nach dem 9. Schuljahr fand ich keine Lehrstelle als Kauffrau, und so habe ich das 10. Schuljahr absolviert. Auf 200 Bewerbungen, die ich damals noch von Hand schreiben musste, bekam ich nur Absagen ohne Begründung. Das hat mich sehr belastet, ich mochte die Post kaum mehr anschauen. Schliesslich bekam ich von der Sprachschule ECAP die Einladung zu einem ersten Vorstellungsgespräch und zum Schnuppern. Nachträglich habe ich erfahren, dass sie mich einer Schweizerin vorgezogen haben, weil ich sonst keine Chance gehabt hätte, eine Lehrstelle zu finden.

Was hat Sie für die Politik motiviert?

Während meiner Ausbildung interessierte ich mich für Staatskunde. Da wurde mir bewusst, dass ich als Migrantin nicht mitbestimmen kann. Auch für einen zweiwöchigen Sprachaufenthalt im Ausland fehlte mir der Pass. Ich wusste: Ich komme beruflich nicht weiter, wenn ich mich nicht einbürgern lasse und meldete mich sofort an. Mit 20 bekam ich den Schweizer Pass. Im Zusammenhang mit der erleichterten Einbürgerung von jungen Ausländer*innen der zweiten Generation 2004 begann ich mich politisch bei der SP zu engagieren. Es ist mir ein Anliegen, Hürden, wie ich sie selbst erlebt hatte, abzubauen, den Migrant*innen eine Stimme zu geben und ihnen den Zugang zur Bildung zu erleichtern. Es geht mir um Chancengleichheit für alle.

Sie haben berufsbegleitend die Berufsmatura gemacht und danach an der Hochschule Luzern das Studium in Sozialer Arbeit mit dem Master abgeschlossen. Daneben haben Sie sich politisch engagiert. Sie wurden Grossstadträtin, die erste Kantonsrätin mit kosovarischen Wurzeln, Fraktionschefin der SP-Fraktion und präsidierten 2020/21 das Kantonsparlament Luzern.

Wo es eine Chance gab, habe ich sie gepackt, bin ins kalte Wasser gesprungen und habe hart gearbeitet. Wohl habe ich mich immer wieder hinterfragt und zweifelte manchmal an mir. Andere haben mich ermuntert und unterstützt. Mir wurde bewusst: Ich muss nicht alles können. Wichtig ist, die richtigen Leute um mich zu haben.

Wie und warum kamen Sie dazu, sich als junge Frau für das Jubiläum «50 Jahre Frauenstimmrecht» zu engagieren?

Als Vizepräsident des Kantonsrats überlegte ich mir, wie ich mein Präsidialjahr gestalten will. Da es mit dem Jubiläum «50 Jahre Frauenstimmrecht» zusammentraf, war mir klar: Dort wollte ich einen Schwerpunkt setzen. In Zusammenarbeit mit dem Historischen Museum wollten wir ein zivilgesellschaftliches Rahmenprogramm zur Ausstellung «Eine Stimme haben» auf die Beine stellen. Ich suchte Frauen aus verschiedenen Parteien, und wir gründeten einen Verein. Wir leisteten im Vorstand unsere Arbeit ehrenamtlich, engagierten jedoch eine Projektleiterin. Mit einer breiten Palette von 35 geplanten Veranstaltungen vom September 2020 bis September 2021 haben wir viele Frauen erreicht und das Ziel weit übertroffen.

FrauenWeisheiten

Ihr Jahr als Präsidentin des Kantonsrates Luzern und des Vereins «50 Jahre Frauenstimmrecht Luzern» wurde durch die Pandemie getrübt.

Ich konnte rasch akzeptieren, dass mein Präsidialjahr nicht im gewohnten Rahmen stattfinden konnte, da Repräsentationspflichten ohne Anlässe fehlten. Doch machte ich das Beste daraus. Da ich nicht zu den Menschen gehen konnte, lud ich zu jeder Session einen Gast ein: Eine aus Syrien geflüchtete Person, ein Mensch mit einer Beeinträchtigung, ein Kind vom Jugendparlament usw.. Ich wollte ihnen eine Stimme geben und verband ihre Anliegen mit den kantonalen Leistungen. Auch einige der geplanten Anlässe rund um das Frauenstimmrecht mussten wir absagen. Es war ein grosses Glück, dass wir die Jubiläumsveranstaltung im Oktober 2020 mit einer reduzierten Zahl von Besucherinnen durchführen konnten. Es war eine meiner schönsten Veranstaltungen mit einer wunderbaren Stimmung.

Was sind Ihre Erkenntnisse aus dem Jubiläumsjahr?

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte der letzten 50 Jahre haben mir gezeigt, dass die Frauen ihre Rechte hart erkämpfen mussten. Wie diese Pionierinnen ist es mir wichtig, dranzubleiben an dem, was mir wichtig ist, mich wenn möglich überparteilich mit anderen zu verbinden und immer wieder neue Anläufe zu nehmen.

Wo sehen Sie den dringendsten Handlungsbedarf?

Die Strukturen unserer Wirtschaft und Politik sind durch Männer ohne Familienpflichten dominiert. Frauen mit Familienpflichten müssen dauernd strampeln um mitzukommen. Dies zeigt, wie tief die traditionellen Rollenbilder verinnerlicht sind. Das müssen wir verändern. Neben einer besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie und Lohngleichheit sind mir besserer Bildungschancen und damit verbunden ein erleichterter Arbeitszugang für Migrant*innen zentrale Anliegen. Die Gleichstellungsthemen sind mir wohl wichtig, betreffen jedoch privilegierte Frauen. Im Hinblick auf die Chancengleichheit braucht es dringend bessere Rahmenbedingungen auch für Migrant*innen.

Vor dem Abschluss Ihres Präsidialjahres sind Sie erstmals Mutter geworden.

Das passt zu diesem verrückten Jahr und ist für uns ein grosses Glück.

FrauenWeisheiten

Sie wurden als Vertreterin der Zentralschweiz als eine der 246 Teilnehmerinnen der zweitägigen Frauensession vom 29./30. Oktober in Bern gewählt. Was möchten Sie dort einbringen?

Ich freue mich sehr auf die Versammlung und bin gespannt auf die Diskussionen. Mein besonderes Interesse gilt der Digitalisierung. Es ist ein wichtiger Bereich für die Zukunft, sind doch dort nur knapp ein Fünftel Frauen tätig. Deshalb müssen wir uns **jetzt** einbringen, damit wir die künftige Ausrichtung mitbestimmen können. Ich hoffe sehr, dass wir klare Forderungen stellen und diese vom Parlament aufgenommen werden, damit die Frauensession mehr wird als ein symbolischer Akt.



Ylfete Fanaj, 39, Luzern, war die erste Kantonsrätin in der Schweiz mit kosovarischen Wurzeln.

Nach dem Studium der Sozialarbeit arbeitete sie auf der Fachstelle Gesundheitsförderung und Integration, Kanton Nidwalden. In der Folge erwarb sie einen Master of Science of Social Work der Hochschulen Bern, Luzern, St. Gallen und Zürich. Aktuell arbeitet sie als Bereichsleiterin Deutschschweiz beim Jugendprojekt LITFT in Bern, einem Integrations- und Präventivprogramm für Jugendliche mit erschwerter Ausgangslage an der Nahtstelle zwischen Schule und Beruf.

Ihre politische Karriere begann sie beim Verein für Secondas. 2007 kam sie als Vertreterin der SP in den Grossstadtrat Luzern. 2011 wurde sie die erste Schweizer Kantonsrätin mit kosovarischen Wurzeln. In ihrer dritten Amtsperiode präsidierte sie die SP-Fraktion im Kantonsparlament. 2019 wurde sie zur Vizepräsidentin, 2020 zur Präsidentin des Kantonsrates für die Periode 2020/21 gewählt. Ylfete Fanaj ist in verschiedenen Vereinen im sozialen Bereich aktiv, z.B. im Verein LISA für die Interessen der Sexarbeitenden und im Verein Zentrum für interkulturelle Bildung ZIB sowie Beirätin der Kontakt- und Anlaufstelle Sans-Papiers Luzern.

Frauenweis(s)heiten im November & Dezember 2021

Liebe Leser*innen

Zum letzten Mal steht unser Newsletter unter dem Thema «50 Jahre Frauenstimmrecht». Manche Berichte über durchgeführte Anlässe haben uns erreicht. Zum Beispiel von Monika Stocker, die als Initiantin der 1. Frauensession geehrt wurde und den Saal des Bundeshauses nach der 2. Frauensession am 30. Oktober beschwingt verliess. Sie war sehr beeindruckt von der Leidenschaft, mit der Frauen ihre Meinung vertreten haben «meilenweit entfernt von dem, was wir uns vor 30 Jahren getraut haben.» Deshalb ist sie überzeugt, dass sich die Frauen in unserem Land nie mehr kleinkriegen lassen. In den nächsten Wochen finden die letzten Anlässe im Jubiläumsjahr statt. Dazu gehören der von der Arbeitsgruppe DOL & SOL (Dancing & Singing Old Ladies) organisierte Event mit Gesang, Tanz, Poesie und Politik «Alte Frauen sind sichtbar & hörbar» vom 3. Dezember sowie zwei Benefizkonzerte des Frauenchors «die vogelfreien» vom 26. und 28. November 2021 je in Zürich.

Gemäss der im Porträt vorgestellten Heidi Witzig hat das Jubiläumsjahr trotz der Pandemie dank den vielen entstandenen Vernetzungen doch noch den bestmöglichen Abschluss gefunden. Für die Historikerin und Pionierin der Frauengeschichte(n) war die Auszeichnung zur Ehrendoktorin der Universität Luzern am 4. November 2021 eine Überraschung und Ernte für ihr reiches Engagement. Die erfolgreiche Dozentin und Autorin verschiedener Bücher zeigt sich im Gespräch auch als verletzbare Frau. Als Intellektuelle musste sie schmerzlich lernen, was es heisst, eine Frau zu sein.

Telsche Keese schildert, wie es für sie vor 50 Jahren keine Möglichkeit gab, Familien- und Erwerbsarbeit miteinander zu verbinden. Ein paar Jahre arbeitete sie deshalb ausschliesslich zuhause als Familienfrau. Erst als die drei Kinder die Schule besuchten, nahm sie am Abend ihre Berufsarbeit in Teilzeit wieder auf. Sie freut sich, dass sich vieles verändert hat. Und doch zeigen ihre Erfahrungen und Gespräche: Das Hauptproblem «Wie bringe ich als Frau Kinder- und Berufsarbeit unter einen Hut?» ist geblieben. Das Jubiläum «50 Jahre Frauenstimmrecht» ist für Marie-Louise Barben Anlass, um zurückzuschauen, zu analysieren, kritisieren und feiern. Gleichzeitig fragt sie sich, was heute die jungen Feministinnen umtreibt. Sie hat zwei von ihnen zum Gespräch getroffen.

FrauenWeisheiten

Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Geradeaus auf krummen Wegen



«Es brauchte schmerzliche Erfahrungen, damit ich mich als Frau entwickeln konnte», meint die erfolgreiche Historikerin und Buchautorin Heidi Witzig im Rückblick auf ihr Leben.

Text & Foto: Monika Fischer

Seit Jahrzehnten setzt sich die Historikerin Heidi Witzig, 77, mit innerem Feuer und grossem Einsatz für die Frauen und ihre Geschichte(n) ein. Die Protagonistin der Frauengeschichte wurde am 4. November 2021 für ihr langjähriges Engagement mit dem Ehrendoktorat der Universität Luzern ausgezeichnet. Sie freut sich über die reiche Ernte im Herbst des Lebens. Als erfolgreiche Intellektuelle musste sie jedoch schmerzlich lernen, was es heisst, eine Frau zu sein und die eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen. Neugierig und lebenslustig setzt sich die Mitbegründerin der Grossmütter-Revolution weiterhin für Projekte ein, die nicht nur anderen, sondern auch ihr etwas bringen.

FrauenWeisheiten

Erstmals bin ich Heidi Witzig über das von ihr mit Elisabeth Joris herausgegebene, fast 600 Seite dicke Buch «Frauen-Geschichte(n)» begegnet. Die farbig markierten Stellen zeigen, was mich kurz nach Erscheinen des Buches 1986 beschäftigt hat. Daneben steht im Büchergestell das zweite, von den beiden Historikerinnen verfasste Buch «Brave Frauen – aufmüpfige Weiber». Schon bald nach seinem Erscheinen begegnete ich Heidi Witzig erstmals persönlich am unabhängigen Frauentreff in Willisau im Luzerner Hinterland, wo sie einen Vortrag zum Thema «Frauenbilder – Bilderbuchfrauen» hielt. Gemäss meinem im April 1993 verfassten Zeitungsbericht fand ihr Referat in der ganzen Region grosses Interesse. «Die bekannte Historikerin und Buchautorin verstand es ausgezeichnet, ihre Zuhörerinnen mit ihren lebhaften Schilderungen zu fesseln und ein Stück Frauengeschichte sichtbar zu machen», lese ich im Bericht.

Spass am Leben

Von ihrem reichen Wissen darf ich in der über zehnjährigen Zusammenarbeit in der GrossmütterRevolution immer wieder profitieren. Nach wie vor neugierig und offen für Neues scheut sich Heidi nicht, in einer Arbeitsgruppe gemeinsam Visionen zu entwickeln. Zum Beispiel darüber, wie das Leben in einer Gesellschaft aussehen würde, wenn Care (die Sorge für Mensch und Natur) anstelle des Geldes im Zentrum stehen würde. Immer wieder lässt sie sich für neue Ideen und Projekte begeistern, auch wenn sie noch so ausgefallen sind. Hauptsache, es stimmt für sie und gibt Energie. Ausdruck ihrer Lebensfreude ist für mich das Bild in einer Broschüre zu ihrem Text übers Alter: Lachend saust sie eine Rutschbahn hinunter.

Bei unseren Begegnungen erfahren wir auch einiges über ihr bewegtes Leben. So dürfen wir teilhaben an ihrem neuen Liebesglück im Alter, wenn z.B. bei einer Zoom-Sitzung ihr Handy nicht aufhört zu klingeln, bis sie es abnimmt und sagt: «David, I'm in a meeting. I call you later.»

Offen gibt sie im Bahnhof Zürich Einblick in ihr Leben. Daten und Orte haben für sie keine grosse Bedeutung. Wichtiger sind die Erfahrungen, die ihren Lebensweg geprägt haben. «Geradeaus auf krummen Wegen. Und das in aller Heftigkeit, das gehört einfach zu mir und ist mein Lebensmotto», sagt sie lachend.

Geprägt vom Vater

Die älteste Tochter und Schwester von vier Brüdern ist in Frauenfeld in einer Bürohandels-Familie aufgewachsen. «Wir wurden sorgfältig methodistisch erzogen. Der Vater unterstützte mich in allem, was ich wollte, die Welt stand mir offen. Ich war das «Goldschätzli» meines Vaters. Er nannte mich «es gschichts Meitli» und hat mich ständig

FrauenWeisheiten

kontrolliert, sogar noch, als ich studierte.» Sie war 15, als ihr der Vater bei der ersten Abstimmung fürs Frauenstimmrecht 1959 den Zettel hinlegte mit den Worten: «Heidi, du kannst ‹Ja› schreiben.» Die Mutter hingegen, die ihre vier Brüder noch heute als Heilige verehren, lehnte sie ab. «Sie war wohl eine liebe, ruhige Frau. Doch habe ich ihre Wärme nie gespürt. Sie hat sich nie für mich gewehrt und mich nicht aufgeklärt, was Frausein bedeutet.» Heidi bedauert, dass sie sich vor ihrem frühen Tod mit 57 nicht mit ihr versöhnen konnte. Doch wollte sie ihren Weg gehen.

Aufbruch

Um sich der Kontrolle der Familie zu entziehen, heiratete sie 1969 ihren Kollegen Hans Schächli. «Ganz traditionell im weissen Kleid, mein Orgellehrer spielte zur Hochzeit. Zuvor hatten wir uns offiziell verlobt und wie damals üblich eine Wunschliste gemacht, da wir kein Geld hatten.» Das Paar wohnte in Uetikon am See in einer 3-Zimmer-Wohnung im Dachstock einer Fabrikantenvilla. Schon drei, vier Jahre später zog der Ehemann wieder aus. «Wir wussten in keiner Art und Weise, wie eine Partnerschaft gepflegt wird. In der antiautoritären Bewegung wollte vor allem mein Mann alles ausprobieren. Auch ich habe Fehler gemacht, jedoch an Ehe und Treue geglaubt.»

Gleichzeitig engagierte sie sich in der Frauenbefreiungsbewegung FBB. «Ich war in den wilden Aufbruchszeiten bei allen Aktionen dabei. Ganz wichtig war für mich die Selbsterfahrungsgruppe. Wir erzählten uns gegenseitig unsere Geschichten und konnten unsere Unsicherheiten als Frau erstmals benennen.»

Um die Einführung des Frauenstimmrechts kümmerte sie sich nicht. Es war für sie derart «gschämig» und überfällig. Es ging ihr um viel mehr: «Um die patriarchalen Strukturen, die verhinderten, dass die Frauen in der Geschichte gar nicht vorkommen.» Nach Annahme des Frauenstimmrechts 1970 im Kanton Zürich trat Heidi der SP bei und kam durch eine Kampfwahl in die Schulpflege Uetikon.

Familie und Politik

Sie blieb ein paar Jahre in der Gemeinde und lernte in dieser Zeit Ruedi Vetterli kennen. Erst als sie schwanger war, realisierte sie, dass ihr Kind «Schächli» heissen würde – und liess sich scheiden. 1979 wurde Tochter Verena geboren. Zuerst wohnte die Familie in Uster in einer WG in einer grossen Mansardenwohnung, später mit einer anderen dreiköpfigen Familie in einer WG in einem Haus. Sie liess sich sofort in den Gemeinderat wählen. «Die Partei suchte damals händeringend Frauen, auch fürs Parlament in Bern. Doch merkte ich bald: Der parlamentarische Weg ist nicht gut für mich. Ich höre

nach links und nach rechts, möchte lieb sein und nicht anecken. So blieb ich im Gemeinderat.»

«Frauengeschicht(en)» – ein Riesenerfolg

Während ihres Geschichts-Studiums an der Uni Zürich hatte sie das Hauptfach gewechselt und ihr Doktorat mit einer kunstgeschichtlichen Analyse des 15. Jahrhunderts zum Thema «Die Florentiner Bürger und ihre Stadt» mit Summa cum laude abgeschlossen. Da sie für diese Arbeit oft in Florenz war, sprach sie gut Italienisch. Deshalb unterrichtete sie während des Studiums die Fächer Geschichte, Staatskunde und Italienisch. Doch wurde ihr der Abschluss als Kunsthistorikerin später zum Verhängnis; sie konnte nicht als Geschichtslehrerin an Mittelschulen gewählt werden. Deshalb arbeitete sie in der Galerie Koller als Kunstexpertin und kam nach einer entsprechenden Ausbildung als Dokumentalistin zum Schweizer Fernsehen.

Während der Arbeit an einem Buch über die Schweizer Arbeiterbewegung entschloss sie sich 1978, gemeinsam mit Elisabeth Joris ein Parallelbuch zur Frauengeschichte herauszugeben. «An der Uni gab es viele engagierte Feministinnen, die mitmachten und uns unterstützten. Es war ein riesiges Gemeinschaftsprojekt. Alles in Gratisarbeit, wir hatten ja daneben unseren Lohn.» Das Buch «Frauengeschicht(en): Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz» kam 1986 im Limmatverlag erstmals heraus und wurde ein Riesenerfolg. (Im Juni 2021 ist es in fünfter aktualisierter Auflage im Limmat-Verlag erschienen.)

Ein, zwei Jahre später bekamen die beiden Historikerinnen Geld vom Nationalfonds für das zweite Buch «Brave Frauen, aufmüpfige Weiber, Frauenalltag im Kanton Zürich». «Es erschien 1992 und wurde wieder ein Hit. Wir wurden in der ganzen Deutschschweiz eingeladen, Vorträge zu halten und Artikel zu schreiben», freut sie sich rückblickend. Bald erreichte sie die Anfrage eines Professors der Uni Basel, an einem gross angelegten Projekt über die Alltagsgeschichte der Schweiz mitzumachen und sich damit zu habilitieren. Sie bekam einen Arbeitsplatz an der Uni und reichte beim Nationalfonds ein Teilprojekt ein. Das Buch «Polenta und Paradeplatz: Regionales Alltagsleben auf dem Weg zur modernen Schweiz 1880–1914», erschienen 2000 bei Chronos in Zürich, war das einzige Ergebnis des gross angelegten Forschungsprojektes. «Es war mein Paradestück. Doch wollte ich mich nicht habilitieren, sondern bei der Forschung bleiben.»

Wer bin ich als Frau?

Heidi war fast 50, als sie sich diese Frage stellte. «Seit dem Gymi kam ich als Frau gut

an, ich hatte Erfolg als Historikerin und Politikerin, konnte immer hinstehen für das, was mir wichtig war. Intellektuell hatte ich mich zwar mit Frauenthemen auseinandergesetzt, dabei jedoch mein eigenes Frausein aus den Augen verloren und mich nie um meine körperlichen Bedürfnisse gekümmert. Erst jetzt hatte ich die Sicherheit, diese Frage zu stellen.»

Sie besuchte die Liebesschule bei Doris Christinger, wo sie sich und andere besser kennenlernte. «Erst dann bin ich aufgewacht. Wir waren im Frauentantra, weil wir bedürftig waren und bekamen endlich Freude an der Sexualität.» Allerdings wurde ihr auch klar, dass ihr Partner sie seit Jahren betrügt. Es war ein furchtbarer Schlag, gleichzeitig wusste sie: «Wenn ich es positiv nehmen kann, wird es für mich zu einer Chance werden, indem ich mich frage: Wer bin ich, dass ich es nicht gemerkt habe? Es lag an mir, an meiner Entwicklung. Die schmerzliche Erfahrung und die daraus gewachsene Erkenntnis waren nötig für meine Entwicklung als Frau. Es war mein Stern, dem ich folgen wollte.»

Begleitung bis zum Tod

Sie blieb trotzdem bei ihrem Partner, weil sie ihn liebte. Es wurde ihr bewusst, wie vieles sie bisher den Männern überlassen, auch in der Sexualität keine Verantwortung für sich übernommen hatte und damit abhängig war. Eine überaus schmerzhaftes Erkenntnis. Sie erzählt: «Ich konnte nicht mit und nicht ohne meinen Partner und den gemeinsamen Freundeskreis leben. Ich war verletzt, immer wieder neue Wunden kamen dazu. Es war ein überaus schmerzhafter Prozess. Ohne jahrelange Psychotherapie hätte ich es nicht ausgehalten.»

Doch merkte sie mit der Zeit: Es ist nicht gut für mich, wenn ich bleibe – und sagte ihrem Partner: «Ich nehme eine eigene Wohnung, doch wir bleiben befreundet, egal, was du tust.»

In der gleichen Woche bekam er die Diagnose: Lungenkrebs.

Heidi verliess ihn nicht, sondern begleitete ihn bis zum Tod. Sie schildert die schmerzlichsten sieben Monate ihres Lebens: «Ich war enorm empfindlich und habe häufig geweint. Unglaublich, wie glücklich und befreit Ruedi war, als er wusste, dass er stirbt. Wir haben sogar noch geheiratet. Es tröstete mich, dass er so gehen konnte, wie er wollte.» Seit dem Tod ihres Mannes 2003 beschäftigt sich Heidi Witzig freischaffend mit Themen, die sie interessieren. 2007 erschien ihr Buch «Wie kluge Frauen alt werden». Sie schreibt Artikel, hält Vorträge. «Ich habe ein richtiges Business aufgebaut und gebe weiter, was ich gelernt habe. Der Austausch ist enorm belebend.»

Wo das Feuer ist

Seit Beginn macht Heidi Witzig bei der GrossmütterRevolution mit. «Es gefällt mir, nochmals auf attraktive Art als Teil der Zivilgesellschaft und ohne Sorge ums Geld aktiv zu werden. Der Austausch und die Zusammenarbeit mit Frauen mit langem professionellem Hintergrund ohne Konkurrenzdenken sind sehr belebend. Sei es bei politischen Projekten im Einsatz für ein würdiges Alter oder wenn es darum geht, neue Themen auf neue Art zu entdecken.» Sie lässt sich begeistern für Frauenthemen und Fragen rund ums Alter und engagiert sich «wo mein Feuer ist, wenn ich mich dabei einerseits für mich und gleichzeitig für andere einsetzen kann.» Es kam auch vor, dass sie sich für eine Sitzung entschuldigen musste, weil sie mit Freude ihre beiden Enkelkinder hütete.

Neue Liebe im Alter

Obwohl ihr Leben ruhiger geworden ist, gibt es immer wieder Überraschungen. Sie erzählt von ihrer Jugendliebe David aus Irland, der sie vor ein paar Jahren nach dem Tod seiner Frau im Internet gesucht und wieder gefunden hat. Die Begegnung freute sie. Doch liess sie sich Zeit, bis sie es wagte, sich noch einmal ernsthaft auf eine Liebesbeziehung einzulassen. Der Plan, sich regelmässig zu sehen – ein paar Wochen gemeinsam abwechselnd in Irland und in der Schweiz zu verbringen – wurde durch die Pandemie durchkreuzt. So kommunizierten sie drei- bis viermal täglich über Facetime, was die Isolation erleichterte. «Wir verstehen uns sehr gut und haben die gleiche Sorte Humor. Es ist interessant mit ihm, er weiss sehr viel über Literatur und Geschichte. Es ist eine grosse, eine schöne Liebe.» Sie sind sich bewusst, dass sie kaum bis zum Tod beisammen sein können. «Wir reden immer wieder darüber – das nimmt der Realität den Schrecken – und geniessen die Zeiten des Beisammenseins umso mehr.»

Würdigung der Pionierinnen

So auch bei der Auszeichnung zur Ehrendoktorin am 4. November 2021 an der Universität Luzern. Wichtiger als die offizielle Zeremonie ist Heidi ihr Referat «Ansichten und Aussichten von Frauengeschichten» vor der ganzen Fakultät, auf das sie sich gründlich vorbereitet hat. Es ist für sie die Verbindung der Uni mit der ausser universitären Forschung und Zivilgesellschaft, eines ihrer Kernthemen.

Im Rückblick auf das Jubiläumsjahr «50 Jahre Frauenstimmrecht» bedauert sie, dass manche Veranstaltungen wegen Covid nicht stattfinden konnten. Gleichzeitig ist sie begeistert über die in diesem Jahr entstandenen Vernetzungen zwischen vielen bewegten Menschen, zwischen den Generationen, Gewerkschaften, Studierenden usw.

usw. «Besonders überrascht und gefreut hat mich, dass die jungen Frauen würdigen, wofür wir früher hingestanden sind und dazu erst noch danke sagen. Unglaublich, diese vielen Zeichen der Solidarität! So hat das Jubiläum doch noch eine Wendung gebracht und das Bestmögliche erreicht.»

DAMALS UND HEUTE

Vereinbarkeit von Familie und Beruf als Hauptproblem

Telsche Keese

1971 lebte ich in Zürich, war verheiratete Mutter eines Kindes und hatte einen Abendzeitjob als Fachlehrerin für Französisch und Englisch. Ich verdiente mein eigenes Geld und war neu in der Stadt. So konnte ich nur auf meinen Mann zählen, wenn ich abends weggehen wollte. Er war allerdings nicht immer zuverlässig, und Handys gab es nicht, um sich kurz eine Nachricht zu schicken. Bis heute habe ich deshalb nicht vergessen, dass ich einmal den Schlüssel im Schloss zur Wohnung umdrehte und fortging, obwohl unsere Tochter im Bettchen jämmerlich weinte. Ich riskierte es, ich musste meinen Bus erreichen und hatte nicht den Mut, meine Nachbarin merken zu lassen, dass ich ausserhause arbeitete.

An eine eigenständige Berufstätigkeit verschwendete ich keinen einzigen Gedanken, ich verbot ihn mir, liess ihn gar nicht erst aufkommen, obwohl ich grosse Freude am Unterrichten hatte und motivierende Resonanz bei den Schülern dazu. Die Zuständigkeiten in meiner Ehe waren klar abgegrenzt. Ich wusste genau, wo mein Platz zu sein hatte: im Haushalt bei meinem Kind. So verhielt ich mich und passte mich brav an. Es entsprach meiner Erziehung und der damaligen gesellschaftlichen Erwartung. Mein Mann verstand sich in seiner Rolle genauso selbstverständlich als Hausvorstand und Ernährer der Familie. Er hatte die bessere Ausbildung und würde später mehr Geld verdienen als ich. Deshalb tat ich alles, um ihm den Rücken frei zu halten. Er verliess mich morgens karrierebewusst, dann sah ich ihn bis abends nicht wieder.

Kreativ und tatkräftig

So hielt ich es bis zur Geburt des dritten Kindes, dann zogen wir aufs Land in die Nähe Berns. Welch ein Unterschied: In Zürich konnte die 4 ½-jährige schon den Kindergarten besuchen. Hier nicht mehr, es gab weder eine Spielgruppe für den Dreijährigen,

FrauenWeisheiten

noch eine Krabbelgruppe fürs Baby und schon gar keinen Elternverein. Ich hatte kein Auto und konnte nur auf die spärlichen Postbusverbindungen zählen. Ich war Köchin, Kindergärtnerin, Entertainerin: Mutter in Vollzeit. Nie wieder war ich so kreativ und tatkräftig wie damals. Ich half, den Elternverein ins Leben zu rufen, eine Ludothek zu gründen und richtete gegen den Widerstand der Hausverwaltung eine kleine Spielgruppe in einem Kellerraum ein. Dort hüteten wir Frauen gegenseitig unsere Kinder. Männer leisteten Fronarbeit für einen neuen Kindergartenpavillon.

Es war eine grosse Herausforderung, die Kinder täglich zu beschäftigen, ohne sie einmal abgeben zu können. Geburtstage gestaltete ich deshalb mit einer grossen Kinder-schar aus der Nachbarschaft zu kleinen Höhepunkten mit Sackhüpfen, Schnitzeljagden und Verkleiden. Not macht erfinderisch. Einmal wagte auch einen öffentlichen Anlass im Schulhaus zum Maskenbasteln mit Schuhkartons und roten Plastiknetzen von Orangen. Wir waren eine teuflische Gruppe beim Umzug im Dorf. Ich arbeitete 12 Jahre lang «nur» zu Hause.

Berufsarbeit am Abend

Erst als alle drei Kinder in die Schule gingen, wollte ich unbedingt meine Unterrichtstätigkeit wieder aufnehmen. Das grösste Hindernis waren die unterschiedlichen Schulzeiten und die Mittagsmahlzeit als «heilige Zeit», zu der die Kinder heimkamen. Mein Mann ermunterte mich, nun an die öffentliche Schule zu gehen, machte aber auch klar, dass sein Zeitanspruch unanfechtbar sei. Also blieb ich bei meiner Überzeugung, dass Abendunterricht mit meiner Familiensituation am besten zu vereinbaren war. Eine Arbeit an der öffentlichen Schule hätte meine Organisationsfähigkeit überfordert.

Ich stellte mir Unterrichtspensen bis zu 18 Lektionen in der Woche zusammen. Ich jonglierte hin und her: mal ein Jahr am Lehrerinnenseminar in Bern, mal Sportwochenvertretungen, aber hauptsächlich unterrichtete ich an der Volkshochschule VHS in Bern. An Wochenenden besuchte ich Fortbildungen. Wenn ich abends das Haus verliess, war ich immer «in high spirits», so freute ich mich auf die Abwechslung. Bis zur Pensionierung blieb ich teilzeitbeschäftigt, denn ich war zu wenig emanzipiert, um aufzumucken. Mein Mann ging vor, schliesslich war er meine leibhaftige Altersversicherung.

Das Hauptproblem ist geblieben

Die Zeiten haben sich seit den 70er Jahren unglaublich schnell verändert. Es ist selbstverständlicher geworden, dass auch Familienfrauen einer Erwerbsarbeit nachgehen. Die Wirtschaft hat endlich erkannt, welche Ressource sie lange unbeachtet liess. Allerdings ist das Hauptproblem trotz Kitas und Betreuungsmöglichkeiten geblieben:

FrauenWeisheiten

«Wie bringe ich als Frau Kinder- und Berufsarbeit unter einen Hut»? Kinder zu haben bedeutet für ihre Lebensgestaltung eine entscheidende Zäsur und fordert von ihr in erster Linie eine weitreichende Entscheidung. Ein Männerleben bleibt dagegen weitgehend autonom. Viele junge Väter sind heute williger, im Haushalt mitzuhelfen. Aber ist es nicht so, dass es in vielen Situationen doch die Frau ist, auf der Familienkarte sitzen bleibt?

Kinder und Beruf

Meine Töchter gehören nicht mehr zur jüngsten Generation, aber sie wollten selbstverständlich beides: Kinder und Beruf, genauso unangefochten wie ein Mann sich immer Beruf und gleichzeitig eine Familie wünscht. Meine Kinder fanden unterschiedliche Lösungen: Meine Schwiegertochter arbeitet 100 Prozent, und mein Sohn kümmert sich um die Kinder und den gemeinsamen Haushalt. Unsere ältere Tochter blieb wenige Jahre ganz zu Hause, profitierte dann von Kindereinrichtungen und steigerte ihr Pensum als Lehrerin stetig bis zur Vollzeit. Die Jüngere gab ihre Kinder in die Kita, später für den Mittagstisch zu einer Frau. Sie selbst arbeitet 40 Prozent. Ihr Ehemann kümmert sich mit um die Kindererziehung und kocht an Wochenenden. Ich stand auf Abruf, wenn sie es brauchten.

Die Bedingungen aushandeln

Inzwischen sind Frauen freier und selbstbestimmter geworden, sie äussern ihre Wünsche entschiedener, und viele sind bereit, ihre Bedingungen auch auszuhandeln. Annina Reusser, eine 27jährige Studentin vom Generationentandem in Thun, setzt sich mit der Vereinbarkeitsfrage am Übergang ins Berufsleben auseinander und sagt unter anderem: «Die Optionen sind nicht gerade rosig. Den Beruf aufgeben und mich hauptverantwortlich um Heim und Kinder kümmern, kommt nicht in Frage. Erstens ist das sowieso nicht Teil meines Lebensplans, zweitens wäre das volkswirtschaftlich betrachtet eine Verschwendung aller Ressourcen, die je in meine Ausbildung geflossen sind, drittens würde das heissen, eine ganze Familie mit nur einem Einkommen durchzubringen und alle in die Abhängigkeit des Ernährers zu versetzen. Ich habe also die Wahl zwischen einem kinderlosen Leben oder einer immensen Doppelbelastung. Denn selbst wenn ich eine gleichberechtigte Familienstruktur anstrebte, stecke ich in all den gesellschaftlichen Strukturen, die L. Scott in «Das weibliche Kapital» als Gründe für die tiefe Fertilität angibt und die wir alle kennen, ungenügende und teure externe Kinderbetreuung, Vorbehalte von Arbeitgebern beim Einstellen und Fördern junger Frauen wegen potenzieller Mutterschaft, Abstrafung von Müttern beim Lohn und bei Beförderungen.»

Meine 21jährige Enkelin sagt offen: «Wenn ich heiraten sollte, will ich sicher auch arbeiten, dann brauche ich professionell geführte Kitas, und es kommt nur ein Mann in Frage, der sich in häuslichen Belangen partnerschaftlich engagiert und mitdenkt.»

1971 – EINE ANNÄHERUNG

Feministinnen voller Tatendrang

Marie-Louise Barben

50 Jahre Frauenstimmrecht – Anlass, um zurückzuschauen, zu analysieren, kritisieren, feiern. Aber was treibt eigentlich junge Feministinnen heute um? Ich habe mich zum Gespräch getroffen mit Moana Mika und Lirija Sejdi vom Frauenstreik-Kollektiv Bern. Die beiden Frauen haben unterschiedliche berufliche Hintergründe. Moana ist promovierte Medizinerin und arbeitet im HIV-Bereich. Lirija hat Soziologie und Politikwissenschaften studiert und ist Projektmitarbeiterin im Gesundheitsbereich beim VPOD. Sie haben aber eine gemeinsame Leidenschaft. Im Vorfeld des Frauenstreiks 2019 sind sie politisch aktiv geworden. Lirija ist seit fast drei Jahren, Moana seit einem Jahr aktiv in der Koordinationsgruppe des Frauenstreik-Kollektivs und beide sind in der Arbeitsgruppe Frauenpolitik.

Marie-Louise: *Welche Themen stehen in eurer Arbeitsgruppe im Vordergrund? Wie wählt ihr eure Themen?*

Moana: Wir orientieren uns an der politischen Agenda, an den Abstimmungsvorlagen. Wir planen Aktionen dazu. Während der Coronazeit verlegten wir unsere Aktivitäten mehrheitlich in die sozialen Medien.

Lirija: Ein Schwerpunkt in diesem Jahr ist die AHV-Revision. Selbstverständlich haben wir uns an der Demo beteiligt. Jetzt steht die Frauensession von Ende Oktober im Vordergrund. Vier Aktivistinnen des Kollektivs wurden gewählt, unter anderen ich.

«Betreffend Erhöhung des Rentenalters für Frauen auf 65», werfe ich ein, «seid ihr euch einig, dass das keine Option ist? Ich weiss, das ist ein Tabubruch, aber über kurz oder lang wird sie wohl unvermeidlich sein. Sollten wir nicht eher auf die Besserstellung der Frauen in der beruflichen Vorsorge hinarbeiten, wo ja die Unterschiede zwi-

FrauenWeisheiten

schen Frauen und Männern viel grösser sind?» Lirija schaut entsetzt und weist unter anderem auf die immense Leistung der Care-Arbeit von Frauen hin. Ich kenne die Argumente. Und es stimmt: Dieses eine Jahr ist unser letztes Pfand, ohne Lohnleichheit dürfen wir es nicht hergeben.

Zurück zur Frauensession. Lirija und eine weitere Frau des Kollektivs sind in der Kommission für Arbeit und Absicherung. Zwei vorbereitende Sitzungen haben bereits stattgefunden.

Marie-Louise: Was erhofft ihr euch von der Frauensession?

Lirija: Anfangs dachte ich, es sei vor allem interessant und lehrreich, z.B. die politischen Abläufe besser kennenzulernen. Nach der ersten Vorbereitungssitzung merkte ich: Es ist viel mehr. Es sind viele Frauen dabei, die bis jetzt nicht politisch aktiv waren. Die Meinungsvielfalt ist gross und nicht einfach dem Rechts-links-Schema zuzuordnen. Ein grosses Netzwerk ist am Entstehen. Wir erhoffen uns, dass durch die mediale Öffentlichkeit Druck entsteht, die Petitionen, die in den vorbereitenden Kommissionen erarbeitet wurden, auch umzusetzen. Unsere Kommission fordert zum Beispiel, dass in der Bundesverwaltung ein veritables Bundesamt für Gleichstellung entsteht anstelle des aktuellen kleinen Bürölis. [1]

Unterdessen hat die Frauensession stattgefunden. Lirija schreibt mir: «Die Frauensession hatte einen unglaublichen Drive. Wir haben jeder Redner:in zugejubelt. Und es wurde höchst konzentriert gearbeitet. Daneben gab es viele Möglichkeiten zum Netzwerken. Kurz: Es war sehr inspirierend und macht Lust auf mehr. Die verabschiedeten Forderungen sind ein wichtiges Zeichen und werden hoffentlich die eine oder andere Debatte im Parlament und beim Bundesrat auslösen.»

Marie-Louise: Sprechen wir über die AG Politik: Wie sind eure Arbeitsweise und eure Diskussionskultur in der Arbeitsgruppe? Welche Aktionsformen wählt ihr?

Lirija und Moana: Wir führen angeregte Diskussionen, aber wir haben – nicht erstaunlicherweise – ähnliche Meinungen. Wir orientieren uns wie gesagt an den frauen*politisch aktuellen Themen und wir versuchen, sie sichtbar zu machen – auf der Strasse und in den sozialen Medien. So haben wir zum Beispiel im Vorfeld der Abstimmung zum Verhüllungsverbot die Einstein-Skulptur im Rosengarten violett eingekleidet. 2019, am Tag der Vereidigung des neuen Parlaments, waren wir mit Putzlappen vor dem Bundeshaus und forderten symbolisch dazu auf, nun endlich die Politik vom Staub

FrauenWeisheiten

des Patriarchats zu befreien. Und selbstverständlich sind wir jeweils am 14. Juni aktiv. Wir organisieren aber auch intern Workshops zu politisch aktuellen Themen, z.B. zur AHV-Debatte.

Der Politologe Werner Seitz hat im Zusammenhang mit dem 50-Jahre-Jubiläum aufgezeigt, wie wichtig – und erfolgreich – der öffentliche Druck gerade in Zusammenhang mit Wahlen in den letzten Jahrzehnten gewesen ist. [2]

Marie-Louise: *Sind Wahlen für euch überhaupt ein Thema?*

Lirija und Moana: Ja, das sind sie. Wir haben uns anlässlich der Nationalratswahlen wie auch der Stadtratswahlen geäussert. Wobei wir uns jeweils weder für Parteien noch für Einzelpersonen noch generell für Frauen stark machen. Denn wir wollen ja keine weiteren Magdalena-Blochers im Parlament.

Bei den Wahlen in der Stadt Bern haben wir uns auf die Aussagen «geht wählen» und «wählt feministisch» konzentriert.

Marie-Louise: *Die Genderforscherin Franziska Schutzbach hat kürzlich ein Buch veröffentlicht, in welchem sie darlegt, dass die Frauen in der Berufswelt Fuss gefasst hätten, allerdings zum Preis der Erschöpfung. [3] Wie erlebt ihr das?*

Moana: Ich bin alleinlebend und kinderlos. Und ich habe Glück gehabt: Ich habe am Arbeitsplatz eine Chefin, die mich sehr unterstützt. Mir ist aber bewusst, dass es Frauen mit Kindern viel schwieriger haben. Aber auch ich kenne den «Mental load», also das Verantwortungsgefühl für die unsichtbare Arbeit, die meist den Frauen zufällt.

Lirija: Ich bin ebenfalls kinderlos und kenne die Diskussion natürlich auch. Männer beteiligen sich heutzutage zwar mehr im Haushalt oder an der Kinderbetreuung, aber die unterschiedliche Wahrnehmung, z.B. was überhaupt Arbeit ist, Stichwort Care-Arbeit, ist nach wie vor da. Ein Mann, der «nur» 80% arbeitet ist schon fast ein Held, während eine Frau, die 80% arbeitet, schon fast eine Rabenmutter ist.

Marie-Louise: *Gegenwärtig ist Identitätspolitik in aller Munde. Wie wird sie bei euch im Kollektiv diskutiert, gelebt?*

Moana und Lirija betonen, dass das Kollektiv mitten drin in dieser Diskussion stehe. Eine konsolidierte Meinung oder Stellungnahme dazu gebe es nicht.

FrauenWeisheiten

Rufen wir in Erinnerung: Identitätspolitik meint die Ansprüche von politischen Bedürfnissen als solche wahrnehmen, die uns alle angehen, auch wenn sie im Namen von Minderheiten geäußert werden. [4]

Moana und Lirija: Im Gedankenaustausch ist es wichtig, dass alle ihre persönlichen Gedanken äussern können; Aufmerksamkeit, Toleranz und Achtsamkeit allen gegenüber sind Voraussetzung.

Marie-Louise: *Wie tritt das Kollektiv gegen aussen auf?*

Moana und Lirija: Das ist einmal eine Frage der Ansprache, der Schreibweise, die zu Diskussionen führt, aber auch inhaltlicher Art. Sprachlich: Es gibt mehrere Möglichkeiten, aber genügen das Sternchen (Frauen*) oder der Doppelpunkt (Teilnehmer:innen)? Die Heterogenität ist gross, die Vielfalt, die Unterschiedlichkeit der Feminismen und Genderidentitäten müssen Platz haben. Das Kollektiv ist offen für alle, ausser, definitiv, für CIS-Männer. Wir kämpfen gemeinsam gegen das Patriarchat weisser CIS-Männer.

Marie-Louise: *Haltet ihr Identitätspolitik für spaltend oder für solidarisiert?*

Moana und Lirija: Wenn globale Normen wie Weiblichkeit, Männlichkeit angegriffen werden, ist das in einer gewissen Weise spaltend, aber auch gewollt, denn es geht ja gerade darum, diese globalen Normen aufzuweichen und zu verändern. Es braucht zunächst eine Abspaltung, um das Bewusstsein für Ungerechtigkeiten zu erwecken. Es ist uns auch bewusst, dass wir – die Mehrheit des Kollektivs – privilegiert sind im Sinne von gut ausgebildet und finanziell abgesichert. Aber das Kollektiv ist trotzdem bunt. Die Powerfrauen mit Migrationshintergrund sind zum Beispiel ein unverzichtbarer Bestandteil.

Es ist uns bewusst, dass die Diskussion um Identitäten nie abgeschlossen sein wird. Und das ist gut, sie muss offen bleiben und immer wieder überdacht werden. Sisterhood is powerful – auch über die Generationen hinweg.

Die Offenheit und Flexibilität im Denken meiner Gesprächspartnerinnen beeindruckt mich. Diese Frauen wollen verändern. Angesprochen auf die generationenübergreifende Diskussion meint Lirija, die gegenwärtig an einem Studienlehrgang der feministischen Fakultät [5] teilnimmt: «Sie ist megawichtig. Warum haben so viele Projekte aus der Frauenbewegung der 1980er, -90er Jahre nicht überlebt? Wir dürfen nicht die gleichen Fehler machen.»

FrauenWeisheiten

- [1] Alle Petitionen überwiesen in der Schlussabstimmung der Frauensession 2021 finden sich hier.
- [2] Werner Seitz: Fortschritte, Rückschläge und die wichtige Rolle des öffentlichen Drucks. In: Genderstudies #37, Zeitschrift des interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung der Universität Bern, Herbst 2021, S. 21ff.
- [3] Franziska Schutzbach (2021): Die Erschöpfung der Frauen. Wider die weibliche Verfügbarkeit.
Paula Scheidt: «Wir Frauen sind zwar in der Berufswelt angekommen, allerdings zum Preis der Erschöpfung». In: Das Magazin, Nr. 40, 9.10.2021. S. 10ff
- [4] Definition in Anlehnung an: Patricia Purtschert: Es gibt kein Jenseits der Identitätspolitik, in: Widerspruch 69/17
- [5] <https://feministische-fakultaet.org/>

Frauenweis(s)heiten im Januar 2022

Liebe Leserinnen und Leser

Wir hoffen, dass Sie gut in diesem neuen Jahr gestartet sind.

Nachdem wir die zehn Newsletter im Jubiläumsjahr ganz dem Thema «50 Jahre Frauenstimmrecht» gewidmet hatten, gestalten wir unsere Beiträge wieder offener zu Themen, die uns als alte Frauen beschäftigen.

Eigenständige und selbstbewusste Frauen haben es in unserer Gesellschaft nicht leicht. Dies musste auch die im Porträt vorgestellte Henny Graf-de Ruyter erfahren. Mit enormem Engagement hatte sie unter schwierigen Bedingungen im Landstädtchen Willisau eine Sonderschule aufgebaut. Nur ein Jahr später wurde sie ohne Angabe von Gründen freigestellt. Sie liess sich deswegen nicht entmutigen, im Gegenteil. Sie leistete weiterhin Pionierarbeit und engagiert sich seit 15 Jahren freiwillig in Projekten für Menschen mit Beeinträchtigungen in der Ukraine.

Corona hat uns seit bald zwei Jahren fest im Griff. Marianne Stohler beschreibt, wie sie die Pandemie als kinderlose alte Frau erlebt und was diese mit ihr macht.

Seit über 50 Jahren plädiert Monika Stocker dafür, dass nicht nur Lohnarbeit, sondern auch Care-Arbeit und Freiwilligeneinsätze zur sozialen Sicherheit beitragen. Im Rückblick auf die 2. Frauensession, wo sie sich unter anderem für eine 4. Säule zur Sozialen Sicherheit eingesetzt hatte, betont sie: «Die anstehenden Debatten zu unseren Alterssicherungssystemen werden zeigen, dass Geld zwar wichtig ist, aber dass es noch etwas ganz anderes braucht als Geld: Fürsorge, Zuwendung, Zeit, Care. Und spätestens da müsste man sich auf das andere Standbein der sozialen Sicherheit besinnen und ihm die zukünftige nachhaltige Position verschaffen. Denn eine Sicherheit auf einem Bein ist immer fragil und meist auch ungerecht.»

Wir wünschen Ihnen Gesundheit und auch sonst viel Gutes in den verbleibenden 50 Wochen dieses Jahres und freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Im Einsatz für Menschen mit Beeinträchtigungen



Pionierarbeit liegt der gebürtigen Holländerin Henny Graf-de Ruiter, 72, im Blut.

Text und Fotos: Monika Fischer

Als Henny Graf in den 90er Jahren unter schwierigen Bedingungen mit viel persönlichem Engagement in Willisau die Heilpädagogische Sonderschule aufbaute, berichtete ich als Journalistin mehrmals über ihre Arbeit. Ich verfolgte, wie sie sich später durch herbe Rückschläge nicht entmutigen liess, im Gegenteil. Seit 15 Jahren engagiert sie sich freiwillig in der Ukraine im Projekt Parasolka für Menschen mit Behinderungen (parasolka.ch). Bis zu meinem Rücktritt als Leiterin dieses Pilotprojekts vor vier Jahren arbeiteten wir eng zusammen. Dabei erfuhr ich mehr aus ihrem bewegten Leben. Im November 2021 begleitete ich sie bei einem Seminar in der Ukraine.

An der Universität der westukrainischen Stadt Uschgorod heisst Henny Graf Studentinnen, Dozentinnen und Gäste zum Seminar «Sonderpädagogik» herzlich willkommen. Die jungen Frauen sitzen im Mantel an den Holzpulten in dem mit «Auditorium» bezeichneten Raum. Im Beisein des Dekans und der Dolmetscherin stellt die Fachfrau das Wochenprogramm vor. Dieses ist Teil des neuen sonderpädagogischen Studiengangs

FrauenWeisheiten

für praxisorientierte Generalistinnen für die Begleitung von Menschen mit Beeinträchtigungen (Für die Ausbildung haben sich nur Frauen angemeldet).

Dass diese Fachkräfte in der Ukraine fehlen, hat Henny Graf in den letzten 15 Jahren bei der Realisierung des Wohnheims Parasolka erfahren. Dort wohnen und arbeiten seit 12 Jahren 25 junge Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen aus dem Kinderheim Vilshany, wo sie im postsowjetischen System nur geringe Förderung erhalten hatten. Im Vorstand des Vereins Parasolka (www.parasolka.ch), der das Projekt in Zusammenarbeit mit der einheimischen Partnerorganisation CAMZ und den Behörden aufgebaut hat, ist sie für die Sonderpädagogik zuständig. In zahlreichen Workshops hat sie die Mitarbeiterinnen im praktischen und theoretischen Fachwissen aus- und weitergebildet, Konzepte erarbeitet, an Konferenzen Vorträge gehalten. «Nach zehn Jahren sahen wir, dass unsere Arbeit nur dann nachhaltig ist, wenn das Fachwissen vor Ort bezogen werden kann. Deshalb haben wir zusammen mit der Universität und unseren Partnerinnen das ambitionöse Ausbildungsprojekt mit der Gründung einer neuen Fakultät entwickelt.»



Henny Graf hält ein Fachreferat. Unterstützt wird sie dabei von der Übersetzerin Larissa.

FrauenWeisheiten



Die ausschliesslich weiblichen Seminarteilnehmenden sind engagiert bei der Sache.

In der Kindheit grundlegte Schaffenskraft

Pionierlust, Energie und Engagement sind in ihren Worten spürbar. Seit ihrer Kindheit weiss sie, dass ein Ziel nur mit Innovation und gemeinsamer Arbeit erreicht werden kann. Mit sechs Geschwistern wuchs Henny de Ruiter auf einem kleinen Bauernhof in einem holländischen Polder in der Nähe von Amsterdam auf. Das Familienleben war durch Kirche und Arbeit geprägt. Der Vater experimentierte mit verschiedenen Grassorten, betrieb den herkömmlichen Ackerbau mit Weizen, Kartoffeln, Zuckerrüben usw. und züchtete Tulpenzwiebeln. Die Kinder halfen überall mit. «Wir schnitten die Blüten ab, sammelten die Zwiebeln ein und säuberten sie. Durch den Verkauf von Tulpenkränzen und -sträussen an Touristen verdienten wir unser Sackgeld», erzählt Henny, die in der Grossfamilie früh selbständig wurde. «Im calvinistisch geprägten Elternhaus haben wir auch viel gesungen. Am strikt als Ruhetag gehaltenen Sonntag stand die ganze Familie singend ums Harmonium.» Sie bekam auf ihren Wunsch Gesangsunterricht und legte jede Woche mit einem ihrer Brüder 15 km mit dem Velo für die Chorproben zurück. – Nach der Matura und dem Besuch der pädagogischen Akademie merkte sie beim Unterrichten rasch: «Das ist nicht mein Beruf.» Motiviert durch einen schwierigen Schüler absolvierte sie berufsbegleitend das Studium der Heilpädagogik mit Schwerpunkt Lern- und Verhaltensauffälligkeiten.

FrauenWeisheiten

Selbstbestimmt in einer Zeit, in der viel möglich war

Früh zog sie weg von der im Winter grauen Polderlandschaft und baute sich in Nijmegen, wo die Landschaft mit viel Wald grüner ist, ein selbstbestimmtes Leben auf. Sie schildert die interessante, offene Zeit in den 70er Jahren, in der viel möglich war: «Ich sang im katholischen Studentenchor und probierte vieles aus, z.B. experimentelles Theater, setzte mir aber auch Grenzen.» Die Berufsarbeit mit Kindern mit leichteren Einschränkungen gefiel ihr. «Es war mir wichtig, Struktur in den Unterricht zu bringen, mit Kindern Lernziele zu erreichen und ihnen Selbstvertrauen zu vermitteln. Da es genug Geld für die Entwicklung gab, konnten wir Ideen umsetzen, neue Therapien ausprobieren und Projekte realisieren.»

Pionierarbeit in der Schweiz

Es fehlte ihr nichts, bis sie 1980 über einen Kollegen den katholischen Theologiestudenten Ivo Graf aus Luzern kennenlernte. Zwei Jahre nahm mal der eine, mal die andere die zehntein Stunden Fahrt auf sich, bis sie sich für das gemeinsame Leben in der Schweiz entschieden. «Es war für mich einfacher, da ich in der Schule Deutsch als erste Fremdsprache gelernt hatte.»

Dank Freiwilligenarbeit im heilpädagogischen Entlastungsdienst lebte sie sich schnell ein. In Luzern fanden sie keine preisgünstige Familienwohnung. Deshalb zogen sie nach Schwarzenberg. Nach der Geburt des Sohnes und der ersten der beiden Töchter übernahm Henny Graf in den 80er-Jahren ein kleines Pensum an der Stelle für Früh-erziehung in Willisau, das rasch grösser wurde. Anfang der 90er-Jahre fand sie für mehrere Kinder keinen Platz an einer Sonderschule. Deshalb nahm sie den Auftrag, in Willisau eine Heilpädagogische Sonderschule (HPS) aufzubauen, gerne an. 1993 startete sie mit einem Provisorium in einem Chalet. Jahr für Jahr musste dieses um weitere Provisorien erweitert werden. Nach der intensiven Aufbauphase fanden 1997 alle 34 Schülerinnen und Schüler mit ihren Lehrpersonen an einem geeigneten Standort Platz. Schon damals hatte Henny Graf die Bedeutung des integrativen Gedankens, der zuerst an der Sonderschule entwickelt werden müsse, in einem Interview betont: «So werden die Chancen für die schwächsten Schülerinnen und Schüler gewährleistet. Zudem werden durch gemischt zusammengesetzte Gruppen Selbständigkeit, Verantwortungsgefühl und Selbstvertrauen gefördert.» Im Hinblick auf die «Schule mit Profil» absolvierte sie die Ausbildung zur Schulleiterin und freute sich auf ruhigere Jahre.

Ein schwerer Rückschlag

Es kam anders. Offen erzählt sie von der dunkelsten Zeit ihres Lebens. Ein Jahr nach der Eröffnung der HPS wurde ein anderer Schulleiter gewählt. Bald darauf wurde ihr

FrauenWeisheiten

Lehrauftrag nicht mehr verlängert. Als sie sich wehrte, wurde sie ohne Angabe von Gründen von einem Tag auf den andern freigestellt. Zum Schock kamen Existenzängste, hatte doch ihr Mann in den letzten Jahren mehrheitlich als Hausmann gearbeitet, sie war für die fünfköpfige Familie aufgekommen. Bis auf «kulturelle Unterschiede» hat sie die Gründe für die Entlassung nie erfahren und meint: «Ich passte wohl als eigenständige Frau und Fremde nicht in das Leben auf dem Land.»

Nach langen Wanderungen und einer Therapie fing sie sich auf. Ausgleich boten ihr das Singen, zuerst im Projektchor in Willisau, bald darauf bis heute in der Matthäus Kantorei in Luzern. Körperlichen Ausgleich geben ihr das Schwimmen, der «Nationalsport der Holländer» und das Velofahren: «Dabei kann ich loslassen und entspannen. Für mich ist es Freiheit, auf dem Velo zu pedalen und vorwärts zu kommen.»

Zurück im Berufsleben baute sie die Integrative Förderung an der Schule Ruswil auf. Vom Land zurück in die Stadt gezogen, arbeitete sie zehn Jahre als Leiterin für den Kinderbereich in der Stiftung für Taubblinde an der «Tanne» in Langnau am Albis. «Der Umgang mit Sinnesbehinderungen war für mich etwas ganz Neues, hochinteressant und komplex. Ich habe dabei sehr viel gelernt.» In diese Zeit fiel die Anfrage zur Mitarbeit im Verein Parasolka. Spontan sagte sie zu. «Ich freute mich, wieder bei einem Pionierprojekt mitzumachen und mein Fachwissen weiterzugeben.» Seit sie sich mit 63 frühzeitig pensionieren liess, hatte sie dafür neben dem Teilpensum für integrative Förderung und Sonderschulung im St. Karli-Schulhaus mehr Zeit.

Hoffnung in einem Land voller Unsicherheiten

Für ihre Projektarbeit in Transkarpatien/Ukraine nimmt sie jährlich mehrere Reisen auf sich. Oft sind diese verbunden mit langem Warten bei den Kontrollen an der Grenze und mit Fahrten über Strassen voller Schlaglöcher. Dazu kommt die Unsicherheit in einem Land im Kriegszustand und mit grossen wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Es stört Henny Graf, wenn von der Ukraine nur negativ berichtet wird, hat sie doch in den letzten 15 Jahren bei einer engagierten Zivilgesellschaft und herzlichen Gastfreundschaft auch eine andere Seite kennengelernt. «Gemeinsam mit unseren Partnerinnen vor Ort hatten wir eine Vision, die wir mit viel Einsatz realisieren konnten. Das Wohnheim Parasolka ist inzwischen ein Modellprojekt fürs ganze Land. Dies ist befriedigend und beispielhaft für die Gesellschaft. Angesichts der enormen Herausforderungen, denen die Ukrainerinnen ausgesetzt sind, gibt dies den Menschen vor Ort auch Mut und Hoffnung.» Die zweifache Grossmutter ist dankbar, im Alter gesund und leistungsfähig zu sein und ihr Fachwissen weitergeben zu können. «Die Erfolge sowie das Interesse und Mitmachen der Studentinnen im letzten Seminar motivieren mich, weiterhin dranzubleiben.»

Was Corona mit mir macht

Marianne Stohler

Ich bin 75 Jahre alt, und grundsätzlich geht es mir gesundheitlich recht gut. Ich bin noch aktiv, engagiere mich an mehreren Orten: beim Kinderhüten, in einem Schreibdienst, bei der GrossmütterRevolution in verschiedenen Arbeitsgruppen, in der SP etc.. Daneben versuche ich, meinen Freundeskreis nicht einschlafen zu lassen und halte Kontakt zu Freunden im In- und Ausland. Und jetzt beeinträchtigt seit fast zwei Jahren Corona unser Leben.

Mein Mann und ich hatten im Sinn, noch an einige Orte zu reisen, so lange wir dazu noch fähig sind. Wir hatten Lust, Gäste einzuladen, uns aktiv in Kultur und Gemeinde zu engagieren. Wir fühlen uns nicht als Alte, die man beschützen muss und die den Freiraum der Jungen einschränken. Wir fühlen uns noch voll Power, haben aus unserem Erfahrungsschatz durch ein engagiertes Berufsleben noch einiges beizutragen in der Gesellschaft. Da ist nichts von Rückzug ins Private.

Corona hat alles unterbrochen. Auslandsreisen sind nur noch schwer möglich, viele Sitzungen und Anlässe sind abgeblasen oder finden virtuell statt. Bei allen Unternehmungen stellen sich die Fragen: Sollen wir das noch machen, oder ist es zu gefährlich? Sollen wir unsere Freunde noch sehen, und wenn ja, wo und auf welche Weise?

Da wir keine Kinder haben, sind wir sehr auf Kontakte angewiesen. Es gibt keinen Rückzug in die kleine engere Familie, niemanden, der sich um uns sorgt. Nie habe ich die Lücke, keine Kinder zu haben, so hautnah gespürt wie jetzt. Viele meiner Freundinnen sind im Rahmen ihrer Familie aufgehoben, fühlen sich unterstützt und getragen, während wir alleine auf uns angewiesen sind.

Bei all dem können wir froh sein, dass wir zu zweit und nicht ganz alleine sind. Ich denke oft an die Alleinstehenden ohne Kinder, die ganz auf sich selbst angewiesen sind.

In dieser Coronazeit werden auch meine Ängste im Hinblick auf das Alter viel drängender. Was ist, wenn ich nicht mehr selbständig bin, wenn ich auf Hilfe angewiesen bin?

FrauenWeisheiten

In meinem politischen Bewusstsein weiss ich, dass wir privilegiert sind, dass ich in einem Land mit einem intakten Gesundheitswesen lebe, dass ich keine existenziellen Ängste haben muss. Trotz diesem Wissen geht es mir nicht besser, im Gegenteil: Dieses Wissen macht mir ein schlechtes Gewissen, wenn mich Ängste plagen und ich deprimiert bin.

Mir fehlen die vielfältigen Engagements. Wohin mit all der Power, die ich noch in mir spüre? Das Covid-Zertifikat brachte zwar einiges an Erleichterungen, aber die Infektionszahlen wachsen wieder und verunsichern.

Was bleibt, sind die Wanderungen in die Natur. Daraus schöpfe ich Kraft. Ich werde quälende Gedanken los, wenn ich mich bewege, raus gehe oder meine Gymnastikstunden auf youtube absolviere. Dann verschwinden die belastenden Gedanken oder sie relativieren sich, weil ich gezwungen bin, mich ganz auf die Gegenwart zu konzentrieren.

AKTUELL

Eine 4. Säule zur Sozialen Sicherheit?

Monika Fischer im Gespräch mit Monika Stocker

Monika Stocker hat die erste Frauensession initiiert und mitgemacht. 30 Jahre später wurde sie erneut als Mitglied der 2. Frauensession gewählt und hat in der Kommission für Anerkennung der Freiwilligen- und Care-Arbeit mitgearbeitet. Seit mehr als 50 Jahren plädiert sie dafür, dass nicht nur Lohnarbeit, sondern auch Care-Arbeit und Freiwilligeneinsätze zur Sozialen Sicherheit beitragen. Dazu betont sie im Gespräch: «Man weiss, nicht erst seit Corona, dass die Care-Arbeit Grundvoraussetzung für das Wirtschaften überhaupt ist, und man kennt fast alle Berechnungen, die aufzeigen: Durch die alleinige Fokussierung auf die bezahlte Arbeit sind in der Regel Frauen diskriminiert und bleiben es.»

Monika Fischer: *Beginnt eine bessere Anerkennung der freiwilligen Care-Arbeit nicht damit, dass wir diese auch als Arbeit benennen? Es gab eine Zeit, in der sich viele Frauen dafür stark machten. Heute stelle ich fest, dass allgemein wieder einzig die Lohnarbeit als Arbeit gilt und Personen, die Familienarbeit leisten, sagen: «Ich arbeite nicht, ich bin zuhause.»*

FrauenWeisheiten

Monika Stocker: Keine Wirtschaft, keine Gesellschaft kann mit Lohnarbeit allein leben. Das ist allgemeines Erfahrungswissen, das aber im kapitalistischen System und seinem Pendant, dem Sozialismus, enggeführt wurde auf das Thema: Nur Lohnarbeit ist Arbeit, also bezahlt, also etwas wert. Damit wurden die Frauen schon von Karl Marx zum «Nebenwiderspruch», zu dem er die Hausarbeit erklärte. Schon damals versprach er, das würde man später lösen. Dieses «Später» ist nie «jetzt», leider bis heute nicht.

Ihr habt in der zweiten vorberatenden Kommissionssitzung verschiedene Anerkennungsgrundsätze der unbezahlten Arbeit diskutiert. Wie verliefen die Diskussionen der 24 Frauen aus verschiedenen Parteien?

Wir hatten zuerst Einführungsreferate von jungen feministischen Ökonominnen, von Statistikerinnen, die das Thema Freiwilligenarbeit, Care-Arbeit erforscht und dokumentiert haben, und auch von politisch engagierten bekannten Frauen wie Ina Praetorius. Es wurde deutlich: Man weiss fast alles, zum Beispiel:

- dass heute mehr Stunden im Nichtlohnarbeitsbereich geleistet werden als in Lohnarbeitsbereich,
- man weiss nicht erst seit Corona, dass die Care-Arbeit Grundvoraussetzung für das Wirtschaften überhaupt ist, und
- man kennt fast alle Berechnungen, die aufzeigen, dass durch die alleinige Fokussierung auf die bezahlte Arbeit, in der Regel Frauen diskriminiert sind und bleiben.

Mich erstaunte, dass für viele gut qualifizierte jüngere Frauen diese Erkenntnisse überraschend waren. Mich freute aber auch, dass rasch eine engagierte und lebendige Diskussion entstand, die zwischen Empörung, Ideen und Kreativität und auch Entmutigung hin und her pendelten. Eine Situation, wie ich sie ja seit Jahrzehnten kenne.

Gemeinsam wurden in der Kommission drei Beschlüsse gefasst. Dazu gehört der Beitritt der Schweiz zu WEGo (Wellbeing Economy Governments Partnership). Was ist genau darunter zu verstehen? Warum könnte diese Vision für unser Land richtungsweisend sein?

Wenn wir jetzt im 21. Jahrhundert global denken, müssen wir erkennen: Sowohl der Kapitalismus wie der traditionelle Sozialismus sind keine zukunftsfähigen Parameter mehr. Wir müssen umdenken und das heisst auch, den Wachstumswahn begraben. Es darf nicht immer mehr Ratings geben, die das Wachstum ökonomisch messen und erklären, das führe zu Sicherheit und Wohlstand für alle. Deshalb entstand in einigen Ländern der Versuch, nicht mehr das Wachstum, sondern das Wohlbefinden (wellbeing)

FrauenWeisheiten

zu messen. Dazu wurden neue Parameter entwickelt, die Sorge tragen zu den Ressourcen und den sozialen Beziehungen. Dieser Vereinigung beizutreten heisst, sich Rechenschaft geben über die Formen des Wirtschaftens und dafür Verantwortung zu übernehmen. Unsere Kommission empfahl, die Schweiz sei dieser Institution wellbeingeconomy.org beizutreten.

Als zweites wurde in der Kommission beschlossen, dass die von der Frauensession 91 vorbereitete Anerkennung der Erziehungsarbeit, wie sie in der 10. AHV-Revision erreicht wurde, auf- und ausgebaut werden soll. Was wurde konkret gefordert?

Das Postulat der Kommission lautete: 1. Säule – Betreuungsgutschriften mit Anerkennung der Care-Arbeit (Haus- und Familienarbeit) ausdehnen. Vereinfachte, niederschwellige Gesuchstellung mit Finanzierung durch die MWST anstreben. Marginale kostendeckende Erhöhung der MWST zur Sicherung der Rente: alle bezahlen, alle profitieren.

Schliesslich forderte eure Kommission eine 4. Säule, in der die Care-Stunden angespart, durch anerkannte Nonprofit Organisationen und durch Selbstangabe erfasst und wie bei der Steuererklärung registriert und mittelfristig zu einem Einkommen der anderen Art umgerechnet werden. Warum ist dir dieses Anliegen so wichtig?

Das Postulat lautete: 4. Säule mit Mitteln aus der Allgemeinheit zur finanziellen Anerkennung der institutionalisierten Freiwilligenarbeit schaffen. Umsetzung über akkreditierte Organisationen (NGO). Dieses Postulat hat zwei wichtige Seiten: Anerkennung der institutionalisierten Freiwilligenarbeit und den Begriff der 4. Säule.

Wir kennen in der Schweiz die institutionalisierte Freiwilligenarbeit, z.B. Rotes Kreuz, Pro Senectute, Kultur- und Sportvereine usw. Da beauftragt eine Organisation Freiwillige. Diese sollten verpflichtet werden, die geleisteten Stunden zu dokumentieren und zu «versichern», d.h. eine minimale Soziale Leistung für die nach wie vor unbezahlte Arbeit einzubezahlen. Das würde die Soziale Sicherheit stärken und die Freiwilligenarbeit aufwerten.

Die in sozialen Bewegungen und familiären Strukturen geleistete Arbeit sollte wie beim Steuersystem durch Selbsteinschätzung erfasst werden. So käme man mittelfristig zu einer Ausweitung und Anerkennung des Begriffs Arbeit und zur Stärkung der Vorsorge. Diese Überlegungen stellten wir aus strategischen Gründen zurück hinter den institutionalisierten Teil.

FrauenWeisheiten

Warum wurde das Anliegen der 4. Säule zurückgestellt?

Wir kennen in der Schweiz die 3 Säulen AHV als Grundsicherung, 2. Säule als berufliche Vorsorge und 3. Säule als persönliche Ersparnisse. Seit Jahrzehnten wissen wir, dass für Frauen und Menschen, die viel Care-Arbeit leisten, die berufliche Säule wenig oder gar nichts bringt und die oft zu Teilzeitarbeit genötigten Mütter und auch Väter und die Niedriglohnberufe kaum je in die 3. Säule einzahlen können. So bleibt der Gap der Sicherheit im Alter bestehen. Wenn nun aber die Care-Arbeit mindestens als anerkannte Form der wichtigen gesellschaftlichen Arbeit zu einer **4. Säule** wird, dann kann Ausgleich geschaffen werden.

In der Kommission wurden die Ideen begrüsst und ausgearbeitet. Im Plenum wurde dann aber durch einen Einzelantrag, der unserer Idee in der Abstimmung gegenübergestellt wurde, die Idee der 4. Säule überstimmt. Einmal mehr siegte der traditionelle Ansatz: Ausbau der Lohnarbeit, der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, guter Lohn und dann gibt es eine gute Rente, das reicht, also der klassisch gewerkschaftliche Ansatz.

Du schreibst, dass Kenia im Parlament beschlossen hat, neu die Arbeit der Mütter und Grossmütter für eine Altersrente einzurechnen? Warum, und wie haben sie dies konkret geschafft?

Wir haben diese Meldung aus dem Internet bekommen und können natürlich die Details nicht genau eruieren. Uns dünkte aber entscheidend zu wissen, dass Länder, die schon lange die Erfahrung machen, dass das kapitalistische Wirtschaften zu Korruption und Ausbeutung und zu noch mehr Armut führt, nach Wegen suchen, die traditionelle Arbeit von Müttern und alten Frauen zu «sichern», denn auf die ist mehr Verlass als auf alle grossmäuligen politischen Versprechen. Diese Erfahrung machen die Projekte in der Entwicklungspartnerschaft schon lange: auf die Zusammenarbeit mit den Frauen ist Verlass, dass das Geld «richtig» ankommt und auch sozial eingesetzt wird.

Ihr wart eine von acht Kommission an der Frauensession und habt euch landesweit für eine bessere Anerkennung der Freiwilligen- und Care-Arbeit stark gemacht. Welche Wirkung hat euer Engagement? Wer wird sich weiterhin wie dafür einsetzen?

Wie alle Postulate der Frauensession wurden sie den jetzt amtierenden Parlamentarierinnen übergeben. Diese verpflichteten sich, sich für die Anliegen stark zu machen, insbesondere die beiden sehr engagierten Präsidentinnen der Session, Ständerätin Maja

FrauenWeisheiten

Graf und Nationalrätin Kathrin Bertschy und natürlich die Präsidentinnen der Kommissionen, bei uns Christa Markwalder. Ob und wie das wirklich geschehen wird, müssen wir sehen und überprüfen.

Du plädiertest in der Sozialpolitik seit mehr als 50 Jahren dafür, dass nicht nur Lohnarbeit, sondern auch Care-Arbeit und Freiwilligeneinsätze zur Sozialen Sicherheit beitragen. Bist du müde geworden und überlässt das Engagement für dieses Anliegen anderen?

Ich überlasse die weitere Arbeit an diesem Thema der aktuellen Politikerinnen-Generation und allen engagierten Frauen und Männern in sozialen Organisationen, aber auch in kulturellen und sportlichen Vereinen. Wenn wir das Miliz-System wirklich behalten wollen, müssen sie sich alle etwas einfallen lassen zum Thema Anerkennung, was in unserem System auch heisst: nachdenken über Geld, Lohn und Soziale Sicherheit. Die anstehenden Debatten zu unseren Alterssicherungssystemen werden zeigen, dass Geld zwar wichtig ist, aber dass es noch etwas ganz anderes braucht als Geld: Fürsorge, Zuwendung, Zeit, Care. Und spätestens da müsste man sich auf das andere Standbein der Sozialen Sicherheit besinnen und ihm die zukünftige nachhaltige Position verschaffen. Denn eine Sicherheit auf einem Bein ist immer fragil und meist auch ungerecht.

Herzlichen Dank, Monika.



Monika Stocker, Zürich

Monika Stocker ist dipl. Sozialarbeiterin, dipl. Erwachsenenbildnerin und hat einen Master in Angewandter Ethik sowie einen Fähigkeitsausweis Fachjournalismus des MAZ. Sie arbeitete in verschiedenen Feldern der Sozialen Arbeit, dozierte an verschiedenen Ausbildungsstätten und war von 1987–91 Nationalrätin und von 1994–2008 Stadträtin von Zürich, wobei sie das Sozialdepartement leitete. Die Autorin mehrerer Bücher ist verheiratet, Mutter von zwei erwachsenen Kindern und von zwei Enkelkindern und engagierte sich von 2010–2020 bei der GrossmütterRevolution.

Frauenweis(s)heiten im Februar 2022

«*Frauen führen den Pinsel.* Im Kunstjahr 2022 regiert die feminine Urkraft.»

So heisst der Titel der Wochenendbeilage mehrerer Tageszeitungen vom 22. Januar. Aufgeführt sind verschiedene Künstlerinnen und wo sie mit ihren Werken zu entdecken sind. Darunter die «Gigantin der amerikanischen Kunst» Georgia O’Koffee in der Fondation Beyeler in Basel und Gabriele Münter, die Pionierin der deutschen Moderne, die zeitlebens im Schatten von Kandinsky stand, im Zentrum Paul Klee in Bern. Lange wurden Frauen als Künstlerinnen kaum wahrgenommen oder schnell wieder vergessen. Auch in der aktuellen Grossmütter Generation konnten manche Frauen ihre Talente lange nicht entfalten. Dazu gehört Johanna Näf, die wir heute im Porträt vorstellen. Sie fand erst spät zur Kunst und hatte zuerst Mühe, zu ihrem Schaffen zu stehen und es öffentlich zu zeigen. Und doch setzte sie sich durch. Seit 1989 ist sie an Ausstellungen mit Zeichnungen, Malereien, Fotogrammen, Druckgrafiken usw. präsent und hat zahlreiche Werke im öffentlichen Raum und am Bau realisiert.

Telsche Keese fragte sich erst im Pensionsalter, ob sie während der Jahre des Hausfrauen- und Mutterseins ihre Begabungen auch wirklich genutzt habe. Wach und aktiv geblieben sagt sie sich, dass es dazu nie zu spät ist und schreibt: «Ich entdeckte meine Liebe zu dichten und formulieren, indem ich es ausprobierte und fand, dass es mich zufrieden macht.»

Barbara Bischof stellt fest: «Die meisten Menschen möchten zwar alt werden, aber nicht alt sein. Warum haben wir so Mühe, das Alter positiv zu sehen? Wir haben doch einen Reichtum an Lebenserfahrungen und sind sicher weiser geworden.» Ihrer Meinung nach liegt es an uns alten Frauen, dem negativen Bild entgegenzutreten, uns stolz «*alte Frauen*» zu nennen und fordert: «Fangen wir an!»

Haben die Texte dieses Newsletters auch in Ihnen Erfahrungen, Gedanken und Fragen ausgelöst? Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Der zu einem Knäuel verdichtete Lebensfaden



Es war für Johanna Näf eine Herausforderung, zu ihrem künstlerischen Schaffen zu stehen und es öffentlich zu zeigen.

Text und Foto: Monika Fischer

Relativ spät entdeckte Johanna Näf (77) ihre Berufung zur Kunst. Umso rascher setzte sie sich durch. Seit 1989 ist sie an Ausstellungen mit Zeichnungen, Malereien, Fotografien, Druckgrafiken usw. in der ganzen Zentralschweiz präsent und hat zahlreiche Werke im öffentlichen Raum und am Bau realisiert. Ihre vielfältigen Arbeiten zeichnen sich durch Eindeutigkeit und die Fokussierung auf das Wesentliche aus. Dies gibt ihnen eine grosse Kraft in der Wirkung, verleiht ihnen etwas Zeitloses und auch Spielerisches. Die ehemalige Blockflötenlehrerin, Hausfrau und Mutter erzählt, wie sie zu ihrer eigenständigen Sprache und prägnanten Formfindung gefunden hat.

Bunte Farben machen am grossen Fenster in der Tribschenstadt in Luzern auf ihr Atelier aufmerksam. «Es war ein Glücksfall, wohne ich doch gleich im Haus nebenan.» Das Strassenschild «Cécile Lauber-Gasse» fällt auf. Es ist eine der wenigen, nach einer Frau

benannten Strassen. «Glück hatte ich auch mit einem pensionierten Paar. Sie haben alle meine Arbeiten geordnet, beschriftet, katalogisiert und archiviert. So muss ich dies nicht meinen Söhnen überlassen», meint Johanna Näf erleichtert.

Handwerkerin

In ihrem hohen, hellen Atelier stehen auf einem Gestell Objekte und Modelle für ihre Plastiken. Die Werke an Wänden und in Schubladen geben Einblick in ihr vielseitiges Schaffen. Sie erzählt, wie ihre Fotogramme entstehen. In der Dunkelkammer legt sie Gegenstände (Plastiksäckchen, Papier usw.) auf eine Unterlage, belichtet und entwickelt sie, koloriert die entstandenen Fotos von Hand und zieht sie auf einen Holzrahmen auf. «So entsteht eine neue Wirklichkeit». Oder sie fügt viele kleine Bilder mit minimen Unterschieden zu einem grossen zusammen, was eine Lebendigkeit bewirkt.

«Eigentlich bin ich eine Handwerkerin. Es reizt mich, immer wieder Neues auszuprobieren, herausfinden, wie etwas Gestalt annimmt, welche Wirkung mit Farben und Formen erzielt werden kann. Damit ist immer auch eine Auseinandersetzung mit der Technik verbunden, mache ich doch alles selber.» Wenn sie eine Idee hat, bleibt sie geduldig und beharrlich dran, knobelt und knübelt, bis das Werk für sie stimmt. Davon zeugen zum Beispiel die filigranen Wandfalter aus Fournierholz, wie zum Abflug bereit. Durch ihre immer wieder neuen Ideen ist eine Fülle von Werken entstanden, die zwei Keller füllen.

Aus Abhängigkeiten befreit

Ähnlich wie ihre Werke hat sich ihr Leben organisch entwickelt. Johanna macht nicht grosse Worte. Vieles hat sich selbstverständlich ergeben. In Stans ist sie als Hanna Lässer als zweitältestes von sechs Kindern aufgewachsen. «Das Handwerkliche habe ich von den Eltern: der Vater war Spengler, die Mutter Schneiderin. Sie konnten aus nichts etwas machen.» Als die Familie nach Reussbühl zog, hatte sie die 2. Sek abgeschlossen. Der Vater fand, eine Ausbildung sei nicht nötig, sie heirate sowieso mit 20. Vielmehr solle sie arbeiten gehen und Geld heimbringen. Sie fügte sich und arbeitete als Verkäuferin in einer Papeterie. Und doch wollte sie etwas lernen und loskommen von daheim. Da ihr offener Widerstand nicht liegt, hat sie sich still durchgesetzt. Sie absolvierte die Freis's Handelsschule, weilte ein Jahr als au pair in London und arbeitete als Sekretärin im Personalamt der Stadt Luzern. Doch schaffte sie es bis zu ihrer Heirat 1968 nicht, von zuhause fortzukommen. «Die Mutter wollte mich aus purem Egoismus nicht gehenlassen. Mit den Worten, sie sei allein, wenn sie wie die Geschwister gehe, hat sie mir ein schlechtes Gewissen angehängt.»

Hausfrau und Mutter

Sie bemerkte wohl, dass die Frauen weniger Rechte und Möglichkeiten hatten und die Männer dominant waren. Die Mutter konnte nichts machen ohne Einwilligung des Vaters und hatte kaum eigenständige Bedürfnisse. Dies änderte sich auch mit der Einführung des Frauenstimmrechts 1971 nicht. Johanna kannte nichts anderes, hat wenig hinterfragt und nach der Heirat und dem Umzug nach Zug wie selbstverständlich die Rolle der Hausfrau und nach der Geburt der Söhne 1973 und 1976 auch jene der Mutter übernommen. Allerdings war ihr wichtig, stets auch in einem kleinen Pensum ausserhouse zu arbeiten. Zuerst wieder als Sekretärin, dann nach der Ausbildung in musikalischer Früherziehung 10 Jahre an der Musikschule in Zug als Blockflötenlehrerin. Dies klappte gut mit der Unterstützung einer Babysitterin.

Künstlerin

Seit jeher hat sie gerne gezeichnet und gestaltet und mit ihrem handwerklichen Geschick Verschiedenes ausprobiert. Auf der Suche nach einer neuen Herausforderung besuchte sie 1979 – 82 die F + F Schule für experimentelle Gestaltung in Zürich. Den Raum für eigenes Schaffen fand sie in einem alten Fabrikgebäude. Fünf Jahre später gründete sie mit einem Grafiker und einer Textildesignerin die Ateliergemeinschaft LAPSUS in Zug und schätzte den Austausch auch in der Vereinigung der Zuger Künstlerinnen und Künstler.

1990 lernte sie in einem Praktikum im Bildhaueratelier des Zegers Bruno Scheuermeier das Verarbeiten von Metallen, vor allem das Schweissen. So verfügte sie über Kenntnisse von Material und Technik, obwohl sie später die Grossplastiken nicht selber ausführte. Im gleichen Jahr wurde sie Mitglied der GSAMBA, heute Visarte Zentralschweiz.

Bestätigung und Selbstvertrauen

1992 leitete Johanna Näf das Ausstellungsprojekt «Weg der Frau – ein Dialog» im alten Kunsthaus Zug. Damit wollten die Verantwortlichen das oft verborgene Schaffen von Künstlerinnen bekannt machen. Johanna hat als weibliche Kunstschaaffende keine Nachteile erfahren. Hingegen war sie überrascht, mit welchen Emotionen von Neid und Eifersucht Kolleginnen reagierten, wenn sie im Gegensatz zu ihr in einem Wettbewerb nicht reüssieren konnten. Gross war ihre Freude, als sie auf Wikipedia ihre aufgelisteten Einzel- und Gruppenausstellungen entdeckte. Sie hatte vom Projekt junger Frauen gehört, welche die Leistungen von Frauen vermehrt sichtbar machen und würdigen wollen.

Es war für Johanna Näf eine Herausforderung, zu ihrem Schaffen zu stehen und es öffentlich zu zeigen. Bestätigung und Auftrieb gab ihr die erste Einzelausstellung im Salzmagazin Stans (Dezember 96 bis Januar 97). Sie meldete sich für Wettbewerbe und bekam erstaunlich schnell öffentliche Aufträge und Einladungen für Ausstellungen. «Dies bestärkte mich in meinem Schaffen und gab mir Selbstvertrauen. Auch die Analyse der Juryberichte brachten mich weiter.»

Objekte im öffentlichen Raum

Bei ihren Objekten lässt sie sich von der Landschaft oder vom Raum und seiner Bedeutung für die Menschen inspirieren. Für die Neugestaltung des Bahnhofplatzes Luzern schuf sie die zwei Platten «Grabungsfelder». «Vielleicht Symbole für Mann und Frau, unterschiedlich, und doch gleichberechtigt.» Beim Korpus im Vorraum des Rathaus Menzingen hat sie in den leicht gerundeten Korpus, zeichnerhaft die Aufgaben der Gemeinde eingefügt. Bestechend klare, abgerundete Formen hat das pinkfarbene «Rhinos» aus poliertem Kunststein auf einem Kinderspielplatz in Baar. Das «Wassertor» aus Eisen in Buochs öffnet den Blick in die Weite. Die Tapete in der Aufbahnhalle in Allenwinden/Baar schafft im Zusammenspiel von Hell und Dunkel eine stimmungsvolle Atmosphäre.

Auch finanziell unabhängig

Johanna Näf konnte das freie künstlerische Schaffen gut mit der Familienarbeit verbinden. Doch störte sie es mehr und mehr, dass ihr Mann ihr die ganze Hausarbeit überliess. Sie wusste: «Ich muss gehen, wollte ich doch nicht länger abhängig sein.» Doch wollte sie warten, bis der jüngere Sohn volljährig war. Um genügend Einkommen zu haben, bildete sich zur Lehrerin für bildnerisches Gestalten an der Oberstufe aus und unterrichtete das Fach 1994–2004 in Unterägeri. 1996 zog sie aus und nahm sich eine kleine Wohnung in Zug.

Auf der Suche nach einem weiteren Horizont kam sie mit 60 nach Luzern. Neue Horizonte eröffneten sich ihr ebenfalls durch die Atelierstipendien des Kantons Zug in Berlin 1999 und 2018. «Ich nehme meine Umwelt über die Augen wahr und genoss das Leben in der pulsierenden Grossstadt. Neben Inspirationen und Ideen für meine Arbeit fand ich dort neue Freunde, sodass ich wenn möglich jedes Jahr hinreise.»

Farben als Ausdruck von Freude und Elend

Besonders eindrücklich war für sie der halbjährige Ateliaraufenthalt in Varanasi/Indien 2007, ermöglicht durch die Schweiz. Städtekonferenz für Kulturfragen. «Es war eine grosse Chance nach der Pensionierung an der Schule. Ich tauchte ein in die mir fremde

indische Kultur. Die geschäftigen und handwerklichen Fähigkeiten der Menschen beeindruckten mich zutiefst.» Sie berichtet vom Nebeneinander der Licht- und Schattenseiten des realen Lebens, für das sie viel Verständnis aufbringen musste. Verarbeitet hat sie dies in grossformatigen Werken mit doppeltem Planpapier: Auf dem einen Blatt sind es runde Formen in verschiedensten Farben als Ausdruck des bunten Lebens in den Strassen, auf dem anderen Blatt gestempelte graue Flecken als Symbole der Wirklichkeit.

Auch im Alter nicht müde

Neben der Arbeit im Atelier besucht Johanna Näf Ausstellungen, spielt Boule und schätzt die Zeit mit ihrer Familie. Als vierfache Grossmutter hütet sie jede Woche ihre Enkel. Das Alter ist für sie wohl körperlich spürbar, alles gehe etwas langsamer. Nicht versiegt sind die Ideen, die Lust am Experimentieren und Ausprobieren. «Ich kann nicht aufhören, sondern möchte weiterhin Ideen aus- und mit neuen Techniken weiterführen, solange ich kann und mag.»

An der 2017 von Luzern60plus organisierten Ausstellung im Luzerner Rathaus zum Thema «Lebensreise-Kreativität-Weiblichkeit-Alter» zeigte Johanna Näf die Grosskulptur einer Spindel und fasste dazu in der zur Ausstellung herausgegebenen Broschüre ihr Schaffen als Künstlerin wie folgt zusammen: «Die Spindel ist zunächst mal einfach eine ansprechende Form, ein schönes Handwerk. Ich habe das Modell dafür, die kleine Holzspindel, in einem Brockenhaus entdeckt. Durch die Vergrösserung und Materialisierung in Aluminium ist sie nicht bloss eine Kopie, sondern sie erhält eine eigene Qualität in ihrer Aussage. Sie beinhaltet etwas Spielerisches, erweckt Kindheitserinnerungen an das Abspulen und das Aufspulen von Wollknäueln. Sie ermöglicht aber auch Assoziationen zur Lebensreise – an den Lebensfaden, der sich zum Knäuel verdichtet.»

www.johannanaef.ch

Agil bleiben im Alter

Telsche Keese

Als ich nach der Familien- und Berufsarbeit mit 65 Jahren frei von Pflichten war wie nie zuvor in meinem Leben, fragte ich mich: «War das alles, was du kannst?» Das dritte Lebensalter war gekommen, ich durfte endlich Zeit für mich allein beanspruchen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte für mich stets der Satz gegolten: «Zuerst die Arbeit und dann das Vergnügen.» Jetzt war dafür Zeit. Ich fragte mich: «Was könntest du Neues ausprobieren? Kennst du deine Begabungen, und hast du sie genutzt?» Ich fand, Mutter zu sein könne doch jede Frau. Dass es keinesfalls so ist, wurde mir sehr spät bewusst.

Bei allem, was ich mit drei Kindern geleistet hatte, empfand ich einen Mangel. Ich hatte das Gefühl, mich nicht genügend entwickelt zu haben, kein Selbstvertrauen zu haben, nicht zu wissen, was sonst noch in mir steckte. Dieses Ungenügen hatte lange in mir rumort. Ich machte meine Teilzeitarbeit dafür verantwortlich. Sie hätte mir nicht genug Gelegenheiten gegeben, mich auszuprobieren. Deshalb bewunderte ich die vollberuflich tätigen Frauen ganz besonders. Mir war allerdings nicht bewusst, dass auch bei ihrer Berufstätigkeit viele auf persönliche Wünsche verzichten mussten. Ich fand aber, dass sie stärkere Anerkennung erhielten als eine «Nur-Hausfrau».

Die Zeiten haben sich geändert, und die jüngste Generation beweist mir, dass sie zum Glück ein stärkeres Selbstbewusstsein hat, aber dann andere Probleme als ich. Sie werden ihre eigenen Erfahrungen machen.

Ich träumte zu Beginn meiner Pensionierung verschwommen von freiberuflicher Arbeit. Aber nachdem ich mich mit 35–40jährigen Berufstätigen in einem Weiterbildungskurs für Kulturkommunikation messen wollte, scheiterte ich als erstes daran, dass ich als einzige mit dem Computer nicht umgehen konnte. Ich musste allen Mut zusammennehmen, meinen Bericht zu einer Ausstellung per Hand zu schreiben und ihn als Kopie auszuhändigen, während ein Drucker leise die makellos gedruckten Blätter der anderen TeilnehmerInnen ausspuckte. Es bedeutete Stress und Unsicherheit und im Hinterkopf pochte der oft von meiner Mutter mir gegenüber geäußerte Satz: «Was meinst du, wer du bist» oder: «Davon verstehst du nichts.»

Dieses Gefühl von Unsicherheit, nicht zu genügen, hat sich in vielen Köpfen von Frauen bis heute hartnäckig gehalten. Ich begegnete ihm in Lesegruppen, wenn es darum ging, eine Zusammenfassung zu schreiben oder vor allen vorzutragen. Sogar Elke Heidenreich bekannte kürzlich: «Jede Frau, die wie ich in der Öffentlichkeit arbeitet, weiss, wieviel Kraft und Selbstbewusstsein nötig sind, für sich selbst einzustehen. Sobald ich selbstbewusst auftrete, werde ich oft hart ausgebremst.»

Es ist nicht nötig, sich im Ruhestand selbst zu beweisen. Wer sich zurücklehnen will, um nichts mehr zu müssen, sollte es tun und einfach das Leben geniessen, warum denn nicht? Für mich war das nicht das Richtige.

Ich wollte dranbleiben und weiterhin aktiv sein, solange es geht. Ich halte mich fit und suche meinem Alter entsprechend Tätigkeiten, die sinnvoll für mich sind und Freude bringen. Ich singe weiter im Chor, habe herausgefunden, dass ich lieber Cello gelernt hätte als Klavier, und es stört mich nicht, wenn Freundinnen schmunzeln, dass ich Jodeln lerne auf meine alten Tage.

Ich entdeckte meine Liebe, zu dichten und zu formulieren, indem ich es ausprobierte und fand, dass es mich zufrieden macht. Anderen Menschen in ihrer vielfachen persönlichen Ausprägung zu begegnen, habe ich als Gewinn für meine eigene Weiterentwicklung entdeckt. Wenn ich mich öffne und von meiner Lebenserfahrung als Mitglied eines Generationen-Projekts beim gemeinsamen Arbeiten erzähle oder ich Jüngeren zuhöre, wie sie ihre Zeit erleben, dann bleibe ich lebendig. Kontakt mit meiner Altersgruppe aber auch mit Jüngeren zu haben, heisst für mich Teilhabe am Leben, dass ich gesehen werde und nicht einfach unsichtbar werde als nun 84jährige Frau.

Meine 91jährige Freundin, schreibt jeden Abend Briefe an einsame Heimbewohnerinnen, besucht regelmässig zwei psychisch kranke Erwachsene und denkt an ihre Geburtstage. Teilhabe zeigt sich hier unauffällig, aber in zutiefst menschlicher Weise.

Stolz, eine alte Frau zu sein

Barbara Bischoff

Ich bin 74 Jahre alt (jung?). Ich habe graue Haare und viele Runzeln. Meine Oberarmmuskulatur ist nicht mehr so straff, da kann ich mit Hanteln trainieren soviel ich will. Mein Rücken ist nicht mehr ganz gerade, und meine Knochen sind nicht mehr die stärksten. Oft erzähle ich dieselbe Episode, da ich vergessen habe, wem ich diese bereits erzählt habe. – Ich bin eine alte Frau! Ich fühle mich sehr wohl und habe mit diesen altersbedingten Einschränkungen kaum Probleme.

Probleme habe ich eher damit, dass frau in unserer Gesellschaft nicht alt sein sollte. Altsein wird oft als eine «Schande» angesehen. Ich darf eine rüstige Seniorin sein, eine lässige Goldenagerin oder eine sportliche Rentnerin usw.

Aber eine alte Frau?

Nenne ich mich so, kommen oft Antworten wie: «Nein, du bist doch nicht alt.» Häufig höre ich auch die Aussage: «Was, du bist schon 74? Das gäbe man dir gar nicht». Ebenso kommen auch Aussagen von Gleichaltrigen wie: «Ich bin bereits 75, fühle mich aber viel jünger...»

Ich weiss noch genau, wie ich mich mit 60 fühlte: voll im Berufsleben, sehr engagiert und fit. Ich weiss aber nicht, wie «frau» sich mit über siebzig fühlen müsste. Ich weiss nur, wie ich mich im Moment fühle, und dieser Zustand ist nicht mehr derselbe wie mit gut sechzig.

Als vor Jahren meine kleine Enkelin zu ihrer Mutter sagte, dass die Grossmama eine alte Frau sei, reagierte meine Tochter entsetzt auf diese Aussage der Kleinen. Damit wurde mir bewusst, dass Altsein auch eine Wertung ist. Ein Kind wertet kaum. Die geliebten Menschen sind, wie sie sind, die einen jung, alt, dick, dünn, runzlig, blond, sympathisch oder unsympathisch. Sie akzeptieren die Menschen in ihrer Vielfalt ohne jede Wertung.

In der Coronakrise wurde das Alter vermehrt zu einem Thema. Die Gesellschaft musste uns Alten schützen. Vielen Dank! Die Solidarität war wirklich gross, vor allem in der ersten Phase.

FrauenWeisheiten

Die meisten Menschen möchten alt werden, aber nicht alt sein. Warum haben wir so Mühe, das Alter positiv zu sehen? Wir haben einen Reichtum an Lebenserfahrungen und sind sicher sehr viel weiser geworden. All diese Erfahrungen haben mein Leben vor allem positiv geprägt. Ich möchte darauf nicht verzichten.

Oft wird das Bild der alten Frau mit dem Groselibild (Werbung der Stadtpolizei Zürich) gleichgesetzt. Das Groseli hat einen Dutt (Haarknoten) eine Nickelbrille und strickt. Dazu lächelt es und ist mit sich und der Welt zufrieden. Schön!

Doch möchte ich im Alter kein «Es» sein und nicht auf dem Ofenbänkli sitzen. Ich habe den Anspruch, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen und will mitentscheiden, was für mich alte Frau gut ist. Wir alten Frauen können unsere Bedürfnisse selber äussern und wissen wahrscheinlich am besten, was für uns gut ist.

Ich denke, es liegt an uns alten Frauen, dem negativen Bild entgegenzutreten und uns stolz «Alte Frauen» zu nennen. Fangen wir an!

Frauenweis(s)heiten im März 2022

Liebe Leserin, lieber Leser

Wir Menschen sind zum Leben geschaffen. Wir möchten möglichst lange gut und gesund leben. Gerne verdrängen wir deshalb den Gedanken an unsere Endlichkeit, an Sterben und Tod. Im Alter wird uns bewusst, dass unser Leben begrenzt ist. Wir können nicht länger ausweichen. Die Realität zwingt uns zur Auseinandersetzung mit der Endlichkeit, mit Sterben und Tod.

Deshalb haben sich ein paar Frauen der GrossmütterRevolution zur Arbeitsgruppe «Endlichkeit» zusammengefunden. Offen sprechen sie über ihre Ängste und Sorgen und die Erfahrungen mit dem Sterben. Dabei zeigte sich, wie wichtig es ist, über das zu reden, was uns sprachlos macht. Um auch andere an diesem Austausch teilhaben zu lassen, haben sie auf der Website der GrossmütterRevolution den «GschichteChratte» geschaffen. Alle sind eingeladen, dort ihre persönlichen Erfahrungen weiterzugeben.

Wie die Pandemie und aktuell der grausame Krieg in der Ukraine zeigen, kann der Tod die Menschen jederzeit und überall treffen.

Dies hat die Musikerin Monika Dreier erfahren, als sie am 19. März 2006 mit Familie und Freunden auf einer Schitour von einer Lawine mitgerissen wurde. Das Erlebnis hat ihr Leben verändert. In der Lawine hat sie die Angst vor dem Sterben verloren, spürte sie doch nach Todesangst: Am Ende wird alles gut. Deshalb begleitete sie bis zu ihrer Pensionierung im Zweitberuf als Pflegefachfrau Menschen in der letzten Lebensphase.

Für Barbara Bischoff war die Pandemie die Gelegenheit, sich mit der eigenen Endlichkeit zu befassen und die Patientenverfügung zu ergänzen. Auch die Begleitung zweier Freundinnen in der Endphase ihrer Krebskrankheit konfrontierten sie mit der eigenen Sterblichkeit.

Im Hinblick auf die Endlichkeit des Lebens halten viele Menschen im Alter Rückblick und möchten sich mit dem, was war, versöhnen. Monika Fischer schreibt, dass ihr ein Buch dabei besonders geholfen hat, indem es ihr die Verortung ihres Lebens in der langen Menschheitsgeschichte bewusst machte. Ihre Gedanken sind aber vor allem bei den Ukrainerinnen und Ukrainern, die aktuell wegen dem unfassbaren Angriffskrieg

FrauenWeisheiten

leiden und sterben. Angesichts des machthungrigen Aggressors, der sich immer wieder als sexistischer, mit seiner Männlichkeit prahlender Herrscher zeigt, fragt sie sich: Was ist der Mensch? Lernen wir nie aus der Geschichte?

Haben die Texte dieses Newsletters auch in Ihnen Erfahrungen, Gedanken und Fragen ausgelöst? Wir freuen uns über Ihre Rückmeldungen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Keine Angst mehr vor dem Sterben



Gelassen und frei: Die existentielle Grenzerfahrung in der Lawine hat Monika Dreier (Leuthold) gezeigt, was im Leben wirklich wichtig ist.

Text und Foto: Monika Fischer

Im Zusammenhang mit einem Konzert der Cello-Familie Leuthold begegnete ich Monika Dreier, 68, erstmals. Auf der Bühne spielten Vater, Mutter und die drei Kinder auf ihren der Grösse angepassten Instrumenten: eine perfekte Familienidylle. In persönlichen Gesprächen erfuhr ich, dass der Schein trügt. Monika litt unter der Partnerschaft, harrte jedoch aus Angst vor den Konsequenzen und den Kindern zuliebe aus, bis diese selbständig waren. Sie arbeitete als Cellolehrerin, als Töpferin, später in einer Institution mit behinderten Menschen und machte mit 46 Jahren eine Zweitausbildung zur Pflegefachfrau HF. Im März 2006 überlebte sie ein Lawinenunglück. Das hat ihr Leben grundlegend veränderte.

Schon früh beschäftigte sie sich mit den Grundfragen des Lebens und fragte sich: «Warum kommen wir zur Welt und müssen wieder gehen?» Sie schildert ihre Kindheit

und Jugend in einer wohlhabenden Familie in der Stadt St. Gallen und erklärt: «Es hat mich geprägt, dass man mich nicht wollte, weil ich zu früh kam.» Die Mutter war beim ersten Kind erst 19. Monika kam schon anderthalb Jahre später und sei ein Heulkind gewesen. «Früh habe ich gelernt, dass man mich nur gern hat, wenn ich mache, was die andern nicht gerne tun. Darin bin ich gut.» In der Kantonsschule musste sie viel lernen, um mitzukommen. Sie ass nicht mehr, wog nur noch 31 Kilo und wollte sterben. Mit der Unterstützung eines Beraters der «Dargebotenen Hand» entschied sie sich fürs Leben.

Nie richtig wahr- und ernstgenommen

Doch wollte sie weg von zuhause und absolvierte das Lehrerseminar in Rorschach, obwohl sie sich nicht vorstellen konnte, vor einer Klasse zu stehen. Deshalb machte sie am Konservatorium in Zürich neben dem Cellostudium eine Ausbildung in musikalischer Grundschulung und Früherziehung. Dabei lernte sie den Cellisten und Sozialarbeiter Ruedi Leuthold kennen. Gemeinsam leitete das Paar ein Jahr in Trasadingen eine sozialpädagogische Wohngemeinschaft für acht Jugendliche. Monika bekam durch Spenden einen Töpferofen und gestaltete mit den Jugendlichen die Nachmittage mit Formen aus Ton. Ungeplant wurde sie schwanger und bekam 1979 die erste Tochter. Ein Sohn und eine weitere Tochter folgten. Rückblickend meint sie: «So entstand unsere Familie eher zufällig, was keine gute Basis war. Ich wünschte, die Familien- und Erwerbsarbeit mit meinem Mann zu teilen, kam jedoch nicht zum Zug. Mein Mann hat mich nie richtig wahr- und ernstgenommen. Ich fühlte mich ohnmächtig, weil er sich immer wieder durchsetzen konnte.»

Familienleben

Sie wollte ihr Leben nach ihren eigenen Werten gestalten. In Willisau gab sie 15 Schüler*innen, darunter ihren drei Kindern, und einigen Erwachsenen Cellounterricht. Sie bot Töpferkurse für Kinder und Erwachsene an und machte alles Gebrauchsgeschirr selber. Hie und da organisierte sie eine Ausstellung mit ihren Werken, die sie jedoch meistens verschenkte. Sie handelte nicht gerne mit ihrer eigenen Ware. Ihre farbenfrohen Teller, Becher, Schalen und Töpfe erinnern mich wie wohl viele andere täglich an sie.

Sowohl als auch

Lange trug Monika das gegen aussen ideale Bild der Familienidylle mit, zumal sie keine Alternative für sich als Frau sah. Bis eine Tantra-Ausbildung ihren Mann völlig veränderte. «Es entsprach mir nicht, was er von mir verlangte. So haben wir uns auch körperlich voneinander entfernt. Ich wollte nichts als meine Ruhe finden.» Als alle

drei Kinder in der Ausbildung waren, wollte sie endlich selbständig werden und ein eigenes Konto haben. Bei der Arbeit in einer Wohngemeinschaft für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen lernte sie ihren bisherigen Celloschüler Robert besser kennen und lieben. Sie schätzt seine Fürsorglichkeit, seine Zuverlässigkeit und wie er schwierige Situationen meistern kann. Um sich noch einmal neu zu orientieren, zog sie vom Familienhaus in eine Eineinhalbzimmerwohnung in Zug und begann mit 46 Jahren die vierjährige Ausbildung zur dipl. Pflegefachfrau HF. Seither wohnt sie in Zug zusammen mit ihrem Lebenspartner und kehrt regelmässig für ein, zwei Tage ins Familienhaus nach Willisau zurück. Denn bis heute pflegt sie mit dem Vater ihrer Kinder, der seit jeher eine offene Ehe wollte, eine freundschaftliche Beziehung. Eine Dreiecksbeziehung also? Ein Leben zwischen zwei Männern? «Nein, überhaupt nicht!», meint sie entschieden, «es ist kein Dazwischen, sondern ein Sowohl als auch.» Nach Abschluss der Ausbildung begann sie 2005 eine 80 % Stelle im Stadtspital Triemli. Es erstaunt sie, dass ihre drei Kinder trotz der schwierigen Partnerschaft ihrer Eltern den Mut hatten, eine Beziehung einzugehen und Kinder auf die Welt zu stellen.

Im Sterben zu sich gefunden

Gegen Ende des schneereichen Winters 2006 passierte am 19. März das Ereignis, das ihr Leben grundlegend veränderte. Auf einer Schitour mit Familie und Freunden wurde sie im Oberalpgebiet als einzige einer achtköpfigen Gruppe von einer Lawine erfasst und mitgerissen. Diese Erfahrung schilderte sie mir später in einem Interview wie folgt: «Als ich von einer Lawine verschüttet wurde, traf das ein, vor dem ich am meisten Angst gehabt hatte. Ich erwachte zusammengequetscht unter den Schneemassen. Es war dunkel und kalt. Ich fühlte mich allein und bekam keine Luft. Voller Todesangst und Verzweiflung erinnerte ich mich an Jesus am Kreuz und schrie: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Die Minuten, in denen ich mich von lieben Menschen und vom Leben verabschiedete, kamen mir vor wie Jahre. – Mit der Zeit fiel alles Bedrückende von mir ab. Eine unendliche Zufriedenheit und Geborgenheit erfüllten mich. Mit dem Gedanken «jetzt kommt alles gut» schlief ich ein.»

Am Ende ist alles gut und heil

In der Lawine hatte Monika Dreier versöhnt mit dem Leben abgeschlossen. Deshalb bedauerte sie nach dem Aufwachen, noch am Leben zu sein. Sie fragte sich nach dem Sinn dieser Rückkehr ins Leben und wusste: «Ich will ein Buch schreiben und andern Menschen diese tiefe Erfahrung der Zufriedenheit mitteilen.» Der Weg in die Normalität des Alltags erwies sich als lang und beschwerlich. Aus der Pflegefachfrau war eine schwer verletzte Patientin geworden, die selbst der Pflege bedurfte. Es war ein Rollentausch, der ihr die Augen öffnete für die Bedürfnisse von Patientinnen und Patienten.

Es dauerte einige Monate, bis sie die Kraft zum Schreiben fand. Im Buch «Die Lawine. Ich bin drunterdrindraussen» (Verlag Claudia Wartmann Natürlich, 2008) drückte sie in feinen Aquarellen das aus, wofür sie keine Worte fand. Auch im Fernsehen und Radio berichtete sie von ihrem Nahtod-Erlebnis und wollte damit den Menschen die Angst vor dem Sterben nehmen.

Begleitung in der letzten Lebensphase

Eine tragende Rolle hatte sie ebenfalls im Film «Die Weisse Arche» (2016) von Edwin Beeler. Dieser zeigte sie auch bei ihrer Arbeit bei der Pflege und Betreuung auf der Demenzabteilung des Pflegeheims Chlösterli in Unterägeri. Denn die Erfahrung in der Lawine hatte auch ihre Einstellung zu Krankheit und Leiden verändert. Wegen der durch den Unfall bedingten körperlichen Einschränkungen hatte sie vom Akutspital in die Demenzabteilung gewechselt. Dort war es ihr Anliegen, den Menschen in der letzten Lebensphase mit Würde und Respekt zu begegnen und ihnen zu geben, was sie am meisten brauchten: Zeit und Zuwendung. Dabei geriet sie immer wieder in Konflikt mit den Strukturen der Institution. Doch fand sie selbstbestimmt ihren Weg: «Ich nutzte meinen Spielraum aus und konnte den einzelnen Menschen das geben, was sie brauchten. So war die Arbeit für mich letztlich stimmig.» In ihrem zweiten, ebenfalls im Verlag Claudia Wartmann Natürlich 2012 herausgekommenen Buch «Aber sterben werde ich gut» schildert sie noch unter dem Namen Monika Leuthold die Begleitung ihrer Mutter bis zum Tod sowie in eindrucksvollen Märchen-Fragmenten Alternativen zu ihrem Berufsalltag im Pflegeheim. Ein Jahr später nahm sie ihren Mädchennamen wieder an.

Vertrauen in sich und das Leben

Seit ihrer Pensionierung lebt Monika Dreier mit 3000 Franken im Monat einfach und zufrieden. Materielles hat für sie keine Bedeutung mehr. Sie reist mit dem GA, wandert, hütet Enkelkinder, begleitet ihre Tante und eine Freundin und macht als Freiwillige Dienst im Hospiz Zentralschweiz. «Nun stehe ich wieder von einer neuen Lebensphase, werde ich doch als Grossmutter von sechs Enkelkindern pensioniert, da ich zum Hüten nicht mehr gebraucht werde», meinte sie beim letzten Treffen, und hielt fest: «Ich komme mir vor wie in jener Zeit, als alle drei Kinder das Haus gleichzeitig verliessen. Einerseits spüre ich ein Bedauern, andererseits bin ich erleichtert, da ich freier bin. Umso mehr freue ich mich auf die Ferientage mit den sechs Enkelkindern.»

Versöhnt mit der eigenen Geschichte und zufrieden mit dem, was sie hat und tun kann, nimmt sie das Leben, wie es kommt und meint: «Es liegt an uns, dem Leben seinen Wert zu geben.» Es ist ihr nie langweilig. «Ich könnte ewig nachdenken und bin un-

glaublich dankbar für die Schöpfung, für die Natur, für das Leben. In der Lawine habe ich erfahren, dass schlussendlich alles gut kommt und das Leben in der Liebe endet. Dieses Vertrauen möchte ich meinen Enkelkindern weitergeben.»

WAS UNS BESCHÄFTIGT

Abschied nehmen

Barbara Bischoff

In den letzten zwei Jahren wurden wir durch die Pandemie sehr oft mit Sterben und Tod konfrontiert. Die Übersterblichkeit schnellte in die Höhe, einige verloren geliebte Angehörige oder Freunde. Wir alten Menschen wussten, dass wir sehr gefährdet sind. Das war die Gelegenheit, sich mit der eigenen Endlichkeit zu befassen. Dies veranlasste mich, die Patientenverfügung zu kontrollieren und zu ergänzen. In dieser Pandemiezeit erhielt ich innert Monaten die Nachricht von zwei Freundinnen, dass sie an Lungenkrebs erkrankt seien.

Edith kannte ich seit meiner Kindheit, und wir waren auch durch unsere Herkunftsfamilien in Kontakt. Mit Maria habe ich die Ausbildung zur Pflegefachfrau gemacht, und wir waren im späteren Leben lose in Kontakt. Edith, an einem inoperablen Lungentumor erkrankt, hat sich sehr mit der Diagnose und der unmittelbaren Zukunft auseinandergesetzt. Sie entschied sich für eine Chemotherapie, vor allem wegen ihrer Familie.

Wir hatten in dieser Zeit sehr gute Gespräche. Sie fühlte sich von mir verstanden, da ich selber einmal eine Chemotherapie durchgemacht hatte. Unsere Telefonate waren sehr persönlich. Wir sprachen über die Ängste vor dem Sterben, das Nachher, über die Nebenwirkungen der Chemo, über Exit, aber auch über Alltägliches und unsere gemeinsamen Erinnerungen.

Edith befasste sich sehr mit dem Sterben und dem Tod. Sie liess sich eine Urne töpfern und bereitete sich auf das Abschiednehmen vor. Trotz allem wollte sie weiterleben, und wir haben bei unseren Gesprächen auch viel gelacht.

FrauenWeisheiten

Sie hat die Chemotherapie gut ertragen und hatte dadurch noch ein gutes Jahr, trotz ihrer Krankheit. In unserem letzten Gespräch sagte sie mir, dass sie wieder Lust auf Zigaretten hätte. Ich sagte ihr: «Dann rauch doch, das macht ja nichts. Sonst stirbst du allenfalls noch gesund, und das lohnt sich nicht». Darüber musste sie sehr lachen. Zwei Tage später schrieb sie mir, es gehe ihr sehr schlecht, sie sei im Spital und leide. Sie melde sich dann später. Das konnte sie nicht mehr. Sie starb ohne Schmerzen, so wie es der Arzt ihr versprochen hatte. Sie wurde 67 Jahre alt. Wir konnten ihr Leben an einem von ihr gewünschten Abschiedsfest feiern. Dies hat mich sehr getröstet.

Mit Maria habe ich den Kontakt vor etwa drei Jahren wieder aufgenommen, als ich erfahren hatte, dass ihr Mann nach einer langen Alzheimererkrankung im Alter von 70 Jahren gestorben sei. Maria hatte ihn sehr gut begleitet, und ich gönnte ihr, nun wieder etwas Zeit für sich zu haben. Diese Zeit nutzte sie sehr mit der Familie und dem grossen Freundeskreis. Leider nur für kurze Zeit.

Maria konnte sich den Tumor noch operieren lassen. Die anschliessende Chemotherapie machte ihr aber Probleme, und sie musste sie abbrechen. Ihr positives Denken war bewundernswert, auch als sie die Nachricht bekam, noch Metastasen im Hirn zu haben.

Als ich sie das letzte Mal besuchte, hatte ich im voraus Bedenken, wie wir zusammen reden könnten. Das Thema Tod war auch für Maria nicht einfach tabu. Sie freute sich, mich zu sehen, ein Gespräch war aber kaum noch möglich. Ich erzählte ihr von gemeinsamen Erlebnissen aus früheren Zeiten, an die sie sich bestens erinnerte. Als ich sie verliess, tat es mir sehr weh, diese aktive, interessierte Frau so passiv zu erleben. Ich realisierte aber, dass die Metastasen im Hirn ihr wahrscheinlich auch geholfen haben, so gut loszulassen. Sie starb einige Tage später, knapp 70 Jahre alt.

Diese beiden Todesfälle im 2021 haben mich sehr beschäftigt und auch mit meinem eigenen Sterben konfrontiert. Ich habe aber auch viel gelernt und mir bleibt eine Dankbarkeit, dass ich lebe und diese Frauen kennen durfte.

Care und Share statt Krieg

Monika Fischer

Im Hinblick auf die Endlichkeit möchten sich viele Menschen im Alter im Rückblick auf das Leben mit dem, was war, versöhnen. Im Jubiläumsjahr 50 Jahre Frauenstimmrecht wurde mir bewusst, wie weit entfernt ich davon noch bin. Als ich wieder einmal mit den erfahrenen Ungerechtigkeiten als Frau haderte, empfahl mir ein Freund das Buch «Die Wahrheit über Eva. Über die Entstehung der Ungleichheit von Mann und Frau»*. Dieses zeigt auf: Die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern ist weder biologisch noch mit der Natur zu erklären, geschweige denn von Gott gewollt. Sie ist vielmehr ein Produkt der kulturellen Evolution und dadurch veränderbar. Das Buch hilft mir im Prozess der Versöhnung, mehr noch: Es gibt mir Erklärungen zum unfassbaren und grausamen Krieg in der Ukraine, ausgelöst durch einen Autokraten mit Grossreichfantasien vergangener Zeit.

Zurück zu Eva: Beim Lesen des erwähnten Buches musste ich immer wieder tief durchatmen und innehalten. Es war für mich eine Befreiung und Bestätigung zu erkennen: Meine Erfahrungen und Verletzungen haben nicht mit meiner Unfähigkeit als Frau zu tun. Sie stehen vielmehr im Zusammenhang mit der Geschichte und dem Umfeld, in dem ich lebe.

Manches war für mich bekannt. Zum Beispiel der Zusammenhang zwischen der Diskriminierung der Frauen und der biblischen Eva, die in der christlichen Lehre als Ursache für alles Übel in der Welt dargestellt wird. Ich kenne wohl die andere Interpretation der Paradiesgeschichte. Sie zeigt Eva als starke Frau, die im Streben nach Wissen und Erkenntnis als erste mutig zur verbotenen Frucht greift. Und doch wird mir einmal mehr bewusst, wie sehr ich von der verhängnisvollen Eva-Geschichte im Christentum geprägt bin, die Frauen verbunden mit der weiblichen Sexualität als von Natur aus schlecht hinstellt.

Uraltes Erbe

Neu und befreiend war für mich bei der Lektüre die Verortung meiner Lebens- in einer sehr langen Menschheitsgeschichte. Ich fühlte mich eingebettet in einer unendlich weiten und tiefen Landschaft. Vieles, das ich mein Leben lang empfunden hatte, waren

nicht einfach die Gefühle einer unzufriedenen Frau, wie mir vorgeworfen worden war. Nein, auch unzählige andere Frauen hatten sich während Jahrtausenden gegen die erfahrenen Ungerechtigkeiten aufgelehnt. Der Evolutionsbiologe Carel van Schaik und der Historiker Kai Michel zeigen anhand der Forschungen zahlreicher Wissenschaftlerinnen und Feministinnen auf: Über Jahrtausende hinweg hatten die Menschen vor der Zeit des Patriarchats egalitär gelebt. Bei den Jägern und Sammlern wäre das Überleben ohne Share und Care, Teilen und Sorgen gar nicht möglich gewesen. Wie gut tat das Bewusstsein, dass dieses uralte Erbe noch immer in mir und zahlreichen anderen Menschen lebt.

Ansammeln von Besitz führte zu Krieg

Die Ungleichheit begann mit der Sesshaftigkeit und der Landwirtschaft. Das Ansammeln von Besitz musste durch die männliche Erbfolge gesichert und verteidigt werden, was Sache der Männer war. Frauen wurden durch die neue Arbeitsbelastung und durch zahlreiche Geburten geschwächt. Seither gelten sie als das schwache Geschlecht. Zudem entstanden soziale Ungleichheiten, denn einige Männer besaßen viel und wollten immer mehr. Dies verlieh ihnen Macht und Ansehen, vor allem, wenn sie bei der Verteidigung des Besitzes im Krieg als Gewinner hervorgingen. Diesem Machtstreben wollte sich vor über 2000 Jahren Jesus von Nazareth, ein Freund der Frauen und der Benachteiligten, mit seiner Botschaft der Liebe und im Einsatz für Gerechtigkeit, Gewaltlosigkeit und Solidarität mit den Armen etwas anderes entgegenzusetzen. Doch im Gegensatz zu seiner Lehre hat sich das Christentum in Verbindung mit der frauenfeindlichen griechischen Philosophie zur Herrschaftsreligion entwickelt. Über Jahrhunderte wurden im Laufe der Geschichte starke, unabhängige Frauen abgewertet, entmündigt, verleumdet und verfolgt und gar als Hexen auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Verhängnisvolles Frauenbild

So wurde im Christentum neben Eva als Sünderin die Muttergottes Maria als Gegenbild und Vorbild für alle Frauen etabliert: Eine Frau ohne Sex, demütig und ohne eigene Bedürfnisse, die selbstlos für Mann und Kinder da ist. Dieses von der Gesellschaft übernommene Vorbild hat viele Frauen in der aktuellen Grossmutter Generation geprägt. Sie bekamen Schuldgefühle, wenn sie dem nicht entsprachen. In diesem Sinn war für mich das Buch hilfreich im Prozess der Versöhnung.

Vom Jäger zum Krieger

Doch zurzeit bin ich in Gedanken bei den Menschen in der Ukraine, darunter langjährige Freundinnen und Freunde. Es ist unfassbar, ja entsetzlich, wie sich der bru-

tale Krieg des verblendeten Aggressors ohne Rücksicht auf die Menschen im Land ausbreitet. Ich sehe die Verbindung zum eben gelesenen Buch. Wohin haben uns die kulturellen Veränderungen gebracht? Da müssen wir hilflos zusehen, wie der Präsident des grössten Landes der Welt seine imperialistischen Machtansprüche mit Gewalt fast ungehindert durchsetzen kann. Der Jäger aus der Urzeit, der zum mächtigen Herrscher und Krieger wurde, der mit seinem kleinen Stab von Ergebenen auch immer wieder seine Männlichkeit zur Schau stellen muss? In einem Text von Barbara Marti in INFOsperber vom 6. März lese ich, dass Wladimir Putin kurz vor Kriegsbeginn wie ein Vergewaltiger über die Ukraine sprach: «Ob es dir gefällt, oder nicht, meine Schöne, du musst es erdulden.»

Nicht aufgeben

Lernen wir Menschen nichts aus der Geschichte? Braucht es immer wieder die bitteren Erfahrungen eines Krieges, damit die Menschen zur Besinnung kommen? Hat der desolate Zustand auf unserer Welt damit zu tun, dass Macht und Geld im Zentrum stehen und die Bedürfnisse der Menschen dabei vergessen gehen?

In mir regt sich das uralte Blut meiner Ahninnen. Es gab einmal eine Zeit, in der das Überleben der Menschen nicht möglich war ohne Share und Care, ohne Sorgen und Teilen. Ein gutes Leben für alle im Frieden und im Einklang mit der Natur: Es bleibt für mich die Vision, für die ich mich weiterhin einsetzen will. Kraft dazu geben mir die vielen mutigen Menschen in der Ukraine mit ihrem Widerstand und die weltweiten Friedensdemos in Gelb und Blau.



Ukrainischer Friedensengel von Hugo Schär-Tkachenko

DIE WAHRHEIT ÜBER EVA: Die Erfindung der Ungleichheit von Frauen und Männern.
Carel von Schaik & Kai Michel, Rowohlt Verlag 2020, ISBN 978-3-498-00112-4

Frauenweis(s)heiten im April 2022

Liebe Leserin, lieber Leser

Bei Erscheinen dieses Newsletters am Karfreitag dauert der grausame Krieg in der Ukraine schon sieben lange Wochen und einen Tag. Unfassbar, was dies für die Menschen vor Ort bedeutet! Bei uns ist das Thema wieder von den Titelseiten verschwunden. Das Leben geht weiter. Wir begegnen in unserem Umfeld den vor der brutalen Gewalt geflüchteten Frauen und Kindern und unterstützen sie beim Einleben in unseren Alltag. Leider wissen die wenigsten, wie diese Menschen vor dem Krieg gelebt haben. Vor dem 24. Februar fand die Ukraine kaum Beachtung. Entsprechend wenig ist über den Lebensalltag der Menschen in diesem Land mit seiner leid- und wechselvollen Geschichte bekannt.

Deshalb stellen wir im Porträt eine Ukrainerin der GrossmütterGeneration vor: Nina Tkachenko (82). Sie ist mir ihrem Mann von der Wohnung in Kiew auf die Datscha gezogen und möchte das Land nicht verlassen. Trotz ihres harten und entbehrungsreichen Lebens ist sie zufrieden und lässt über ihre Tochter ausrichten: «Die Enkelkinder sind unser grosses Glück im Leben.»

Der Kriegsausbruch hat auch bei uns viele Sorgen und Ängste ausgelöst. Obwohl die Kriege auf dem Balkan noch nicht lange zurückliegen, hätten wir uns einen solchen gewaltsamen Angriff auf eine selbständige Nation nicht vorstellen können. In der älteren Generation haben die Bilder vom Krieg Erinnerungen ausgelöst. Zum Beispiel bei Martha, die früher nie darüber geredet hat. Barbara Bischoff Frei hat mit ihr gesprochen. Die Frauen, Kinder und wenigen Männer aus der Ukraine verdienen es, unkompliziert aufgenommen und mit grosser Solidarität unterstützt zu werden. Doch was empfinden dabei die Menschen aus Syrien, aus Afghanistan, aus Tigray (Äthiopien) oder Eritrea, die ebenfalls wegen Krieg und Gewalt bei uns Zuflucht gesucht haben und zum Teil nach Jahren noch immer auf eine Anerkennung ihres Asylgesuchs warten? Wie geht es Migrant*innen bei der Arbeitssuche oder im Beruf, wenn sie eine dunkle Hautfarbe haben? Damit befasst sich das sinnliche Musiktheater «Chuenägele» auf seiner Tournee und setzt mit leisem Humor ein Zeichen gegen Vorurteile und Rassismus.

FrauenWeisheiten

Aus aktuellem Anlass und im Hinblick auf die vielen zu uns geflüchteten Ukrainerinnen finden Sie in diesem Newsletter noch einen vierten Beitrag. Er berichtet von den Erfahrungen mit dem orthodoxen Osterfest in einem Dorf in der Ukraine.

Wir wünschen Ihnen trotz der düsteren Weltlage ein fröhliches «Eiertütschen» an Ostern. Freuen wir uns beim Blick aus dem Fenster oder auf einem Spaziergang dankbar über die wiederum üppig blühende Natur!

Ihre Rückmeldungen und Anregungen sind bei uns herzlich willkommen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Leben für die Arbeit und die Familie



Nina 2001 im grossen Garten ihrer Datscha, wo sie auch dieses Jahr Gemüse pflanzen wird.

Text und Foto: Monika Fischer

Weinend weisen sie auf ihr zerstörtes Haus. Sie werden im Schubkarren gestossen oder von Soldaten aus den Trümmern getragen. Bei allen der schrecklichen Kriegsbildern berühren uns die Bilder dieser alten Frauen besonders. – Wie haben diese Frauen der GrossmütterGeneration vor dem Krieg in der Ukraine gelebt? Einigen von ihnen bin ich bei meinen Reisen und bei meiner Projektarbeit in der Ukraine begegnet. Ihnen gilt meine grösste Bewunderung, ist doch ihr Leben geprägt durch harte Arbeit im Beruf und in der Familie. Zu ihnen gehört auch Nina Tkachenko (82), der wir auf unserer ersten Reise nach Kiew vor 25 Jahren zum ersten Mal begegnet sind.

In der Einzimmerwohnung ihrer Tochter Iryna und ihres Schweizer Schwiegersohnes hiess sie uns herzlich willkommen, nachdem uns ihr Mann Alexander vom Flughafen Borispol abgeholt hatte. Der Tisch war reich gedeckt mit vielen köstlichen Vorspeisen. Beim zweiten Toast drückte ihr Gesicht zu den ukrainischen Wörtern ihre Freude über

unsere Anwesenheit aus. Sie hatte den Kühlschrank für unseren Aufenthalt gefüllt mit Gemüse, vorgekochten Holupzi und anderen Gerichten. Frisches Obst lag in einer Schale auf dem Tisch. Wir kannten damals weder die kyrillischen Schriftzeichen noch die ukrainische oder russische Sprache. Alexander sprach etwas Deutsch, Nina ganz wenig Englisch. Wir verständigten uns mit Zeichen und über ein altes Wörterbuch.

Nonverbale Kommunikation

In Sorge, wir könnten uns in der Grossstadt nicht zurechtfinden, wollte uns Nina unbedingt auf den Erkundigungen durch die Stadt begleiten. Sie zeigte uns das «Goldene Tor» und besuchte mit uns die Wladimir-Kathedrale, wo ich auf ihr Geheiss vor dem Eintritt das Kopftuch knüpfte und einen bereitliegenden Rock umband. Sie führte uns zu den verschiedenen Kirchen, Klöstern, zu alten Vierteln, auf den Markt und zu vielen weiteren Sehenswürdigkeiten und Denkmälern, deren Bedeutung wir mit Hilfe unseres deutschen Reiseführers verstanden. Stundenlang waren wir ununterbrochen zu Fuss unterwegs. Als wir eine Kaffeepause machen wollten, drängte sie uns mit einem «Njet, njet» zum Weitergehen. Obwohl wir ihr versicherten, dass wir mit dem Einkauf von Brot und Milch im nahen Laden zurechtkämen, wehrte sie ab und lief mit uns eine halbe Stunde zu einem Geschäft, wo das Brot günstiger war. Vor der Rückreise schenkte sie mir die ukrainischen Keramikschüsseln, die ich in einem Schaufenster bewundert hatte. Ich war berührt von ihrer Aufmerksamkeit und der Verständigung ohne Worte.

Selbstversorgung mit Obst und Gemüse

Fasziniert vom Land mit seiner reichen Kultur und der leid- und wechselvollen Geschichte besuchten wir die Ukraine immer wieder. Neben Ninas Bruder lernten wir auch die zweite Tochter Olena mit ihrer Familie kennen. Mit der Metro fuhren wir über den Dnepr in den Stadtteil mit den neuen Wohnquartieren, wo uns Nina und Alexander in ihrer Dreizimmerwohnung zum Essen eingeladen hatten. Ein Andermal besuchten wir sie auf ihrer Datscha. Nina führte uns über das grosse Grundstück mit verschiedenen Obstbäumen, wo sie Kartoffeln, Mais und alle nur möglichen Gemüse anbaute. Im grossen Vorratskeller zeigte sie mit Stolz auf die unzähligen Gläser mit eingemachtem Gemüse und die Flaschen mit Kompott (Obstsaft). Diese waren nicht etwa mit einem Zapfen, sondern mit dem zurechtgeschnittenen Rest eines Maiskolbens verschlossen. Nina ist eine Meisterin im Wiederverwerten. Unvergesslich ist mir der Nachmittag, als sie mir mit ihren geschickten Händen zeigte, wie sie die mit Sauerkirschen gefüllten Vareniki zubereitet. Sie bestand darauf, dass wir diese als Proviant in die Schweiz mitnehmen.

Familiäre Verbundenheit

Nina und Alexander besuchten uns auch mehrmals in der Schweiz. Am Dankesfest für Freunde und Verwandte nach unserer zivilen Hochzeit übergab sie uns mit den guten Wünschen verschiedener Heiligen ein Brot, bedeckt von einem mit Kreuzstichen bestickten Tuch. Gemäss ukrainischer Tradition machen das die Eltern für ihre Kinder, sagte sie. Es bringe Glück, wenn das Brot von den Hochzeitsgästen gegessen werde, solange es weich ist.

Unsere Kontakte sind nie abgebrochen. Umso mehr sorgen wir uns seit Kriegsausbruch um ihr Wohlergehen. Über ihre Tochter Iryna haben wir gehört, dass sie sich auf ihrer Datscha relativ sicher fühlen. Seit drei Wochen gebe es weniger Luftalarm. Mir wurde bewusst, dass ich mich Nina vertraut fühle, jedoch wenig über ihr Leben weiss. Sie freute sich über mein Interesse und beantwortete über ihre Tochter Iryna meine Fragen.

Not im Zweiten Weltkrieg

Geboren am 20. Oktober 1939, ist Nina als jüngstes Kind mit zwei Brüdern in Tscherkassy in der Zentralukraine in einem kleinen, aus altem Material gebauten Haus mit zwei Zimmern aufgewachsen. Beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges war sie zwei Jahre alt. Als Hitler am 22. Juni 1941 einen Teil der Ukraine besetzte, vergrub ihre Mutter Maria die Kartoffeln, legte Stroh über das Gemüse im Keller, packte die Jüngste in einen Leiterwagen, nahm die Ziege mit und lief mit den beiden kleinen Buben 25 km, bis sie in einem Dorf bei Bekannten unterkam. Als sie vier Jahre später nach Kriegsende zurückkehrte, war ihr Haus teilweise zerstört. Die deutsche Besatzung hatte es als Pferdeunterstand benutzt. Zu ihrer Freude fand Maria im Keller das Holzfass mit den sauren Gurken, die sie auf dem Markt verkaufen konnte sowie die im Feld vergrabenen Kartoffeln. Vom Vater hatte die Familie fünf Jahre nichts gehört. Nina war sechs Jahre alt, als er von der Zwangsarbeit in Deutschland zurückkehrte.

In den Jahren 1947/48 litt die Familie unter der Nachkriegs-Hungernot. «Es war hart, sehr sehr hart», las Iryna die Antwort ihrer Mutter und fuhr fort: «Wir haben überlebt, weil unsere Erde uns ernährt hat, konnten wir doch auf dem eigenen rund zehn Aaren grossen Land Kartoffeln, Mais, Kürbis und Gemüse anpflanzen und die Überschüsse der Ernte auf dem Markt verkaufen.»

Tüchtige Studentin

Nach seiner Heimkehr arbeitete der Vater wie vor dem Krieg in einer Zigarrenfabrik, Maria auf der Kolchose. Ihre Mutter sei eine sehr weise Frau gewesen, die darunter

gelitten hatte, dass sie nur drei Schulklassen besuchen konnte, sagte Nina. Deshalb setzte sie alles daran, dass die Kinder studieren konnten. Nina war eine sehr gute Schülerin und schloss ihr letztes Schuljahr mit besten Noten und einer Auszeichnung ab. Besonders stark war sie in Mathe, Chemie und russischer Literatur. Als sie mit 17 die Aufnahmeprüfung an der Uni nicht schaffte, arbeitete sie ein Jahr in einem technischen Büro einer Architekturabteilung. Beim dritten Anlauf wurde sie 1958 für das Studium an der Hochschule für Lebensmittelindustrie aufgenommen. Sie erzählt von ihrem Vater, der sie nach Kiew gebracht und mit den Worten verabschiedet hatte: «Bis hierhin kann ich dich bringen. Ab jetzt beginnt dein selbständiges Leben.» Als sehr gute Studentin bekam sie Stipendien. Fast fünf Jahre wohnte sie im Studentenheim zusammen mit 10 bis 12 Frauen in einem Raum mit gemeinsamer Küche.

Familien- und Berufsarbeit

«1960 habe ich meine Liebe, Alexander, im Studentenheim getroffen. Auch er war ein vielfach ausgezeichnete Student, der verantwortlich war für kulturelle Events und Aktivitäten in der Freizeit. Wir haben gemeinsam in einem Chor gesungen, die Liebe zum Singen führte uns zusammen. Im Mai 1963 feierten wir unsere Studentenhochzeit an einem malerischen Ort im Wald.» Nach der schwierigen Geburt der ersten Tochter 1964 konnten die jungen Eltern ein Jahr später dank ihren Stipendien ein Zimmer bei einer jüdischen Familie mieten. Nach einem Jahr unbezahltem Mutterschaftsurlaub schloss Nina ihr Studium als Lebensmittel-Ingenieurin ab.

Die Menschen konnten in der Sowjetzeit ihren Arbeitsort nicht selber wählen. Ein Jahr später wurde ihr Mann Alexander in einer Zuckerfabrik als Hauptingenieur für die Energieversorgung bestimmt. Die junge Familie zog nach Saliwonki, wo Nina selber für eine passende Arbeit schauen musste. Schon zwei Jahre später wurde Alexander zum Vizedirektor eines der größten Zuckerkombinate der Ukraine, einem wissenschaftlichen Zentrum für neue Technologien, bestimmt. Zehn Jahre lebte die Familie darauf in Jahotin in der zugeteilten Wohnung. Schon bald wurde Nina eingeladen, im experimentellen wissenschaftlichen Bereich als Projektleiterin mitzuarbeiten. «Es war ideal für mich, dauerte mein Arbeitsweg doch nur 25 Fussminuten, die Tochter war im subventionierten Kindergarten nahe der Wohnung gut aufgehoben. Die verantwortungsvolle Arbeit hat mir sehr gefallen. Ich wurde geschätzt, war gleichzeitig aber gestresst, da ich keine Fehler machen durfte.» Nach der wiederum schwierigen Geburt der zweiten Tochter 1971 hatte sie wieder ein Jahr unbezahlten Mutterschaftsurlaub.

Die Jahre in Jahotin waren vom Unfall des Schwiegervaters in Poltawa überschattet, der danach querschnittgelähmt auf den Rollstuhl angewiesen war. Da es ihm zu-

nehmend schlechter ging und seine minimale Invalidenrente zusammen mit der Kolchosearbeit seiner Frau nicht zum Leben reichten, sparten Nina und Alexander wo sie konnten und bauten für die Eltern am gleichen Ort ein einfaches Haus aus gebrauchtem Material mit sechs Aaren Umschwung zur Selbstversorgung. Es wurde später zu ihrer Datscha.

Als Frau doppelt belastet

Als Alexander sechs Jahre später an eine neue Arbeitsstelle im Ministerium in Kiew für Kooperativen aller Lebensmittelunternehmen der Ukraine berufen wurde, fuhr er ein Jahr mit dem Zug dahin, bis die Familie eine Wohnung bekam. In dieser 42m² grossen Wohnung lebte zeitweise die ganze erweiterte Familie: neben den Eltern nach deren Heirat auch die jüngere Tochter mit Mann und Kind sowie Iryna, die damals bestens ausgebildet an der Universität unterrichtete.

Bei der Suche nach einer Arbeitsstelle, die ihren Qualifikationen als Lebensmitteltechnologin entsprach, wurde Nina von ihren ehemaligen Studienkollegen unterstützt. Die Arbeit am Institut für verschiedene Projekte in der Lebensmittelindustrie gefiel ihr: «Obwohl ich für einen Arbeitsweg 50 Minuten mit der Metro fahren musste, war ich glücklich und zufrieden.» Wie alle anderen Frauen kaufte sie auf den Nachhauseweg ein, kochte das Nachtessen und besorgte am Abend den Haushalt. Da die Schwiegermutter inzwischen gestorben war, fuhr die Familie zudem sechs Jahre lang an den Wochenenden nach Jahotin, um dort für den Schwiegervater zu sorgen und den Garten zu bepflanzen. Bis heute sind die Frauen in der nach wie vor patriarchalen Gesellschaft der Ukraine durch Arbeit und Familie doppelt belastet. Gemäss Tochter Iryna erlebte sie trotz allen den Belastungen eine glückliche Kindheit mit jährlich zwei bis drei Wochen Ferien in einem Sanatorium auf der Krim oder einem Erholungsheim, das zum Kombinat der Arbeit des Vaters gehörte.

Alles für die Familie

Neben den Belastungen in der Familie trug Nina auch viele Enttäuschungen mit, die Alexander während der Sowjetzeit erleben musste. Da die Eltern trotz Verbot ihre Töchter taufen liessen, wurde er bei der Partei verpiffen und trotz seiner ausgezeichneten Leistungen nicht mehr befördert. Als er seine Genossen vor dem Standort Tschernobyl für das geplante Atomkraftwerk nahe dem Dnepr warnte, wurde er ausgelacht mit dem Hinweis, der Befehl aus Moskau müsse befolgt werden. Nach dem Reaktorunfall im Mai 1986 wurde er ohne genügenden Schutz in einem Umkreis von fünf Kilometern als Liquidator eingesetzt.

FrauenWeisheiten

Nach dem Zerfall der Sowjetunion 1991 wurde er gezwungen, in Pension zu gehen. Er war fortan für den 1992 geborenen ersten Enkel Anton da, während Nina bis ins Jahr 2000 weiterarbeitete. Seither betreuten sie gemeinsam den im gleichen Jahr geborenen zweiten Enkel Iwan, ab 2008 auch die Enkelin Mascha, damit ihre Mutter arbeiten konnte. Nina betonte: «Ich und Alexander haben unsere Enkelkinder mit viel Liebe und grosser Freude aufgezogen. Sie sind unser grosses Glück im Leben.»

Erst jetzt kann ich verstehen, warum Nina bei unserem ersten Besuch mit uns auswärts keinen Kaffee trinken und nur das günstigste Brot kaufen wollte. Bei ihrem herzlichen Lachen war nie etwas spürbar von ihrem entbehrungsreichen Leben mit den vielen Enttäuschungen, im Gegenteil: Sie freute sich über unser Interesse an ihrem Land und erzählte begeistert von ihren Töchtern und den Enkelkindern.

Trotz regelmässigem Bombenalarm und den Bitten der Töchter möchte sie mit Alexander die Ukraine nicht verlassen, zu viel haben die beiden schon durchgestanden. Sorgen macht sie sich jedoch um die Enkelkinder und deren Zukunft. So wird Nina zusammen mit Alexander trotz Altersbeschwerden in diesem Krieg weiterhin das Land bebauen, das sie seit Jahrzehnten ernährt hat.



Nina und Alexander bei unserem letzten Besuch in Kiew im März 2018: Sie haben schon viel gemeinsam durchgestanden und sorgen sich jetzt vor allem um ihre Enkelkinder.

Über das Unsagbare sprechen

Barbara Bischoff Frei

Momentan sind viele in Gedanken bei dem unsäglichen Krieg in der Ukraine. Wir sehen und hören schreckliche Geschichten, und vor allem beschäftigen uns die vielen Flüchtlinge: Alte, Mütter und Kinder. Wir alten Schweizerinnen hatten das Glück, nie einen Krieg erlebt zu haben. Wir können uns aber an die Flüchtlinge aus Ungarn 1956 und aus der Tschechoslowakei 1968 erinnern. Bei vielen dieser Menschen kommt durch den jetzigen Krieg das damals Erlebte wieder hoch. So auch bei meiner Bekannten Martha, die noch den Zweiten Weltkrieg erlebt hat.

Martha wurde 1936 in Deutschland geboren. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und drei Grosskinder. Über die Jahre des Zweiten Weltkriegs und deren Folgen hat sie kaum gesprochen. Ihre Tochter erinnert sich an Sprüche wie: «Du hast ja keine Ahnung, was Hunger ist.» Den Zusammenhang verstand sie als Kind jedoch nicht.

Seit einigen Jahren leidet Martha an einer Demenz. Ihr Gedächtnis wird zunehmend schlechter, sie spricht kaum noch und ist teilweise desorientiert. Nun sind die Bilder des Krieges in der Ukraine täglich im Fernsehen und in den Zeitungen präsent. Durch diese Informationen wurden bei Martha Erinnerungen wach, die anscheinend über Jahrzehnte ausgelöscht schienen.

Martha begann zu erzählen:

«Ich habe mit meiner Mutter und Grossmutter sehr viele Nächte im Bunker verbracht. Manchmal sahen wir vom Dorf aus, wie die Bomben auf die Grossstadt fielen. Das Essen wurde knapp, und ich konnte nicht mehr in die Schule gehen. Ich hatte dann das Glück, dass im Spital ein Schulraum für die Kinder der Angestellten eingerichtet wurde, wo ich auch hingehen durfte. Ein bis zwei Schuljahre habe ich aber verfehlt.

Meine Mutter war meistens traurig. Ich verstand das ganze Geschehen nicht, hatte aber Angst zu fragen, denn ich wollte meine Mutter nicht noch mit meinen Fragen belasten.

Als wir dann flüchten mussten, kamen wir nach Bayern. Die wollten aber keine Flüchtlinge und gaben uns das zu spüren. Ich verstand das nicht, wir waren ja auch Deutsche. Später konnten wir dann weiter reisen ins Badische, wo wir eine neue Heimat fanden.

Nach dem Krieg kam der grosse Hunger. Wir hatten fast nichts mehr zu essen. Meine Mutter schickte mich mit dem Korb oder dem Leiterwägeli los, um Essen zu suchen. Sie dachte, dass die Bauern einem Kind eher etwas abgeben würden als einer Frau.

Es war schrecklich, dass ich als achtjähriges Mädchen betteln gehen musste und oft zurückgewiesen wurde. Der Hunger hielt noch bis 1948 an.

Mit der Besetzung hatten wir im Badischen Glück, das waren die Franzosen. Die waren sehr anständig zur Bevölkerung. Ganz anders war es unter den Russen und den Amerikanern.

Den Krieg habe ich nicht verstanden. Was konnte ich denn dafür?»

Ich fragte Martha, wo denn ihr Vater während dieser Zeit gewesen sei. Da war sie einen Moment ruhig und sagte dann mit einer abweisenden Handbewegung: «Er war ein Spätheimkehrer.»

Wir wissen ja nun, dass viele Soldaten traumatisiert aus dem Krieg zurückkehrten, was für die Familie eine zusätzliche, schwere Belastung war.

Darauf sagte sie lange nichts mehr, und plötzlich wiederholte sie das soeben Erzählte nochmals.

Warum ich das schreibe?

Bei den heutigen Bildern der flüchtenden denke ich an die vielen traumatisierten Menschen des Zweiten Weltkrieges. Dieser Krieg ist nun über 70 Jahre vorbei, und die betroffenen Menschen haben immer noch mit dem Erlebten zu kämpfen.

Seither erlebte die Welt unzählige weitere Kriege. Manche berührten mich nicht direkt, weil sie auf einem anderen Kontinent waren und ich die Hintergründe nicht verstand oder mich nicht damit befassen wollte.

Mich macht dieses Kriegsgeschehen ohnmächtig.

Was können wir tun für eine bessere Welt?

Kriege hinterlassen immer unzählige Opfer, vor allem sind die Kinder die Leidtragenden. Es ist egal, ob sie aus dem Land der Aggressoren sind oder nicht.

Ich habe für mich die Strategie gewählt, über das Geschehene und das aktuelle Geschehen zu sprechen. Es darf nicht vergessen werden! Vielleicht lernen wir irgendwann etwas daraus.

Begegnungen als Chance



Das interkulturelle Musiktheater «Chuenägele» ist eine leise Utopie über das Zusammenleben der Menschen verschiedener Kulturen.

Text: Monika Fischer, Foto: Doris Hüsler

Nach anfänglicher Ablehnung findet die alte Frau Schneebeli über die Musik eine gemeinsame menschliche Ebene mit dem dunkelhäutigen Spitexmitarbeiter Cissokho. Das sinnliche Musiktheater «Chuenägele» setzt mit leisem Humor ein Zeichen gegen Vorurteile und Rassismus.

Leise singend zupft die alte Frau Schneebeli Federn aus ihrem Kissen und bläst sie in die Luft. Sie möchte eine Decke über die Blumen schneien lassen. Es ist das, was ihrem einsamen Leben noch Sinn gibt. Deshalb wird sie Schneeflocke genannt. Sie betrachtet sich im Spiegel, «Alte Schachtel», murmelt sie und holt den Revolver hervor, den sie für alle Fälle aufbewahrt hat. Danach versetzt sie der Anblick des aus jungen Tagen aufbewahrten «Nick-Negerleins» ins Träumen. Sie denkt an ihren ehemaligen Schul-

FrauenWeisheiten

kollegen Pater Schosef, der als Weisser Vater in einem afrikanischen Land wirkte und fragt: «Kommt heute eigentlich niemand?» Ungeduldig wartet sie auf die Mitarbeiterin der Spitex.

Ablehnung wegen Vorurteilen

Sadio Cissokho legt nach dem leisen Spiel neben der Bühne seine Kora beiseite, schlingt die Gebetsschnur um die Hand, zieht die Spitexschürze über, konsultiert den Laptop und meldet sich danach bei Frau Schneeбели. Diese erschrickt, als anstelle von Frau Fröhlich ein fremd aussehender Mann vor der Türe steht. Sie will wissen, woher er ursprünglich und ur-ursprünglich kommt und hat Angst, er sei vielleicht ein Terrorist. Der junge Mann erklärt, dass auch er zu Gott betet. Die alte Frau erzählt ihm von Pater Schosef, der in afrikanischen Ländern als Missionar für die «armen Negerlein» gearbeitet hat, was ihn empört. «Wir sind keine armen Negerlein. Wir sind reich, wir besitzen die Weisheit alter Menschen.» Widerwillig lässt sich die alte Frau die Stützstrümpfe anziehen, den Blutdruck messen und die Medikamente verabreichen. Nach seinem Weggang holt sie den Rosenkranz hervor, schwelgt in Erinnerungen an ihre verbotenen Treffen mit dem Pater und lebt dabei sichtlich auf.



Schmerzhaftes Konfrontation mit dem Wissen über Afrika aus der Zeit der Missionare.

Musik als verbindende Brücke

In Verlauf des Stücks findet der Pflegefachmann über seine Musik einen Draht zur alten Frau. Sein Gesang und das Spiel auf der Kora beruhigen sie. Sie nennt ihn Schwarzlocke, taut mehr und mehr auf und wünscht sich Musik anstelle von Tabletten. Er notiert mit gutem Gewissen «13 Minuten Musik für Frau Schneebeli» in seinem Rapport mit dem Hinweis, Musik sei schliesslich Medizin. Dies führt zu einem Verweis seiner Chefin. Es sei ein Verstoss gegen die Regeln, während der Arbeit zu singen. «Wir haben nicht so viel Zeit. Das Pflegepersonal muss eine professionelle Haltung zeigen.» Er erzählt der alten Frau von dem Verweis und macht einen Vorschlag. Da er den Job nicht verlieren möchte, will er für sie in der Freizeit Musik machen. Zum Rhythmus der Büchse voller Medikamente beginnt er zu tanzen und in seiner Sprache zu singen. Sie summt, singt zuerst zaghaft, dann immer kräftiger mit und schmeisst schliesslich den Rollator in eine Ecke. Durch die «Musik wie Feuer» neu belebt hat sie eine Idee. Sie möchte ein Dankeskonzert für die Spitex und für Christen und Muslime, für Alt und Jung, Gläubige und Ungläubige organisieren. Diese Utopie wird im Stück als Traumsequenz eingebaut. Schwarzlocke spielt und tanzt, verwandelt sich in einen Feuervogel. Auch Schneeflocke beginnt zu tanzen und verwandelt sich in eine Eisbärin. Es ist ein Befreiungstanz.

Das Ergebnis einer gemeinsamen Reise

«Chuenägele» ist das neueste Stück einer Reihe von Produktionen von «visch&fogel» der Theaterautorin und Schauspielerin Vreni Achermann und dem Produktionsleiter Hans Troxler. Während der Pandemie setzte sich das Ehepaar vertieft mit unserem Gesellschaftssystem auseinander. Im Zentrum standen zwei unterschiedliche Gruppen, die aufeinander angewiesen sind: Zum einem die ältere Generation, die den Lebensabend oft einsam und isoliert verbringt. Zum andern das Pflegepersonal mit einem grossen Anteil von Menschen aus anderen Kulturen, ohne die das Gesundheitssystem zusammenbrechen würde. «Chuenägele» macht den kulturellen Hintergrund und die Lebenssituation dieser beiden unterschiedlichen Gruppen sichtbar und zeigt: Es reicht nicht, den Patientinnen und Patienten die Medikamente zu verabreichen. Wesentlich ist, mit ihnen in Beziehung zu treten. Dafür braucht es Zeit, die oft fehlt. Vreni Achermann erklärt: «Die Begegnung mit dem Fremden schärft den Blick auf den eigenen kulturell bedingten Umgang mit den alten Menschen. Gleichzeitig wollten wir People of Color eine Möglichkeit zur Identifikation bieten und Vorurteile aufbrechen.»

Im Prozess entwickelt

Das Theaterstück wurde in Zusammenarbeit mit dem Regisseur Ueli Blum und dem Musiker und Schauspieler Sadio Cissokho prozesshaft entwickelt. Letzterer wurde früh einbezogen, indem er von der Lebensweise in seiner Heimat Senegal erzählte. Lachend beschreibt er das Leben in der 22-köpfigen Grossfamilie mit Menschen verschiedener Altersstufen: «Wir haben einen offenen und guten Kontakt untereinander und helfen uns gegenseitig. Es ist für mich unvorstellbar, dass meine alte Grossmutter allein leben müsste.» Vreni Achermann baute seine Geschichten teilweise in seiner Muttersprache Wolof ins Stück ein. «Es wirkt lebendiger und tönt wie Musik, auch wenn man es nicht konkret versteht.»

Das Zusammentreffen der zwei unterschiedlichen Lebenswelten gab im Laufe des Prozesses dem Theater den Namen «Chuenägele»: Es ist das Kribbeln, das entsteht, wenn heiss und kalt aufeinandertreffen.

Die Utopie als Traumsequenz

«Chuenägele» möchte eine interkulturelle Auseinandersetzung auf verschiedenen Ebenen anregen, den Dialog zwischen Alt und Jung, Weiss und Schwarz, Christen und Muslimen und damit zu einem Gegenentwurf unserer Gesellschaft als Antrieb sozialer Erfindungen werden. Gemäss Regisseur Ueli Blum ergeben sich dazu im Theater viele Möglichkeiten. Das Gleichgewicht zum Beispiel wird hergestellt durch die fremde Musik mit ihren eigenen Melodien und Rhythmen und den leichten Federchen als Gegensatz zur festen Ordnung des Spitexbetriebes. Oder durch die Darstellung einer Utopie, die als eine Traumsequenz eingebaut wurde. «Die Utopie ist Denken nach vorne als Kritik dessen, was ist und die Darstellung von dem, was sein könnte. Damit verweist sie auf Alternativen zum Bestehenden. In diesem Sinn kann das Theater eine Gegenwelt kreieren und aufzuzeigen: Es ist eine die Chance für die Gesellschaft, wenn unterschiedliche Kulturen sich begegnen. Das weckt Hoffnung.»



Frau Schneeblei (Vreni Achermann) und der Spitex-Mitarbeiter (Sadio Cissokho) träumen in «Chuenägele» gemeinsam von einer Welt ohne Vorurteile.

Chuenägele als Tourneetheater

Die Aufführungen von «Chuenägele» werden von verschiedenen Stiftungen unterstützt und stehen unter der Patenschaft von Pro Senectute Kanton Luzern und vom Spitexverband Luzern. Das Theater kann von Spitexorganisationen, Pro Senectute, Kirchgemeinden usw. gebucht werden.

Die nächsten Aufführungen:

- 22. April, 20 Uhr, Theater Pavillon Luzern
- 23. April, 17 Uhr, Theater Pavillon Luzern
- 30. April, 15 Uhr, Riggisberg, Schlossgarten

Kontakt

Hans Troxler
Kreuzstrasse 5a
6130 Willisau
T: 041 970 33 70, hans_troxler@bluewin.ch
www.visch-und-folge.ch

Ein wichtiges Fest für die Ukrainerinnen

Text und Fotos: Monika Fischer

Am 24. April 2022, findet das orthodoxe Osterfest statt. Für manche geflüchtete Ukrainerinnen und Ukrainer mag es viel bedeuten, dieses auch weit weg von der Heimat zu feiern.

Während der Jahre unserer Projektarbeit für Parasolka in Transkarpatien/Ukraine (www.parasolka.ch) wollte ich mich nicht ausschliesslich auf das Behindertenwesen konzentrieren. Um die Menschen vor Ort besser zu verstehen, wollte ich auch ihr Leben mit ihrer Geschichte, ihrem Brauchtum und ihren Traditionen kennen lernen. Trotzdem oder weil die Ausübung der Religion während der Sowjetjahre bis 1991 verboten war, werden vielerorts die kirchlichen Festtage besonders intensiv gepflegt.

Einfaches Leben auf dem Land

Gerne nahm ich die Einladung von Maria an, das orthodoxe Osterfest im Dorf Sabrud mit ihrer Familie zu verbringen. Ich hatte sie bei ihrer Arbeit im Kinderheim Vilshany im abgelegenen Tal der Tereblja in der Westukraine kennengelernt. Sie arbeitet dort als «Sanitarka» und ist in einem Raum für 12 – 14 Kinder mit Behinderung verantwortlich. Obwohl wir uns mit Worten nicht verständigen konnten, funktionierte die nonverbale Kommunikation auf Anhieb. Und doch war ich froh, dass ihre Tochter Mariana in der Schule Deutsch gelernt hatte.

Maria lebte damals mit fünf Töchtern und zwei Söhnen (ein Sohn war früh gestorben) in einem unverputzten Backsteinhaus direkt an der Strasse. Ihr Mann hatte wie die meisten Männer und manche Frauen aus Transkarpatien sein Geld mit einer Saisonarbeit im Ausland verdient. Vor ein paar Jahren war er an einem tragischen Unfall gestorben. Im Wohnhaus gab es weder Wasser noch sanitäre Anlagen, geheizt wurde im Winter mit Holz. In einem niedrigen Bau befanden sich neben den einfachen Ställen für Kuh und Schwein die Toilette und die Sommerküche. Meistens hielt sich die ganze Familie in diesem Raum auf. Das vom Brunnen geholte Wasser wurde in zwei grossen Kesseln aufbewahrt, von denen der eine beheizt wurde.

FrauenWeisheiten

Vorbereitungen auf das Osterfest

Es war für mich gewöhnungsbedürftig, am Morgen das Wasser zum Waschen und Zähneputzen aus dem Kessel zu schöpfen. Ich verzichtete aufs Duschen und Haare waschen. Denn es herrschte auch sonst in der Grossfamilie schon emsiger Betrieb. Während die Erwachsenen seit Wochen fasteten, kein Fleisch und keine Milchprodukte zu sich nahmen, wurde seit Tagen für das Osterfest fleissig gekocht und gebacken. Einmal half die eine, dann eine andere Tochter der Mutter, wenn diese von der Arbeit im Kinderheim heimgekehrt war. Die Vorratskammer füllte sich nach und nach mit verschiedensten Salaten und Gerichten sowie Platten voller gebackener Süssigkeiten. Besonders wichtig war Maria die Vorbereitung des Osterkorbes. Sorgfältig legte sie am Karsamstag das kunstvoll verzierte Osterbrot in den Korb. Nachdem dieser mit einer hausgemachten Wurst, Eiern, einer kleinen Schale Salz, jungem Knoblauch, den ersten Radieschen, Butter und Frischkäse gefüllt war, wurde er mit einem Tuch bedeckt.



Maria und die jüngste Tochter Anja mit dem vorbereiteten Osterkorb.

Der Ostergruss: «Christos woskres»

Da Maria in der Osternacht Dienst im Kinderheim hatte, begleiteten mich Mariana und die kleine Anja zum Gottesdienst, der mehrere Stunden dauerte. Ich musste dazu ein Kopftuch und auch einen Rock anziehen. Gegen elf Uhr machten wir uns auf den Weg. Auf der Strasse mussten wir aufpassen, in der Dunkelheit wegen der Schlaglöcher nicht zu stolpern. Mit uns waren auch viele andere mit ihrem Korb unterwegs. Nach

FrauenWeisheiten

einer knappen halben Stunde hörten wir von weitem den festlichen Gesang und hatten bald die Dorfkirche erreicht. Sie war voller Menschen. Wir hatten keine Chance einzutreten und stellten uns mit dem Korb zu den vielen andern, die die Kirche in mehreren Reihen hinter den Osterkörben umringten. Viele Kerzen brannten, als der Priester vorbeikam und die Körbe mit einem Palmwedel und Weihwasser segnete.

Bei der Heimkehr durch die noch immer dunkle Nacht riefen uns die Vorübergehenden den Ostergruss zu: «Christos woskres» (Christus ist auferstanden). «Wojistynu soskres» (Wahrhaft ist er auferstanden), ertönte die freudige Antwort von allen Seiten. Nachdem Maria am Ostersonntag von der Arbeit heimgekehrt war, setzte sich die Familie an den reich gedeckten Tisch. Während ich schon bald genug hatte, wurde ein schöner Teil der vorbereiteten Speisen aufgegessen. Kein Wunder, dass es so manchem am Abend schlecht war!

Am Ostermontag war ich überrascht, dass sich die Menschen auf der Strasse und in den Läden immer noch den Ostergruss zuriefen.



In der Osternacht warten die Menschen vor der vollbesetzten Dorfkirche mit ihren Osterkörben auf den Segen des Priesters.

Wo die Hilfe besonders nötig ist

Zwölf Jahre sind seit dem eindrücklichen Erlebnis vergangen. Ob wohl Maria (62) in diesem Kriegsjahr den Osterkorb auch vorbereiten wird? Möglicherweise haben die zahlreichen geflüchteten Menschen aus dem Osten inzwischen den Weg ins abgelegene Tal und in ihr Haus gefunden. Vieles hat sich auch sonst für die effache Grossmutter verändert. Sie wohnt mit ihrer Mutter meistens allein im grossen Haus. Fast alle Kinder sind verheiratet. Sie arbeiten im Ausland, wo einige auch fest wohnen. Einzig eine Tochter, deren Mann in Tschechien Saisonarbeit leistet, wohnt mit ihren zwei Kindern im gleichen Dorf.

Maria arbeitet nach wie vor im Kinderheim und versorgt daneben die Tiere und den grossen Gemüsegarten zur Selbstversorgung. Die Kinder rufen sie täglich an und drängen sie, das Land wegen des Krieges zu verlassen. Maria hat bisher immer abgelehnt. Sie werde jetzt bei der Arbeit im Kinderheim dringend gebraucht, sind doch dort zu den 180 Mädchen und Buben noch weitere 34 zum Teil schwer behinderte Kinder aus den Kriegsgebieten aufgenommen worden. Die Waisenkinder in Vilshany sind Maria ebenso ans Herz gewachsen wie die eigenen Kinder und Enkel.



Maria bei Ihrer Arbeit im Kinderheim Vilshany,

FrauenWeisheiten



wo jetzt auch noch vor dem Krieg geflüchtete Kinder auf ihre Hilfe warten.

Frauenweis(s)heiten im Mai 2022

Liebe Leser*innen

Obwohl er aus den Schlagzeilen verschwunden ist, dauert der Krieg in der Ukraine unvermindert hat. Täglich wächst die Zahl der Zehntausenden von Frauen und Kindern, die nach ihrer Flucht in der Schweiz grosszügig aufgenommen wurden. Die Solidarität und Hilfsbereitschaft sind enorm. Und doch ist es nicht allzu lange her, seitdem viele andere Menschen bei uns Schutz und Zuflucht suchten: vor dem Krieg in Syrien oder der Gewaltherrschaft der Taliban in Afghanistan. Sie mussten ein langwieriges Aufnahme-prozedere über sich ergehen lassen oder haben bis heute kaum Chancen auf eine Aufnahme. Wohl kaum jemand missgönnt den Ukrainerinnen die grosszügige und unkomplizierte Aufnahme mit der erstmaligen Verleihung des S-Status. Und doch stellt sich die Frage nach der Gleichbehandlung aller zu uns geflüchteten Menschen.

Renate Metzger-Breitenfellner hat zusammen mit dem HelloWelcome-Team ein entsprechendes Positionspapier veröffentlicht. Wir stellen die Journalistin und Grossmutter im Porträt vor. Sie hat unter anderem schon nach dem Krieg auf dem Balkan dafür gekämpft, dass dieser nie vergessen wird. In Bosnien und Herzegowina hat sie verschiedene Projekte realisiert und ist Mitinitiantin des Begegnungszentrums HelloWelcome in Luzern.

Neben all den Krisen und Konflikten auf der Welt geht das Leben weiter. Viele von uns alten Frauen spüren die einen oder anderen Einschränkungen und machen sich Gedanken über ihre Zukunft bei allfälliger Pflegebedürftigkeit. Bei Umfragen zeigt sich jeweils dasselbe Bild: Die allermeisten wünschen sich, möglichst lange selbständig in den eigenen vier Wänden wohnen zu können. Diesem Wunsch möchte die Fachwelt soweit möglich entsprechen, ein Umdenken hat diesbezüglich stattgefunden. Verschiedene Projekte wurden entwickelt, die sich an das Wohn-Pflegemodell 2030 von Cura-viva anlehnen. Dieses ist eine Vision darüber, wie selbstbestimmtes Leben von älteren Menschen trotz Pflegebedürftigkeit in der von ihnen bevorzugten Wohnumgebung in Zukunft ermöglicht werden soll.

Und doch wird es auch in Zukunft Pflegeheime geben. Barbara Bischoff möchte einen Stab für sie brechen, ist sie doch überzeugt: «Wenn wir uns in Gedanken mit dem Leben in einem Pflegeheim anfreunden, fällt der Entscheid für einen Übertritt zu gegebener Zeit einfacher.»

FrauenWeisheiten

Ausgehend von ihren eigenen Fragen und Ängsten ging Marianne Stohler der Entwicklung der Pflegeinstitutionen in den letzten hundert Jahren nach. Es stimmt sie zuversichtlich, dass die Verantwortlichen mehr und mehr die Bedürfnisse der alten Menschen ins Zentrum stellen. Sie versucht, sich nicht Sorgen auf Vorrat zu machen und möchte ganz im Jetzt leben in der Hoffnung: «Dass auch ich im Bedarfsfall eine mir angepasste Form des selbstbestimmten letzten Lebensabschnitts finden werde.»

Wir danken für die vielen Rückmeldungen auf den letzten Newsletter und freuen uns auf weitere Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Mut zur Hoffnung



Bei ihrem Engagement lässt sich Renate Metzger-Breitenfellner von der Überzeugung tragen: «Menschen denen es gut geht, sind verpflichtet jene zu unterstützen, die weniger Glück haben.»

Text & Fotos: Monika Fischer

Wegen der Liebe brach sie das Studium der Theologie und Anglistik in Österreich ab und wurde begeisterte Hausfrau und Mutter. Als Journalistin wurde sie sensibilisiert für Frauenthemen und war die treibende Kraft im Frauenstreik 1991 in NW. Neben ihrer Arbeit im RomeroHaus Luzern engagierte sie sich für die Menschen von Srebrenica und weitere Projekte in Bosnien und Herzegowina. Renate Metzger-Breitenfellner liebt Herausforderungen und handelt, wo sie Bedarf sieht. Ausgehend von der Flüchtlingswelle 2015 war sie Mitgründerin des Begegnungsortes «HelloWelcome» in Luzern. Angesichts der offenen Haltung der Schweiz gegenüber den Ukrainer*innen fordert sie mit ihrem Team in einem Positionspapier die gleichen Möglichkeiten für alle geflüchteten Menschen.

Wenn ich Renate Metzger-Breitenfellner begegne, ist sie meistens in Eile. Und doch nimmt sie sich stets kurz Zeit für einen herzlichen Austausch. Auf eine Mail kommt die Antwort umgehend. Auch bei den Anlässen im «HelloWelcome» ist sie ständig in Bewegung. Sie initiiert, organisiert, vermittelt, schreibt, spricht da, hilft dort. – Für einmal nimmt sie sich doch Zeit für ein ausführliches Gespräch. Seit vielen Jahren kenne ich sie als engagierte Kollegin, auf die frau zählen kann. Jedoch wusste ich bisher wenig über ihr Leben.

Prägung durch die Herkunft

Am 18. Juni 1956 geboren und mit einer Zwillingsschwester in Kirchdorf an der Krems in Oberösterreich aufgewachsen, erzählt sie von ihrem etwas «speziellen» Elternhaus. Die Mutter sei eine überzeugte Nationalsozialistin gewesen, die Hitlerjugend deren grosse Liebe. Auch der Vater, Standesbeamter und Bauchef, sei kurz vor Kriegsende der SS beigetreten. Doch waren Gespräche über den Nationalsozialismus ein Tabu in der Familie. Und erst vor wenigen Jahren kam die wichtige Erkenntnis, dass der Grossvater als einziger der Familie nicht mit den Nazis kollaboriert hatte.

Durch einen Onkel in Engelberg konnte sie in den Ferien dort in einem Hotel ihr Taschengeld verdienen. Nach der Matura arbeitete sie mehrere Sommer- und Wintersaisons. Sie musste sich wie damals für Saisoniers üblich vor Erhalt des Ausweises in Buchs medizinisch untersuchen lassen und bekam die Aufenthaltsbewilligung nur bei vollständiger Gesundheit. «Anfänglich wurde ich oft «Ausländerfötzli» genannt. Es dauerte mehrere Saisons, bis ich mit den Ureinheimischen am selben Tisch sitzen durfte», sagt sie.

Hausfrau und Mutter

Bei der Arbeit lernte sie ihren Mann Ueli kennen, «einen Menschen, den alle gerne mögen». Er war acht Jahre älter und wollte schnell heiraten. Sie brach ihr Studium ab und zog nach Beckenried NW, wo Ueli als Lehrer arbeitete. «Vielleicht wollte ich einfach weg von meinem Umfeld», sagt sie nachdenklich. Vergebens suchte sie nach einer Möglichkeit, ihr Studium in kombinierter Religionspädagogik weiterzuführen. «Ich war 21, fühlte mich mausbeinallein und total unglücklich – und wurde Gottseidank schwanger». Anderthalb Jahre nach der Tochter gebar sie ihren Sohn und wurde begeisterte Vollzeitmutter und Hausfrau. «Ich habe viel gestrickt, mit Kindern gebastelt, war Fasnachtlerin, habe mich in Sportvereinen engagiert, eine Spielgruppe gegründet, die Ausbildung zur Spielgruppenleiterin absolviert, eine Gruppe junger Eltern aufgebaut. Alles hat gestimmt. Ich habe viel Neues gelernt, war glücklich und zufrieden und denke gerne an diese Lebensphase zurück.»

In der Realität angekommen

Als bei einem Wohnungswechsel die Auswahl angesichts des knappen Budgets gering war, fiel erstmals der Satz ihres Mannes: «Du könntest etwas arbeiten, bei dem du auch etwas verdienst.» Im Gedanken an die Zeitungsberichte, die sie für Vereine geschrieben hatte, schaute sie sich nach entsprechenden Stellen im Journalismus um und wurde Korrespondentin für eine Tages- und Regionalzeitungen. Die Kontakte mit alleinerziehenden Müttern sensibilisierten sie für die Lebensrealitäten der Frauen. Schleichend wuchs sie in die Frauenbewegung hinein und war 1991 eine der Organisatorinnen des lokalen Frauenstreiks.

Selbstbewusste Berufsfrau

Als in Verbindung mit dem Regionalfernsehen eine Redaktionsstelle frei wurde, bewarb sie sich mit klarer Lohnforderung erfolgreich für die 100%-Stelle. Bei der Zeitungsfusion wehrte sie sich gegen die Reduktion ihrer Stelle auf 80 Prozent, nach einem Krach mit dem Chefredaktor kündigte sie von einem Tag auf den andern. Sie erfuhr nun persönlich, worüber sie früher berichtet hatte: was es heisst, arbeitslos zu sein und sich beim RAV bewerben zu müssen. Sie warf den Bettel hin und arbeitete vorwiegend als freie Journalistin – bis sie die Anfrage erreichte, in der Veranstaltungsgruppe des RomeroHauses mitzuarbeiten. Die Aufgabe interessierte sie, obwohl sie ausser journalistischer Erfahrung und einem abgebrochenen Theologiestudium wenig von dem mitbrachte, was verlangt wurde. Trotzdem bekam sie die Stelle: «Ich schätzte meine Arbeit im RomeroHaus 14 Jahre sehr. Es war für mich eine fortwährende Weiterbildung mit vielen spannenden Begegnungen. Ich lernte interessante Menschen kennen, fand die Arbeit sehr bereichernd. Und neben meinem 30-Prozent-Pensum hatte ich Zeit für meine eigenen Projekte.»

Gegen das Vergessen

2003, in Afrika grassierte Aids, unternahm sie eine dreiwöchige Bildungsreise nach Zambia und Malawi. «Das unmittelbare Nebeneinander von absolutem Elend, irrsinniger Lebensfreude und enormer Gastfreundschaft hat mich zutiefst erschüttert. Hier erfuhr ich, was das Leben im Hier und Jetzt bedeutet. Die Heimkehr in unseren Wohlstand, wo sich die Menschen nur schon wegen einer Minute Verspätung aufregen, war für mich ein Schock.» Zutiefst deprimiert wollte sie auswandern; sie wollte nur noch weg. Im selben Jahr erkannte sie auf einer Projektreise nach Kroatien und Bosnien acht Jahre nach Kriegsende: «Ich muss nicht auswandern. Es gibt auch hier genug zu tun.» Wochenlang weilte sie danach in Bosnien, wo sie unter anderen mit den Frauen von Srebrenica verschiedene Projekte aufbaute und Sensibilisierungsarbeit machte.

FrauenWeisheiten

«Die Welt darf Srebrenica nicht vergessen», war ihr grosses Anliegen. Aus diesem Antrieb entstanden zwei Bücher und ein Film mit Conny Kipfer über ihre Erfahrungen. Darunter «Srebrenica. Und was kommt morgen?» mit Porträts von acht jungen Frauen, die den Kampf ums Überleben und für Gerechtigkeit schildern.

Handeln, wo es nötig ist

«Obwohl wir in Bosnien viel Schreckliches erfahren hatten, war es eine gute Zeit, die ich nicht missen möchte», berichtet Renate Metzger. Doch dann kam der Krieg in Syrien, kam die so genannte Flüchtlingswelle. Die Situation war ähnlich wie heute: Viele Geflüchtete, überforderte Behörden. Sie sah: «Diese Menschen brauchten einen Ort, wo sie willkommen sind, wo sie sich aufhalten, Deutsch lernen und andere Menschen treffen können.» Gemeinsam mit Luisa Grünenfelder und Marga Varela gründete sie 2015 den Verein HelloWelcome (www.hellowelcome.ch) erarbeitete ein Konzept und eröffnete mit Unterstützung der katholischen Kirche und der Stadt Luzern im Januar 2016 den gleichnamigen Treffpunkt in einem Pavillon in Luzern.

Willkommen im BUNDESHAUS

«Es kamen auf Anhieb enorm viele Menschen, wir waren überwältigt», schildert Renate das grosse Bedürfnis. HelloWelcome entwickelte sich rasch zu einem wertvollen Treffpunkt für Geflüchtete, Migrant*innen und Einheimische und ist aktuell ein kleines Unternehmen mit vier Angestellten in 170 Stellenprozenten. Freiwillige tauschen sich mit den Besucher*innen aus verschiedensten Kulturen aus. Sie helfen beim Erlernen der Sprache, beim Ausfüllen von Formularen, beim Aufsetzen von Bewerbungen und leisten Hilfe am PC usw. usf. Ein LernAtelier wurde gegründet, HelloWelcome organisiert Länderabende und Projekte mit anderen Institutionen wie dem Kleintheater, dem Kollektiv winkel und mit Fachhoch-Schulen. Im August 2021 wurde nach der Machtübernahme durch die Taliban eine Beratung für Angehörige von Afghan*innen eingerichtet.

Renate Metzger ist seit Beginn für Öffentlichkeitsarbeit und Fundraising zuständig. Sie schildert, wie der Verein wegen der Pandemie einen grösseren Raum suchen musste und 2021 zum grossen Glück im BUNDESHAUS an der Bundesstrasse 13 ein neues Lokal fand.

Eine innere Verpflichtung

Bei ihrem Engagement lässt sie sich von der Überzeugung tragen: «Menschen denen es gut geht, sind verpflichtet jene zu unterstützen, die weniger Glück haben.» Doch wie erträgt sie es, immer wieder Krieg und Elend zu begegnen? Sie erzählt von der Thera-

pie, die sie nach der Sekundärtraumatisierung durch die Begegnungen in Srebrenica gemacht hat und meint: «Und jetzt die Bilder von den Kriegsgräueln in der Ukraine! Manchmal ertrage ich es fast nicht. Und dann sind ja auch noch die Bilder von Syrien, von Afghanistan!» Sie beschreibt, wie viel Energie und Kraft es braucht, bis man für einen einzelnen Menschen etwas erreichen kann, um ihn zum Beispiel aus Afghanistan herauszubringen. «Obwohl die Situationen oft zum Verzweifeln sind, verlieren wir die Hoffnung nicht. Wir haben ein gutes Team und es gibt neben dem Schlimmen auch Schönes. Wir weinen und lachen gemeinsam. Es gibt immer beides.» Ganz wichtig ist für sie die Unterstützung der Familie und das regelmässige Zusammensein mit den Enkelkindern, von denen sie zwei regelmässig betreut. «Ich klinke mich dann aus und bin einfach weg, kann ich doch nicht ganze Zeit in dieser Intensität leben.»

Es gibt immer einen Weg

Trotz allem will Renate Metzger-Breitenfellner die Hoffnung nicht aufgeben. Am RomeroTag 2022 sprach sie zum Thema «Hoffnung braucht Mut». Dabei zählte sie die Quellen auf, die sie hoffen lassen. Dazu gehört die Hoffnung, dass eines Tages der Status S für alle vorläufig Aufgenommenen gelten wird. Dafür wird sie sich mit andern einsetzen. Dazu hat sie im April in der Zeitschrift «aufbruch» einen Artikel veröffentlicht. Sie freut sie sich über die grosse Solidarität der Schweiz mit den aus der Ukraine geflüchteten Menschen, ist beeindruckt, dass diese ohne grosse bürokratische Hürden in der Schweiz aufgenommen werden und betont: «Das zeigt, was alles möglich ist, wenn der politische Willen da ist.» Entsprechend fordert HelloWelcome in einem Positionspapier die gleichen Möglichkeiten für ALLE geflüchteten Menschen. Renate Metzger-Breitenfellner weiss: «Auch dafür werden Einsatz und Ausdauer nötig sein. Aber die Hoffnung stirbt zuletzt.»

FrauenWeisheiten



Lebensrealität von Frauen in anderen Ländern.



So haben die Besucherinnen im HelloWelcome die Lebensrealität der Frauen in ihrer Heimat im Jubiläumsjahr 50 Jahre Frauenstimmrecht im Rahmen eines Projektes dargestellt.

DaHeim

Barbara Bischoff Frei

Ich hoffe natürlich auch, dass ich nie in ein Pflegeheim gehen muss. Das sagen eigentlich auch alle meine Bekannten. Ich kann mir nicht vorstellen, mich in einen Heimalltag einzufügen, im Gruppenraum zu sitzen, im Esszimmer mit allen anderen das Zmittag einzunehmen und und und.

Trotzdem möchte ich diese sehr guten Einrichtungen verteidigen, sie in einem anderen Licht betrachten und von einer positiven Seite beleuchten.

Wie die Statistik zeigt, ist die Wahrscheinlichkeit recht gross, dass wir als alte Menschen unsere letzte Zeit in einem Pflegeheim verbringen werden. Es ist nicht allen alten Menschen vergönnt, zur richtigen Zeit im Lehnstuhl oder im eigenen Bett zu sterben. Wir wissen nicht, ob wir körperlich oder geistig eines Tages auf Hilfe angewiesen sein werden. Auch ist es in der heutigen Zeit eher seltener, dass frau bei einer Tochter oder einem Sohn die letzten Jahre verbringen kann, oder muss. Ich habe mir lange überlegt, warum das Heim für viele ein Schreckgespenst ist.

Ich hatte die Möglichkeit, durch meine frühere berufliche Tätigkeit oder durch Besuche bei älteren Verwandten und Bekannten sehr viele Pflegeheime kennen zu lernen. Sind es nicht unsere eigenen Ängste, wenn wir alte Menschen im Heim sehen, die alleine an einem Tisch sitzen und die Umgebung betrachten oder dösen und nach unserer Einschätzung eigentlich «nichts tun»? Vielleicht sind sie mit ihrer Situation ganz zufrieden. Ist es für uns wie ein Spiegel?

Die Heime bieten ein sehr grosses Tagesangebot für die Bewohner*innen. Man kann daran teilnehmen, aktiv, passiv oder gar nicht. Die Essenszeiten sind heutzutage viel flexibler gestaltet, und die Zimmer sind oft gross und können mit eigenen Möbeln individuell möbliert werden.

Die Alternative, zu Hause zu bleiben und durch die Spitex versorgt zu werden, ist nicht immer die bessere Lösung. Es gibt viele alte Menschen, die in der eigenen Wohnung vereinsamen. Nicht immer ist die eigene Wohnung ohne Treppen erreichbar. Das hin-

dert oft alte Weggefährtinnen auf Besuch zu kommen. Es werden auch immer weniger, denn auch sie sterben oder sind selber in einem Heim. Die jüngere Generation ist stark engagiert mit Familie, Beruf, Freunden etc.

All diese Erfahrungen führen dazu, mich mit dem Gedanken zu befassen, dass ich allenfalls meine letzten Monate oder Jahre in einem Heim verbringen muss (darf?). Ich möchte meinen Kindern nicht zur Last fallen, und das würde ich, wenn ich pflegebedürftig bin. Ich möchte auch nicht in meiner Wohnung alleine vereinsamen.

Ich denke, wenn wir uns mit dieser Option anfreunden, unsere letzten Wochen/ Jahre in einem Pflegeheim zu verbringen, wird es uns leichter fallen, uns bei Bedarf für diesen Schritt zu entscheiden. Ich sehe auch, dass Betagte im Heim eine ebenso gute Lebensqualität haben können wie zuhause.

Doch vorläufig genieße ich noch meine Unabhängigkeit!

AKTUELL

Fürsorge und Pflege im Alter

Marianne Stohler

Ich bin alt, fühle mich grundsätzlich wohl und engagiere mich in vielfältiger Weise: für die Wertschätzung der Care-Arbeit, für die Frauenfrage, die Rechte von Minderheiten etc.. Ich empfinde mein Leben als spannend, vielfältig und selbstbestimmt. Nur ab und zu holt mich die Angst vor der Zukunft ein. Was, wenn mein Kopf mich im Stich lässt? Wenn ich Hilfe brauche, um den Alltag zu bewältigen? Was wenn...?

In meinen Ohren höre ich bei diesen bangen Fragen immer wieder die Stimme meiner Patin: «Werde nicht vor der Zeit unglücklich.». Was hilft es, wenn ich mir jetzt Sorgen mache über das, was ev. einmal auf mich zu kommt? Handkehrum finde ich es trotzdem sinnvoll, mich mit Zukünftigem auseinander zu setzen. Vor meinen Augen stehen immer noch die Bilder vom Alters- und Pflegeheim meiner Tante: Menschen, die stundenlang in einem Raum sitzen, vor sich hinstarren, kaum ansprechbar sind. Der

Fernseher läuft, aber kaum eine schaut zu. Ich sehe, wie die alten Menschen zum Teil wie Kinder behandelt werden.

Ich weiss, das ist bei uns so ziemlich Vergangenheit. Mit den vielfältigsten Angeboten versucht man heute die Menschen zu aktivieren, wann immer möglich ihre Ressourcen zu nutzen, ihnen so viel Selbstbestimmung zu lassen, wie dies im beschränkten Rahmen eines Heimes möglich ist. Umso gespannter verfolge ich Projekte, die sich an das Wohn- und Pflegemodell 2030 von Curaviva anlehnen. Dieses ist eine Vision darüber, wie selbstbestimmtes Leben von älteren Menschen trotz Pflegebedürftigkeit in der von ihnen bevorzugten Wohnumgebung in Zukunft ermöglicht werden soll. Dies zeigt mir, wie sehr sich der Umgang mit alten Menschen seit 1900 verändert hat.

Die Entwicklung der Alterspflege

Die Alterspflege hat eine lange Geschichte und lässt sich in fünf Typologie gliedern. Stand bis ca. 1900–1950/60 das Verwahren und Versorgen der älteren, oft einsamen und ärmeren Menschen in Mehrbettzimmern im Vordergrund, erfolgte ca. 1980 eine vermehrte Orientierung Richtung Spital. Der alte Mensch wird zum Patienten, der geheilt und gepflegt wird. Im Zentrum stehen die gesundheitlichen Probleme.

Nach 1980 orientieren sich die Institutionen am Wohnbereichskonzept. Das Wohnen wird so wichtig wie die Pflege. Im Vordergrund der Pflege und der Betreuung steht nun das Kompetenzmodell (Stärkung der vorhandenen Ressourcen und Kompetenzen).

Seit ca. 1995 entstehen die Hausgemeinschaftsmodelle mit eigener Haustüre. Alle BewohnerInnen haben ein eigenes Zimmer. Zentral ist der grosse Wohnküchenbereich. Diese Gemeinschaften werden nach dem Prinzip der Normalität des Alltags geführt und gelebt. Betreuung und Begleitung stehen im Mittelpunkt. Die Pflegeleistungen werden eingekauft (Spitex). Zentrales Element dieser Entwicklung ist die Zunahme, beziehungsweise Anerkennung der Individualität, der Autonomie und der Selbstbestimmung der pflegebedürftigen alten Menschen.

Seit ca. 2000 werden trotz Pflege- und Betreuungsbedarf die Autonomie, die Selbstbestimmung und die Normalität des Alltags maximiert. Die individuelle Lebensqualität in der angestammten Wohnung oder im selbstbestimmten Wohnumfeld stehen im Zentrum.

FrauenWeisheiten

Diese 5. Generation der Alterspflege beruht auf vier Grundpfeilern:*

- Leben in der eigenen Wohnung mit Betreuung nach Bedarf und eigenen Wünschen.
- Leben mit dem angestammten Lebensstandard.
- Leben in der Gemeinschaft. Neben dem privaten Wohnen gibt es Raum und Angebote für gemeinschaftliches Leben.
- Leben in der Öffentlichkeit. Die soziale Teilhabe ist gewährleistet. Das Wohnquartier kommt ins Haus, das Haus geht ins Quartier.

Durch meine Mitarbeit in einer Begleitgruppe von Curaviva zum Thema «Caring Communities» erfuhr ich mehr über die vielfältigen Bestrebungen in allen vier Landesteilen von staatlicher und privater Seite, den neuen Bedürfnissen gerecht zu werden. Unter den Stichworten wie Bedürfnisorientierung, Partizipation, Nutzung der Ressourcen generationenübergreifend, formelle, informelle Hilfssysteme nutzen, Vernetzung, Nachhaltigkeit bestehen und entstehen vielfältige Projekte, die den Bedürfnissen der heutigen Zeit entsprechen.

So versuche ich ganz im Jetzt zu leben und hoffe, dass auch ich im Bedarfsfall eine mir angepasste Form des selbstbestimmten letzten Lebensabschnitts finden werde.

**Angelehnt an die Typologie des Kuratoriums Deutscher Altershilfe in Köln (www.kda.de)*

Frauenweis(s)heiten im Juni 2022



Kundgebung Bern, September 2017. Foto: Kathrin Schulthess

Liebe Leserin, lieber Leser

Angesichts des Widerstandes vieler Menschen gegen Pflegeheime wollte Barbara Bischoff im letzten Newsletter eine Lanze für diese Institutionen brechen, dem unweigerlich letzten Daheim vieler alten Menschen.

Eine Leserin schrieb uns: «Selbst stehe ich Heimen sehr skeptisch gegenüber. Meine jahrelangen, beruflichen und privaten Einblicke in Heime machen mir Sorge und auch Wut. Was für wunderbare Prospekte und Websites einem da begegnen – die Realität sieht leider allzu oft ganz anders aus. Personalmangel, überforderte Pflegepersonen, fehlendes Einfühlungsvermögen und – was jetzt gerade offiziell bestätigt wurde – die systematische Ruhigstellung bzw. das Abwürgen natürlicher Bedürfnisse durch Psychopharmaka. Das Feld ist natürlich riesig: Wert des Alters, wer bezahlt welche Care-Arbeit, Pflegefinanzierung usw.. Hier täte sich ein riesiges Feld für engagierte Grossmütter und Grossväter auf.»

FrauenWeisheiten

Wir sind sehr dankbar für diese Rückmeldung. Sie weist auf die zunehmende Ökonomisierung des Gesundheitswesens und ihre Folgen für die hochbetagten Menschen hin. Es ist eine Realität, mit der sich die GrossmütterRevolution seit Jahren intensiv beschäftigt. So hat sie z.B. 2015 im Bericht «Care-Arbeit unter Druck – gutes Leben für Hochaltrige braucht Raum» klare Forderungen an die Politik gestellt. Dasselbe machten rund 1000 Frauen 2017 an der Kundgebung zum Thema «Das hohe Alter ist uns teuer» auf dem Waisenhausplatz in Bern. Die Thematik wird uns bestimmt auch weiterhin beschäftigen.

Was in einem Frauenleben mit viel Wille und Einsatz möglich ist, erfahren wir in diesem Newsletter im Porträt von Marianne Stohler über die engagierte Farbenfrau Francesca Stockmann.

«Hört einander zu!» fordert Telsche Keese die verschiedenen Generationen auf. Es beschäftigt sie, dass ihre Kinder vor lauter Arbeit oft keine Zeit für einen Austausch haben, ist sie doch überzeugt: Das Gespräch ist die Voraussetzung für das gegenseitige Verständnis.

Für Rosmarie Wydler-Wälti ist der Einsatz fürs Klima ein Herzensanliegen. Im Gespräch mit Monika Fischer berichtet die Co-Präsidentin der KlimaSeniorinnen von ihrem Engagement und der Klimaklage des Vereins, die von 2000 Frauen unterstützt wird.

Wir freuen uns auf Ihre Reaktionen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Die engagierte Farbenfrau



Francesca Stockmann liess sich durch Widerstände nicht entmutigen. Im Gegenteil: Sie nutzte Freiräume und ermutigte andere Frauen immer wieder zu einem Leben als emanzipierte Frau.

Text und Foto: Marianne Stohler

Gegenüber von zwei Einhörnern trete ich durch ein altes Gartentor in den Zauber-
garten von Francesca Stockmann. Inmitten einer farbigen Blumenpracht und am Rande
des grossen Teiches stehen unzählige Frösche, Enten, Eulen und Engel. Dazwischen,
auf dem Weg aus Steinplatten, sind viele verschiedene Gegenstände eingegossen, die
für Francesca eine Bedeutung haben. Hier ein Mond, dort Sonnensymbole oder kleine
Schmuckstücke. Der Garten ist für alle Menschen offen und frei zugänglich, was rege
benützt wird.

Die Internatsjahre

1947 geboren, wuchs Francesca in Dübendorf als ältestes von vier Kindern in einem Haus mit grossem Garten auf. «In meinen Kindertagen habe ich sehr, sehr viel gespielt.» Später musste sie auch oft auf ihre jüngeren Geschwister aufpassen. Als Legasthenikerin hatte sie in der Schule Mühe mit Lesen und Schreiben. Da diese Lernschwäche zu dieser Zeit noch wenig bekannt war, zweifelten einige Lehrpersonen an ihrer Intelligenz. Ihre Eltern entschlossen sich daher, sie mit 13 Jahren nach Menzingen ins Internat zu schicken, da dort auf solche Lernschwächen Rücksicht genommen wurde. Sie hatte dort Erfolg, musste keine Kinder mehr hüten, es gefiel ihr sehr gut. Obwohl der Lehrerinnenberuf für sie nie ein Thema gewesen war, trat sie nach der 3. Sekundarschule ins Lehrerinnenseminar ein. Damit wollte sie einer Nonne, die behauptet hatte, sie würde ein Lehrerinnenseminar nie schaffen, das Gegenteil beweisen. Während der fünf Studienjahre machte sie bei den Pfadis mit, wurde Wolfsführerin und vertrat Menzingen in den Schülerparlamenten der verschiedenen katholischen Knabeninternate. So versuchte sie immer, Freiräume zu nutzen.

Wechselvolle Berufsahre

Nach einem halbjährigen Aufenthalt in London und verschiedenen Stellen als Lehrerin merkte sie, dass die Heilpädagogik ihre Berufung war. In Bern übernahm sie eine Kleinklasse und studierte daneben an der HPS (Heilpädagogische Schule) in Basel. Dort machte sie auch bei Prof. Kobi die Legasthenie-Lehrerinnen Ausbildung. Anschliessend arbeitete sie immer wieder drei Viertel des Jahres als Vikarin und verbrachte zweimal die Sommermonate in Gilio, einer Insel vor Grossetto in Italien, als Privatlehrerin. Nach einiger Zeit suchte sie eine feste Stelle und fand sie in Masein im Bündnerland an einer Gesamtschule (1. bis 6. Klasse). In dieser Zeit erlitt sie einen geplatzten Blinddarm, an dem sie fast gestorben wäre. Dazu kam eine Bauchfellentzündung. Anschliessend teilten ihr die Ärzte mit, dass sie nicht schwanger werden könne.

Nach vier Jahren erhielt sie im Februar 1978 die Kündigung, weil die Gemeinde einen Bündnerlehrer bevorzugte. Sie war somit arbeitslos. Ihr Anteil der Pensionskasse wurde ausbezahlt, und sie beschloss, nach Südamerika zu reisen. Unterwegs auf dem Schiff machte sie Bekanntschaft mit dem Kapitän, verliebte sich und erfuhr bei der Heimkehr, dass sie – allen Voraussagen zum Trotz – schwanger war. Es war für sie von Anfang an klar, dass sie das Kind behalten wollte, trotz des Widerstands des Kindsvaters. So übernahm sie alleine die Verantwortung. Ein Freund, ein Jurist, stellte sich als Vormund zur Verfügung, und die Eltern stützten sie finanziell.

FrauenWeisheiten

In Masein suchte sie eine Halbtagestelle. Und fand dann auch, nach einigen politischen Schwierigkeiten, eine Stelle an einer Kleinklasse in Sils im Domleschg.

Mutter und Erwachsenenbildnerin

Während Francesca arbeitete, hütete eine Frau ihre Tochter und kochte für sie und ihre eigenen zwei Kinder. Das funktionierte prima. Nach zwei nötigen Wohnungswechseln konnte sie zum Glück die grosse Wohnung von Freunden in Paspels übernehmen, weil diese in ein eigenes Haus zogen. Auch die Betreuung der Tochter konnte gut geregelt werden.

Neben Ihrer Schultätigkeit arbeitete sie in der katholischen und der reformierten Kirche als Erwachsenenbildnerin. Sie gab unter anderem Sterbeseminare, ermutigte andere Frauen dazu, eine Tätigkeit aufzunehmen, eigenes Geld zu verdienen und lebte ihnen ganz konkret ein emanzipiertes Leben als Frau vor. Sie bewegte sehr viel in den kleinen Gemeinden des Domleschg.

Vielfältige Engagements als Pfarrfrau

In dieser Zeit lernte sie den reformierten Pfarrer in Thusis kennen und lieben. Im Jahr 1986 heiratete das Paar und zog in ein grosses Pfarrhaus mit 13 Zimmern in Weinfeld. Denn in Thusis wäre die Weiterarbeit schwierig gewesen wegen der katholischen Frau, die ein uneheliches Kind hatte und erst noch ihren Namen behalten wollte.

In Weinfeld gründete sie im Jahre 1988 das Frauenforum Weinfeld zusammen mit Monika Stocker, die zu jener Zeit Nationalrätin war. Sie kannte diese von ihrer Arbeit in der Frauenkirche Zürich, in der sie sich auch, in der Villa am Zürichberg des Boldernhauses, intensiv mit feministischer Theologie auseinandersetzte. Zur Gründung des Frauenforums Weinfeld kamen wider Erwarten 88 Frauen! Mit diesem Forum organisierte sie 1991 das erste Frauenstreikfest. Francesca engagierte sich viel in der Frauenbewegung. Sie organisierte Kurse in feministischer Theologie und anderes und war somit weit entfernt vom Bild der «braven» Pfarrersfrau. Das gab in der reformierten Gemeinde Einiges zu reden.

1989 übernahm sie wieder eine Vollzeitstelle als Lehrerin, merkte aber bald, dass das neben allen anderen Aktivitäten nicht zu schaffen war. So erreichte sie schlussendlich, dass das erste Mal die Möglichkeit des Jobsharings offiziell anerkannt wurde. Sie teilte die Stelle mit einem Mann, da sie es sehr wichtig fand, dass Frau und Mann zusammen die Klasse führten. Zehn Jahre lang unterrichtete sie an der Schule.

Engagement für die Frauen

Im Jahr 1991 kam sie auch in den Vorstand der Frauenzentrale Thurgau. Sie stellte sich aber nie gegen die Männer. Sie war und ist überzeugt, dass Frauen und Männer zusammenstehen müssen, um nachhaltige Veränderungen zu bewirken. Nach dem Tode ihres Mannes 1995 wurde sie Präsidentin der Frauenzentrale Thurgau. Mit den anderen Präsidentinnen der Frauenorganisationen gründete sie eine Benefo-Stiftung (Beratungsnetz der Frauenorganisationen), weil der Kanton eine Opferhilfestelle einrichten musste für Vergewaltigungsopfer, Kindsmisshandlungen etc.. Auch eine Art Gleichstellungsbüro wurde gegründet, eine Budgetberatung angeboten, und das Frauenbuch des Kantons Thurgau «Bodenständig und grenzenlos» kam heraus. Zudem reichte das Geld für die Gründung des Frauenarchivs Thurgau.

Zurück im Elternhaus

Im Jahr 1999 entschloss sie sich, zu ihrem 90jährigen Vater ins Elternhaus in Dübendorf zu ziehen. In der ersten Zeit gab sie noch Unterricht in Weinfelden und führte einige ihrer Ämter weiter. 2000 zog sie dann ganz nach Dübendorf, hatte aber immer noch einige Aufgaben im Kanton Thurgau. Nach einiger Zeit mit einem 50% Pensum an Kleinklassen, machte sie in Basel noch die Dyskalkulie-Ausbildung und arbeitete darauf mit einzelnen Kindern in Wangen und Brüttisellen.

Die ersten zwei Jahre in Dübendorf waren schrecklich für sie. Sie kannte niemanden mehr, hatte wenig Kontakte, während sie in Weinfelden überall bekannt war. Durch einen Beitritt zur FDP wurde sie in die Schulpflege gewählt, der sie 16 Jahre lang treu blieb. Dadurch wurde es schnell besser. Sie engagierte sich anschliessend auch in der Kulturkommission und führte ein offenes Haus.

Nach dem Tode ihres Vaters übernahm sie das Elternhaus und machte daraus ein kleines Kulturzentrum, das bis heute sehr gut läuft. Es finden dort Lesungen, Konzerte, Tavolatas und anderes statt. Zentral sind für Francesca Farben, davon zeugen ihr Haus und der Zaubergarten. Seit 1971 malt sie auch immer wieder in ihrer Freizeit. In den letzten 12 Jahren hütete sie zudem während zwei Tagen in der Woche die Kinder ihrer Tochter und des Schwiegersohns. Diese Familie gehört zum Wichtigsten ihres Lebens. Heute nun, nach vielen arbeitsreichen Jahren, ist Francesca immer noch aktiv, hat mehr Zeit für ihren offenen Garten und pflegt die vielen Kontakte, die sie hat. Ihr Leitsatz: «Das Schöne im Leben geniessen und es mit andern teilen» setzt sie jeden Tag um.

«Hört einander zu!»

Telsche Keese

Als Grossmutter habe ich meine Lebenserfahrungen gemacht und schätze sie so, wie sie waren. Ich habe Kinder und Enkelkinder, die in einer neuen Zeit leben und ihr eigenes Erfahrungsfeld suchen. Was mich beschäftigt, ist meine Sehnsucht nach Verbundenheit und Austausch mit meinen Nachkommen. Ich habe das Bedürfnis, in Gesprächen etwas weiterzugeben, einfach von Angesicht zu Angesicht auszutauschen. Ich merke aber, dass der Zusammenhalt zwischen uns Alten und den Jungen schwieriger geworden ist.

Dabei ist mir klar, dass es immer Gegenbeispiele gibt. So wie ich neulich eine Grossmutter mit ihrer kleinen Enkelin beobachtete. Die Kleine hing an den Lippen der Grossmutter, das eigentlich Selbstverständliche fiel mir auf. Sie hörten einander zu und schauten einander an. Wenn es das Mädchen nicht mehr interessiert hätte, wäre es davongesprungen. So machte es jedenfalls mein Sohn, wenn er genug von meinen Ermahnungen hatte. Er drehte den Kopf weg und machte sich aus dem Staub. Ich denke, dass der grosse Altersunterschied zwischen Enkelkindern und Grosseltern hier eine Rolle spielt. Jedenfalls hören Kinder ihnen lieber zu als ihren eigenen Eltern. Meine Kinder haben uns auch nicht viele Fragen gestellt, ihr Interesse an unseren Lebenserfahrungen hielt sich in Grenzen. Je weiter sie heranwuchsen, desto stärker merkten sie ganz natürlich, wie wichtig eigene Erfahrungen für ihr Leben sind.

Das Miteinander der Generationen driftet auseinander, finde ich, weil die Bereitschaft jüngerer Menschen zu kommunizieren grösstenteils durch die sozialen Medien abgefangen wird. Junge fühlen sich wohl mit Kurzmitteilungen innerhalb ihrer Generation, sind damit aufgewachsen und geniessen die Macht der technischen Dienste. Sie tummeln sich lieber in den sozialen Netzen, können sich zu jeder Zeit über alles im Internet informieren und fühlen sich stark, selbstsicher, wenn nicht sogar überlegen.

Viele von uns Grosseltern können dagegen den technischen Errungenschaften nicht so schnell folgen und spüren einen Verlust. Es hängt zusammen mit Veränderungen. Wir haben jetzt im Alter die Zeit, die den Jungen in ihrer eng getakteten Berufswelt fehlt. Haben sie Familie, fordert die moderne Work-life-balance-Lebensweise auch noch

FrauenWeisheiten

ihren Tribut. Unsere Kinder sagen oft: «Wir haben keine Zeit, wir haben Pläne für dies und das.» Auf der Strecke bleibt das Miteinander des Gedankenaustauschs im Gespräch. Daher driften die Generationen allmählich auseinander, und die Verbundenheit zwischen gestern und heute leidet.

Junge Menschen übersehen, dass **ein Gespräch** vieles kann. Wenn zwei Menschen reden, sehen sie sich an und versuchen, sich in die Welt des Gegenübers zu versetzen, ihn /sie zu verstehen. Sie lesen beide intuitiv in den Gesichtern, ob sie zustimmen oder ablehnen, ob sie es lustig meinen oder kritisch. Sie üben etwas zutiefst Menschliches: Sie fühlen sich ein, denken mit, um den anderen möglichst gut zu verstehen. Zuhören und Verstehen gehören eng zusammen.

Ein direkter Austausch ermöglicht es, die Bedingungen zu erspüren, warum er/sie so denkst und nicht anders. Er hilft zu verstehen. Nebenbei aktivieren wir auch unsere Vorstellungskraft, gehen innerlich mit, stellen uns Szenen und innere Bilder vor. Es ist ein Geben und ein Nehmen. Wenn wir nicht miteinander reden, genau hinhören und einander zuhören, leidet das Verständnis füreinander. Eigene Erfahrungen sind leider nicht übertragbar, aber sich für die seiner Mitmenschen zu interessieren, ist zu jeder Zeit möglich und wertvoll. Wenn alte Menschen sich für die Jungen interessieren und umgekehrt, bedeutet es für beide Teilhabe am Leben und Verständnis füreinander. Für uns Alten bedeutet es, nicht abgehängt zu werden oder modernes Leben besser zu verstehen. Wenn Junge sich umgekehrt für uns interessieren, bedeutet es für sie Einblick in andere Lebenswelten und Verbundenheit mit der älteren Generation.

So gerne ich mit meiner Altersgeneration zusammensitze und mich verstanden fühle, genauso bemühe ich mich weiterhin, am Leben der jüngeren Generation teilzunehmen. Ich telefoniere, frage unsere Kinder und Enkel nach ihren Erfahrungen im Alltag auch dann, wenn ich nichts von ihnen höre. Das kann ich tun.

Einsatz fürs Klima als Herzensanliegen



Rosmarie Wydler-Wälti machte auch am WEF 2022 in Davos auf das Engagement der KlimaSeniorinnen aufmerksam.

Interview: Monika Fischer, Foto: Hollie Adams/Boomberg

Im Gespräch mit Rosmarie Wydler-Wälti, Co-Präsidentin des Vereins KlimaSeniorinnen

Weltweite Dürren und Umweltkatastrophen rütteln auf. Dieses Jahr hat die erste Hitzewelle bereits im Mai die Schweiz erreicht. «Gerade für ältere Menschen bedeutet dies eine ernsthafte gesundheitliche Belastung. Deshalb bietet die Stadt Luzern ab sofort ein neues kostenloses Präventions- und Beratungsangebot an», war in einer Medienmitteilung zu lesen. Trotz dieser alarmierenden Tatsachen ist die Schweiz weit entfernt von den gesetzten Klimazielen. Gemäss Rosmarie Wydler-Wälti, 72, ist hauptsächlich unsere Generation für das Klimadesaster verantwortlich. Deshalb engagiert sich die Umweltaktivistin als KlimaSeniorin in enger Zusammenarbeit mit Greenpeace mit einer Klimaklage fürs Handeln.

Monika: *Du gehörst zu den Initiantinnen der KlimaSeniorinnen und wirkst seit Beginn als Co-Präsidentin. Wie kam es dazu?*

Rosmarie: An der Frühlingstagung der GrossmütterRevolution 2016 im Schwarzenberg stellte Oliver Heimgartner von Greenpeace sein Anliegen vor. Europaweit hatte die Organisation angesichts der drohenden Klimakatastrophe in verschiedenen Ländern erfolgreich eine Klage gegen die Klimapolitik eingereicht. Dies sollte auch in der Schweiz geschehen. Klagen kann jedoch nur eine Gruppe von Menschen, die von den Folgen der Klimapolitik nachweislich persönlich betroffen ist. Das sind alte Frauen. Spontan entschlossen sich mehrere der Anwesenden zum Mitmachen. Auch im Welschland fanden sich rasch alte Frauen, die sich für das Anliegen erwärmten, darunter Ex-Nationalrätin Anne Mahrer, die andere Co-Präsidentin. Schon im August 2016 haben wir den Verein der KlimaSeniorinnen gegründet.

Was hat dich für dieses Engagement motiviert?

Bei meiner Zusage war ich ziemlich naiv und wusste nicht, was auf mich zukommt. Andererseits ist die Umweltthematik für mich seit jeher ein zentrales Thema. Erstmals war ich in den 70er-Jahren an der Demo gegen das AKW Kaiseraugst dabei und habe seit Beginn an den Ostermärschen teilgenommen. Ich engagierte mich in kirchlichen Frauengruppen für eine intakte Umwelt und eine gesunde Ernährung und würde mich als Ökofeministin bezeichnen. Besonders geprägt haben mich die Folgen der Nuklearkatastrophe von Tschernobyl. Sie zeigte, dass auch wir in der vermeintlich sicheren Schweiz von Umweltkatastrophen betroffen sind. Unsere Generation ist hauptsächlich verantwortlich für das Klimadesaster. In unserer Generation begann die Entwicklung, dass alles noch grösser, noch besser, noch schneller sein sollte. Eine Entwicklung auf Kosten der armen Länder, die jetzt am meisten unter den Klimafolgen mit Wirbelstürmen und Dürre leiden. Deshalb ist der Einsatz für die Einhaltung der Klimaziele auch eine Frage der Gerechtigkeit.

Bei der Vereinsgründung im August 2016 war es das Ziel des Vereins, eine Klimaklage beim Bund einzureichen.

Ja, denn wir fühlen uns mit unserer erwiesenen besonderen Verletzlichkeit als ältere Frauen vom Bundesrat nicht genügend geschützt vor der Klimaerwärmung. Dieser ging nicht einmal auf unsere Forderung für das in der Bundesverfassung und den Menschenrechten garantierte Recht auf Leben und Gesundheit ein. Deshalb verfassten wir mit der Unterstützung von Juristinnen unsere Klage. Darin fordern wir eine un-

abhängige gerichtliche Überprüfung der Klimapolitik. Unser Ziel ist es, dass der Staat seine Schutzpflichten uns gegenüber wieder wahrnimmt und ein Klimaziel verfolgt, das der Anforderung genügt, eine gefährliche Störung des Klimasystems zu verhindern. Wir fordern zudem umfassendere, auf dieses Ziel angepasste Massnahmen und eine bessere Umsetzung der bereits beschlossenen Massnahmen.
Siehe www.klimaseniorinnen.ch.

Die beim Bund eingereichte Klimaklage wurde 2017 abgewiesen. Ihr habt nicht locker gelassen und seid mit eurer Klage bis an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte gelangt. Was hat euch zu diesem hartnäckigen Dranbleiben motiviert?

Es ist die weltweite Dringlichkeit des Problems. Ich halte es mit Jane Fonda, die sagte: «Ich werde bis zum letzten Atemzug auf die Barrikaden gehen.» Wir alten Frauen haben ja nichts mehr zu verlieren.

Was erwartet ihr von Strassburg?

Wahrscheinlich ein Urteil nächstes Jahr. Wir können es uns nicht vorstellen, dass es eine Absage gibt und setzen grosse Hoffnung in die Behandlung des Anliegens in der Grossen Kammer mit 17 RichterInnen.

Wird der Verein aufgelöst, wenn eure Klage angenommen wird?

Nein nein, wir bleiben und kontrollieren, bis die Agenda umgesetzt ist.

In den bald sechs Jahren seines Bestehens hat der Verein im Hinblick auf das Vereinsziel verschiedene Aktionen durchgeführt. Welches sind für dich die eindrücklichsten Projekte?

Da gibt es viele. Wir treten nie einzeln, sondern immer als Gruppe auf, zum Beispiel bei der Einreichung der 150seitigen, von den Juristinnen Ursula Brunner und Cordelia Bähr verfassten Klage im UVEK. Dazu gehören unsere Demo am WEF 2017, und 2019 das Interview mit Greta Thunberg auf der Schatzalp. Dazu gehören auch die Teilnahmen bei den «Klimaspuren», wo ich 14mal mitgegangen bin und natürlich 2017 die Woche auf dem Greenpeace-Schiff auf den Lofoten.

Wie reagieren Öffentlichkeit und Politik auf die KlimaSeniorinnen und ihre Forderungen?

Ich stelle fest, dass wir nicht immer ernstgenommen werden. So habe ich mich z.B. gewehrt, als im Tagi ein Artikel über die Klimaklagen in anderen Ländern veröffentlicht wurde und wir nicht einmal erwähnt wurden. Der Journalist antwortete, er habe uns schlicht vergessen. Das gibt mir den Eindruck, dass wir alten Frauen nicht ernstgenommen, ja ignoriert werden. Das zeigen sich z.B. auch bei Aktionen gemeinsam mit den Klimagrosseltern, bei denen auch ich Mitglied bin. In den Medien wird dann über die alten grauen Männer berichtet, die auch optisch viel sichtbarer sind. Und doch ist uns die Vernetzung unter anderem mit der Klimajugend und der Gletscherinitiative wichtig.

Wie reagieren Familie und Umfeld auf dein Engagement bei den KlimaSeniorinnen?

Für meinen Mann war die Umweltthematik als Chemielehrer schon immer ein Herzensanliegen. Er unterstützt mich voll und hilft wo nötig, zum Beispiel bei technischen Fragen am Computer. Im Familien- und Freundeskreis ist es eine Gratwanderung, wieviel ich von meiner Haltung und meinem Engagement weitergebe. Es liegt mir fern zu missionieren, und ich möchte keine Beziehungen riskieren. Angesichts der düsteren Zukunftsszenarien möchte ich auch in den Enkelkindern keine Ängste auslösen und ihnen die Freude am Leben z.B. bezüglich Flugreisen und Kleiderkauf nicht vergällen. Vielleicht kann ich durch mein Beispiel am meisten weitergeben.

Was gibt dir Kraft für dein auch zeitlich intensives Engagement?

Ich geniesse die zwei Tage beim Betreuen des jüngsten Enkelkindes, die täglichen Spaziergänge im Wald mit meinem Mann und das Singen beim «Stimmvolk Schweiz». Das gibt mir Distanz und Kraft.



Rosmarie Wyder-Wälti, 72, Basel, Kindergärtnerin, Eltern- und Paarberaterin, Mutter von vier Kindern und Grossmutter von sechs blutsverwandten und zwei Patchwork-Enkelkindern.

Frauenweis(s)heiten im Juli & August 2022

Liebe Leserin, lieber Leser

Wie Sie vielleicht wissen, stehen bei der GrossmütterRevolution Änderungen an. Nach zwölf Jahren wird sich das Migros-Kulturprozent aus der Finanzierung des überaus erfolgreichen Projektes zurückziehen. Ein mutiges Team von vier engagierten Frauen arbeitet nun daran, das Projekt mit neuen Strukturen in den künftigen Verein GrossmütterRevolution zu überführen. Dazu motiviert haben sie neben den vielen guten Erfahrungen die folgenden Worte der bekannten Schriftstellerin Isabel Allende im Buch «Was wir Frauen wollen»:

«Das ist die Ära der couragierten Grossmütter, und wir sind die am schnellsten wachsende Bevölkerungsgruppe. Wir alten Frauen haben viel erlebt, wir haben nichts zu verlieren und sind deshalb nur schwer einzuschüchtern. Wir können Klartext reden, weil wir ausser Konkurrenz laufen, nicht gefallen oder beliebt sein wollen; wir kennen den unermesslichen Wert von Freundschaft und Zusammenarbeit. Der Zustand der Menschheit und des Planeten bereitet uns Sorge. Jetzt müssen wir uns nur noch einig werden, um die Welt gehörig aufzurütteln.»

Im Porträt stellen wir Ursula Popp vor, eine der Frauen der Vorbereitungsgruppe. Die Weitgereiste ist unter anderem beeindruckt vom Umgang der nordamerikanischen Urvölker mit den älteren Menschen, die in den Stämmen wegen ihrer Lebenserfahrung einen ganz anderen Stellenwert haben. Sie sind es, die die Geschicke eines Stammes bestimmen und hochgeschätzt werden, weil sie nicht egoistisch, sondern mit verantwortungsvollem Blick auf die 7. Generation zum Wohl der Welt konsequent handeln. Ausgehend von dieser anderen Sicht hat Ursula Popp den Jahreskurs «Das Beste kommt noch, Sinn und Spiritualität im Alter» für Menschen nach der Pensionierung im Lassalle-Haus entwickelt und schon viermal durchgeführt.

Die anstehenden Veränderungen beschäftigen auch Barbara Bischoff. Es hat sie gefreut, wie bei der GrossmütterRevolution immer wieder andere Frauen neue Impulse brachten und so die Lebendigkeit erhalten blieb. Weiterhin ist es ihr wichtig, dass altersrelevante Themen nicht nur von Fachleuten geplant, sondern auch von den Betroffenen z.B. nach Diskussionen in der GrossmütterRevolution eingebracht werden. Monika Fischer war an der letzten Frühlingstagung einmal mehr begeistert von der Kraft und Energie der versammelten Frauen. Ebenso beeindruckt war sie vom Referat

FrauenWeisheiten

der Psychotherapeutin und Buchautorin Ingrid Riedel zum Thema «Abschied-Aufbruch-Neubeginn im Alter.» Auch mit 77 fühlt sie sich noch im aktiven Alter und fragt sich, ob sie die angestrebte innere Freiheit im Alter je erleben wird. Eine Ahnung davon erfährt sie beim Zusammensein mit einer demenzkranken Freundin.

Wir freuen uns auf Ihre Reaktionen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Ein Leben auf der Suche



Ausgehend von einer naturbezogenen Spiritualität mit Mutter Erde als Ernährerin im Zentrum, ist für Ursula Popp, 71, der Einsatz für Umwelt und Gerechtigkeit wichtig.

Text und Foto: Monika Fischer

Sie ist um die ganze Welt gereist, arbeitete als Buchhändlerin, Berufsberaterin, Therapeutin und hat in Seattle USA eine Schule für die Ausbildung in Craniosacral Therapie aufgebaut. Seit Jahrzehnten übt Ursula Popp die volle Präsenz im Zen und bietet im Lassalle-Haus in Edlibach bei Zug den Jahreskurs «Das Beste kommt noch, Sinn und Spiritualität im Alter» für Menschen nach der Pensionierung an. Auf der Suche nach Zugehörigkeit fand sie nach ihrer Rückkehr aus Amerika die GrossmütterRevolution. Diese ist ihr zur Heimat geworden, was sie auch anderen Frauen ermöglichen möchte. Deshalb engagiert sie sich bei den aktuellen Veränderungen im Vorbereitungsteam für die Entwicklung der neuen Strukturen des künftigen Vereins GrossmütterRevolution.

Das Gespräch mit Ursula Popp am Vormittag des 14. Juni führt unmittelbar zur Frage, welche Bedeutung der Frauenstreik für die Weitgereiste hat. «Ich finde ihn nach wie

vor wichtig, um die Anliegen der Frauen bezüglich Gleichberechtigung, Unterdrückung, Sexismus, Frauenfeindlichkeit, Gerechtigkeit usw. publik zu machen. Nur durch gemeinsamen Einsatz sind Veränderungen möglich», ist sie überzeugt und meint im Rückblick auf ihre Jugend: «Ich kannte damals niemanden, der sich für die Rechte der Frauen einsetzte.»

«Ich muss selber für mich schauen»

Zusammen mit zwei älteren Brüdern ist sie in St. Gallen in einem sehr katholischen, bürgerlichen und patriarchalen Milieu aufgewachsen. «Als Legasthenikerin habe ich es in der intellektuell geprägten Familie einfach nicht gebracht. Ich war verzweifelt und wusste nicht, warum ich nicht lesen und schreiben konnte, galt als dumm und faul. Ein Bruder sagte mir später, sie hätten gedacht, ich sei minderbemittelt.» Wie froh war sie, als nach der Abklärung bei einem Psychologen die Diagnose feststand. «Ich bekam Nachhilfe und schaffte nach einem Jahr in einem Institut irgendwie die Sekundarschule.»

Sie war 14, als der Vater starb und sie angesichts der Trauer der Mutter den Entscheid fasste: «Ich muss selber für mich schauen.» Sie rebellierte gegen ihr Umfeld und besuchte die Gottesdienste nicht mehr. «Ich stand immer wieder für mich, für Umwelt und Gerechtigkeit ein.» Nach dem Besuch des 10. Schuljahres und einem Jahr in England begann sie ihre Ausbildung zur Buchhändlerin. «Diese schloss ich als Beste des Jahrgangs ab, was zeigte: Der Knopf hatte sich geöffnet.»

Weltreise als Horizonterweiterung

Die gelernte Buchhändlerin arbeitete selbständig und erfolgreich als Verlagsvertreterin und kannte jede Buchhandlung in der Deutschen Schweiz. Trotzdem begann sie berufsbegleitend die Ausbildung zur Berufs- und Laufbahnberaterin. Als sich in ihrer früh geschlossenen Ehe neben anderem der Kinderwunsch nicht erfüllt hatte, liess sie sich nach neun Jahren scheiden und fragte sich: «Was jetzt? Was könnte mich begeistern im Leben?» Sie brach alle Zelte ab und wollte die Welt erfahren. Sie meinte das buchstäblich, indem sie nicht fliegen, sondern verschiedene Transportmittel am Boden in Richtung Osten, des Sonnenaufgang, nutzen wollte. Die dreieinhalbjährige Weltreise führte sie nach Afrika, Asien, Australien, in den hohen Norden und tiefen Süden Amerikas. Mindestens zwei Monate weilte sie jeweils im gleichen Land, wollte sie doch das Leben der Menschen in ihrem Umfeld wirklich erfahren, was für sie eine enorme Horizonterweiterung bedeutete. An einem Erlebnis in Indien erklärt sie, was sie damit meint.

FrauenWeisheiten

Bei einem Spitalaufenthalt lernte sie eine Frau kennen, die kurz zuvor geheiratet hatte. Diese erzählte ihr, wie sie nach drei Interviews mit möglichen Heiratskandidaten vom vierten Mann ausgewählt worden war und mit ihm glücklich und zufrieden sei. Die Praxis der arrangierten Ehen störe sie nicht, im Gegenteil, sei doch dank dem Einverständnis der Eltern auch deren Unterstützung garantiert. Die Liebe könne in der Ehe wachsen, wogegen Liebesheiraten nicht selten nur ein Strohfeuer seien. Für Ursula Popp zeigte diese Erfahrung, wie wichtig es ist, nicht von unserer Kultur her zu denken, die arrangierte Ehen als Bevormundung und Unterdrückung der Frau empfindet. «Vielmehr ist es mir wichtig, anderen kulturellen Begebenheiten und Sichtweisen mit Toleranz zu begegnen. Was weiss ich schon, wie Frauen mit Schleier ihr Leben erfahren.»

Immer wieder aufbrechen

Sie hatte sich vorgestellt, sie könne nach der Rückkehr 1991 an ihrem gewohnten Leben in der Schweiz anknüpfen. «Es war eine Illusion. Der Kulturschock war zu gross, und ich hatte mich zu sehr verändert.» Dennoch schloss sie ihre Zweitausbildung zur Berufs- und Laufbahnberaterin ab. Im Berufsalltag merkte sie bald: «Es ist nicht das, was ich gesucht hatte. Als Buchhändlerin hatte ich über Bücher geredet, als Berufsberaterin mit und über Menschen gesprochen. Das reichte nicht, ich wollte diese auch heilend anfassen. Deshalb machte ich berufsbegleitend eine vierjährige Ausbildung zur Craniosacral Therapeutin.» Als sie spürte, dass ihr dabei der medizinische Unterbau fehlt, brach sie erneut alle Zelte ab und fuhr zum Studium der chinesischen Medizin in die USA. In Seattle baute sie eine Schule auf, wo sie angehende Therapeutinnen und Therapeuten in Craniosacral unterrichtete. Mehr und mehr wurden ihr neben den körperlichen auch die spirituellen Bedürfnisse eines Menschen wichtig.

Dasein mit sich

Schon während ihrer Ehe hatte sie eine Psychotherapie gemacht und sich danach auch weiter mit sich beschäftigt. 1986 war sie im Lassalle-Haus beim bekannten Zen-Meister Niklaus Brantschen in die Zen-Meditation eingestiegen. Seither pflegt sie das regelmässige Meditieren, sei es allein auf ihrer Weltreise, sei es in einer Gruppe in Amerika.

Warum gerade Zen? Ursula erzählt: «Während der Psychotherapie hatte ich mich mit der katholischen Kirche auseinandergesetzt und mich mit ihr versöhnt. Obwohl ich ausgetreten war, besuchte ich wieder Gottesdienste und fand es schön, miteinander zu singen und am Ende mit dem Segen heimzugehen. Und doch fand ich im Zen eine ganz andere Dimension. Es geht darum, ganz präsent zu sein und zu hören, ohne verändern

und manipulieren zu wollen. Dasein mit sich, mit dem, was gerade jetzt ist. Ähnlich ist es bei Craniosacral.»

Mutter Erde als Ernährerin

Eine Zeitlang unterbrach sie diese Praxis und wandte sich der nordamerikanischen Indianerspiritualität zu, was bei uns als Schamanismus bezeichnet werde. «Es geht dabei um eine naturbezogene Spiritualität mit Mutter Erde als Ernährerin von uns allen im Zentrum.» Sie berichtet vom spirituellen Weg mit dem Symbol vom Rad mit den vier Himmelsrichtungen: Osten als Symbol für das Neue, den Anfang, den Frühling. Süden, die Zeit der Liebe, Heilung, wo alles wächst und reift. Westen als Zeit der Ernte, aber auch des Mystischen, Namenlosen. Norden für den Winter: Zeit, in sich zu gehen und Kräfte für den Frühling zu sammeln. Die Himmelsrichtungen verbunden mit dem Geschehen in der Natur stehen auch für die verschiedenen Lebensphasen. Fasten, Visionssuche, verschiedene Rituale begleiten den Menschen auf seinem spirituellen Weg,

Jahreskurs Alter «Das Beste kommt noch»

«Ich habe immer alles lang gemacht, wollte dazugehören und musste mich befreien, wenn es nicht mehr stimmte. Doch haben mich die Widerstände gestärkt», hält Ursula im Rückblick auf ihr wechselvolles Leben fest. So war es auch, als sie sich dem Pensionsalter näherte. Das Bedürfnis, wieder einmal bei ihrem Lehrer Niklaus Brantschen zu meditieren, führte sie in die Schweiz zurück. Auf ein Inserat hin meldete sie sich zum Probewohnen im Lassalle-Haus und gewann nach zwei Wochen den Eindruck, hier eine Aufgabe für Menschen in der Lebensphase Alter zu haben. In der Gemeinschaft der Indianer in Amerika hatte sie erfahren, dass dort die alten Menschen verbunden mit der im Leben gewonnenen Weisheit einen ganz anderen Stellenwert haben. Sie sind es, die die Geschicke eines Stammes bestimmen und hochgeschätzt werden, weil sie nicht egoistisch, sondern mit verantwortungsvollem Blick auf die 7. Generation nach ihnen zum Wohl der Welt konsequent handeln. Ausgehend von dieser anderen Sicht der Indianer entwickelte sie den Jahreskurs «Das Beste kommt noch, Sinn und Spiritualität im Alter» für Menschen nach der Pensionierung im Lassalle-Haus. Wichtig war ihr, dass sich die Beteiligten in den über neun Monate verteilten Modulen zu einer Gemeinschaft zusammenfinden. Das Angebot fand Anklang. Ab 2018 konnte sie den Kurs viermal durchführen. Nach einem pandemiebedingten Ausfall ist er für 2023 wieder ausgeschrieben. Daneben leitete Ursula Fastenurse und wirkte als Zen-Assistenz Lehrerin.

Von den Jesuiten zur GrossmütterRevolution

Obwohl sie zeitlebens viel Energie hatte, kostete ihr die Migrationserfahrung aus den USA zurück in die Schweiz viel Kraft. «Ich wurde dauernd kritisiert, gibt es doch in der Schweiz klare Vorstellungen davon, wie etwas sein soll.» Zudem wusste sie nach der Rückkehr: «Ich habe keine Freunde hier und muss mich vernetzen.» Deshalb meldete sie sich 2019 zur Frühlingstagung der GrossmütterRevolution an. Da es mit dem Aufbau einer eigenen Arbeitsgruppe über die Rolle der alten Frauen in unserer Gesellschaft nicht klappte, macht sie seither bei der AG DenkRäume mit. «Sie wurde mir zu einer Art Heimat. Bisher war ich immer mehr oder weniger allein. Nun hatte ich Gleichgesinnte getroffen, es war herrlich.»

Einen Gegensatz dazu bildete die patriarchale Männergesellschaft im Haus der Jesuiten: «Es herrschten ähnliche Strukturen wie früher in meiner Familie. Von den Frauen erwartete man, dass sie zudienen und genügsam sind, es gab kaum Wertschätzung.» Aus Sehnsucht nach Zugehörigkeit in einer Gemeinschaft hatte sie in Seattle ihr selbständiges Leben mit eigenem Haus, Garten, Hund, zwei Geschäften und sehr viel Gestaltungsmöglichkeit aufgegeben – und spürte bald: «Das funktioniert nicht.» Nach vier Jahren zog sie deshalb in eine Wohnung nach Cham, wo auch ihre Hündin Nala (= Geschenk) ein neues Zuhause gefunden hat. Sie merkte, dass sie mit ihren Kursen und viel zusätzlicher freiwilliger Arbeit im Lassalle-Haus zu viel gearbeitet hatte und begann sich zurückzuziehen.

Umso wichtiger ist ihr die GrossmütterRevolution geworden. Im Oktober gibt das Migros-Kulturprozent nach zwölf Jahren die finanzielle und organisatorische Trägerschaft an den gemeinnützigen Verein GrossmütterRevolution ab. Deshalb arbeitet Ursula Popp mit grossem Einsatz in der Vorbereitungsgruppe für die neuen Strukturen mit. «Wir Frauen funktionieren anders und erleben einen ganz anderen sachbezogenen Umgang miteinander als in patriarchalen Systemen. Es geht dabei nicht nur um Inhalte, sondern auch um die Form, wie miteinander umgegangen wird, was systemrelevant ist.» Dankbar für ihr reiches Leben betont sie: «Es ist ein Privileg, in dieser Zeit eine Frau zu sein.»

Wissen und Lebenserfahrung in die Gesellschaft einbringen

Barbara Bischoff

Die Grossmütter Revolution (GmR) ist im Umbruch. Nach zwölf Jahren hat das Migros Kulturprozent seine finanzielle Unterstützung gekündigt. Es war ein grosser Glücksfall, dass wir vom Kulturprozent so lange profitieren konnten und somit eine gut funktionierende Plattform für die Anliegen der alten Frauen, der Grossmütter Revolution aufbauen konnten. Nun wurde die Selbstständigkeit aufgegeben und dieses neue Fundament scheint tragfähig zu sein. Es braucht nun aber mehr Verbindlichkeit der Frauen, damit die GmR weiter funktionieren kann.

Bei allen Treffen mit den Frauen hat mich begeistert, wie viel Lebenslust, Wissen und Unternehmungswille vorhanden ist. Innert kürzester Zeit war man in einer intensiven Diskussion. Frauen mit ganz verschiedenem Hintergrund, mit teilweise schwierigen Biografien, teilen ihre Freude bei gemeinsamen Projekten oder Arbeitsgruppen.

Nun stellen sich natürlich viele neue Fragen, die mich beschäftigen.

- Gelingt es uns, die GmR weiter mit Leben zu füllen und erhalten?
- Finden sich genug alte Frauen, die sich vermehrt engagieren?
- Kann das Überregionale erhalten bleiben?

Es ist mir bewusst, dass sich in der heutigen Zeit junge wie alte Frauen nicht über Jahre hinweg für etwas engagieren. Ihre Lebensphasen sind geprägt von Veränderungen, Ausbildung, Karriere, Familie etc..

Dasselbe gilt auch für uns Alte. Wir können uns kaum noch über Jahre hinweg engagieren aus dem einfachen Grunde, dass wir im letzten Abschnitt unseres Lebens stehen. Es ist nicht mehr die Ausbildung etc. die uns daran hindert, sondern ist oft die eigene Gesundheit die nicht mehr so viel zulässt.

Das Schöne ist, dass es immer wieder Nachwuchs gibt. Auch andere Frauen werden alt und wollen sich nach der Pensionierung engagieren.

Das bringt der GmR wieder neue Impulse und sie bleibt lebendig. So können wir weiterhin unser Wissen und unsere lange Lebenserfahrung in der Gesellschaft einbringen. Damit erreichen wir, dass Planungen von altersrelevanten Themen wie Wohnformen, Politik, Gesundheitsfragen usw. nicht nur von einer Gruppe von Fachleuten am Schreibtisch geplant werden, sondern dass wir unsere Erfahrungen und Wünsche ebenfalls einbringen können.

Ich hoffe, dass ich in Zukunft noch viele engagierte Frauen der Grossmütter Generation treffen, mit ihnen diskutieren, debattieren und auch lachen kann.

AKTUELL

Das ganze Leben

Monika Fischer

«Warum arbeitest du noch so viel? Du könntest es doch jetzt so schön haben und das Leben geniessen!» Immer wieder höre ich diesen Ausspruch und entgegne: «Das mache ich doch. Ich genieße das Leben aus vollen Zügen und schätze es, auch im Alter aktiv zu sein und mich z.B. bei der GrossmütterRevolution mit anderen Frauen für gesellschaftspolitische Anliegen zu engagieren.» Welche Energie dabei entsteht, erfuhr ich einmal mehr an der letzten Frühlingstagung. Wertvolle Anregungen gab mir auch das Referat der Psychotherapeutin Ingrid Riedel zum Thema «Abschied-Aufbruch-Neubeginn im Alter.»

Die bekannte Buchautorin beschrieb die drei Lebensstufen im Alter. Diese verlaufen nicht genau nach Lebensjahren, sondern individuell unterschiedlich und fliessen ineinander über. Mir wurde bewusst, dass ich mich mit meinen 77 Jahren noch immer in der Phase des aktiven, jungen Alters fühle. Gleichzeitig zeichnet sich das mittlere Alter langsam ab, stelle ich mir doch immer wieder die Frage: «Wo will und kann ich künftig noch aktiv sein?» Im hohen Alter gehe es darum, Freiraum für die innere Freiheit zu schaffen, zeigte die 87jährige Referentin auf. Es gehe nicht mehr um die Nützlichkeit. Vielmehr gelte es, das Leben als solches kostbar und lebenswert zu sehen. Zu leben um des Lebens willen. Sich selber zu leben.

FrauenWeisheiten

Was das heissen kann, erfahre ich seit einigen Monaten im Zusammensein mit Martha. Ich kenne sie seit Jahrzehnten als Frau eines ehemaligen Kollegen und freute mich jeweils auf die Begegnung bei meinem jährlichen Besuchen. Beim Wiedersehen im letzten Herbst nach einem pandemiebedingten Unterbruch von zwei Jahren war ich überrascht von ihrer Demenzkrankheit. Das Thema war für mich nicht fremd. Als Spix-Präsidentin und später als Präsidentin der Kantonalen Kommission für Altersfragen hatte ich mich intensiv mit der Thematik auseinandergesetzt und als Journalistin viel darüber geschrieben. Doch zum ersten Mal betraf es jetzt einen Menschen, der mir seit Jahrzehnten vertraut ist. Es erschütterte mich zutiefst zu beobachten, wie die Betreuung zuhause meinen betagten Kollegen an seine Grenzen brachte. Obwohl sie nun in einer anderen Zeit lebte, war Martha sich selber geblieben. Ihre Liebenswürdigkeit hatte sich sogar noch gesteigert. «Komm bald wieder. Ich freue mich immer, wenn du zu uns kommst. Du bist immer herzlich willkommen», sagte sie mir zum Abschied.

Diese Worte unterstützten meinen schnell gefassten Entscheid, wusste ich doch spontan, was jetzt für mich wesentlich ist. Ich bot meinem Kollegen an, regelmässig ein paar Stunden mit Martha zu verbringen, damit er in dieser Zeit etwas für sich unternehmen konnte. Zu meiner Überraschung war er damit einverstanden. «Ich habe gesehen, dass du gut mit ihr umgehen kannst», antwortete er auf meine diesbezügliche Frage.

Ein paar Monate besuchte ich Martha regelmässig jede Woche zuhause, seit ihrem Eintritt ins Pflegeheim mit grösseren Abständen. Die Zeit mit Martha wurde für mich zu Sternstunden. Sie geben mir eine Ahnung davon, was innere Freiheit im Alter bedeuten kann. Ich bin ganz da im Jetzt, versuche auf sie einzugehen, einen Faden zum Leben in ihrer Welt und zu ihrem ureigenen Wesen zu finden. Wenn sie mag, sprechen wir von früher. Wir erzählen einander, wie wir die Schulzeit, die Fasnacht, die Kilbi erlebt haben. Es sind für mich erfüllte Momente, wenn ihre Augen strahlen und wir herzlich lachen können. Ich spüre, wie bei diesen Erinnerungen Glückshormone ausgeschüttet werden. Das ist gemäss Ingrid Riedel im Alter besonders wichtig.

Es gibt aber auch schmerzliche Momente. Besonders dann, wenn Martha beim Abschied unbedingt mitkommen möchte, nach Hause zur Mutter. Nur am Rand kann ich erfassen, wie schwierig solche Situationen für ihren langjährigen Ehemann sein müssen! Fast täglich ist er neben dem langsamen Abschied neu damit konfrontiert.

Mir bleibt es, auch mit ihm in Kontakt zu sein, mitzufühlen und mitzutragen. Es gibt mir eine Ahnung davon, was es heisst, bis zuletzt das ganze Leben zu leben, zu dem Freude und Glück ebenso gehören wie Schmerz und Leid.

FrauenWeisheiten

Oft sind meine Gedanken auch im Alltag bei Martha. Bei ihr und allen den andern Menschen, die im hohen Alter ganz auf eine gute Pflege und Betreuung angewiesen sind. Sie sind mir weiterhin Ansporn für mein persönliches Engagement im Einsatz für Rahmenbedingungen, die Menschen auch im hohen Alter unabhängig vom Gesundheitszustand ein Leben in Würde ermöglichen.

Frauenweis(s)heiten im September 2022

Liebe Leserin, lieber Leser

Nach dem Rückzug des Migros-Kulturprozentes von der GrossmütterRevolution (GmR) wird diese ab dem 1. Oktober als Verein weiterbestehen. Es ist ein grosser Schritt, verbunden mit einem Rückblick, mit Veränderungen und Herausforderungen. Damit befasst sich auch dieser Newsletters.

Im Auftrag des Migros-Kulturprozentes (MKP) hat Anette Stade das Projekt GmR mit einer Gruppe ausgewählter Frauen aufgebaut und seit Beginn erfolgreich geleitet. Das Porträt stellt die erfahrene Projektentwicklerin, Reisebegleiterin, vierfache Mutter und Grossmutter mit ihrem wechselvollen und vielfältigen Leben vor.

Dieser Newsletter wird in einer Arbeitsgruppe der GmR diskutiert und erarbeitet. Drei der beteiligten Frauen berichten, was ihnen die Organisation bedeutet. Für Marianne Stohler war der Rückzug des MKP zuerst ein Schock, war sie doch eben in der GmR richtig angekommen. Sie schreibt: «An der letzten Tagung im Juni 2022 spürte ich die Kraft, das Engagement und den Willen der Frauen, die GrossmütterRevolution nicht untergehen zu lassen. Ich spürte wieder die Dynamik und den Enthusiasmus der Anwesenden, sich weiterhin für die Zukunft zu engagieren, mitzuarbeiten und auch in den neuen Strukturen beizutragen, dass dieses kostbare Projekt weitergeführt werden kann.»

Für Telsche Keese war das Mitmachen bei der GmR ein ermutigendes Lernfeld, das vieles ermöglichte. Das Kämpfen für Frauenanliegen möchte sie jetzt Jüngeren überlassen, sich jedoch auch weiterhin in einer Arbeitsgruppe mit Altersbildern auseinandersetzen.

Angesichts der weltweiten Kriege und Krisen braucht es für Monika Fischer die GrossmütterRevolution jetzt erst recht. Sie freut sich deshalb über die Ausweitung der Themen im neuen Manifest.

Ein mutiges Team von vier engagierten Frauen hat intensiv daran gearbeitet, das Projekt mit neuen Strukturen in den künftigen Verein GrossmütterRevolution zu überführen. Eine davon ist die Basler Theologin Rosmarie Brunner. Wir stellen sie in einem Kurzporträt vor und fragten nach ihrer Motivation und den künftigen Herausforderungen.

FrauenWeisheiten

Weitere Infos und Anmeldungen zur Mitgliedschaft: www.grossmuetter.ch.

Unser Newsletter wird auch weiterhin erscheinen. Wir freuen uns, Sie nach einem kurzen Unterbruch im November wieder begrüßen zu dürfen.

Willkommen sind uns auch wie gewohnt Ihre Reaktionen und Anregungen.

Das Frauenweis(s)heiten-Team

Kontakt

Monika Fischer, fischerabt@bluewin.ch

Zwischen Projektarbeit und der Weite der Mongolei



Nach 12 überaus erfolgreichen Jahren als Projektleiterin verabschiedet sich Anette Stade am 30. September 2022 von der GrossmütterRevolution.

Text und Foto: Monika Fischer

Die ersten zwölf Jahre der GrossmütterRevolution sind untrennbar verbunden mit der Projektleiterin Anette Stade (55), die geschickt alle Fäden zusammenhielt. Dies hat sie früh geübt, ist doch ihr Leben geprägt durch Migrationserfahrungen in der Kindheit und frühe Selbständigkeit. Kompromisslos suchte sie lange nach dem passenden Beruf – und fand den Frauenausweg: Sie wurde schwanger und ist heute vierfache Mutter und Grossmutter von Freya. Nach dem Studium in soziokultureller Animation an der heutigen Fachhochschule HSLU in Luzern bildete sie sich stets weiter, sammelte Erfahrungen in verschiedenen Projekten und baute ein eigenes Geschäft auf. Fasziniert von der Weite der Mongolei und der traditionellen Heilkunst der Schamaninnen und Schamanen, bietet sie mit ihrem Team Reisen in dieses Land an.

«Unsere Familie ist lange jeweils dem Beruf des Vaters nachgezogen, das merke ich im Rückblick», lacht Anette Stade. Als Wunschkind der Eltern in München geboren, fuhr die Familie fünf Monate später nach New Jersey, wo der Maschinenbauingenieur ein Postdoc-Programm besuchte und Maschinen für die Kunststoffindustrie entwarf. Doch die Eltern fühlten sich in den USA nicht wohl und kehrten drei Jahre später nach Deutschland zurück. Nach weiteren drei Jahren in Frankfurt zogen sie im Sommer 1973 in die Region Basel. «Das viele Zügeln und die anderen Sprachen – Schweizerdeutsch war für mich eine fremde Sprache – haben mich geprägt. Zwar lebten wir gutbürgerlich und waren nicht von Armut betroffen. Und doch habe ich als Kind die ganze Fremdenfeindlichkeit erlebt und wurde auch mal verprügelt, weil ich zwar nicht wie die Italiener, aber doch anders komisch gesprochen habe. Das gab mir das Gefühl, alles, was ich mache, ist falsch. Ich wusste nicht warum und fühlte mich entwurzelt.»

Früh selbständig

Die Eltern fanden die staatliche Schule grässlich und schickten die Tochter in eine Steinerschule. Ohne die Anthroposophie zu kennen, dachten sie, es sei die bessere Pädagogik. Dadurch lebte Anette in Nachbarschaft mit Kindern, die eine andere Schule besuchten. Dies gab ihr zusätzlich das Gefühl, nicht verwurzelt zu sein. «Ich hatte aber eine gute Kindheit, meine Eltern haben mich herbeigesehnt. Das gab mir das Gefühl, die Welt habe auf mich gewartet. Oft arbeitete ich mit meinem Vater in der Werkstatt. Er war immer stolz auf mich. Ich wurde als Mädchen gleichwertig behandelt wie mein Adoptiv- und mein 11 Jahre jüngerer leiblicher Bruder.»

Als sie sich in der Pubertät langsam abnabeln wollte, konnte dies die Mutter nicht verkraften. «Sie war nicht fähig, mich gehen zu lassen.» Als der Konflikt anderthalb Jahre vor Schulabschluss eskalierte, wurde sie von der Mutter vor die Wahl gestellt: «Entweder gehorchst du, oder du ziehst aus.» Da zog sie aus, bevor sie volljährig war.

Einzigste Zeit im Leben mit Hunger

Sie erzählt, wie sie für 50 Franken in einem Zimmer im Haus eines Kollegen wohnte. Von den Eltern bekam sie im Monat 300 Franken. Da dies nicht ausreichte, arbeitete sie neben der Schule. «Zweieinhalb Jahre habe ich im anthropologischen Institut, das sich im Keller des Gefängnisses befand, Knochen gewaschen. Manchmal klauten wir auch Schoggi und Butter, wenn wir Brot kauften. Es war die einzige Zeit in meinem Leben, in der ich manchmal hungerte.» Mit 19 wechselte sie den Job und machte Nachwache in der Geriatrie. «Nach strengen Nächten wachte ich manchmal in der Schule auf, wenn der Lehrer den Schlüsselbund auf mein Pult warf. Ich bin klar zu früh von Zuhause ausgezogen und wollte das nicht für meine Töchter.»

FrauenWeisheiten

Nach 12 Schuljahren wusste sie nicht, was sie machen könnte: «Es ist der Fluch der vielseitig begabten Kinder.» Jetzt kümmerte sich der Vater wieder um sie und brachte sie jeden Morgen zum Arbeitsamt. «Er wollte, dass ich eine Stelle finde, bis ich wusste, was ich lernen wollte. Sie bekam noch mehr Stress und flog mit 20 Franken nach London, wo sie ein halbes Jahr bei Bekannten, dem Arbeitslosengeld und mit Checks der Post in der Hausbesetzerszene lebte.

Schwangerschaft als Ausweg

«Bei der Arbeit in einer Fabrik kam ich angesichts der Arbeitsbedingungen auf die Welt. Ich lernte Leute ohne jegliche Perspektive kennen und wusste: Bei mir ist das anders, ich habe Möglichkeiten.» Sie kehrte in die Schweiz zurück und wollte Goldschmiedin werden. Bei der Suche nach einer passenden Lehrstelle erfuhr sie durch die Bemerkung «als Frau werde sie ja doch heiraten und dann aus dem Beruf gehen» erstmals die Diskriminierung aufgrund des Geschlechts. Bei einer psychologischen Beratung wies sie die Psychotherapeutin auf eine Praktikumsstelle in einer Wohn- und Therapiegemeinschaft hin. Anette begann berufsbegleitend eine Ausbildung in Sozial- und Gestalttherapie und arbeitete viel mit Kunst und -therapie. Als ihr der nächste Ausbildungsschritt in Heilpädagogik nicht zusagte, suchte sie nach einem Ausweg – und wurde schwanger. Mit 23 bekam sie ihre erste Tochter: Zoe. Damit ihr Partner seine Ausbildung abschliessen konnte, entschied sie sich, zuhause zu bleiben und nach seinem Abschluss wieder einen Berufsabschluss in Angriff zu nehmen. «Wir wohnten in Arlesheim, hatten kein Geld, tranken im Ausgang zusammen ein einziges Bier. Andert-halb Jahre später bekam ich die zweite Tochter: Ronja. Nach dem Studienabschluss des Partners arbeitete dieser 20% und betreute die Kinder, damit ich an der HSLU studieren und berufsbegleitend in einem Arbeitslosenprojekt arbeiten konnte.»

Angekommen

Nach jahrelangem Zusammenleben heirateten die Eltern – und liessen sich ein Jahr später mit geteiltem Sorgerecht für die Kinder wieder scheiden. Um möglichst günstig zu wohnen, zog Anette in ein besetztes Haus in Basel. Die Töchter wurden vier Tage in der Woche vom Vater betreut und kamen am Wochenende zu ihr.

Im letzten Studienjahr (1998) lernte sie an der Fasnacht Alex kennen. «Er half mir bei unserer Projektarbeit, bei der wir sogar einen Preis gewannen. Mein Leben wurde nun viel ruhiger. Alex ist meine grosse Liebe bis heute. Wenn zwei Menschen sich die Hand reichen, kann sich potenzieren, was man macht und toll findet. Das ist wunderbar.» Direkt nach ihrem Abschluss holte das Paar die Töchter zu sich, und die Familie zog in ein grosses Haus in Hegenheim in Frankreich, nahe der Schweizer Grenze. 2001 wurde

Sofie, 2004 Thora geboren. Das Leben zwischen der Schweiz und Frankreich wurde immer komplizierter. Deshalb zogen sie nach sieben Jahren in eine Familiensiedlung in Allschwil.

«Ich hatte mit Alex abgemacht, dass wir uns die Erwerbs- und Familienarbeit teilen. Wir fanden immer wieder gemeinsam eine Lösung, die für beide stimmte, auch wenn das nicht immer einfach war und wahnsinnig viel gute Planung von uns verlangte», meint Anette Stade rückblickend. Während ihr Partner seinen Berufsweg vom selbständigen Zimmermann über die Arbeitsagogik bis hin zum Sekundarlehrer zurücklegte, entwickelte Anette erfolgreich verschiedene Projekte, was ihrer Karriere Aufschwung gab. Dazu gehörte im Auftrag der Sozialhilfe Basel «Die Stadthelfer» für langzeitarbeitslose Menschen, die als Freiwillige vermittelt wurden. «Es war damals ein neuer Ansatz, Sozialhilfebezüger nicht unter Druck zu setzen und ihnen dennoch die soziale Teilhabe zu ermöglichen», erklärt sie und ergänzt mit leisem Stolz: «Das Projekte wurde vom Sozialamt Zürich und in anderen Kantonen adaptiert.

Sensibilisiert für Frauenrechte

«Ich gehöre zur Generation, die fand, Feminismus ist gut und recht, doch sei er jetzt nicht mehr so wichtig, da ja alles aufgegleist sei und immer nur noch besser werde», meint Anette und erzählt von ihren verletzenden Schlüsselerlebnissen. Als junge Mutter von zwei Kindern wollte sie in Aarau Sozialarbeit studieren. Beim Einzelgespräch mit dem Rektor meinte dieser im Hinblick auf ihren Lebenslauf, sie könnte doch erst einmal etwas fertigmachen, die nächsten zehn Jahre daheimbleiben und ihre Kinder erziehen. «Diese Begegnung hat mich total verletzt und pulverisiert. Wie ich damals erleben viele Frauen noch heute die Chancenungleichheit, wenn sie sich Kinder wünschen oder als Mütter wieder ins Berufs- und Ausbildungsleben einsteigen wollen.» Sie fand zudem, das Studium in soziokultureller Animation sei viel interessanter und kreativer. Ein Jahr später wies sie der Dozent beim Aufnahmegespräch an der HSLU auf ihre zwei Kinder im Lebenslauf hin und wie sie das denn mit der Betreuung organisieren werde. «Ich machte nicht mehr die Faust im Sack und sagte, ob er bei männlichen Bewerbern diese Frage auch stelle. Er gab mir recht und nahm die Frage zurück.»

Sie schildert ein weiteres Erlebnis, das die Anliegen der neuen Frauenbewegung auch zu den ihren machte. «Beim ersten grossen Frauenstreik 1991 war ich schwanger mit der zweiten Tochter und lief in Basel über den Theaterplatz. Ich war 25, hatte extrem wenig Geld und war daheim versackt. Da badete ich in der Energie dieser vielen Frauen mit dem Slogan «Wenn frau will, steht alles still» und spürte: Das Leben hat mich

FrauenWeisheiten

wieder.» Dieser «emanzipatorische Crashkurs» führte dazu, dass sie sich für Frauenprojekte und insbesondere für benachteiligte Frauen einsetzte, zum Beispiel beim Aufbau des Studienprojektes «Lernen im Park» mit seiner Geh-Struktur für Migrantinnen.

Selbstbewusste Macherin

Anette Stade zählt die zahlreichen Projekte auf, die sie aufgebaut hat. Sie hatte immer wieder neue Ideen. Oft war es ein Learning by doing: «Ich musste mich hineinknien, viel lesen und mich ständig weiterbilden, um mir das nötige Fachwissen anzueignen und wurde mit zunehmender Erfahrung mutiger. Wenn mir auch im Leben nicht alles gelungen ist, hatte ich doch genügend Selbstvertrauen und ein starkes Rechts- und Unrechtsempfinden.» Bei der Arbeit für die Merian Stiftung in Basel konnte sie ihr Netzwerk ausbauen. «Es war ein Traumjob, Projekte zu ermöglichen und zu finden. Die Arbeit gefiel mir extrem gut, wurde jedoch menschlich schwierig.» Die Situation wurde so belastend, dass sie die Stelle kündigte, auch wenn ihr das damals sehr schwer fiel.

2009 machte sie sich selbständig und gründete ihre eigene Firma (www.kaito.ch). «Ich hatte ein grosses und gutes Netzwerk und verschiedene, ehemalige Arbeitgeber buchten mich als Freelancerin. So holte mich Heinz Altdorfer für das Projekt Grossmütter-Revolution, mein grösstes Mandat in den letzten 13 Jahren und das letzte, das ich auch operativ führe.» Sie schrieb viele Konzepte, z.B. für die Offene Kirche in Basel, für Sans-papiers, machte unzählige Bedarfsanalysen mit Handlungsempfehlungen oder begleitete Hilfswerke im Leitbildprozess. Daneben hatte sie auch verschiedene Lehraufträge. An der Fachhochschule Nordwestschweiz unterrichtete sie Kommunikation und Beratung, an der HSLU unternehmerisches Handeln.

Aktuell ist sie im Auftrag der HSLU und in Zusammenarbeit mit Swisscontact an einem internationalen Coaching-Projekt beteiligt, das sie in Kontakt mit verschiedenen Ländern und Kulturen bringt.

Jangar-Reisen

Neben der bodenständigen Arbeit als Projektentwicklerin und Teamcoach lebt Anette Stade auch eine andere Seite. Sie erzählt, wie sie vor 20 Jahren nach langer Suche in der spirituellen Welt des Schamanismus ihre Heimat gefunden hat. Unter anderem besuchte sie bei Carlo Zumstein Intensivseminare, bildete sich stets weiter und nahm an schamanischen Reisen in die Wüste und in die Mongolei teil. Auf die entsprechende Frage zeigt sie auf: «Es geht im Schamanismus um die Verbundenheit zu allem, was ist und darum, diese Verbindung zum Wohle der andern zu beeinflussen, indem bei einer Disharmonie mit Heilritualen die Energien verändert und die Harmonie wieder

hergestellt wird. Es ist das Ergebnis hoher Zivilisation, dass wir viele natürliche Zugänge zur nichtmateriellen Welt verloren haben und nun versuchen, wieder einen (modernen) Zugang zu finden.» Anschaulich beschreibt sie die zwei Wochen, in denen sie 2019 mit einer Schamanin in der Mongolei unterwegs war: «Es war ein Geschenk des Universums, dass wir durch die Schulung des Wahrnehmungsvermögens in der nichtmateriellen Welt dasselbe sehen und einander schamanische Heilrituale beibringen konnten. Seitdem ich ihre Assistentin heilen konnte, wird mein Wirken auch in der Mongolei anders gesehen. Diese gemeinsame Arbeit ist für mich ein grosses Geschenk.»

Seit fünf Jahren organisiert Anette Stade mit ihrem Team verschiedene, den persönlichen Bedürfnissen angepasste Familien- und Gruppenreisen sowie schamanische Treckingreisen in die Mongolei (Siehe www.jangar-reisen.ch) Sie schätzt das Verständnis und auch die Ermutigung ihres Partners, stets ihren Weg zu suchen und zu gehen, dank dem sie ihre verschiedenen Interessen mit Beruf und Familienarbeit unter einen Hut bringen konnte.

WAS UNS BESCHÄFTIGT Teil 1

Neue Dynamik für die GrossmütterRevolution

Marianne Stohler

Als ich im Frühling 2019 das erste Mal an einer Tagung der GrossmütterRevolution teilnahm, war das für mich **die** Entdeckung! Ich fühlte mich wie ein ausgetrockneter Schwamm, der alles aufsaugte, was da geboten wurde. Ich erlebte, wie wertschätzend und aufmerksam die Frauen miteinander umgehen. Ich staunte über all das, was in den letzten Jahren geleistet worden war. Es war für mich erstaunlich, wie offen und differenziert miteinander diskutiert, wie aufmerksam die einzelnen Voten aufgenommen wurden. Kurz, ich fühlte mich auch als neu dazu gekommene Frau sofort wohl und ja, glücklich, aber auch angeregt und motiviert in dieser Gemeinschaft.

Voll Elan und Energie stürzte ich mich in die Arbeit. Ich engagierte mich in der neu gegründeten Arbeitsgruppe «Altersbilder heute und morgen». Ich besuchte das RegioForum Zürich, beteiligte mich am Frauenstreiktag, wurde Mitglied der Matronatsgruppe. Später begann ich auch ab und zu für die Frauenweisheiten zu schreiben. All

FrauenWeisheiten

das, weil ich es genoss, mit Frauen, die ähnlich dachten wie ich, die sich auch im Alter noch engagieren wollten und Visionen hatten, auseinanderzusetzen und zusammen zu arbeiten.

Als ich dann an der Matronatssitzung vom 25.10.2021, kurz nach der Feier zum zehnr- resp. elfjährigen Geburtstag der GrossmütterRevolution am 2. Sept 2021 hörte, dass sich das Migros-Kulturprozent als Trägerin der GrossmütterRevolution zurückziehen würde, war das für mich ein Schock. Ich glaubte, endlich angekommen zu sein – und jetzt war das Ganze in Frage gestellt.

Schon an der nächsten Sitzung merkte ich, dass viele Frauen nicht bereit waren, die GrossmütterRevolution einfach untergehen zu lassen. Vielmehr waren viele bereit, einen Weg zu suchen, damit die GrossmütterRevolution, in welcher Form auch immer, weiter bestehen kann. Das Migros-Kulturprozent bot Hand dazu, indem es uns noch eine Organisationsberatung finanzieren und auch für ein erstes Jahr des Übergangs noch Finanzen zur Verfügung stellen wollte.

Unterdessen hat sich sehr viel getan. Eine Gruppe hat konkrete Vorstellungen erarbeitet, wie die neuen Strukturen und die Finanzierung aussehen könnten. An der letzten Tagung im Juni 2022 spürte ich die Kraft, das Engagement und den Willen der Frauen, die GrossmütterRevolution nicht untergehen zu lassen. Ich spürte wieder die Dynamik und den Enthusiasmus der Anwesenden, sich weiterhin für die Zukunft zu engagieren, mitzuarbeiten und auch in den neuen Strukturen beizutragen, dass dieses kostbare Projekt weitergeführt werden kann.

So bin ich jetzt wieder zuversichtlicher und bereit, auch meinen Teil zum Gelingen der GrossmütterRevolution beizutragen.

Abschied von der GrossmütterRevolution

Telsche Keese

«Irgendwann ist Schluss», habe ich mir gesagt, und tatsächlich: Jetzt kommen mit dem Neubeginn jüngere Frauen. Sie werden die von uns vorgespurten Themen wie Gleichberechtigung, gerechte Löhne oder unsere Vorstellungen rund um Care mit frischem Schwung weiterverfolgen. Jüngere Frauen haben andere Biografien als ich. Ich gehöre zu den Frauen der 60er/70er Jahre, die heirateten, um dann Kinder zu erziehen. Das war damals unsere Bestimmung und klarer gesellschaftlicher Konsens. Schlummernde berufliche Fähigkeiten zu entwickeln, verschob ich auf später. Auf mich und meine Generation traf zu, was Simone de Beauvoir einmal gesagt hat: «Frauen, die nichts fordern, werden beim Wort genommen: sie bekommen nichts.»

In mir schlummernde Energien und Fähigkeiten als ausgebildete Fachlehrerin flossen in ehrenamtliche oder teilzeitige Arbeit. Also sehnte ich mich immer nach Kontakt mit anderen Menschen und Erfahrungswelten. Bis ich nach der Pensionierung zur GrossmütterRevolution stiess, hatte sich in mir viel Frust angestaut.

Hier fand ich schnell Gleichgesinnte. Wie viele unbewältigte Anliegen sich bei Frauen angehäuft hatten und auf Austausch drängten, zeigte die überwältigende Beteiligung am Frauenstreiktag 2019. Es zeigte mir, wie wichtig Frauensolidarität ist, und dass wir uns für unsere eigenen Belange einsetzen müssen. Insofern war mir sehr wichtig, dass Frauen in der GmR unter sich waren. Unsere lockere Art, miteinander umzugehen, fördert einen unbefangenen Gedankenaustausch. Sie lockt aus der Reserve und stärkt gleichzeitig das Selbstvertrauen in eigene Meinungen, um sie dann überzeugend vertreten zu können.

Mir ging es in der GmR darum, die Situation alter Frauen in der Gesellschaft sichtbar zu machen, denn alles dreht sich heute um die grosse arbeitende Menge. Uns Alte dagegen verliert die Gesellschaft leicht aus dem Blick. Es wird vieles über unseren Kopf hinweg entschieden, anstatt uns zu fragen, was wir brauchen. Für diese Anliegen sich einzusetzen, ergab für mich Sinn.

Mein Einstieg war eine Frühlingstagung in Olten zum Thema «Selbständigkeit und Abhängigkeit im Alter». Hier traf ich Gleichgesinnte in einer offenen Gemeinschaft. Schnell fand ich vorbehaltlose Zugehörigkeit. Jede Idee kann in der GmR zum Mitmachen dienen oder eigenverantwortlich als AG umgesetzt werden. Wo sonst gibt es so viel Freiheit und Unterstützung dazu? Das fand ich sehr ermutigend. Ob als ZuhörerIn, schweigend oder überzeugte Wortführerin, alles hatte Platz. Ich lernte Probleme von vielfältigen Seiten zu betrachten, vieles weitete den Blick. Gedanken zu formulieren und sie zu vertreten, halfen mir, verschüttete Seiten an mir als Frau zu erfahren. Die GmR war mein Gedanken-Spielfeld, sie ermutigte mich sogar, Verantwortung für eine Arbeitsgruppe zu übernehmen, in der wir Themen rund um das Altern besprechen. Dort werde ich auch weiterhin dabei sein. Nicht zuletzt hat meine Leidenschaft zu meiner Muttersprache im vorliegenden Format ihren Ausdruck gefunden. Ich werde nicht vergessen, wie belebend die jeweiligen Tagungen der GmR als Ideen- und Kontaktbörse waren. Noch oft werde ich an sie zurückdenken, sie waren meine liebsten persönlichen Auszeiten, sie gehörten ganz und gar nur mir.

WAS UNS BESCHÄFTIGT Teil 3

Die GrossmütterRevolution lebt weiter

Monika Fischer

An meine erste Teilnahme an der Frühlingskonferenz der GrossmütterRevolution 2012 erinnere ich mich, als ob es gestern gewesen wäre. Bei der Einladung hiess es, wir sollten für die Vorstellung eine Foto aus der Kinderzeit mitnehmen. Die Bilder der kleinen Mädchen mit Zöpfen und Schleifen im Haar sahen einander ähnlich. Das schaffte vom ersten Moment an Verbundenheit. Auch wenn unsere Biografien unterschiedlich verlaufen waren, sind wir doch im gleichen Zeitraum unter den damals geltenden Bedingungen aufgewachsen.

In den bisherigen zehn Jahren meines Mitmachens bei der GrossmütterRevolution war das Verbindende zwischen den unterschiedlichen Frauen stärker als das Trennende. So hatte ich die Frauenbefreiungsbewegung nicht miterlebt wie andere Frauen. Ich wohnte zu diesem Zeitpunkt nach meiner frühen Heirat 1968 auf dem Land in einem stockkonservativen Umfeld. Und doch bin ich einen ähnlichen Weg weitgehend allein gegangen.

FrauenWeisheiten

Bei der GmR begegnete ich Frauen, die mit gleichen Anliegen unterwegs waren. Besonders angesprochen hatte mich bei meiner ersten Tagung das Thema der Care-Ökonomie, begleitet es mich doch zeitlebens. Bis heute reibe ich mich am Missverhältnis der Bedeutung der Sorge für Mensch und Natur auf der einen und auf der anderen Seite der Nichtbeachtung der Thematik auf der gesellschaftspolitischen Ebene. In Arbeitsgruppen, auf Tagungen, in verschiedenen Schriften, bei der Vorbereitung zur Kundgebung «Das Alter ist uns teuer, kostbar» hatten wir uns intensiv damit auseinandergesetzt.

Wir wollten auch als alte Frauen sichtbar sein, uns einmischen und gehört werden.

Verantwortung für sich und den Zustand der Welt

Aufgrund unserer Lebenserfahrungen beschäftigten wir uns immer wieder mit unserer Geschichte und der fehlenden Gleichberechtigung und setzten uns lautstark auch mit jungen Frauen für entsprechende Anliegen ein. Mit den Jahren haben sich die Inhalte leicht verschoben resp. ausgeweitet. Dies zeigte sich an den aus unseren Reihen hervorgegangenen Klimaseniorinnen. Deutlich wurde es auch an der Herbsttagung 2019 im Zusammenhang mit dem Impulsreferat von Andrea Maihofer, em. Professorin für Geschlechterforschung an der Universität Basel. Sie zeigte auf: Manche aktuellen Bewegungen stehen in Konkurrenz zueinander anstatt sich zu verknüpfen. Es gelte, eine neue Bündnispolitik zu entwickeln aus der Einsicht heraus, dass Sexismus, Rassismus, Imperialismus, soziale Ungerechtigkeiten und Klimawandel zusammenhängen. Wichtig sei, nicht nur sich selber ins Recht zu setzen, sondern auch andere Meinungen zu beachten, Widersprüche und Differenzen auszuhalten und durch die produktive Form der Auseinandersetzung eine Haltung der Solidarität zu entwickeln. Darüber hinaus gelte es, individuell und kollektiv die Verantwortung für die eigene Gesellschaft und den Zustand in der Welt zu übernehmen.

Eine Vision, wohin wir wollen

Die Referentin regte uns zum Weiterdenken an. Wir möchten uns weiterhin sowohl mit uns als alten Frauen als auch mit der Sorge um die Welt beschäftigen. Diese Ausweitung kommt im neuen Manifest zum Ausdruck, das den Boden bildet für die Weiterführung der GrossmütterREvolution mit anderen Strukturen. Denn eine soziale Bewegung lebt von den Menschen, die sich engagieren und so auch das scheinbar Unmögliche möglich machen.

Das ist in der unserer Zeit, geprägt von Grossmachtfantasien einiger Männer, von Krieg, Klimakrise, Lügenkultur, drohenden Hungersnöten und Energieknappheit be-

FrauenWeisheiten

sonders wichtig. Die aktuelle Ansammlung von Krisen kann Ohnmacht auslösten. Dem will sich die GrossmütterRevolution entgegenstellen und Mut und Hoffnung vermitteln. So erfuhr es die AG DenkRäume an ihrer letzten Sitzung bei der Diskussion über das Büchlein «Vom Schöpfen und Erschöpfen» (Gespräch der Politökonomin Maja Göpel und der Philosophin Eva von Redecker mit den HerausgeberInnen Maximilian Haas und Margarita Tsomou). Der folgende Text auf der Umschlagseite gab den Beteiligten neue Energie:

«So, wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben. Stattdessen braucht es eine radikal andere Idee oder Vision davon, wohin wir wollen, und dann ganz viele Schritte auf dem Weg dahin. Die bauen aufeinander auf und verstärken sich und dann entstehen diese Momente, die sehr revolutionär wirken, weil auf einmal viel Veränderung möglich wird, die kurz zuvor noch unmöglich schien.»

Blieben wir daran, zusammen mit Frauen unserer Generation, denen die Zukunft der Enkelgeneration nicht gleichgültig ist!

Mit VEREINTen Kräften engagiert, energisch und vergnügt



«Wenn es die GrossmütterRevolution nicht gäbe, müsste frau sie erfinden.» Diese Überzeugung motivierte Rosmarie Brunner zu ihrem Engagement für deren Weiterbestand.

Monika Fischer

Ab dem 1. Oktober 2022 geht die GrossmütterRevolution nach 12 Jahren als Projekt des Migros-Kulturprozentos als eigenständiger Verein weiter. Die reformierte Theologin Rosmarie Brunner (64) hat gemeinsam mit Veronika Bosshard, Maya Eigenmann, Ursula Popp und Elisabeth Bauer als professionelle Beraterin die neuen Vereinsstrukturen mit viel Engagement aufgebaut. «Ich möchte einmal Grossmutter werden», hatte sie als Fünfjährige auf die Frage nach ihrem Berufswunsch geantwortet. Was sie damit meinte, erkannte die «angeschmuste Grossmutter» von sechs Enkelkindern erst viel später.

Begeistert erzählt sie vom AHV-Fest in Frühling mit ihrer angeschmusten Familie mit drei Töchtern, sechs Enkelkindern und Freunden im eigenen Garten und meint: «Die drei Töchter meines Mannes sind ein grosses Geschenk für mich. Es berührt mich

immer wieder, dass wir einander so gernhaben.» Es ist ihr bewusst, dass dies wie anderes in ihrem Leben nicht selbstverständlich ist. «Ich bin so glücklich und stolz, dass ich dieses Alter erreicht habe.» Sie verwende den Begriff «stolz» sonst nicht gerne. Doch hier mache sie es bewusst und erklärt: «Ich verstehe es nicht als Leistung. Vielmehr hat es mit meiner Lebensgeschichte zu tun und ist ein Geschenk.»

Schmerz und Freude

Rosmarie Brunner kam unehelich als Mangelgeburt mit 2,1 kg zur Welt. «Meine Mutter hat sich eingeschnürt, weil niemand ihre «Schande» sehen sollte und hat mich nach der Geburt weggegeben. Ich kam zu Pflegeeltern, die später meine Adoptiveltern wurden. Da ich mit unendlicher Traurigkeit geboren wurde, ist es nicht selbstverständlich, dass ich und heute so vergnügt aus der Wäsche schaue.» Mit 60 durfte sie in Münchenstein, wo sie mit einer älteren Schwester aufgewachsen ist, eine Beerdigung halten. «Ich spürte den Schmerz an diesem Ort meiner Kindheit – und gleichzeitig kam wie eine Welle von Stolz über mich, dass ich an diesem Ort vorne stehen durfte.» Sie berichtet von ihren normalen Pflegeeltern mit dem einzigen Makel, «dass sie mir erst, als ich neun war, erzählten, dass ich nicht ihr leibliches Kind bin. Es war neun Jahre zu spät. Diese frühen Erfahrungen machen viel von meiner Persönlichkeit aus. Wer nach dem Fall ins Bodenlose bei der Geburt überlebt, kann vieles überstehen. Dies gibt auch Freiheit.»

Andere durchs Dunkel begleiten

Warum hat sie ausgerechnet Theologie studiert? Mit Hinweis auf eine tiefere Ebene erzählt sie von ihrem Berufswunsch mit fünf, sie wolle Grossmutter werden. Ihre Mutter wies sie darauf hin, dann müsse sie zuerst Mami werden. Rosmarie wusste schon damals, dass sie es nicht so meinte. Was dahinter lag, wurde ihr anlässlich das Referates von Ingrid Riedel an der Frühsommertagung der GmR im Schwarzenberg beim folgenden Satz erneut und klar bewusst: «Grossmütter sind Frauen, die andere durchs Dunkel begleiten.» Sie merkte: «Deshalb bin ich Pfarrerin geworden. Es ist die Übersetzung des unermesslichen Leids am Lebensanfang in eine fruchtbare Wirklichkeit.»

Von der Mitte an die Ränder

25 Jahre war sie reformierte Pfarrerin in Liestal. Während eines Sabbaticals im Pfarramt besuchte sie, die schon immer Clown werden wollte, einen Clownkurs und gründete danach mit vier Freundinnen die «Sensibellas», der sie bis 2021 angehörte. Sie lacht: «Es geht um etwas Tieferes: Man muss sich ernstnehmen, aber nicht zu ernst. Das gilt auch für alte Frauen. Es ist wichtig, auch über gewisse Dinge wie z.B. Altersflecken lachen zu können, frau kann auch mit einem Hängebusen glücklich sein. Der Humor

FrauenWeisheiten

ist eine der Ressourcen, die dazu beigetragen haben, dass ich ein vergnügtes Wesen bin.» Möglicherweise habe sie ihr Wesen vom leiblichen Vater. Sie war um Mitte 30, als sie ihre leiblichen Eltern kennenlernen wollte und Akteneinsicht verlangte. Obwohl die Mutter keinen Kontakt wollte, suchte Rosmarie sie auf. «Es war eine erschütternde Begegnung, doch wollte sie keinen weiteren Austausch. Der Vater hingegen wollte mich kennenlernen, es war eine tolle Begegnung.»

Als Pfarrerin musste sie in der Kirchgemeinde von der Funktion her in der Mitte stehen, was ihr vom Wesen her nicht entsprach. «Dem Gefühl nach gehörte ich an die Ränder. Es war ein ständiger Spagat, den ich nicht mehr weiter machen wollte.» Deshalb machte sie sich im Herbst 2009 selbständig, baute ihr Geschäft als freischaffende Theologin auf und zog ein Jahr später nach Basel. In dieser Zeit starb ihr Adoptivvater, sie lernte Urs im Schlusspurt vor seiner Pensionierung kennen und wurde seine dritte Frau. «Wir erleben das Glück der späten Liebe», freut sie sich.

Wann und wie kamst du zur GrossmütterRevolution? Wo hast du bisher mitgemacht?

Ich hatte von den «Omas gegen rechts» in verschiedenen Ländern gehört. Auf der Suche nach dieser Bewegung stiess ich auf die GrossmütterRevolution und meldete mich für die Frühlingstagung 2019 an. Ich war begeistert, so viele tolle Frauen bei- einander zu sehen. Schon meine Adoptivmutter war feministisch unterwegs. Seit der Jugendzeit machte ich in Frauengruppen mit, habe feministische Theologie studiert und Tagungen von Frauen für Frauen organisiert. Im Schwarzenberg habe ich auf die Frage «Was brennt euch unter den Nägeln?» von meinem Anliegen erzählt. Danach war ich 2020 kurz vor dem Lockdown Mitbegründerin des RegioForums Basel, machte beim Nacktkalender mit und engagiere mich in der AG Endlichkeit.

Was war deine erste Reaktion, als du vom Rückzug des MKP hörtest?

Es war schon vor der Matronatssitzung im Herbst 2021 spürbar, dass sich etwas ändern wird. Ich bin Anette sehr dankbar für ihren Einsatz, dass das MKP uns nicht schon während der Pandemie in die Wüste geschickt hat. Wenn es die GmR nicht gäbe, müsste man sie erfinden. Deshalb ist mir ihr Weiterbestehen wichtig. Mit dem Wegfall der Finanzen vom MKP und dem Engagement der Projektleiterin fehlen Geld und Bequemlichkeit. Ich sagte mir ganz pragmatisch, dann müssen wir die Sache eben anders anpacken. Für mich war es selbstverständlich, mich für den Weiterbestand der GmR einzusetzen. Es kam für mich zum richtigen Zeitpunkt: Ich habe Zeit und die nötigen

FrauenWeisheiten

Fähigkeiten. Natürlich hoffe ich, dass auch viele andere Frauen ihr Wissen und Können zur Verfügung stellen.

Warum braucht es die GrossmütterRevolution auch weiterhin?

Ich finde es wichtig, dass die alten Frauen in ihren vielfältigen Ausprägungen weiterhin ein Dach haben, unter dem alle Platz haben. Frauen haben andere Lebenserfahrungen und sind anderen Gesetzmässigkeiten unterworfen als Männer. Wir haben zudem nichts zu verlieren, weil wir gesellschaftlich unsichtbar werden, ausser Konkurrenz laufen und als eine Art Hofnarrinnen die Wahrheit sagen können. Dass wir unterschätzt werden, ist eine enorme Chance und gibt Freiheit: Nehmt uns als alte Frauen wahr gleichzeitig mit dem grossen Ganzen. Es ist toll, dass es bei der GmR nicht nur ein Thema, sondern eine vielfältige Themenlandschaft gibt. Einzig menschenverachtende Themen haben bei uns keinen Platz.



Was sind die wesentlichen Veränderungen, die grössten Herausforderungen?

Wichtig ist in dieser Phase das Bild vom geflochtenen Korb nach dem Wegfall des Silbertabletts. Wir gestalten das Gefäss neu, damit die Blumen, bisherige und neue, weiterhin blühen können. Denn wir erfinden nichts Neues. Leuchtturmprojekte bleiben, die Frühlingstagung am 25./26. Mai 2023 im Kloster Kappel ist in Planung. Wir möchten den offenen und niederschweligen Charakter mit dem hohen Grad an Selbst-

FrauenWeisheiten

organisation beibehalten und auch mit den neuen Strukturen einer demokratischen und transparenten Trägerschaft unkompliziert weitergehen. Allerdings fließt das Geld für unser Engagement für die Frauen und die Welt nicht mehr automatisch. Es ist deshalb die grösste Herausforderung, Mitglieder/Mitwyber zu finden. Alle sind angesprochen. Mit dem selber gewählten Jahresbeitrag von 9 bis 999 Franken kann jede dabei sein. (Richtbeitrag 99.- pro Jahr, ab 1000.- ist frau Gönner*in). Nun arbeiten wir daran, eine Organisationsform zu finden, die der GmR entspricht. Beim Vorstand und der Geschäftsstelle werden die Fäden zusammenlaufen. Die Richtung jedoch wird von den in Arbeitsgruppen und RegioForen engagierten Frauen bestimmt.

Am 30. September wird in Basel der Verein GrossmütterRevolution (VGmR) gegründet. Was sind deine Erwartungen?

Ich freue mich sehr auf diesen Tag und hoffe, viele Frauen zu sehen, altvertraute und neue. Dass es auf gute Art gelingt, die bisherige Phase zu verabschieden und der Umbau des Projektes in einen Verein Form gewinnt und die wellenförmige Ausbreitung verschiedener Arbeitsgruppen und Regioforen entsprechend einem ins Wasser geworfenen Stein der GmR neuen Schub gibt.

Dein Werbespruch für den Verein GrossmütterRevolution?

«Mit VEREINTen Kräften engagiert, energisch und vergnügt»